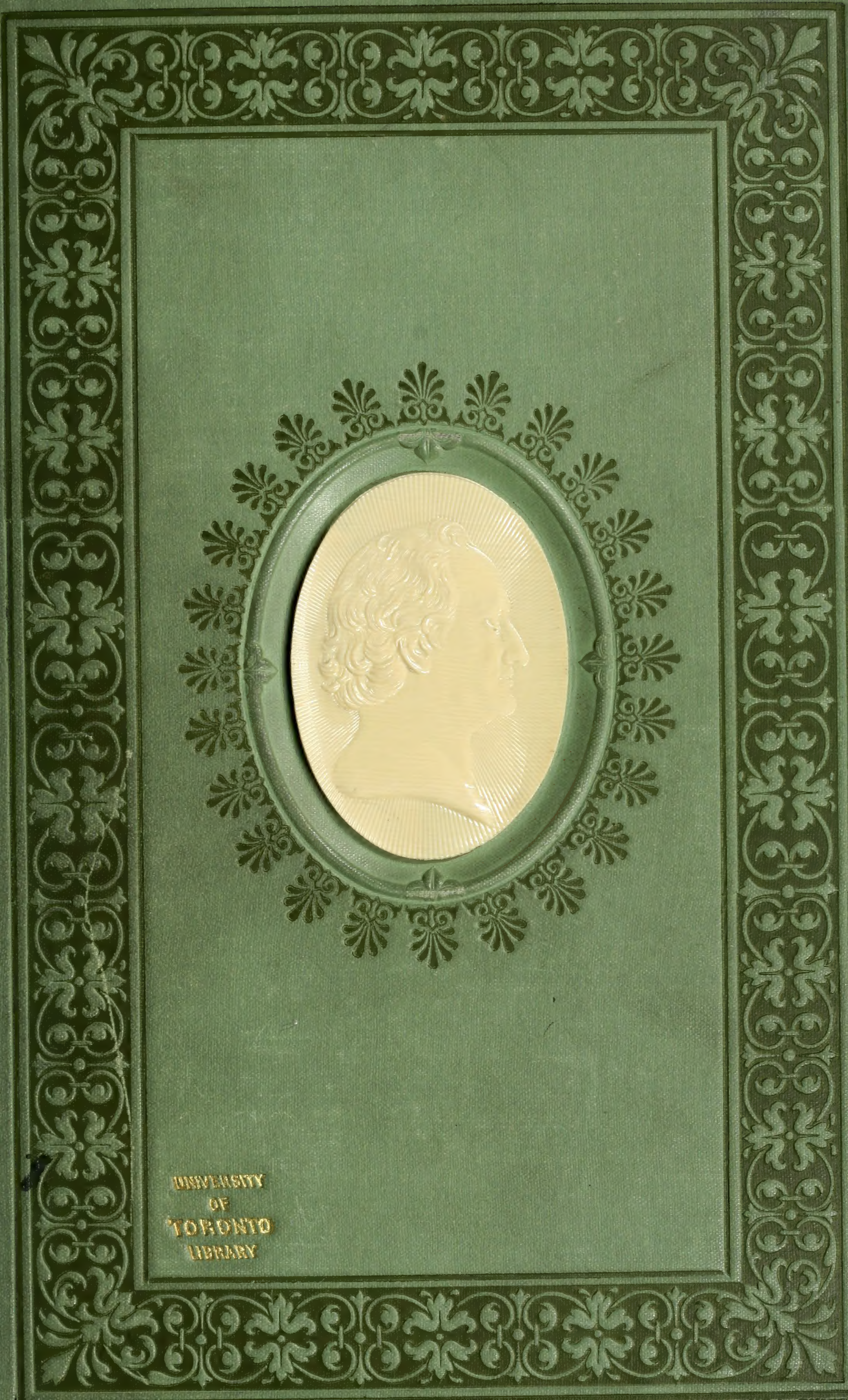
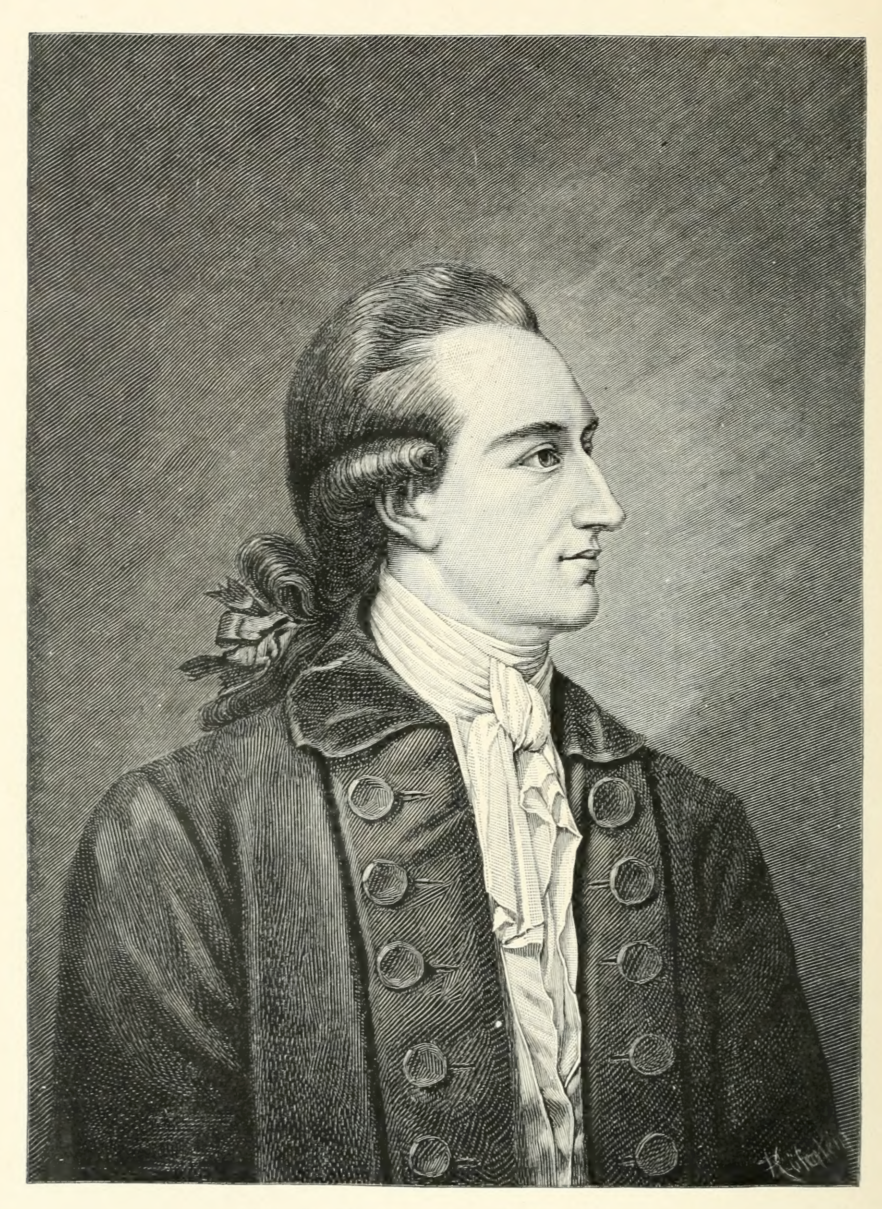












Bildnis Goethes von G. O. May.

Goethe

von

Karl Heinemann

Erster Band



Leipzig 1895
Verlag von E. A. Seemann.

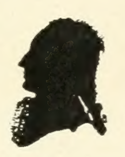
Druck von Ramm & Seemann, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Erstes Buch: Der junge Goethe.

Zweites Buch: Auf der Höhe.

Erster Teil: 1775—1788.



Goethe, 1774.
Silhouette für F. Jacobi
(Koennecke).



Verzeichnis der Abbildungen des ersten Bandes.

Seite

Seite

Seite

Nro. LXXI.

Dienstag, den 2. September 1749.

Mit Ihro Römisch-Kayserlichen und Königl. Majestät allergnädigstem PRIVILEGIO.



Wie auch eines Hoch-Edlen und Hochweisen Magistrats Hochgünstigen Bewilligung.

Ordentliche wochentliche Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten.

Welche in Johann David Jung, Buchhandlung in der Buch-Gasse nächst dem Fahr-Thor, wochentlich zweymal, als Dienstags und Freytags Vormittag ausgegeben und bekannt gemacht werden.

Proclamirt und Ehelich-Aufgebottene allhier in Franckfurt.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis, den 31. August.

Joh. Philipp Pfannenstiehl, und Jungf. Maria Margaretha Engelin.
Johann Georg Fuchs, Perruquenmacher, und Margareta Elisabetha Linckelin, Wittib.
Joh. Reinhard Seipel, Blumengärtner, und Juliana Maria Hellwigin.

Copulirt und Ehelich-Eingeseegnete allhier in Franckfurt.

Montags, den 25. ditto.

Hr. Cornelius Zimmerlas, Bierbrauer, und Jungfer, Anna Christina Gaudin.
Joh. Dieterich Benckhard, Haffnermeister, und Jungfer, Catharina Margareta Rödingerin.
Adam Pöhl, Schreiner, und Jungf. Eva Landauerin.

Dinstags, den 26. ditto.

Hr. Caspar Jacob König, Becker, und Jungfer, Maria Magdalena Dammlerin.
Georg Friedrich Grunau, Zimmermeister, und Jungf. Magdalena Christina Hedlerin.
Joh. Christoph Wecker, Schuhmacher, und Jungfer, Anna Catharina Davidsin.
Joh. Jacob Kreußler, Tagelöhner, und Anna Sibylla Kartreiberin.

Getauffte hierüben in Franckfurt.

Sonntags, den 24. ditto.

Joh. Leonhard Götz, Schuhmacher, eine Tochter, Justina Veronica.
Georg Merz, Wagner, eine Tochter, Anna Catharina.
Paul Drepa, Gärtner, eine Tochter, Anna Margaretha.
Joh. Conrad Götz, Constabler, eine Tochter, Elisabetha Wilhelmina Catharina.

Montags, den 25. ditto.

Hr. Joh. Friederich Jancke, Handelsmann, einen Sohn, Joh. Christoph.

Dinstags, den 26. ditto.

Henrich Würzau, Schuhmacher, einen Sohn, Peter.
Henrich Wilhelm Bernhard, Kutscher, einen Sohn, Joh. Bernhard.
Henrich Wilhelm Dittchler, Reitknecht, einen Sohn, Joachim.
Andreas Henrich, Grenadirer, einen Sohn, Johann David.

Donnerstags, den 28. ditto.

Ulrich Schleiffer, Steindecker, einen Sohn, Joh. Nicolaus.
Philipp Jacob Hanecker, Kutscher, einen Sohn, Friederich.

Freytags, den 29. ditto.

S. T. Hr. Joh. Caspar Göthe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolfgang.

Zeitungsblatt mit der Geburtsanzeige Goethes (letzte Zeile).



I.

Die Kindheit.

Getauft in Frankfurt Freytags d. 29ten Augusti 1749 ST Hr. Joh. Caspar Göthe Ihro Röm. Kayserlich. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang. So stand in den „ordentlichen wochentlichen Franckfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten" vom 2. September 1749 zu lesen, eine Anzeige, die für niemand bedeutungsvoll war als für das ahnende Gemüt der glückseligen Mutter. Und doch ist diese Notiz, wenn auch in anderm Sinne, wertvoll für den Genealogen und Biographen, der Charakter und Geist des Menschen zu erklären sucht aus der Art der Vorfahren, aus Ort und der Zeit der Geburt. Ihre größte That, die schöpferische Thätigkeit, hat die Natur zwar in undurchdringliches Dunkel gehüllt, das zu erhellen grade in unsern Tagen Aerzte und Historiker, fremde und einheimische Dichter vergeblich versucht haben; aber soviel steht immerhin fest, daß Ort und Zeit der Geburt und die Abstammung auf die Entwickelung des Menschen von entscheidendem Einfluß sind. Wie sollte es sich auch sonst erklären lassen, daß trotz des unendlich gesteigerten Verkehrs und trotz der Freizügigkeit der Stammescharakter der einzelnen Länder Deutschlands noch nicht verwischt ist? Und wie viel klarer und unverfälschter mußte er noch im vorigen Jahrhundert sein, wo der Nichtfrankfurter nur durch Verheiratung mit einer Frankfurterin Bürger der freien Reichsstadt werden konnte, wo ein Elternpaar in Hamburg sich lange bedachte einem „Butenminsch" die Tochter anzuvertrauen. Die Kluft zwischen Norden und Süden wurde immer größer, schien allmählich unüberbrückbar zu

werden und eine Vereinigung so aussichtslos, daß selbst gute deutsche Patrioten eine Zweiteilung Deutschlands — den Norden unter Preußens, den Süden unter Oesterreichs Führung — ernsthaft anrieten.

Die Geschichte unsers Volkes hat mehr trübe als erhebende Momente; aber in manchen Ereignissen zeigt sich doch die wunderbar leitende Hand der Vorsehung. Das war einmal die Schöpfung einer gemeinsamen Sprache durch Luther, die selbst für die Zeiten traurigster Zerrissenheit ein unauflösliches Band um alle Deutschen schlang, und sodann der Angriff Frankreichs im Jahr 1870. Der größte Mann des Jahrhunderts, der schon alles auf diesen Augenblick vorbereitet hatte, erkannte mit seinem Adlerauge die Gelegenheit, die ihm die heilige Not und die Begeisterung des Sieges bot, und sprach seinen Segen zur Vereinigung derer, die Gott so sichtbarlich zusammengefügt hatte.

In dieser Ehe ist der Norden der gestrenge Gatte und Gebieter, der Jahrhunderte lang, wie es sich für den Mann gehört, die Kosten der Verteidigung und des Schutzes getragen hat. Die Natur seines Landes schuf ihn zum Krieger; sind doch nicht nur die Pflanzen und die Tiere, auch die Menschen Produkte des Klimas ihres Landes. Durch das Klima wird Nahrung und Erwerb bestimmt, die Gegend beeinflußt die Lebensweise, den Bau des Hauses, die Tracht und endlich auch die Sprache, die Sitte und den Charakter. Die Länder, die wir dem Norden Deutschlands zuweisen, das heißt, die nördlich jener durch die Mitte Deutschlands von den Sudeten bis zum Hunsrück sich hindurch ziehenden Gebirgskette liegen, haben rauhes Klima, meist bedeckten Himmel, wenige ganz sonnige Tage, sieben Monate kalte Jahreszeit, dazu zum teil unergiebigen Boden. So wurde denn der Bewohner im Kampf mit der widerwilligen Erde und dem bösen Wetter rauh und trotzig, aber auch stark und unermüdlich fleißig; und auch der Geist wurde angestrengt, um den Lebenserwerb zu gewinnen; daher die einseitige Ausbildung des Intellekts, die Lust zur Satire, zu Spott und Hohn, die fast auf einen Mangel an Gemüt schließen läßt. Dem klaren Blick offenbarte sich bald die Notwendigkeit einer straffen Staatsform, der Unterwerfung unter einen höheren Willen zur Erreichung großer Ziele, des Gebots der eisernen Pflicht, und grade aus der Schwierigkeit des Erwerbes, aus dem Kampf um den Besitz erwuchs die Liebe zum Boden, zum Vaterlande. So steht er da, der eiserne Mann der Pflicht, der Deutsche des Nordens, der Niedersachse mit dem Schwert in der Hand, ein geborner Krieger, und seine Fürsten gewaltige Herrscher. Sächsische Kaiser herrschten einst von der Nordsee bis zum jonischen Meer, und die Herrscher der größten Reiche der Gegenwart, Englands und Rußlands, ent=

stammen niederdeutschem Geschlechte; ideal ausgeprägt erscheint der niedersächsische Charakter in Bismarcks Riesengestalt, des Mannes, der der größte Diplomat seiner Zeit, bedauerte, seinem Könige nicht mit dem Schwert gedient zu haben.

Dem Norden verdankt also Deutschland seine Einheit und das gesicherte Leben. Aber um mit Kleists „Natalie" zu reden:

„Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch."

Es ist sehr fraglich, ob die von Preußen gesicherte Existenz allen Deutschen auch dieser Sicherung und des Lebens wert erschienen wäre. Wie die Frau in das von Kampf und Sorgen ausgefüllte Leben des Mannes die himmlischen Rosen streut, so brachte der Süden Deutschlands eine kostbare Mitgift, „die ewig bewegliche, immer neue seltsame Tochter Jovis, sein Schoßkind, die Phantasie".

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joch
Der Notdurft.
Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter
Freut Euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Unter heiterem, wärmeren Himmel wohnend, lebt der Süddeutsche in innigerem, vertrauterem Verkehr mit der Natur. Das gestaltungsreiche Land und seine Schönheit, die reine Bläue des Himmels, die Nähe großer Flüsse weckt die Phantasie, belebt Sprache und Gedanken. Die Fruchtbarkeit des Bodens und der darum leichte Erwerb läßt dem Bewohner Zeit und Muße, sich menschlich und gemütlich auszubilden. Die Gunst der Natur und be-

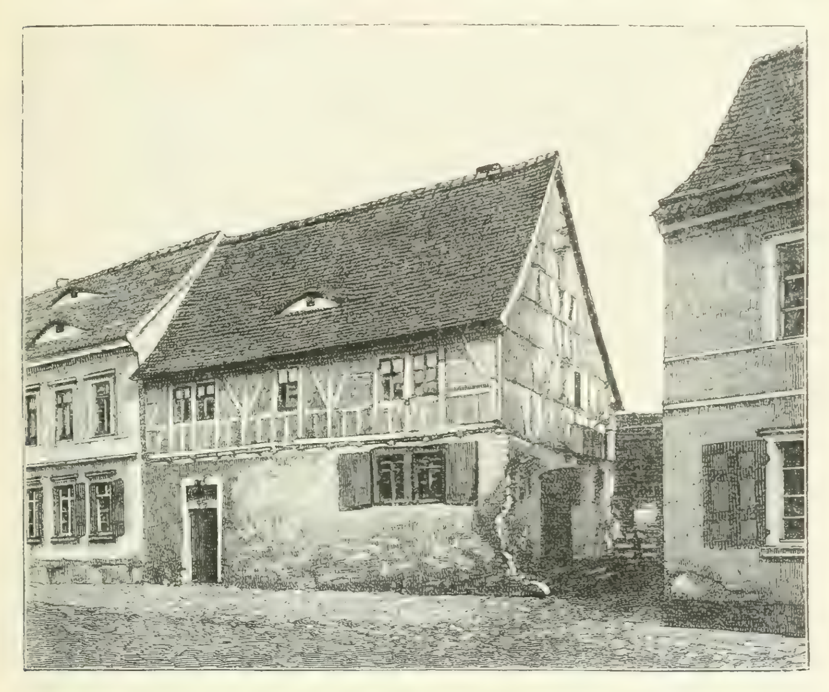
queme Lebenslage geben dem beweglichen Geist jenen unverwüstlichen Humor, jene Freude an nie endenden Festen, den heiteren Genuß des Lebens, die Lust am Neckischen, Schalkhaften und Allegorischen auch in der Sprache. Der Norddeutsche wurde durch die Not erzogen, der Süddeutsche blieb in vielem ein Kind; aber ebenso wahr ist es, daß er nur dadurch sich den Sinn für die Gebilde der Phantasie, die Kunst, bewahrt hat.

Der geschilderte Gegensatz zieht sich durch unser gesamtes geistiges Leben. Man denke an den freudlosen, ewig nörgelnden, in seiner Dichtung gestaltungsarmen Herder und an Schillers freudeatmende Schöpfungskraft, oder, um das treffendste Beispiel zu wählen, an Klopstock und Wieland. Hier der gewaltige Ernst, die düstere Auffassung des Lebens und die stete Sorge um den Tod, die pedantische, schwerfällige Betonung der Sittlichkeit, der Mangel an Gestaltung und Phantasie, das Ueberwiegen des Rhetorisch-Belehrenden, und dort bei Wieland überquellende Lebens- und Schaffenskraft, leichte Beweglichkeit der Form, wunderbare unerschöpfliche Phantasie, Freude am Genuß des Lebens, an Natur und Kunst, aber freilich auch mit der Kehrseite einer Zügellosigkeit, die die Grenze des Sittlichen allzuleicht überschreitet. Die Vorfahren Klopstocks haben, soweit nachweisbar, dem Norden Deutschlands angehört, Wielands Ahnen dem Süden; beide Männer verkörpern einseitig und schroff den Charakter ihres Landes. Ganz ebenso ist es mit Kant, Herder und Lessing.

Ueber unseres größten Dichters Abstammung hat ein günstiger Stern gewaltet. Nord und Süd vereinigten sich, um Deutschlands größten Genius hervorzubringen. Das Geschlecht der Mutter stammte aus Württemberg, nicht allzuweit von Schillers Heimatstadt, aber das Geschlecht der Goethe war norddeutsch, und Sangerhausen ist der Ort, wo der später nach Artern a. d. Unstrut verzogene Hufschmied Hans Goethe geboren war. Sein Sohn, der 1657 in Artern geborene Friedrich Georg Goethe, wählte sich einen ruhigern und müheloseren Beruf; er wurde Schneider.

Goethe hat von diesem tüchtigen Manne, dessen Grab er oft besucht haben will, und überhaupt von den Verwandten des Vaters auffallend wenig berichtet; nicht etwa, weil es ihm unbequem war, neben der vornehmen mütterlichen Abstammung von der Handwerkerfamilie Goethe ausführlich zu sprechen, sondern weil diese Verwandten meist schon tot waren oder mit Goethes Eltern nicht verkehrten, so daß die Erinnerung an sie bei dem greisen Goethe fast ganz erloschen war. Erzählt er doch sogar etwas Unrichtiges von unserm Friedrich Georg, indem er das Verdienst, das Vermögen in die Familie gebracht zu haben, fälschlicherweise nur seiner Gattin zuschreibt.

Um so mehr haben wir Grund, uns mit diesem Großvater unseres Dichters zu beschäftigen, der nicht bloß durch rastlose Arbeit den Grund zu dem Vermögens gelegt, sondern auch Thatkraft und Fleiß, das Streben nach höhern Dingen, sei es an Besitz oder Rang, auf seine Nachkommen vererbt hat. Nach langen Wanderungen durch Deutschland und nach mehrjährigem Aufenthalt in Frankreich lenkte Friedrich Georg Goethe oder Goethé, wie er selber schreibt, seine Schritte, wohl im Jahr 1686, nach Frankfurt am Main:



Stammhaus der Familie Goethe in Artern a. d. Unstrut.

ein denkwürdiger Augenblick; ihm sollte die stolze Reichsstadt ihren schönsten Ruhmestitel verdanken!

Zuerst mußte sich der Fremdling kümmerlich durchs Leben helfen. Wenn er auch schon 1687 durch Verheiratung mit der Tochter des Schneidermeisters Lutz, Anna Elisabeth, Bürger wurde, hob sich doch seine Einschatzsumme bis zum Jahre 1691 nicht über 300 Gulden. Von diesem Jahre an ging es rüstig vorwärts. Im Jahre 1704 hatte der güldene Boden des Handwerks den fleißigen und tüchtigen Mann in die Reihe der Höchstbesteuerten, deren

Einschatzsumme mindestens 15000 Gulden betrug, gehoben. Mehrere Jahre vorher (1700) war seine Gattin Anna Elisabeth mit Hinterlassung zweier Kinder, eines blödsinnigen Sohnes, Joh. Michael, und des späteren Zinngießers und Ratsherrn Hermann Jakob Goethe, gestorben. Nach 4jährigem Witwenstande ging der fast 50jährige eine neue Ehe ein; es ist wohl begreiflich, daß der wohlhabende Mann sich diesmal eine mehr begüterte Lebensgefährtin aussuchte. Die Auserlesene war die damals 36jährige Witwe Cornelia Schelhorn, Tochter des Schneidermeisters Georg Walter, die seit 1688 mit dem Witwer Johannes Schelhorn verheiratet gewesen war. Ursprünglich Stallknecht, dann Gasthofsbesitzer, hatte Joh. Schelhorn seiner Gattin den Besitz des Weidenhofes (jetzt Zeil 68 und 70) hinterlassen, wozu noch die väterliche Erbschaft kam; so konnte denn Cornelia Schelhorn ihrem Gatten Fr. Georg Goethe ein Vermögen als Mitgift einbringen, das etwa der Hälfte des seinigen gleichkam. Der Greis Goethe hatte noch eine lebendige Erinnerung an sie aus seiner frühesten Kindheit. Er nennt sie eine „schöne, hagere, immer weiß und reinlich gekleidete, ihrem Wesen nach sanfte, freundliche, wohlwollende Frau". Nach der Geburt zweier Kinder, die aber noch vor ihrem Vater starben, wurde dem Ehepaar Goethe ein Sohn geboren, der in der Taufe am 31. Juli 1710 den Namen Johann Caspar erhielt; es sollte der Vater unseres großen Dichters werden. Friedr. Georg Goethe starb im Februar 1730. Sein noch erhaltenes Testament, das ganz in dem Tone eines fürsorglichen Biedermannns geschrieben ist, wirft ein eigentümliches Schlaglicht auf Goethes Stiefoheim und besonders dessen Gattin und erklärt uns, weshalb Goethes Eltern mit diesen auch sonst als roh und zanksüchtig verschrieenen Verwandten fast gar nicht verkehrten.

Durch dieses Testament erhielt Johann Caspar Goethe ein Vermögen von 15—16000 Gulden, wozu noch die Hälfte dieser Summe nach dem 1733 erfolgten Tode des blödsinnigen Stiefbruders Joh. Michael kam. Es ist ein schöner Zug des Charakters des Herrn Rat, daß er, eingedenk der Mahnung seines Vaters im Testament, „der Mutter allen gebührenden kindlichen Respekt zu erzeigen, ihr schuldigen Gehorsam zu leisten, mithin göttlichen Seegen über sich zu erhalten", der Mutter bis zu ihrem Tode die Verfügung über das ganze, auch das ihm vom Vater zugefallene Vermögen überließ. Die Mutter gab fünf Jahre (1735) nach dem Tode des Mannes die Gastwirtschaft auf und kaufte für sich und den Sohn im Januar 1733 jenes Haus auf dem Hirschgraben, das jetzt die Frankfurter als ihren größten Stolz mit dem Namen Goethehaus bezeichnen.

Friedrich Georg Goethe hatte die Grundlage für das Ansehn seiner

Familie durch die Erwerbung eines ansehnlichen Vermögens gelegt. Was aber der ungebildete Handwerker nicht hatte erreichen können, sollte der Sohn



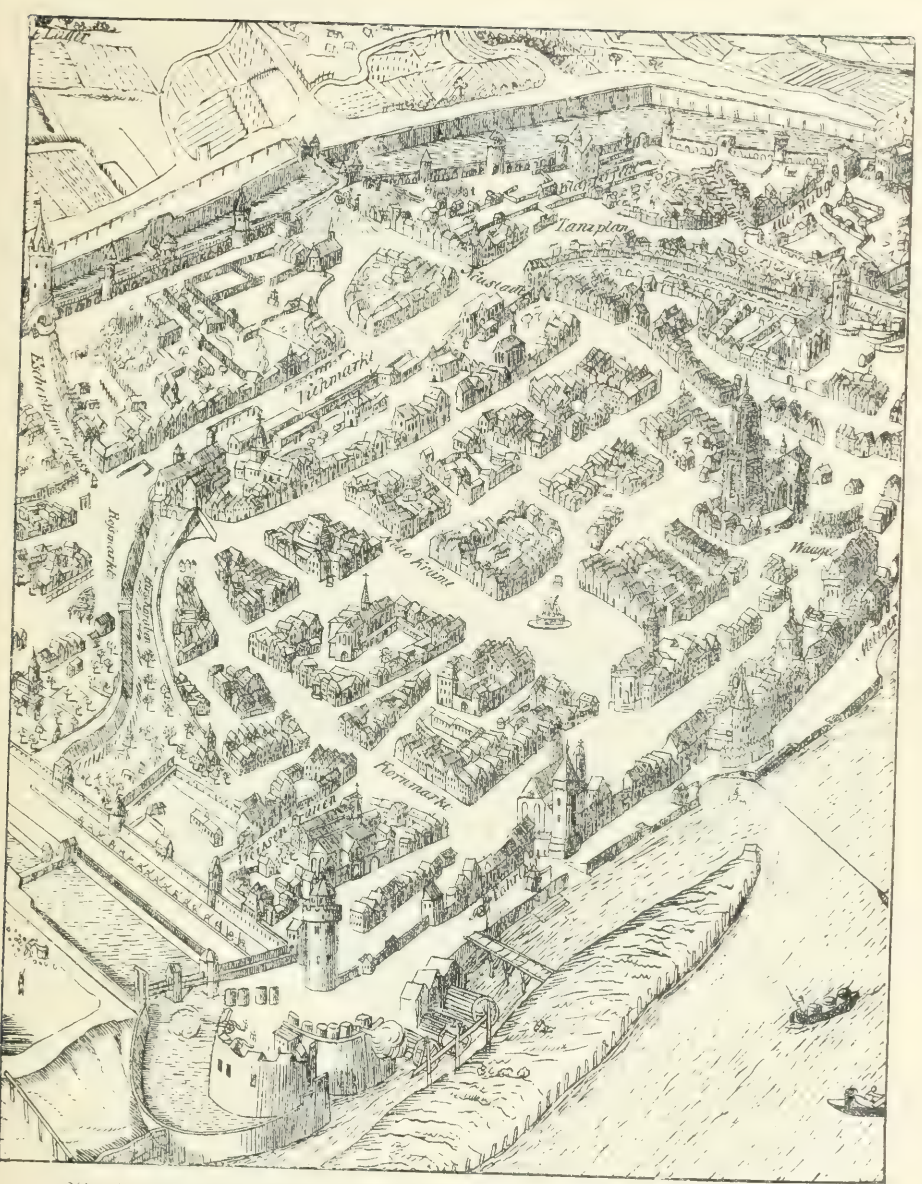
Das Goethehaus in Frankfurt a/M. vor dem Umbau.

für die Familie thun. Nur durch die Macht, die das Wissen giebt, konnte man bei der strengen Geschlossenheit der Stände in Frankfurt in die höhere

Gesellschaftsklasse gelangen. Darum sollte Joh. Caspar ein Gelehrter und zwar ein Jurist werden; deshalb wurde er 1725 nach Koburg in das beste und berühmteste Gymnasium gesandt. Nach vollendeten Studien in Leipzig und Gießen ging er an das Reichskammergericht nach Wetzlar und promovierte 1738 in Gießen. Große Reisen in Italien, Frankreich und Holland sollten die äußere und innere Bildung vollenden. Nach Frankfurt zurückgekehrt, glaubte er sich dem Lebensziel nähern zu können, das heißt in die regierenden Kreise Frankfurts zu kommen oder ihnen gleichgestellt zu werden. Zuerst bewarb er sich um ein kleineres städtisches Amt. Die Sorge, daß man den Schneiderssohn bei der Wahl ablehnen würde, ließ ihn auf Gehalt verzichten, wenn man ihm das Amt ohne Kugelung übergäbe. Durch Zurückweisung tief beleidigt, beschritt er sofort einen andern Weg zu seinem Ziel; er verschaffte sich vom Kaiser Karl VII. im Mai 1742 den Titel eines kaiserlichen Rats. Jetzt konnte er den entscheidenden Schritt thun: durch die Verbindung mit einer hochangesehenen, der Beamtenaristokratie angehörenden Familie der späteren Generation eine vornehme Abstammung mütterlicherseits zu sichern. Das war der eigentliche Grund, weshalb Joh. Caspar Goethe um die Tochter des Stadtschultheißen sich bemühte; nicht der Wunsch, vom Rate ausgeschlossen zu werden, wie der Sohn meint, denn das war nach dem Frankfurter Gesetz schon ein Jahr vorher durch die Ernennung seines Oheims zum Senator geschehen. Bei seiner Wohlhabenheit und seinem Titel konnte er wohl auch bei dem nicht mit Glücksgütern aber mit vier Töchtern gesegneten Stadtschultheißen auf gute Aufnahme hoffen. Am 28. Juli 1748 wurde der kaiserl. Rat Joh. Caspar Goethe und Jungfrau Catharine Elisabeth Textor aufgeboten, am 20. August fand die Trauung statt. Ein Jahr später, am 28. August 1749, wurde Johann Wolfgang Goethe geboren.

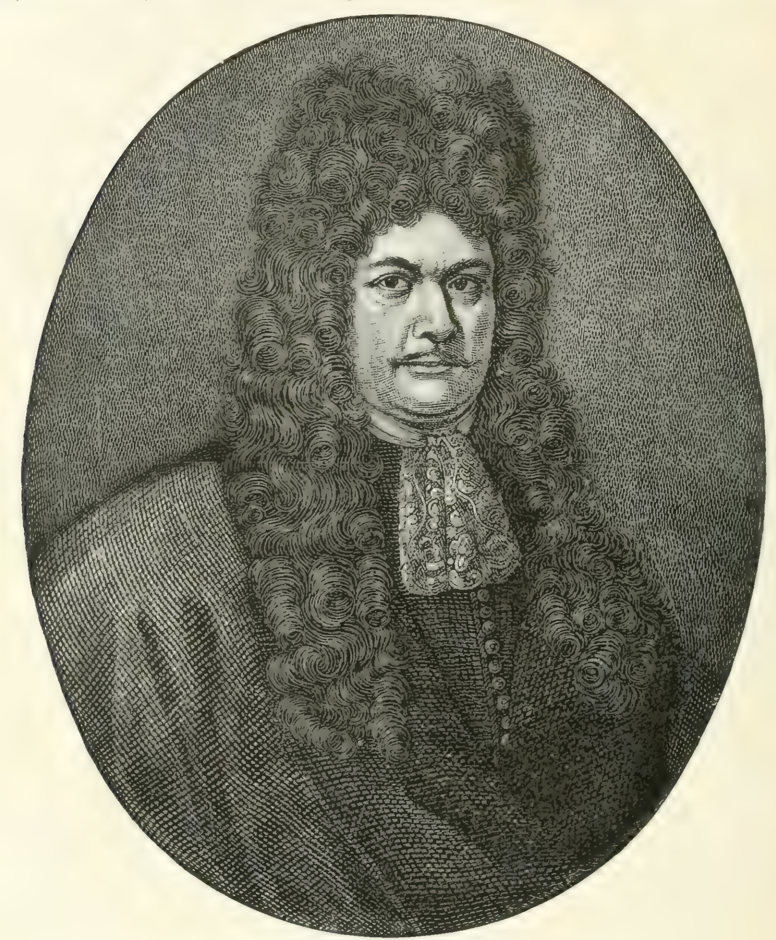
„Wenn Familien," so lesen wir in den Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen', „sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherrn in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht."

Wie der Norden und Süden sich glücklich in den Vorfahren Goethes vereinigen, so finden wir auch Abkömmlinge zweier streng geschiedenen Stände, die aber zusammen den Kern des deutschen Volkes bilden, in Goethes Eltern verbunden. Es sind dies der Handwerker- und der Gelehrtenstand. Denn die Textors waren, soweit sie nachweisbar sind, Gelehrte; auch der Urahne Georg Weber, der sich in Weikersheim a. d. Tauber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachweisen läßt, kennzeichnet sich als



Alte Ansicht von Frankfurt a/M. (1552) mit dem Hirschgraben und den darin befindlichen Hirschen.

solcher schon dadurch, daß er dem deutschen Namen das lateinische Gewand gab. Sein Enkel, der Sohn des gräflich Hohenloheschen Kanzleidirektors Wolfgang Textor († 1650), der beide Namen seines Ururenkels führte, verpflanzte, nachdem er vorher in Altorf und Heidelberg eine juristische Professur bekleidet



Johann Wolfgang Textor, Goethes Urgroßvater.

hatte, 1691 das Geschlecht nach Frankfurt am Main, wohin er als Syndikus berufen war.

Hier die Familie seßhaft zu machen, war die erste und die Hauptsorge Johann Wolfgangs. Bald nach der Uebersiedelung der Familie heiratete sein 28jähriger Sohn, der spätere Frankfurter Advokat Christoph Heinrich,

Maria Katharina, die Tochter des Frankfurter Handelsmannes Johann Nicolaus Appel. Noch in demselben Jahre, am 12. Dezember 1693, wurde der erste echte Frankfurter der Familie Textor geboren, dem es zugleich bestimmt war, die höchste Würde der Freien Reichsstadt zu erreichen; es war der aus Goethes liebevoller Schilderung genugsam bekannte Johann Wolfgang Textor, der spätere Stadtschultheiß, Vater der Mutter des Dichters. Es war wohl selbstverständlich, daß Johann Wolfgang die juristische Carriere ergriff. 1712 ging er nach Altorf, wo er 1717 promovierte; alsdann begab er sich an das Reichskammergericht nach Wetzlar, wo er als Kameraladvokat auftrat und nebenbei Vorlesungen über Kameralprozeß hielt. In Wetzlar trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurator Cornelius Lindheimer, dessen dritte damals siebzehnjährige Tochter Anna Margaretha er im Jahre 1727 heiratete. Noch im Dezember desselben Jahres wählte ihn der Rat der Stadt Frankfurt zu seinem Mitglied; diesem sehr ehrenvollen Ruf folgte er sofort. Er führte seine junge Frau in das elterliche Haus auf der Friedberger Gasse.

Zwei in den nächsten beiden Jahren geborene Knaben starben bald nach der Geburt, um so größer war daher die Freude, als am 19. Februar 1731 ein gesundes kräftiges Mädchen sich einstellte, das die Namen Katharine Elisabeth erhielt.

Noch in demselben Jahre wurde Textor zum Schöffen, bald darauf zum älteren Bürgermeister, endlich am 10. August 1747 zum Stadtschultheißen auf Lebenszeit gewählt. Als solcher war er der Präsident des höchsten Gerichtshofes, von dem man nur noch an das Reichskammergericht appellieren durfte. Zugleich das Haupt der ersten Ratsbank, der sogenannten Schöffen, hatte er eine sehr angesehene Stellung und großen Einfluß; er wurde überall zuerst gefragt, obwohl er als Stadtschultheiß eigentlich der Verwaltung ganz fern stand. Dazu kam, daß er durch seine Persönlichkeit und seine Tüchtigkeit als Jurist im Rat bald allmächtig wurde. Von diesem Glanz fiel auch etwas auf die Familie Goethe und auf den jungen Wolfgang, der bei den großen öffentlichen Ehrenbezeigungen sich nicht wenig als Enkel eines solchen Mannes fühlte. Kein Wunder, daß er ihm eine liebevollere Schilderung zu teil werden ließ, als dem Großvater Schneider.

Als eine ehrfurchtgebietende Gestalt erschien er dem Dichter in der spätern Erinnerung. Stets gleichmäßige Ruhe seines Wesens, Wortkargheit, Neigung zu einem in gleichem Geleise sich abspielenden Leben, peinliche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit sind seine Haupteigenschaften,



Johann Wolfgang Textor, Goethes Großvater.

die recht wohl zu der Würde seiner Erscheinung passen. Was ihm an freier Zeit übrig blieb, widmete er seinen zärtlich geliebten Kindern und seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege der feineren Obstsorten und der Blumenzucht in seinem großen Garten. Wir erinnern uns der Schilderung seines Enkels: „Er trug einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupte eine faltige seidene Mütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alkinous und Laertes hätte vorstellen können.“ Zu diesem Wesen stimmt sehr wohl die Einfachheit des Hauses und die einfache Erziehung der Kinder; er war kein Patrizier, verkehrte auch nicht mit den ihrer Herkunft oder ihres Reichtums wegen angesehensten Kreisen der Stadt. Fest stehend auf dem Errungenen, verschmähte er es, mehr scheinen zu wollen, als er war. So ist es glaubhaft, was uns berichtet wird, daß er die ihm von Karl VII. wegen seiner Verdienste angebotene Erhebung in den Adelstand ausgeschlagen habe. Adel ohne Reichtum schien dem klugen Mann eine drückende Last. Seine vier Töchter, so soll er dem Kaiser geantwortet haben, sollten lieber bürgerlich bleiben; denn als arme Adelige würden sie keinen Bürgerlichen und auch keinen Edelmann bekommen. Dagegen die Ernennung zum kaiserlichen Rat mit dem Titel Excellenz, die der Kaiser ihm am 8. August 1743 zu teil werden ließ, nahm er dankbar und freudig an. Gar manche der trefflichen Eigenschaften dieses tüchtigen Mannes finden wir in seinem großen Enkel wieder, insbesondere aber eine Eigenschaft, die bei dem praktischen Verstandesmenschen, dem großen Juristen Textor, verwunderlich erscheint; es ist ein Zug ins Mystische, die Gabe der Traumdeutung und Weissagung, die dem Stadtschultheiß nach mehreren wunderbaren Proben, z. B. der Voraussagung seiner Wahl zum Schöffen und Schultheiß und mancher wichtiger politischer Ereignisse, von Verwandten und Bekannten zugesprochen wurde. Das nüchterne, prosaische Goethische Geschlecht kannte solche Anwandlungen nicht; aber die mütterliche Verwandtschaft Goethes zeigt derartige geistige Richtungen, die sich mit dem Ueberirdischen beschäftigen und die Geheimnisse der Zukunft zu enträtseln suchen, in mehreren Gliedern. Textors Ahnungsvermögen hatte sich auf die eine Tochter vererbt; sie fand nach dem Tode des Vaters durch einen Traum sein Testament; auch Frau Rat hielt viel auf Orakel und Weissagungen. Hier ist die Erklärung dafür zu suchen, daß Frau Ajas großer Sohn so oft in seinen Werken bei Ahnungen und Vorbedeutungen verweilt und seine größte Dichtung auf die Geisterwelt aufgebaut hat. Im letzten Grunde ist es die tiefere oder auch poetische Anlage bei den Mitgliedern der Familie Textor, die sie dazu trieb, sich mit den ewigen Rätseln und dem Ueberirdischen zu beschäftigen.

Die Gattin des Stadtschultheißen, Anna Margarethe geb. Lindheimer, hat in ihrer äußeren Erscheinung, besonders den Augen und der hohen mächtigen Stirn, unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrem Enkel. Ob Geist



Anna Margarethe Textor, Goethes Großmutter.

und Gemüt sich glichen, läßt sich bei den geringen Nachrichten nicht erweisen. Der Dichter hat sie, die doch bis zum Jahre 1783 lebte und noch die Glanzzeit des Enkels erlebt hat, in Dichtung und Wahrheit sehr vernach=

lässigt. Nur einige hübsche Züge werden uns von ihr berichtet, so von ihrer Bescheidenheit und ihrem leutseligen Verkehr mit geringeren Leuten.

Das waren die beiden Geschlechter, denen Deutschland seinen größten Dichter verdankt. Eigenart und Charakter der beiden Familien treten wunderbar klar in den Eltern Goethes hervor. Kaum möchte man einen bessern Vertreter des norddeutschen Wesens als den kaiserl. Rat Joh. Caspar Goethe auffinden, und mit Stolz kann Süddeutschland Goethes Mutter als eine seiner besten Töchter bezeichnen.

Alle die Tugenden, die im Norden Deutschlands besonders zu Hause sind, zierten den Charakter Joh. Caspar Goethes. Ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit, ein überaus starkes Pflichtgefühl, das sich besonders in Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst äußerte, Bedürfnislosigkeit, strenge Auffassung des Lebens, unerbittliche Konsequenz, das waren Tugenden, die der jungen Frau einen musterhaften Ehemann, den heranwachsenden Kindern einen trefflichen Erzieher zu verbürgen schienen. Und doch rührte das Glück des Hauses am Hirschgraben allein von Frau Aja her, nicht von dem so opferfreudigen, selbstlosen Vater.

Aeußere und innere Gründe ließen in der Brust des Vaters das wahre Glück und die Zufriedenheit, jenen Sonnenschein für die Familie, nicht aufkommen. Seine Herkunft und Abstammung waren der wunde Punkt seines Lebens. Darum führte er ein zurückgezogenes, fast einsames Leben, darum blieb er Privatmann; darum lagen treffliche Kenntnisse, eine mit Mühe erworbene große Gelehrsamkeit brach. Etwas von dem Worte Iphigeniens: „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod“ klang in dies verfehlte Dasein eines von Natur rastlos thätigen Mannes hinein, der glücklich war, ein paar Jahre durch die Erziehung der Kinder oder später durch Arbeiten für den Sohn sich nützlich machen zu können und sonst seine Zeit im Anlegen von Sammlungen in Seidenraupenzucht und andern Liebhabereien verzettelte.

Diese Mißstimmung war schon in seinem Charakter begründet. Von einer Familie stammend, die sich aus den kleinsten Anfängen emporgearbeitet hatte, waren ihm die Freuden des Lebens fremd; er war eine unfrohe Natur, der schon die Heiterkeit, das unschuldige Vergnügen ein Unrecht zu sein schien. „Von Natur tief fühlend und liebevoll,“ so sagt der Sohn von ihm, „hielt er jede Aeußerung eines solchen Gefühls für Schwäche und verbarg sie hinter erkünstelter Strenge.“ Und aus dieser Einseitigkeit, einem übertriebenen Vorherrschen des Verstandes entstand das Unglück des Mannes. Er war beharrlich und unerschütterlich konsequent, aber nicht um irgend ein größeres Ziel zu erreichen, sondern weil es Pflicht des Mannes ist, das Begonnene zu vollenden.

Die höhere Weisheit, die im richtigen Augenblick das Verfehlte erkennt und es aufgiebt, die zu unterscheiden weiß zwischen Beharrlichkeit und Trotz,



Goethes Vater.

fehlte ihm. Nicht um eine größere Aufgabe zu lösen, war er von früh bis abends fleißig, sondern allein, um fleißig zu sein. Nicht um mit seinem

Gelde Gutes zu stiften, war er sparsam, ja oft geizig, sondern weil er auch die kleinste unnötige Ausgabe für Verschwendung hielt. Gegen sich selbst rücksichtslos, war er es auch gegen andere. So wurde er ein allzustrenger Erzieher seiner Kinder, da er die Individualität nicht gelten lassen wollte; so wurde ein liebevoller Vater der Gegenstand der Furcht, ja des Hasses für eine von ihm innigst geliebte Tochter; auch Wolfgang flüchtete mit seiner Liebe zur Mutter, da der strenge Vater den Ausdruck natürlichen Gefühls für verwerfliche Schwäche hielt.

So wurden die Tugenden des Vaters zu Fehlern und Schwächen; aber der Sohn, den ein glücklicheres Naturell vor diesem Geschick bewahrte, hat manche dieser Tugenden als schönes Erbteil bewahrt, wie die Beharrlichkeit und die Würde, die sich in dem strengen Fleiß, der musterhaften Ordnung auch im Kleinen, das Selbstgefühl, das sich schon in der „Statur" und der äußern Haltung zeigte, vor allem des Lebens ernste Führung oder wie er es an anderer Stelle nennt, der strengen Pflichten tägliche Bewahrung. Lehrhafte Redseligkeit bezeichnet der Dichter einmal selbst als das Erbstück des Vaters; er hätte auch der Neigung zu Naturwissenschaft und Kunst gedenken können und der Vorliebe, Sammlungen anzulegen und sie sorgfältig zu ordnen und zu pflegen. Es ist merkwürdig, wie im höhern Alter Goethes die weniger guten Eigenschaften des Vaters hervorzutreten beginnen, so die Förmlichkeit und umständliche Genauigkeit in unwesentlichen Dingen; die Steifheit im Umgang, hin und wieder Eigensinn und ein allzu geflissentliches Hervorheben der Würde und der äußeren Form.

Auffallender Weise ist in Dichtung und Wahrheit von Goethes Mutter viel weniger die Rede als vom Vater. Die Absicht, eine besondere Lobpreisung, eine Aristeia der Mutter, zu schreiben, hat der dankbare Sohn gehabt, aber es ist bei Bruchstücken geblieben, einmal, weil er zu zartfühlend war, um das heiligste und innerlichste Gefühl, die Liebe zur Mutter, aller Welt preiszugeben, und ferner, weil der Plan der Selbstbiographie die Schilderung der Erziehung und geistigen Ausbildung des Knaben und Jünglings in den Vordergrund stellte; da tritt wie natürlich der Einfluß der Mutter gegen den des Vaters zurück. Ersterer ist nicht greifbar und nicht darstellbar, aber darum nicht weniger vorhanden, nur daß er mehr angeboren erscheint. Und nun vollends bei unserm Dichter; es heißt nur das hundertmal Gesagte wiederholen, wenn wir auch hier feststellen, daß alles, was uns Goethe groß erscheinen und teuer hat werden lassen, ein Erbteil seiner herrlichen Mutter ist. Darum ist auch Frau Rat von Bettinens poesiereicher Schilderung an eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag. Was soll man mehr

preisen, das ewig sonnige Gemüt, die harmlose, alles beglückende Heiterkeit oder ihre rührende Frömmigkeit und den unzerstörbaren Glauben an Gottes



Goethes Mutter.

weise Führung, die kostbare Natürlichkeit und die bis zum Tode bewahrte jugendliche Frische oder die nimmer müde Sorgfalt für den Sohn und das völlige Aufgehen in seiner Größe und Herrlichkeit! Er, der die Mutter am

besten kannte, hat für sie das Wort Frohnatur erfunden, und den Grundzug ihres Charakters, der alle die anderen Züge und Eigenschaften von sich ausstrahlt oder beeinflußt, könnte man nicht besser bezeichnen. Manche unserer Leserinnen werden vielleicht einwerfen: Wer so wie Frau Rat nie von Sorgen geplagt, Mutter des größten Dichters und darum von allen verehrt und bewundert war, hatte es leicht, sich steten Humor zu erhalten. Aber man urteilt ganz falsch über die Lebenslage der Mutter Goethes. Sie hat in ihrer Ehe unter dem strengen Regiment eines um 20 Jahre älteren, oft halsstarrigen und rücksichtslosen Gatten schwere Tage genug gesehen und viele Jahre im besten Lebensalter als Pflegerin eines geistig zerrütteten und körperlich langsam dem Ende zugehenden Mannes unter den trübseligsten Verhältnissen zugebracht. Und das Wichtigere: der Humor der Frau Rat war gar nicht von äußeren Verhältnissen abhängig; er war, was ja auch ihr Sohn mit dem Wort Frohnatur sagen will, in ihrem Charakter begründet. Sie besaß die beneidenswerte Kunst, an allen Dingen die gute Seite herauszufinden. „Es giebt doch viel Freuden," schreibt sie einmal an den Sohn, „in unseres lieben Herrgotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen, sie finden sich gewiß." Ein fröhlich Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die heiligen Schriftsteller — und „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden" steht im Götz von Berlichingen.

Es war die Philosophie des lustigen Lebens, die sich zu dem Bekenntnis der Minna von Barnhelm hielt: Was kann der Schöpfer lieber sehen als ein fröhliches Geschöpf? Ewiger Frühling und heller Sonnenschein war um sie verbreitet. Bei der Belagerung von Frankfurt verzagte manch tapferes Gemüt, und viele verließen Haus und Hof. Aber Frau Rat blieb, bis sie die Kugeln auf kurze Zeit vertrieben, und bewahrte sich ihre Laune bei allen Drangsalen durch den Trost, daß es nicht schlimmer geworden sei. „Mir gehts, so lesen wir in einen Briefe von ihr, wie dem Hund in der Fabel — abwehren kann ich's nicht — zerzausen mag ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund, ich — — esse mit. Das ist verdolmetscht — Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich — ist er schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich — ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht — und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm."

Aus diesem heitern, harmonisch ausgeglichenen Wesen erklärt sie in ihrer Bescheidenheit die Zuneigung und Liebe vieler, ja aller der Menschen, mit denen sie in Berührung kam. „So wie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle. Noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck." Ein jeder, der in ihre Nähe kam, blieb unter ihrem Zauber und Bann. Der Musiker Kranz, der mit Wieland nach Weimar gereist war, weiß nicht Worte genug zu finden, um sie zu preisen. Wieland nennt sie die Königin aller Weiber, die Krone ihres Geschlechts. Prinz Georg von Mecklenburg, die Königin Luise von Preußen, die Herzogin Anna Amalie schließen innige Freundschaft mit ihr und bewahren sie ihr bis zum Tode. Wenn alle diese hohen und niederen Verehrer laut des beglückenden Umgangs mit Frau Rat sich rühmten, ihr eigentlicher Wirkungskreis, ihr Haus und ihre Familie, wußte, wie natürlich, noch beredter davon zu erzählen.

Sie war der gute Engel des Hauses, der die tiefe Kluft, die Vater und Sohn trennte, immer wieder zu überbrücken wußte, die klug und weise durch Ausgleichen, manchmal auch durch Vertuschen dem Unglück vorzubeugen verstand. Dankbar hat der Sohn diese Seite ihres Wesens in „Hermann und Dorothea" verherrlicht.

Diesen Charakterzug, „die Frohnatur", hat Goethe selbst als sein eigenstes Erbteil von der Mutter bezeichnet. Er tritt, wie natürlich, bei einem Manne, der mit des Lebens wichtigsten Fragen und tiefsten Rätseln sich beschäftigt, dem das Wohl und Wehe von Tausenden unterstellt war, anders auf als bei Frau Rat, aber im Grunde ist er derselbe. Es ist der Humor im philosophischen Sinne, jene ruhige, über den Dingen stehende objektive Betrachtung, jener gesunde Optimismus, der die Welt für die möglichst beste hält, der an den Fortschritt der Menschheit glaubt, es ist jene Güte und Milde, jene freundliche Auffassung eines großen, über den Dingen und Personen stehenden Geistes, die ihn einst an Frau von Stein schreiben ließ: „Man dürfe keinen Menschen verurteilen, ehe man nicht an seiner Stelle gestanden habe," jene liebevolle, so oft bethätigte Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit, der, wie sein Freund Merck sagte, niemand widerstehen kann. „Es ist nun einmal, sagt die beglückte Mutter, das glückliche Los von Doktor Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt."

Diese sonnige Heiterkeit der Frau Rat scheint jedoch auch eine Kehrseite gehabt zu haben. Nicht nur, daß das „Gehenlassen wie es Gott gefällt" doch auch seine bösen Folgen haben konnte; eine kleine Schwäche läßt sich nur aus diesem Charakterzug erklären. Ihre Abneigung gegen das,

was ihre Heiterkeit stören konnte, war so groß, daß sie wenn möglich nichts Unangenehmes erfahren wollte. Ihren Dienstboten war verboten, derartiges zu melden. Selbst von der Krankheit des Sohnes wird ihr immer erst nach überstandener Gefahr Mitteilung gemacht.

Es ist bekannt, daß auch diesen Charakterzug der große Sohn von seiner Mutter geerbt hat. Er wandte sich, wie Bettina sagt, von dem Traurigen ab, das nicht mehr zu ändern war. Man durfte von lieben Toten lange Zeit nach ihrem Tode nicht sprechen. Grade Ereignisse, die ihn sehr tief und schmerzlich berührten, wie der Tod der Mutter, werden im Tagebuch nicht erwähnt. Es entspringt dieser Zug einer übergroßen Zartheit des Gefühls, dem gewaltsamen Unterdrücken der Gefühlsäußerung, der Abneigung gegen allzu starke Eindrücke, die viele Menschen, und zwar je tiefer sie geistig stehn, um so mehr aufsuchen. Die Heiterkeit und Harmonie der Seele hat zur Voraussetzung eine sichere Lebensanschauung, eine feste Ueberzeugung und geklärte Ansichten in allen den Fragen, die tiefer angelegte Gemüter beschäftigen. Bei Frau Rat war dieser feste Anker für Geist und Seele das unerschütterliche Gottvertrauen und die felsenfeste Ueberzeugung, daß alles, was geschieht, zum Besten der Menschen geschehe. Das war die Quelle ihres Glücks und ihrer Zufriedenheit. Sie war eine tief und religiös angelegte Natur; aber bei ihr setzt sich alles ins Thätige, Praktische um, ihr Glaube wurde zur That; die werkthätige Liebe war ihr eigentliches Christenthum. Nur in früher Jugend hatte fremder Einfluß, der ihrer mystisch angelegten Freundin von Klettenberg, ihre religiöse Anschauung etwas getrübt, sodaß sie der frömmelnd-schwärmerischen Richtung der Herrnhuter in Frankfurt sich anschloß; aber die herrliche Entwicklung des Sohnes gab auch ihr einen höhern, weitern Gesichtskreis. Sie ließ das Ungesunde jener Richtung hinter sich und behielt allein den seligmachenden kindlichen Glauben. Gegensätze und Widersprüche im Leben waren für diese glückliche Natur nicht vorhanden. Der Wille Gottes gab ihr stets die Lösung. Es hat etwas Rührendes und Beneidenswertes zu sehen, wie diese Frau in größter Gefahr und Sorge ruhig und heiter zu Gott wie zu ihrem Vater aufschaut, der ja nur das Beste für sein Kind wollen kann.

Diesen schönen Glauben hat sie nicht auf den Sohn übertragen können; aber was sich davon vererben läßt, den metaphysischen Zug, eine tiefe religiöse Auffassung, die Vorliebe für religiös-philosophische Fragen, das hat der große Sohn von seiner Mutter; und seine große Kenntnis der Bibel, aus der er, wie die Mutter, besonders gern citiert, ist ihm von der Mutter anerzogen worden.

Neben dem lieben Gott war ihr niemand wichtiger, niemand lieber

als der Sohn Wolfgang. Daß der Herzog von Mecklenburg und die Fürstin von Dessau erklären, es sei gar nicht zu verkennen, daß Goethe ihr Sohn wäre, freut sie am meisten von allen schmeichelhaften Urteilen. „Vornehmlich sang sie gern," so erzählt die Schauspielerin Eunicke, „das Lied aus dem Faust: ‚Es war einmal ein König', indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte mitzusingen und am Ende gewöhnlich, die rechte Hand auf die Brust legend, sagte: den habe ich geboren."

Der Ausspruch: „Wenn der Wolfgang nicht wär', so würde ich katholisch und macht' es wie Maler Müller" drückt in ihrer humoristischen Art dasselbe aus, was jene ernsten Worte sagen. Selbstverständlich ist ihr Wolfgang der erste Dichter und der erste Mann seiner Zeit. Wir werden es der mütterlichen Liebe verzeihen, daß ihr alles, was der Sohn schrieb, gleich groß und herrlich erscheint. Darum schickt auch der Sohn ihr zuerst seine neuesten Werke, oft schon im Manuskript. Besonders jubelt sie über Hermann und Dorothea „als das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll", und über die ersten Bücher von Wilhelm Meister, die ihr die schönen Jahre der Kindheit Wolfgangs wieder vor Augen zaubern, und über den Götz von Berlichingen, bei dessen Aufführung in Frankfurt sie mit Stolz ihr Ebenbild auf der Bühne sah. Schon aus ihren vielen Citaten aus Faust, Götz und Werthers Leiden u. a. ergiebt sich, wie vertraut Frau Rat mit den Werken ihres Sohnes war. Denn nicht bloß Begeisterung brachte sie den Werken des Sohnes entgegen, sondern auch liebevolles Verständnis. Er hielt viel auf das Urteil der Mutter, er weihte sie ein in seinen Götz, in die Fehde mit Wieland, in die Pläne des Sturms und Dranges und sandte ihr allein die später verloren gegangene Antwort auf Friedrich des Großen Schrift „De la littérature allemande". Ein Mann wie Wieland sandte seine Dichtungen, bevor sie gedruckt wurden, mit der Bitte um ein Urteil „in Frau Aja's Manier". Sie war zwar keine gelehrte, aber eine kluge Frau, mit hellem Verstande begabt. Was an ihrer Ausbildung versehen war, ersetzte sie durch eifrige Lektüre. Sie bildete sich an den Werken des Sohnes und machte seine Entwicklung mit durch. So kommt es, daß der Mangel an Schulbildung bei dieser glücklichen Frau zu großem Vorteil und zur Tugend wird. Sie hat sich eine beneidenswerte Natürlichkeit, eine naive Frische bis ins höchste Alter bewahrt, weiß auch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und Schreibsprache. Sie schreibt die Laute, wie sie sie hört, und geht mitten in der Erzählung in die direkte Rede über.

Und eben dieses unverbildete Gefühl, dazu die Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse

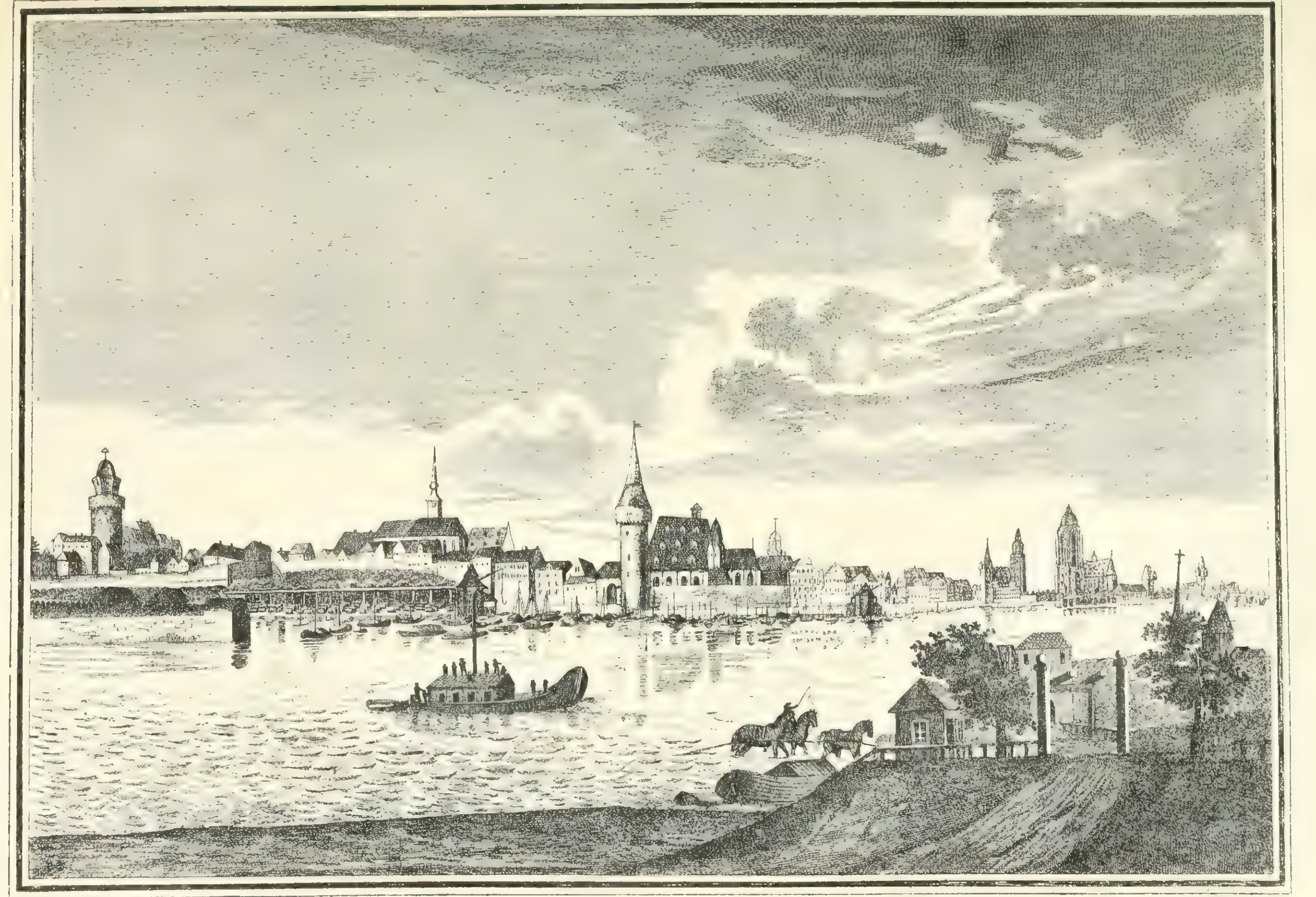
anschaulicher zu werden, der unerschöpfliche Schatz an Humor und guter Laune geben ihren Briefen jenen Zauber, dem sich niemand entziehen kann. „Meine Gabe," schreibt sie einmal, „die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." — „Bücher schreiben? nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — da suche ich meinen Meister!!!"

Wer denkt da nicht an Frau Rat, die Märchenerzählerin, der nicht nur Wolfgang und Cornelia mit Entzücken lauschen, die auch Erwachsene, wie Klinger, Unzelmann und Bettina begeistert gepriesen haben.

Sie war und blieb immer ein Kind und lebte am liebsten mit der Jugend. Die „Samstagmädel" und Bettina wissen davon zu erzählen. Die berühmte Schauspielerin Eunicke und Bethmann haben ihre große schauspielerische Begabung anerkannt. Die erstere nannte sich mit Stolz eine Schülerin der Frau Rat. Aufs engste mit ihrem Wesen hängt ihre Vorliebe für das Theater zusammen. Mit dem zehnten Lebensjahre begann diese Leidenschaft. Das Stück, das sie damals gesehen, — es war der Hermann von Elias Schlegel — hatte solchen Eindruck gemacht, daß sie den Anfang noch nach fast 40 Jahren auswendig wußte. Ihr ganzes Leben lang mit dem Theater und den großen Schauspielern nah verbunden, galt sie als tüchtige Kennerin, von der der Leiter des Weimarer Theaters gar manchen Rat und manche Auskunft holte.

Suchen wir nach einer gemeinsamen Quelle der zuletzt geschilderten Charakterzüge, so wird uns auch hier der Sohn am besten leiten. „Die Lust zu fabulieren" erklärte er als die zweite Erbschaft von seiner Mutter. Die Kraft der Phantasie, um es mit einem Wort zu sagen, hat der Dichter von der Mutter geerbt. Wenn der Schwung der Phantasie, die Kunst des Idealisierens, die Kunst in dem Alltäglichen, Kleinen, Unbedeutenden das Große, und Bedeutende zu erkennen, wenn die originelle Art der Auffassung, die Empfänglichkeit für alles Große und Edle und eine bilderreiche, kraftvolle Sprache, wenn ein von der Empfindung volles Herz den Dichter macht, dann war Frau Rat eine Dichterin und auch im geistigen Sinne die Mutter Goethes.

Wie Wohnort und Vaterland den Charakter ganzer Völkerschaften bestimmen, so kann auch der Einzelne sich der Einwirkung der Stätte seiner Geburt nicht entziehen. Und hier tritt zu der Vererbung von den Eltern oder früheren Vorfahren der still und fast unmerklich wirkende Einfluß in jenen Jahren, da die Eigenschaften, die uns nicht angeboren sind, sondern anerzogen werden, sich entwickeln und ausbilden. Denken wir uns Goethe nicht in Frankfurt geboren und erzogen; er wäre vielleicht ein ebenso großer



Frankfurt von Westen.

Dichter geworden; aber ein ganz anderer. Wie dem Liebling der Götter alles zum Glück sich gestaltet, so wurde ihm auch eine Geburtsstadt, die wie keine andere sich zur Pflegstätte eines großen dichterischen Genies eignete und dazu berufen war. Wo war in Deutschland eine Stadt ruhmreicher oder ehrwürdiger an Vergangenheit, blühender in der Gegenwart, gesegneter durch Klima und Natur, wo bot eine mehr Raum zu freier individueller Entfaltung und Erziehung der geistigen Kräfte des einzelnen, als die alte hochberühmte und stolze Krönungsstadt der Kaiser, die freie Reichsstadt Frankfurt am Main?

Frankfurt ist, obgleich so nah an Mitteldeutschland, eine durch und durch süddeutsche Stadt. In einer prächtigen, fruchtbaren Ebene gelegen, giebt ihr der Taunus mit dem Feldberg, der Altkönig, Rossert und Stauffen Schutz vor dem Nordwind und die hinter Sachsenhausen gelegenen Höhen vor den oft stürmischen Südwinden. Nur im Frühjahr meldet sich öfters der rauhe Nordost, der reinigend durch die Straßen fegt. Obgleich nur um einen Grad südlicher als Weimar, hat die tiefer gelegene, am nördlichen Mainufer sich noch mehr senkende Stadt ein ganz anderes Klima. Der blaue Himmel und die milde Luft zeitigen Früchte, die sonst nur der Süden hervorbringt.

So versteht man die Sehnsucht des Dichters aus dem ewig bleiernen, „kimmerischen" Himmel Thüringens und „der Niedertracht nordischer Umgebung" nach den lieblich-heitern Stätten seiner Jugend und das Seufzen seiner Mutter über das „infame Klima" Weimars. Einmal schreibt er an Herder: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?" ein andermal seufzt er: „Die Witterung macht mich ganz unglücklich; der trübe Himmel verschlingt alle Farbe" und in Italien jubelt er auf: „Alles geht mir leicht von der Hand und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen. Dem Landesbewohner wollt ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen; es ist denn doch ein ander Sein", solche Aeußerungen beweisen mehr als theoretische Auseinandersetzungen, was die Lage seines Geburtsortes für seine Dichtung bedeutet hat. Das innigere, vertrautere Leben mit der Natur, das ihm Frankfurt bot, war nicht bloß für Goethe den Naturforscher wichtig; ihm entsproß eine der schönsten und herrlichsten Eigenschaften seiner Dichtung, die Natürlichkeit und Einfachheit und der feste Standpunkt auf der wohlgegründeten Erde, es entsproß ihm die vielbewunderte Gegenständlichkeit seiner Darstellung, die große Kunst, zu sehen, wo andere nur Worte hörten, zu malen, wo andere dichteten. Ueber die mehrfach wiederholte Klage Goethes, daß in Thüringen nicht einmal die Rebe gedeihe, mag man lächeln; aber

Frankfurt von Süden.

seit der ältesten Zeit sind Wein und Poesie innig verbunden. Man denke an Hermann und Dorothea und das Rochusfest in Bingen, um zu fühlen, welchen Eindruck das in der Jugend so oft gefeierte Fest der Weinlese bei dem Dichter hinterlassen hat. An solche Tage mag er bei den obigen Worten sehnsuchtsvoll gedacht haben Und noch ein anderes vermißte er in der zweiten Heimat: die Nähe eines großen Flusses. Um die Bedeutung des Mains für Frankfurt klar zu erkennen, muß man es sich ohne den Fluß denken; es sinkt zu einer reizlosen, unbedeutenden Landschaft herab. Was Frankfurt an Naturschönheit aufweist, hat es nur dem Main zu verdanken. Die Aussichten von den Bergen jenseits Sachsenhausen oder von Bergen aus bekommen ihren Hauptreiz durch den Fluß, die Spaziergänge nach Oberrad und Offenbach sind nur durch ihn bemerkenswert. Die alte Mainbrücke ist das erste aus der Vaterstadt, wovon Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet. Die große Reihe altehrwürdiger und moderner Bauten, die vielen Kirchen und Türme auf dem rechten Ufer, die lieblichen, mehr ländlichen Anlagen auf dem linken Ufer geben dem mächtig dahinrollenden Strom eine prächtige Einrahmung. Weithin schweift der Blick nach beiden Seiten zu den in der Ferne hoch aufsteigenden Bergen oder folgt dem majestätischen Laufe des Flusses, der „die Cedernhäuser trägt auf seinen Riesenschultern, sausend wehen über seinem Haupte tausend Flaggen, Zeugen seiner Herrlichkeit".

Der stete Anblick eines großen Stromes bleibt nicht ohne Einwirkung auf die Anwohner. Das Lebendige, Leichte, Flüssige in ihrem Charakter verdanken die Frankfurter nicht zum geringsten Teile ihrem herrlichen Main, ja, Goethe selbst will die Gewohnheit des Frankfurters, sich allegorisch auszudrücken, in Gleichnissen und Bildern zu sprechen, auf die belebende Nähe des Mains zurückführen. Er selbst konnte bekanntlich kaum etwas sagen, „ohne bei einem Tropus ertappt zu werden". Das dichterische Blut verrät sich auch im gewöhnlichen Leben. Und mit dieser Lebendigkeit verbindet sich eine Formlosigkeit des Benehmens, die dem steifen Norddeutschen verwunderlich erscheint.

Eine besondere Bedeutung hat der Main für Frankfurt als die natürliche Verbindung zwischen dem mittleren Rhein und der mittleren Elbe, den beiden großen Wasserwegen Deutschlands, und Frankfurt war von alters her der Knotenpunkt dreier natürlicher Straßen. So wurde der Main die Ursache der frühen Gründung und der Quell seines Wohlstandes, zu dem trotz politischen Mißgeschicks, trotz Plünderung und unerschwinglicher Kriegssteuern die Stadt sich immer wieder erhob. Bereits im ersten christlichen Jahrhundert finden wir auf einer durch den Mainarm gebildeten Insel an der Stelle

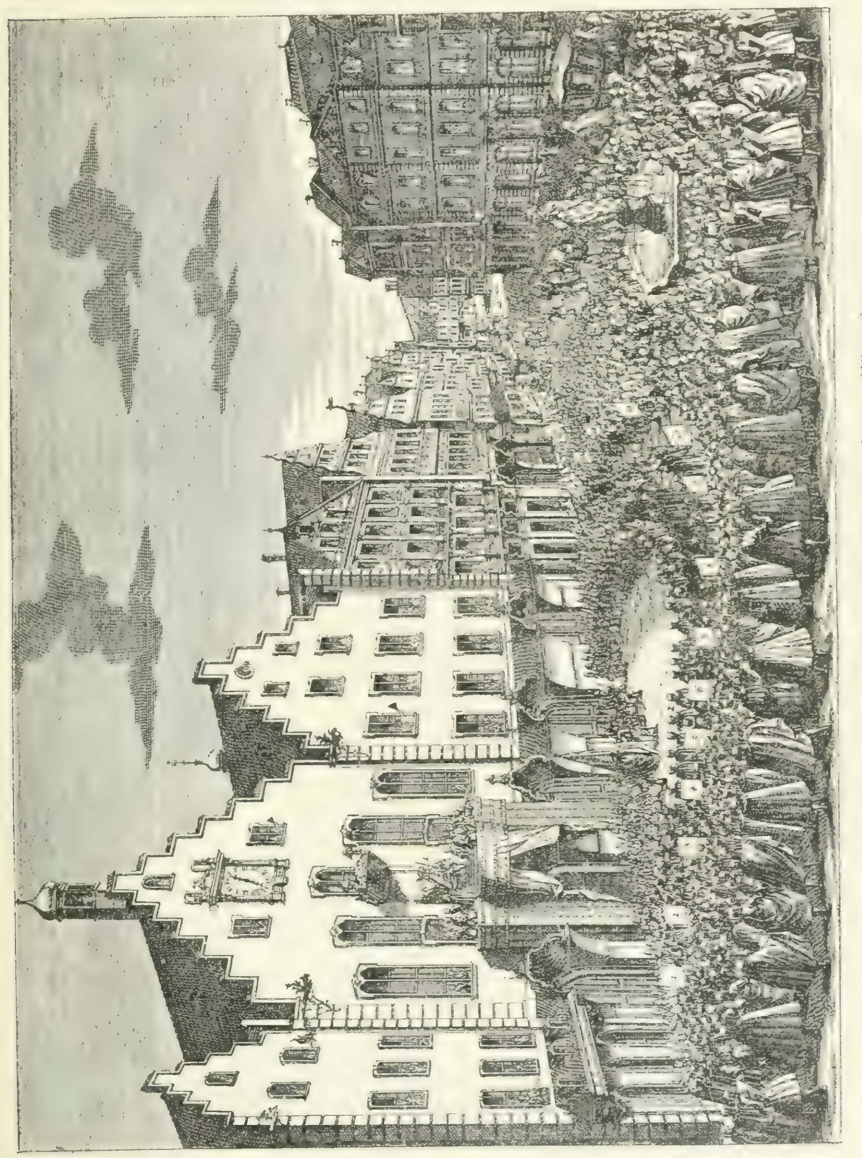
des jetzigen Domplatzes ein Kastell mit einer Niederlassung. Im 8. Jahrhundert erscheint zuerst der Name Frankonofurt für eine neue Ansiedlung an derselben Stelle. Im Jahre 793 verbrachte Karl der Große den Winter in Frankfurt, sieben Jahre später wird es ein locus celeber genannt. Welch eine Vergangenheit! Was konnten die alten Burgen, Mauern, Kirchen und Türme dem aufhorchenden Knaben alles erzählen! Nichts Geringeres als die Geschichte des deutschen Volkes! Fast jedes Haus hatte geschichtliche Bedeutung. Das prächtigste Denkmal war die steinerne Mainbrücke, 1222 zuerst genannt, mit dem Denkmal Karls des Großen, dem Gründer der Stadt, und dem berühmten Brückenkreuz und dem goldnen Hahn, an den sich geheimnisvolle Sagen knüpften.

Kehrte der Knabe von seinem Lieblingsspaziergange über die Brücke nach Hause zurück, so fesselte seinen Blick der altehrwürdige Salhof. Hier sprach die kleine Kapelle eindringlich von längst entschwundener Pracht, als letztes Ueberbleibsel der Sala (aula regia), die von Ludwig dem Frommen als kaiserlicher Palast aufgebaut, den Kaisern bis zu den Hohenstaufen zur Residenz diente. Hier war am 13. Juni 823 Karl der Kahle geboren worden; hier söhnte sich Lothar mit seinem Vater wieder aus; hier starb Ludwig der Deutsche, dem Frankfurt eine Lieblingsstadt geworden war. Und unmittelbar an dieses altehrwürdige, auf ein Jahrtausend zurückblickende Gebäude stößt das Leben und Treiben der Gegenwart. Hier war das Gewühl der Gewerkstadt, von hier an zogen sich der Jahrmarkt und die Messen bis an ihren Mittelpunkt, den Dom oder die Bartholomäuskirche. Von all den Herrlichkeiten, die hier für die Kinderherzen ausgebreitet waren, zogen den Knaben, sobald er etwas größer geworden, nichts so an, als die Buchläden am sogenannten Pfarreisen, wo er in der Jägerschen Buchhandlung sich Bilderbogen, mit goldnen Tieren bedruckt, und später Märchen, Sagen und Volksbücher kaufte.

Mitten aus diesem Getümmel führten ihn wenige Schritte nach dem Dom, in dem das durch kunstreich gemalte Fenster sich brechende Licht einen ahnungsvollen Dämmerschein verbreitet. Nicht bloß Werke der Kunst weist der mit vielen herrlichen Altären geschmückte Dom auf, auch von Frankfurts glänzender Vergangenheit zeugt er selbst und sein Inneres. Die Wandmalereien sprechen von der Glanzzeit der freien Stadt und gleich neben dem Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Größe, Kaiser Günthers Grab, befindet sich die Kapelle, in der die deutschen Kaiser gewählt wurden.

Nach der Krönung zogen die Kaiser mit dem Gefolge nach dem durch Geschichte und Erinnerung geweihten Römer, wo das Festmahl stattfand. Der

Weg dahin war freilich nichts weniger als schön und auch dem kleinen Wolfgang wegen seiner Enge und der häßlichen Fleischbänke (der Schirn)



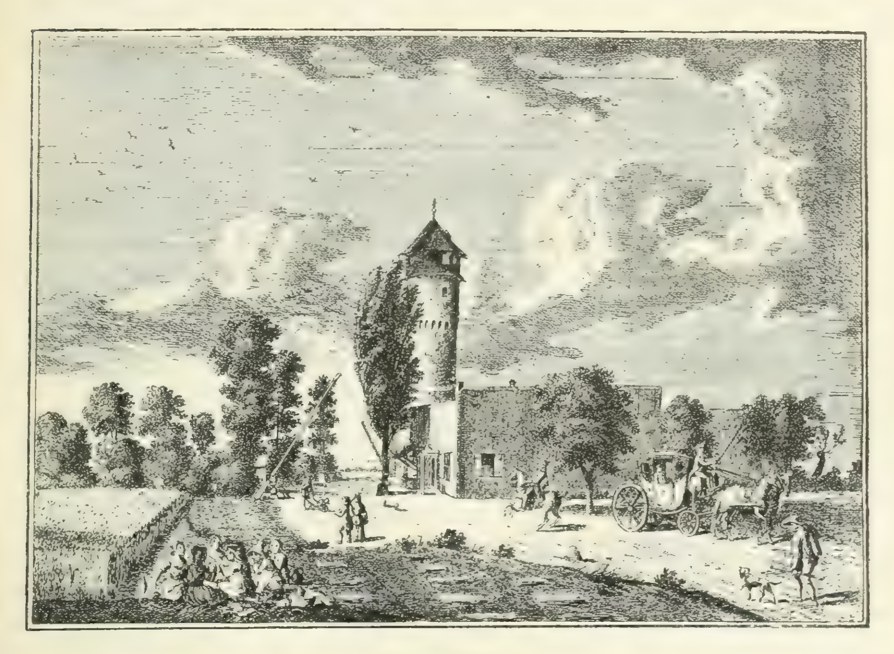
Die Huldigung der Bürger Frankfurts auf dem Römerberg.

verhaßt, aber der Römerberg und der gegenüberliegende Samstagsberg war ihm ein Lieblingsaufenthalt.



Das Pfarreisen mit der Jägerschen Buchhandlung in Frankfurt a/M. im 18. Jahrhundert.

Auch hier flossen Vergangenheit und Gegenwart wunderbar ineinander. Hier war der Hauptplatz der Frankfurter Messen, die, wie Goethe sagt, eine unglaubliche Gährung in sämtlichen Kinderköpfen hervorbrachte, und in diesen Wirrwarr schaute das altehrwürdige Rathaus, der Römer genannt. Er war noch vielmehr als der Dom eine verkörperte Geschichte Deutschlands. Auf seinem Altan zeigten sich die eben gekrönten Kaiser im vollen Ornat und mit der Krone dem zu vielen Tausenden versammelten Volke, hier huldigten die Bürger dem Kaiser, hier in dem großen Kaisersaal speisten nach der



Galgen-Warte.

Krönung Kaiser und Kurfürsten, bedient von Grafen und Adeligen. Von den Wänden des Saales blickten die Brustbilder der deutschen Kaiser von Konrad I. an herab. Welch ein Stück Weltgeschichte in Bildern! Wie lauschte der Knabe, wenn der Vater oder ein anderer, älterer Freund, der ihn begleitete, die Geschichte und Thaten der Kaiser erzählte; besonders von Rudolf von Habsburg und Karl dem IV., dessen goldne Bulle für die Frankfurter und auch für den Knaben die größte Anziehungskraft hatte, konnte er nicht genug erzählen hören. Nicht weniger lenkte die nächste Umgebung des Römerbergs seinen Sinn in die Vergangenheit. Die Pforten und Türme, die die Grenzen der

alten Stadt bezeichneten, die Stadtmauer, die Wälle, Gräben, die auf die Zeit des Schmalkaldischen und des furchtbaren dreißigjährigen Krieges hinwiesen, die alte Bauart der Häuser in den winkligen Straßen des Gängeviertels, wo nach uralter Sitte die enge Straße zur Verbindung der gegenüberliegenden Häuser überbrückt war, die abgeschlossene Welt der Judengasse, alles das wies auch den Stumpfsinnigen auf die Vergangenheit, um wie viel mehr den früh aufgeweckten Knaben, den diese Wunderdinge zu tausend Fragen drängten und dem sie jenen Sinn für das Altertümliche und die Erforschung der Vergangenheit weckten, der ihm sein Leben lang geblieben ist. Groß und mit Aufwand gebaut waren die Häuser, die die Geistlichen und die Burgen, die die altadeligen Geschlechter gebaut hatten; die Bürger wohnten kümmerlicher rings herum um die großen Bauten in krummen und winkligen Gassen eng bei einander, ein Gegensatz, der den Beobachter nicht weniger auf die Entwickelung und die Geschichte der Stadt hinwies.

Und derselbe Römer, der dem Knaben die Vergangenheit erschloß, gab ihm auch einen Einblick in die Bedeutung des damaligen Frankfurt, das 3000 Häuser und etwa 33000 Einwohner zählte. Hier tagte der Rat und Senat; und in dem Sitzungszimmer sah er in den drei Bänken die Rangordnung des Senats, die Schöffen, die Senatoren und die aus dem Handwerkerstande hervorgegangenen Ratsherren; nur einer, der vornehmste, Goethes Großvater, der Stadtschultheiß Textor, saß auf einem Platze für sich. Wie stolz war Wolfgang, wenn der Großvater das öffentliche Gericht abhielt oder wenn die Abgesandten der Nachbarstädte ihm am Tage vor Mariä Geburt, bei dem sogenannten Pfeifergericht, in feierlicher Audienz ihre symbolischen Gaben überreichten und um Vergünstigung in den Zöllen baten. Da fühlte auch der Knabe etwas von dem Stolz des freien Bürgers, der mit Geringschätzung auf die unfreien, weltlichen oder geistlichen Fürsten unterworfenen Nachbarn blickte. Daß bei der Kaiserkrönung Frankfurt als souverän und als den Fürsten gleichberechtigt behandelt wurde, hob den Stolz jedes Frankfurters. Noch im Jahr 1826 pries sich Goethe glücklich, einer Stadt anzugehören, die sich ihre Freiheit aus den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart erhalten habe.

Stolz darauf, sich selbst regieren zu dürfen, nahm jeder Einzelne lebhaft an dem Regimente teil und um den Grad des Anteils hat es manche blutige Kämpfe zwischen den Ständen gegeben, von denen ein schrecklicher Zeuge, der auf dem Brückenturm aufgesteckte Kopf eines der 1616 hingerichteten Empörer, auch noch dem jungen Goethe erzählte.

Aber über die Stadt und ihre Angelegenheiten ging das Interesse der





Merianscher Stadtplan von Frankfurt a. M. (ergänzt bis 1770).

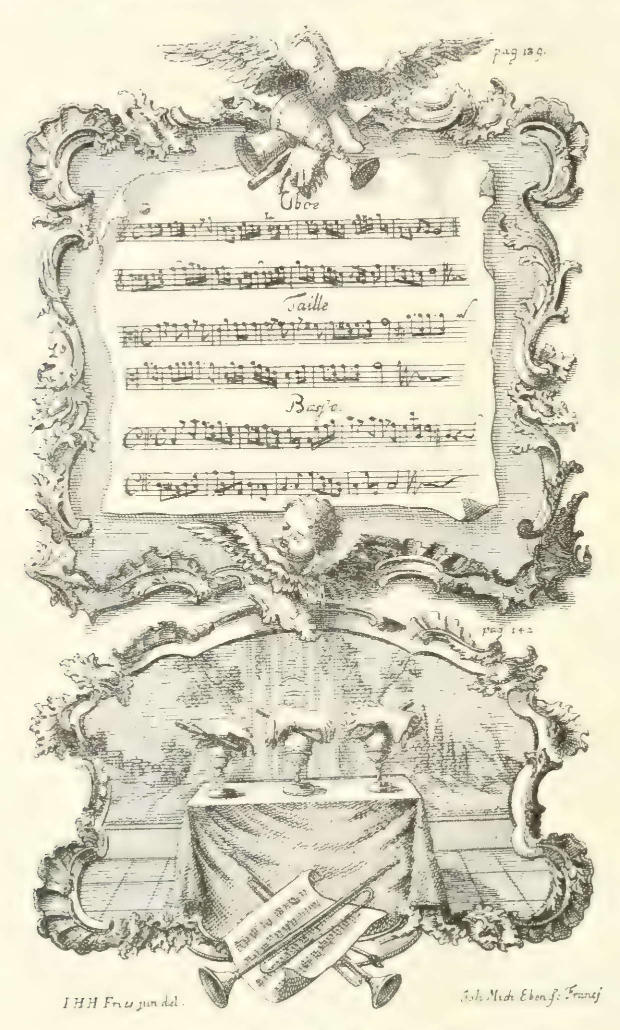


Friedberger Warte.



Sachsenhäuser Warte.

Bürger nicht hinaus. Zwar Kaiser und Reich wurde hier nicht ganz vergessen, weil die Kaiserkrönungen jedem Frankfurter in stolzer Erinnerung waren, aber das war auch das einzige, was die Frankfurter an das Reich fesselte.



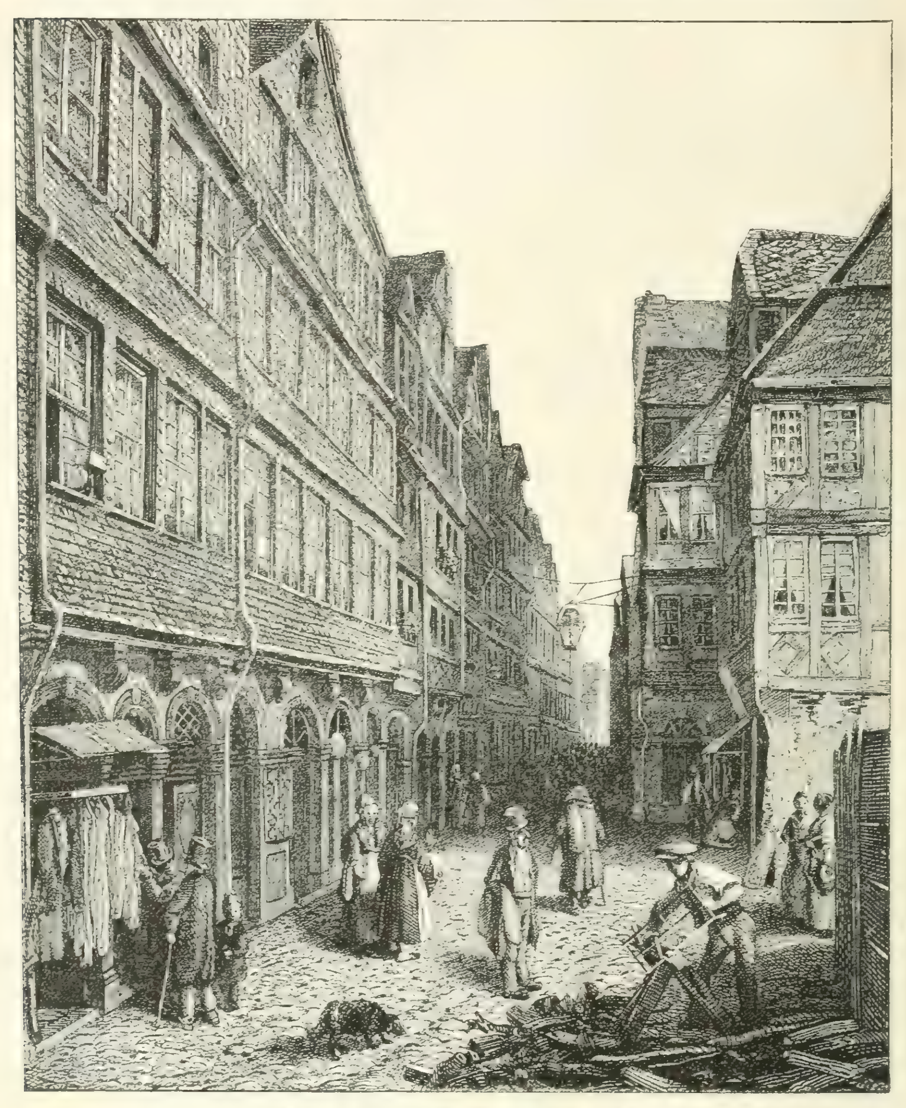
Musik und Geschenke der Pfeifer beim Pfeifergericht.

Man deckte mit der Pracht, der Form die Hohlheit der Sache. Nicht nur Frau Rat war es gleichgültig, ob das linke Rheinufer französisch oder deutsch wäre, wenn nur Frankfurt die freie Verfassung erhalten bliebe, vielmehr spricht

sich in dieser Anschauung die allgemeine Frankfurter Gesinnung aus. Erst die furchtbaren Leiden der Revolutions- und der Napoleonischen Kriege haben diese beschränkten Partikularisten die Notwendigkeit höherer politischer Anschauungen gelehrt. Und nun gar der Patriotismus unserer Gegenwart, der sich leider fast gar nicht mehr denken läßt, als mit Haß gegen andere Völker verbunden, war den Frankfurtern durchaus fern. Paris lag ihnen näher als Wien. Paris war nicht nur in der Mode tonangebend, aus Paris bezog man auch die geistige Nahrung. Die Kenntnis des Französischen war der Prüfstein der Bildung. In dieser Luft wuchs der junge Goethe auf. Ein Stück Frankfurter Reichsbürger blieb immer in ihm trotz der Entfernung. Wie Frankfurt ist auch er erst durch schmerzliche Erfahrung eines bessern belehrt worden; an der Abneigung gegen Preußen hat er sein Leben lang festgehalten.

Fast noch schlimmer erwies sich der beschränkte Geist der freien Stadt in religiöser Beziehung. Die allein seligmachende Kirche war hier die evangelische; man hatte zwar den Katholiken den Dom einräumen müssen, aber dafür rächte man sich dadurch, daß man sie zu keiner Beamtenstellung, nicht einmal zu der eines Nachtwächters, zuließ und in die Zünfte nur evangelische Meister aufnahm; noch zu Goethes Zeiten gab es keinen katholischen Arzt, noch damals wurden katholischen und jüdischen Verbrechern evangelische Geistliche aufgedrungen. Nicht viel besser wurden die Reformierten behandelt. Bis 1787 wurde keine reformierte Kirche geduldet, sodaß die zahlreichen Reformierten bis Bockenheim zur Kirche wandern mußten, und dabei gehörten die Reformierten zu den ersten und reichsten Kreisen. Neben Hamburg war Frankfurt eine Hochburg der Orthodoxie. Daß diese ihre religiöse Unduldsamkeit besonders den Juden gegenüber zeigte, ist leicht erklärlich. Ursprünglich in günstiger Lage und unter den Schutz des Reiches gestellt, wurde ihnen schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts dieser Schutz geraubt und bald darauf ein besonderer Wohnsitz angewiesen in der neuen Judengasse, die auch Neu-Egypten genannt wurde, in der sie 334 Jahre bleiben sollten. Die Gasse war sehr klein; sie umfaßte 1811 159 Häuser, in denen nicht weniger als 2214 Menschen wohnen mußten. Einer Uebervölkerung wurde dadurch vorgebeugt, daß nur 12 jüdische Ehen im Jahre geschlossen werden durften. Finster und unwohnlich, an drei Seiten durch Thore geschlossen, die Wochentags auch nur bis Sonnenuntergang geöffnet waren, hatte die Judengasse meist nur eine Breite von 12 Fuß und war von beiden Seiten mit hohen, dicht aneinander stoßenden Häusern bebaut. Es war ein ungesunder, kalter und enger Wohnsitz. Sich wo anders der frischen Luft zu erfreuen, wurde den Bewohnern sehr erschwert. Kein Jude durfte die Stadtallee, die zu Passagen benutzten Kreuzgänge der

Kirche oder des Pfarreisens oder den Holz= oder Zimmergraben oder den Römerberg außer der Ostseite betreten. Besondere Erkennungszeichen



Die Judengasse in Frankfurt a/M. (18. Jahrh.)

machten die Juden jedem kenntlich. Sie zu beschimpfen und zu schmähen hielt der Bürger für ein gutes Werk. Auch glaubte sich jeder Christ berechtigt,



Die Zeil in Frankfurt am Main. (18. Jahrh.)

einen Juden zu duzen. Der Rat sogar verschmähte es nicht, das Schandbild am Thor unter dem Brückenturm an einer Bogenwand, das zu ihrer Mißhandlung aufforderte, noch 1747, als es zerstört worden war, zu erneuern. Es war wiederum eine andre Welt, die hier dem Knaben entgegentrat: Ein Stück Barbarei und Mittelalter in der Zeit der Aufklärung. Trotz der bösen Urteile über sie, trotz des Schmutzes und der Enge ihrer Gasse ruhte er nicht, bis er ihre Sitten und Einrichtungen kennen gelernt hatte. Er fand, was er nicht vermutet hatte, achtungswerte Menschen, thätig und gefällig, die ihn freundlich aufnahmen und zur Wiederkehr einluden.

Die Einwirkungen, die die Geburtsstadt auf den Knaben Goethe ausgeübt hat, haben alle dieselbe Richtung: die Stärkung und Kräftigung der Seele der Dichtkunst, der Phantasie; und in derselben Weise wurde er durch das Geburtshaus beeinflußt. Schon der Name der Straße, der so gar nicht zu der Straße selbst zu passen schien, reizte die Wißbegier des Knaben. Um die innere Stadt zog sich eine ringförmige Mauer mit Türmen und Thoren. Zu diesem Ringe gehörten der Wollgraben, Zimmergraben u. a. An der Stelle, wo Goethes Geburtshaus stand, war auch ursprünglich ein Graben, der Hirschgraben genannt wurde, weil in ihm, wie auch der alte Plan (s. oben S. 9) zeigt, Hirsche für das jährliche Festessen des Senats gehegt und gepflegt wurden. Die äußere Stadt war ebenfalls von einer betürmten Mauer und einem Graben umgeben. Dieser Stadtteil war im Gegensatz zu den engen Gassen der Altstadt breit, hatte luftige Straßen, große Plätze, niedrige Häuser mit schönen Gärten. In diese Herrlichkeiten konnte der Knabe aus dem zweiten Stock des Hauses bequem blicken. Das war ein Lieblingsaufenthalt Wolfgangs, dem er gleich im Beginn von Dichtung und Wahrheit freundliche Worte der Erinnerung gewidmet hat. Wir geben nach der Reiffensteinschen Zeichnung ein Bild der Aussicht vom obern Stock des Goethehauses. Weit hinten wird sie abgeschlossen von den Höhen des Taunusgebirges, deren höchste aber, der Feldberg, nicht mehr sichtbar ist. Zwischen ihnen und der Stadt zieht sich „die schöne, fruchtbare Ebene nach Höchst hin", welches Städtchen rechts im Bilde noch sichtbar ist. Rechts und links an der alten Stadtmauer sind zwei Türme sichtbar, der große rechts ist das Galgenthor, der mittlere, kleine, die Galgen- oder Mainzerwarte. Die Kegelbahn, deren Kegel der einsame Wolfgang fallen hörte, war in dem Mohrengarten am Galgenthor. Das hohe dunkle Gebäude rechts war das Stammhaus derer von Häffel, deren Gärten und Nebenhäuser einen Teil des Bildes einnehmen. Der Garten, in den man unmittelbar hineinsieht, gehört dem Cronstettischen Damenstift; — heute wird die Gegend von der



Die Aussicht vom Giebelzimmer des Goethehauses.

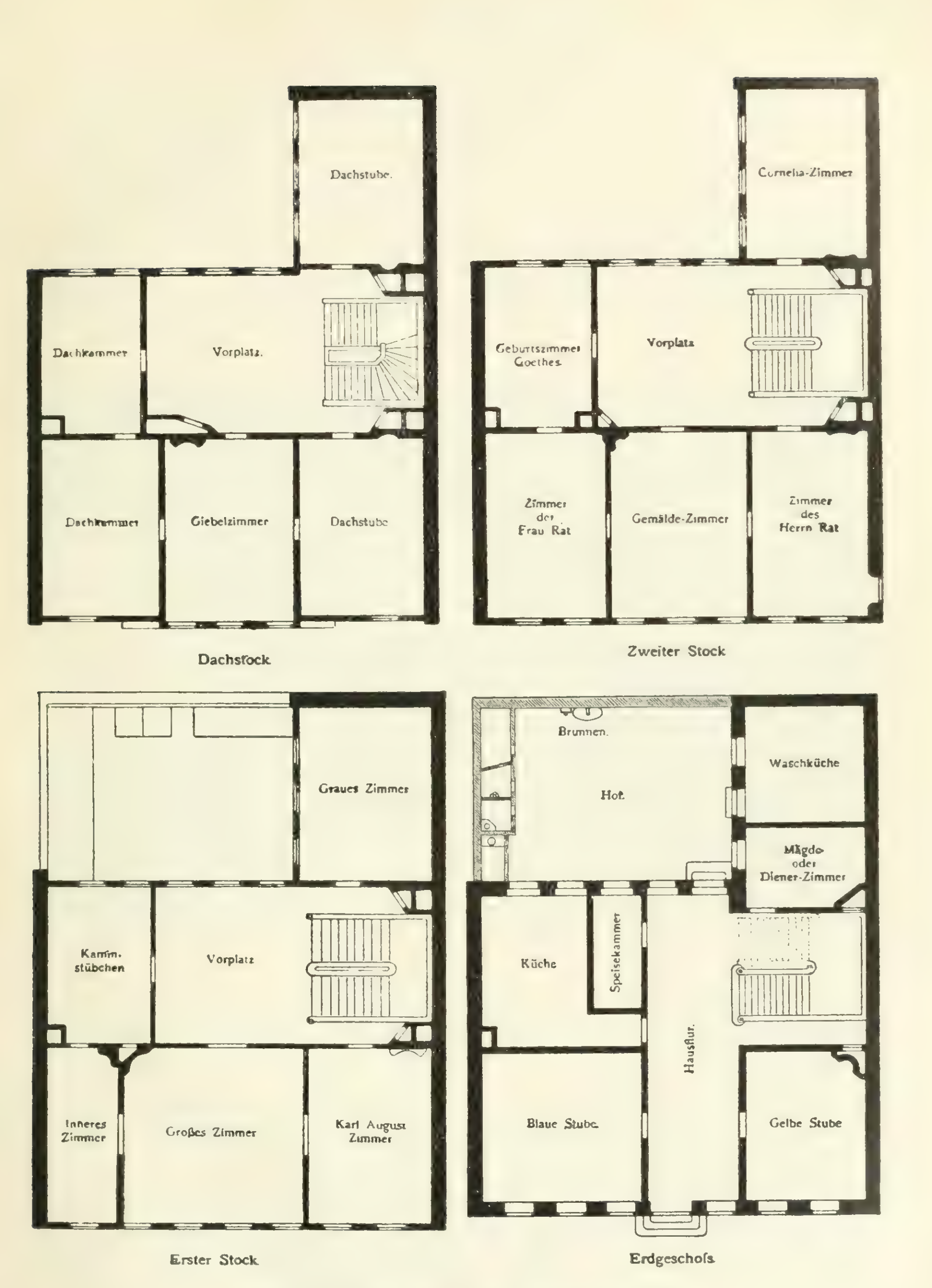
Kaiserstraße durchschnitten. — Das war die Aussicht, nach der der Knabe so oft von dem einsamen Zimmer aus sehnsuchtsvoll blickte und an der er sich besonders bei Sonnenuntergang nicht satt sehen konnte. Sie zog den Blick von dem Alltäglichen zu einem schönen und erhebenden Schauspiel, sie weckte Empfindungen, die sonst dem Knabenalter fremd zu sein pflegen, die aber um so eher hervortraten, als „Ernstes und Ahnungsvolles von Natur in ihn gelegt war", und der einsame Aufenthalt in dem vor dem Umbau düstern Hause führte den Blick in das Innere, zu einer frühen, objektiven Betrachtung des eigenen Selbst, die uns schon in den allerersten Briefen Goethes so wunderbar entgegentritt.

Gleich nach dem Tode seiner Mutter nahm der Vater den längst geplanten Umbau des Hauses vor. Das Nebenhaus, das damals ein Schuhmacher als Mieter bewohnte, sollte mit dem Hauptgebäude zu einem großen Hause vereinigt werden. Bei der Feierlichkeit der Grundsteinlegung wirkte Wolfgang als kleiner Maurer mit, er mauerte selbst den Grundstein ein. Ansicht und Grundriß (vgl. S. 7 und 41) bedürfen wohl keiner weitern Erläuterung Das Heiligtum des Hauses ist das Giebelzimmer des dritten Stockes. Es war das Zimmer des Knaben und Jünglings. Der Siegeslauf, in dem der Götz Deutschland, der Werther und Faust ganz Europa eroberten, nahm von dieser Dachstube aus seinen Anfang.

Schon von Aeschylus wird die Frage aufgeworfen, ob das Kind mehr ein Sprößling des Vaters oder der Mutter genannt werden könnte. Der alte Dichter entscheidet sich für das größere Anrecht des Vaters. Wir sind geneigt, das Angeborne mehr der Mutter oder den Eltern zu gleichen Teilen zuzuweisen, das Anerzogene aber mehr aus dem Einfluß des Vaters herzuleiten. Vom ersten Augenblick des Werdens aber bis zur Reife des Verstandes ist die Mutter die alleinige Hüterin des Kindes und tausend Fäden schlingen sich um ihr und des Kindes Herz und Gemüt.

Aus Goethes ersten Lebensjahren sind uns einige Geschichten durch die liebevolle Treue Bettinens aufbewahrt worden:

Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden"; er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart, er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Dagegen liebte er seine Schwester Cornelia schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie;

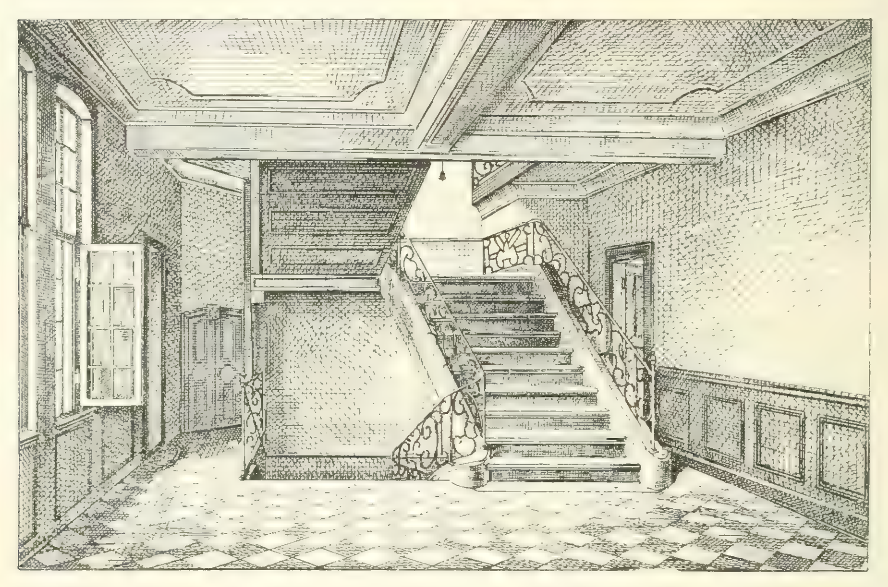


Grundriß des Goethehauses in Frankfurt a/M.

wollte man es nehmen, so ward er zornig, wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.

Frau Aja kannte nur ein Gesetz der Erziehung, dasselbe, das der Klosterbruder im Nathan als das höchste und beste hinstellt: Kinder brauchen Liebe. Der harten Strenge des Vaters gegenüber fanden die Kinder bei ihr Milde und Nachsicht.

Zwei Eigenschaften der Mutter sind dem Knaben schon in seinen ersten Lebensjahren zu statten gekommen: ihre Frömmigkeit und ihre herrliche Gabe, Märchen zu erzählen.



Treppenhaus im Goethehause zu Frankfurt a M.

„Ich konnte nicht müde werden," so berichtet Frau Rat ihrer jungen Freundin, „zu erzählen, sowie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiterzuführen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend

brachte, machte mich verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?‘ Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfaden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten! so ist's gekommen!‘ da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen.“

Diese reizende Geschichte ist ein schöner Beleg für die treffliche pädagogische Gabe der Mutter, die Einbildungskraft des Knaben durch Selbstthätigkeit zu schärfen. Es ist der erste Keim zu der späteren Eigenheit des Dichters, das ihm Angelernte abzulehnen, nur das sich zu dauerndem Eigentum zu machen, was er selber gefunden und praktisch bethätigt hatte.

Und welch eine Meisterin war die Mutter in der Erzählung! Diese Gabe hing auf das engste mit ihrem Charakter zusammen. Es war nicht eine angeborne Kunst, sondern eine dichterische Beanlagung, ein Erzeugnis der Phantasie, jene schöne Auffassung der Welt, durch die sich wahre Dichter und große Menschen von den Alltagsleuten unterscheiden. „Ihr war der Sonnenaufgang,“ sagt Bettina, „täglich ein neues Wunder. Was andre Menschen für trivial und langweilig hielten, war ihr Pracht und Herrlichkeit. Jeder Abend war ihr eine herrliche Bestätigung, daß Gott die Welt nicht verlassen hat.“ Das war die Luft, in der der zukünftige größte Dichter Deutschlands die ersten Jahre aufwuchs.

Grade aus diesen Tiefen ihres Charakters entsprang ein andrer großer Zug der Mutter, ihre Frömmigkeit.

Wie sich Frau Rat nichts Herrlicheres und Erhebenderes denken konnte, als ein vertrauensvolles, hingebendes Gebet, so finden wir in den von Wolfgang selbst erfundenen lateinischen Exercitien aus dem Januar 1753 die Worte: „Ich und mein Bruder sind heute morgen ein wenig vor sieben Uhr aufgestanden und hat uns niemand aufgewecket. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen.“

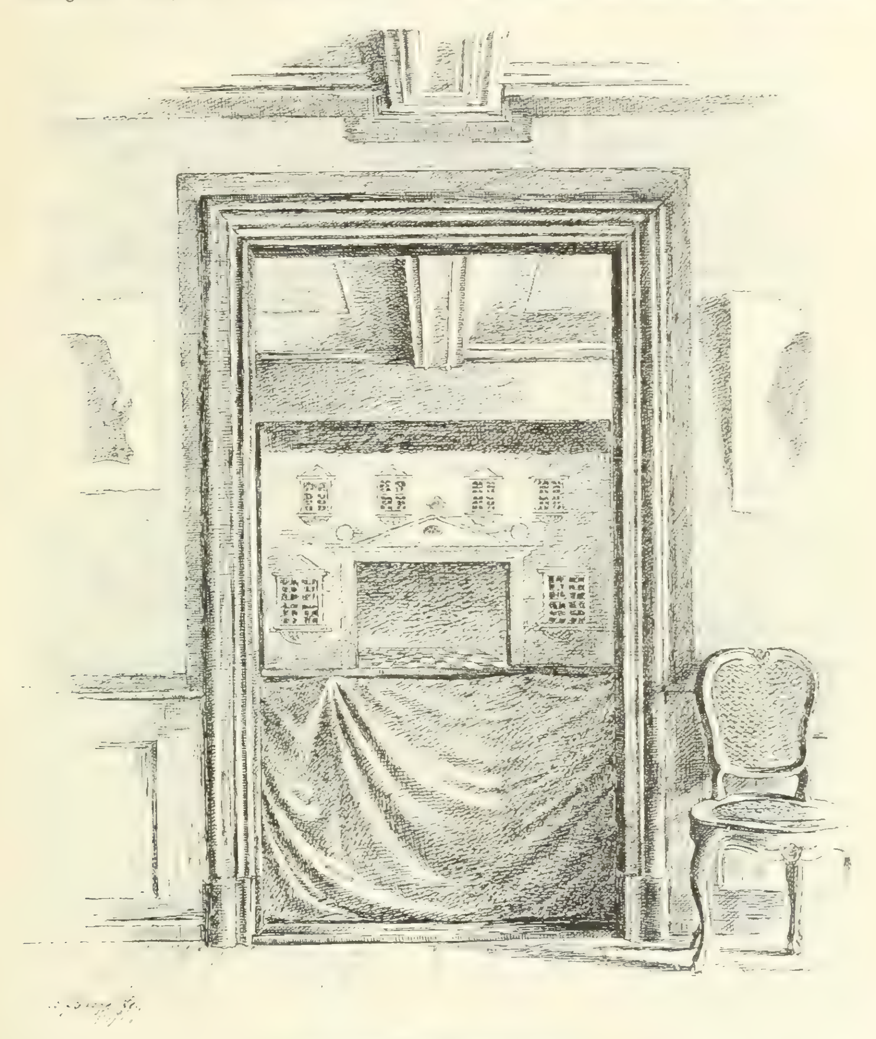
Bald wurde der dem Knaben eingepflanzte Glaube an die Güte und Gerechtigkeit Gottes auf eine harte Probe gestellt. Es war das Erdbeben zu Lissabon im Jahre 1757, das 60 000 Menschen zu Grunde richtete, und ein furchtbares Hagelwetter, das den Kindern den zornigen Gott noch näher führte, als jenes schreckliche Ereignis. Aus der Verwirrung, in die diese mit der Güte Gottes anscheinend so sehr im Widerspruch stehenden Ereignisse den Kopf des sechsjährigen Grüblers setzten, half er sich durch den Gedanken: „Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Geschick kein Schaden geschehen kann."

Frau Rat stand damals den Anschauungen der Herrnhuter nicht fern, die ein persönliches Verhältnis zu Gott, ein Nähertreten an Gott suchten. So hatte auch der siebenjährige Knabe den Wunsch, sich seinem Schöpfer zu nähern. In kindlicher Weise wollte er, der mit der Mutter in den Anschauungen des alten Testaments lebte, dies durch ein Opfer versuchen. Wie er einen Altar sich in seinem Zimmer unter dem Dach errichtet, Naturprodukte, die die Welt in Gleichnissen vorstellen sollten, aufschichtet, darüber Räucherkerzen befestigt, deren Flamme das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüt bedeutee, und sie beim Aufgehen der Sonne durch ein Brennglas entzündet, das hat er uns ausführlich am Ende des ersten Buchs seiner Selbstbiographie berichtet.

Einem so frommen und dichterisch beanlagten Gemüt, wie das der Mutter war, mußte Klopstocks Messias als das herrlichste und edelste Gedicht erscheinen. Bald hatten die Kinder sich des geheimnisvollen Werkes, von dem so viel gesprochen wurde, und das der Vater aus äußeren Gründen verachtete, die Mutter aber heilig hielt, bemächtigt. Eine liebliche Scene in Dichtung und Wahrheit berichtet uns über die tragikomischen Folgen allzu großer Klopstockverehrung. Für Wolfgang war es nicht ohne Bedeutung, daß das erhabene Gedicht mit seinem gewaltigen Inhalt und seiner schönen Sprache fast das erste war, das er kennen lernte. Der große Einfluß Klopstocks auf Goethes Jugendpoesie hat hier seine erste Wurzel.

Neben der Mutter war die wichtigste Person in den ersten Kinderjahren die Mutter des Vaters, Cornelia Goethe, die uns der Dichter als eine schöne, hagere, immer weiß und reinlich gekleidete Frau schildert. „Sanft, freundlich und wohlwollend," so erzählt Goethe, „ist sie mir im Gedächtnis geblieben; sie lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett auszudehnen." Sie sollte sich durch ein prächtiges Geschenk ewige dankbare Erinnerung bei ihrem Enkel und großes Verdienst um die geistige Entwicklung des Knaben

erwerben; es war das vielgerühmte Puppentheater, das heute noch im Goethehause in Frankfurt aufbewahrt wird und von dem wir eine Abbildung bringen. Nicht nur, daß durch dieses Geschenk die Bestimmung Wolfgangs



Das Goethische Puppentheater.

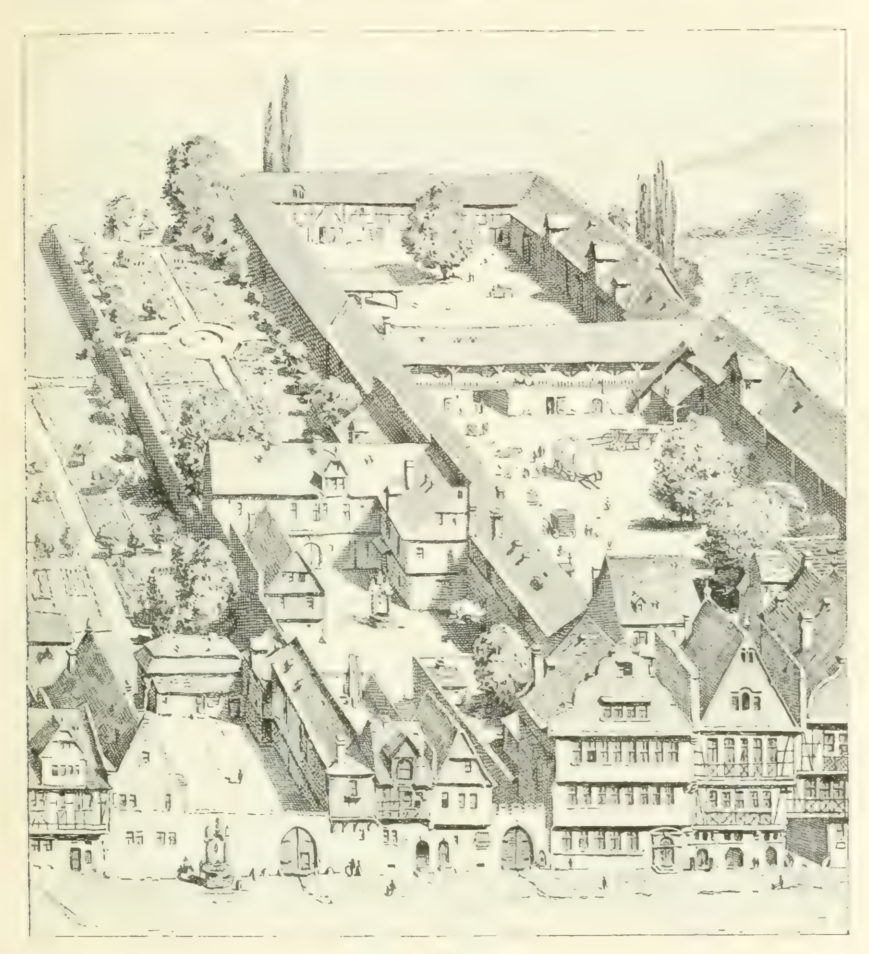
so früh auf das deutlichste sich verriet, es gab auch seiner Phantasie einen Schwung, der ihn über alle gleichalterigen Kinder emporhob. Weihnachten 1753 wurde es in dem Giebelzimmer aufgeschlagen. In Wilhelm Meisters

Lehrjahren hat Geoethe di erste Aufführung und den gewaltigen Eindruck, den das Spiel auf ihn ausübte, in prächtigen und anmutigen Farben geschildert. Daß wir hier eine Schilderung aus der Wirklichkeit vor uns haben, ein lebenstreues Bild aus der Kindheit, bezeugen die Dankesworte der Frau Rat an ihren Sohn für die Uebersendung des Wilhelm Meister im Januar 1795: „Das war wieder einmal für mich ein Gaudium. Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sahe, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegt und dergleichen mehr."

Während die treffliche Großmutter Goethes schon zu einer Zeit starb, als der Knabe erst zu denken anfing, waren die Großeltern mütterlicherseits in um so längerer und engerer Verbindung mit Wolfgang. Der Stadtschultheiß starb erst im Februar 1771, und seine Gattin Anna Margaretha geb. Lindheimer erlebte sogar noch die Ehre, die dem Hause durch den Besuch des Herzogs Karl August widerfuhr. Der Stadtschultheiß hat nicht blos Ansehen und Würde dem Goethischen Geschlecht verschafft und dem Enkel insbesondere eine gute Carrière in Aussicht gestellt, er war Wolfgang auch ein liebevoller und gütiger Großvater, bei dem er Zuflucht fand vor „didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen". Mindestens jeden Sonntag war Wolfgang als ältester Enkel bei ihm zu Tische. Die Textorsche Wohnung, des Knaben „liebster Aufenthalt", befand sich auf der großen Friedberger Gasse Nr. 10. Man vergleiche die ausführliche Schilderung im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit mit dem hier neben folgenden Bilde Reiffensteins, dessen Treue und Wahrheit durch mündlichen Bericht der Nichte der Frau Rat, eines Fräulein Anna Maria Textor, gesichert ist. Ursprünglich soll der gesamte Häusercomplex, den unser Bild wiedergiebt, der Familie gehört haben; für Goethes Zeit und für uns kommt nur das mehr östlich liegende Gebäude nebst Garten in Betracht. Der Eingang fand durch das große Thor oder das kleine Pförtchen an der zinnengekrönten Mauer statt. An diese Mauer schlossen sich zwei einstöckige Häuser, die von Handwerkern bewohnt waren. Vom Eingang führte ein schmaler Gang in einen Hof, in dessen Mitte ein Ziehbrunnen stand. Den Abschluß des Hofes nach Norden bildete das eigentliche Wohnhaus. Das kleine Haus rechter Hand wurde als Wohnung für die Kinder, das linker Hand als Kelterhaus und Remise benutzt. Durch das Wohnhaus mußte man hindurchgehen, um in den von Goethe so gerühmten Garten zu gelangen, „wo eine unabsehbare Reihe von Johannis- und Stachelbeerbüschen eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete".

Ob sich der vielbeschäftigte und wortkarge Stadtschultheiß viel mit dem

Enkel und seiner Entwicklung beschäftigt hat, wissen wir nicht, aber schon durch seine Existenz wurde er für ihn bedeutend. Das Gefühl, Enkel des ersten Mannes der Stadt zu sein, der die Souveränetät der Stadt verkörperte und bei der Kaiserkrönung wie ein Fürst behandelt wurde, ließ schon früh in ihm



Textors Wohnung.

den Gedanken aufkommen, daß er zu etwas Besonderem bestimmt sei. „Wir waren auch immer die Lakaien," sagte später der Bürgermeister Moors in Erinnerung an die gemeinsam verlebte Kinderzeit. Die gravitätische Würde, mit der Wolfgang auftrat, wurde ihm öfter im Scherz vorgehalten: „Hiermit,"

antwortete er, „mache ich den Anfang und später werde ich mich mit noch allerley auszeichnen."

Von andern Verwandten, mit denen Wolfgang und Cornelia in lebhaftem Verkehr standen, ist zu nennen die Schwester der Mutter, Johanna Maria, seit 1751 mit dem Materialwarenhändler Melber, der auf dem Markt wohnte, ver-



Pfarrer Starck, Goethes Oheim.

heiratet. Sie ist uns unter dem Namen der lustigen Tante bekannt. Man erzählt, daß sie an Lebendigkeit des Geistes ihre Schwester Elisabeth übertroffen habe. „Auch in ihrem Hause," sagt Goethe, „war um sie her alles bewegt, lebendig und munter." Durften nun außerdem die Kinder in den Herrlichkeiten, die hier zum Verkauf angeboten wurden, nach Herzenslust

wühlen oder durch das Fenster dem Leben und Gedränge auf dem Markt zuschauen, so kann man es verstehen, wie gern sie hier weilten und wie schöne Stunden sie in diesem Hause verlebten, als sie beim Umbau des Vaterhauses für längere Zeit hierher gebracht wurden.

Die zweite, um sechs Jahre jüngere Schwester der Frau Rat heiratete am 2. November 1756 den Pfarrer an der Katharinenkirche, Johann Jakob Starck. Kaum ein größerer Gegensatz, als diese einsam für sich lebende, abgeschlossene Familie und die soeben geschilderte! Nur die große Bibliothek imponierte dem Knaben und reizte seine Neugier. Hier sah er zuerst den Homer und las ihn in einer prosaischen Uebersetzung, die mit „Kupfern in französischer Theatermanier" geziert war.

Die guten Beziehungen der Goethischen und Textorschen Verwandten wurden auf unerwartete Weise gestört. Der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen im Jahre 1756 spaltete, wie ganz Deutschland, so auch die Frankfurter, die sich sonst nur um ihr „Vaterland" kümmerten, in zwei Parteien. Der Stadtschultheiß und der Pastor Starck, der Kaufmann Melber und die noch unverheiratete Tochter Anna Christine standen auf Oesterreichs Seite. Goethes Vater und sein Bruder, sowie Frau Melber waren „fritzisch" gesinnt. Der Vater suchte auch auf Wolfgang seine Begeisterung zu übertragen, und unter den wenigen erhaltenen lateinischen Exercitien, die er dem Sohne diktiert hat, finden wir zwei, die sich mit Friedrichs Größe beschäftigen. So kam der kleine Wolfgang zwischen zwei Feuer. Was hier gepriesen, wurde dort verächtlich behandelt, was man hier einen Heldenkamp nannte, hieß dort eine schändliche Empörung. Kinder sind gewohnt, was sie fühlen, auszusprechen. Hier aber mußte Wolfgang, wenn auch nicht sich zu verstellen, so doch seine Gefühle zu verbergen lernen. Die ungerechte Beurteilung der großen Thaten Friedrichs erschütterte in ihm das Vertrauen zu den Urteilen anderer. Er selbst schreibt davon den Keim zu der Nichtachtung des Publikums her, von der sein Leben Beweise genug giebt.

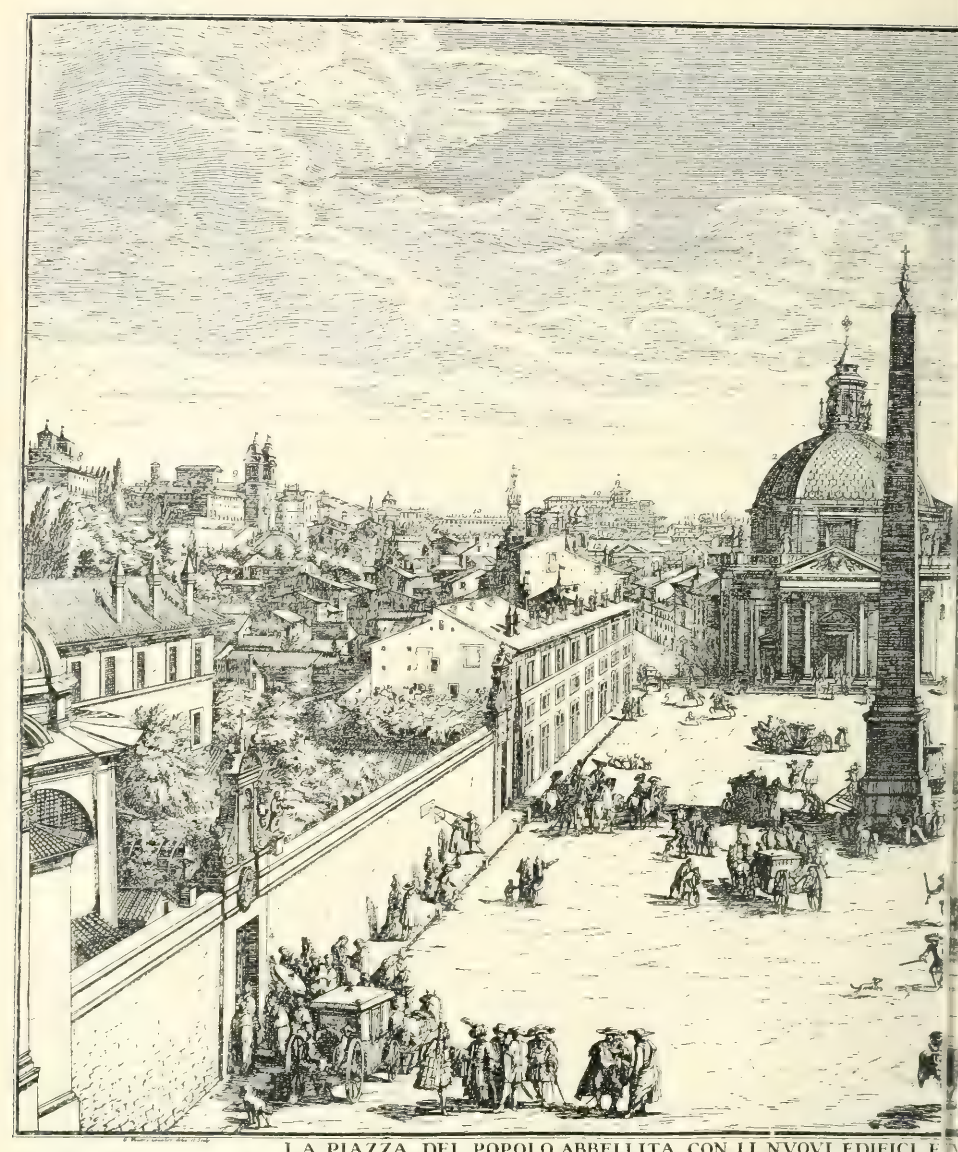
Was wir bisher von Einflüssen und Einwirkungen auf den Geist des Kindes wahrgenommen haben, war mehr angeflogen als beabsichtigt. Wenden wir uns jetzt zu dem systematischen Unterricht, den Wolfgang in frühester Jugend genossen hat. Der Vater, wie wir wissen, ein sehr fleißiger und thätiger Mann und doch an keine Berufsthätigkeit gebunden, ergriff die Gelegenheit, durch die Erziehung der Kinder seinem Drange nach Thätigkeit zu genügen. Auch hatte er einen triftigen Grund, den Sohn den öffentlichen Schulen fernzuhalten: ihre schlechte Beschaffenheit. Ganz abgesehen von dem in den Winkelschulen und dem von „Schulstöhrern und

Herumläufern“ erteilten Unterricht waren die öffentlichen, der Zunft der Schulhalter anvertrauten Quartierschulen elende Institute, in denen oft an 200 Kinder in einer Stube im Lesen, Schreiben, Katechismus, Rechnen und einzelne noch im Französischen unterrichtet wurden. Und auch in dem Gymnasium, der einzigen städtischen Schule, die unter der Leitung des mit Rat Goethe befreundeten Rektors Albrecht stand, sah es mit der Disziplin der Schüler und dem Verhalten der Lehrer so traurig aus, daß viele Eltern gerechte Bedenken trugen, ihre Kinder dieser Schule anzuvertrauen. Nach diesen Verhältnissen muß man auch Goethes absprechendes Urteil über die öffentlichen Schulen, das sich auf die Erfahrung seines ganz kurzen Besuchs während des Umbaues des Hauses gründete, beurteilen.

Abgesehen von dieser kurzen Unterbrechung war der Unterricht in den ersten Jahren ganz in der Hand des Vaters. Er war ein strenger und harter Lehrer und verlangte um so mehr, je leichter der Knabe den Lehrstoff faßte. Er gehörte zu jenen Pädagogen, die da glauben, schon durch den Schein von Milde sich etwas zu vergeben. Noch in hohem Alter gedachte Goethe mit Unmut der Ueberbürdung, unter der er und noch viel mehr Cornelia zu leiden gehabt hatten. Dagegen war die Methode des Vaters ganz vortrefflich. Er ging von dem Grundsatz aus, daß der Lehrer mehr durch That und Beispiel, als durch Ermahnungen und Worte wirken müsse, worin ja eigentlich das Geheimnis des pädagogischen Erfolges ruht. Er trieb seinen Grundsatz so weit, daß er alles, was die Kinder lernten, ebenfalls lernte; sogar beim Tanzunterricht macht der steife, nicht mehr jugendliche Herr keine Ausnahme.

Nachdem der Knabe schon sehr früh lesen gelernt hatte, begann der Vater die Ausführung des Lebensplans, den er für seinen Sohn bis ins einzelne entworfen hatte. Was für den künftigen Juristen von Bedeutung war, führte er mit Eifer und der ihm angebornen Konsequenz durch; in den übrigen Dingen ließ er dem Knaben größere Freiheit. Das Hauptfach, wie natürlich, war das Lateinische, daneben wurde etwas Griechisch und Französisch getrieben. Die Grammatik wollte den Knaben nicht besonders anmuten. Die gereimten Regeln im „angehenden Lateiner“ blieben im Gedächtnis und halfen ihm wohl über die Hauptschwierigkeiten, aber eines korrekten Latein hat er sich nie beflissen; Geist und Sinn der Sprache faßte er dagegen durch Lesen, Auswendiglernen und Recitieren so leicht, daß er bald mündlich und schriftlich sich ihrer bedienen und als achtjähriger Knabe die Specimina der Primaner übersetzen konnte. Sein großes Sprachtalent zeigte sich auch darin, daß er Italienisch nur nebenbei als stummer Zuhörer des Unterrichts der Schwester mitlernte. Mit dem Unterricht in den andern Fächern war es





Prospekt der Piazz

Nach dem im Goethehause in Fran

(Zu Heinemann, Goethe, Seite 51.)



iel Popolo in Rom.

t befindlichen Stich vom Jahre 1692.



nicht weit her: Was er in der Geometrie lernte, verwandte er gleich praktisch bei Pappenarbeiten, wie Kinder sie lieben. Von Algebra hat er erst als reifer Mann etwas Genaueres erfahren. Die kümmerlichen Kenntnisse, die das geographische Lehrbuch bot, ergänzte er durch die Lektüre von Reiseschriften, bei der Robinson Crusoe und die Insel Felsenburg nicht fehlten. Geschichte lernte er weniger durch Unterricht als durch Anschauung und Lektüre. Zu beiden verhalf ihm der Orbis pictus von Comenius und das berühmte Geschichtswerk: Gottfrieds historische Chronik. Durch Ovids Metamorphosen und eine lateinische Chrestomathie wurde er mit der antiken Mythologie vertraut. Ob er Vergil und Terenz, deren genaue Kenntnis er sehr früh gewann, im Original gelesen hat, ist nicht bekannt; den Homer las er bestimmt zuerst in einer prosaischen Uebersetzung. Auch die Bibliothek des Vaters, bei deren Ordnung im neuen Hause er hatte helfen dürfen, durchstöberte er nach Kräften. Die bessern deutschen Dichter, wie Canitz, Creuz, Gellert, Hagedorn, Haller, standen hier in schönen Einbänden und wurden von ihm so eifrig gelesen, daß er bald große Stellen aus ihnen zum Erstaunen der Freunde des Hauses recitieren konnte. Aber die liebste Lektüre waren ihm doch die deutschen Volksbücher, Eulenspiegel und die vier Haimonskinder, denen der Name für Goethes Mutter, Frau Aja, entstammt, die schöne Melusine, Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, der ewige Jude, Faust, die er für wenige Kreuzer auf dem Pfarreisen oder am Römer erhielt. Wie sie wegen ihres unvergänglichen poetischen Wertes viele Jahrhunderte hindurch die Hauptlektüre des Volkes geblieben waren, so verdankt auch unser Dichter ihnen den Faust und den ewigen Juden.

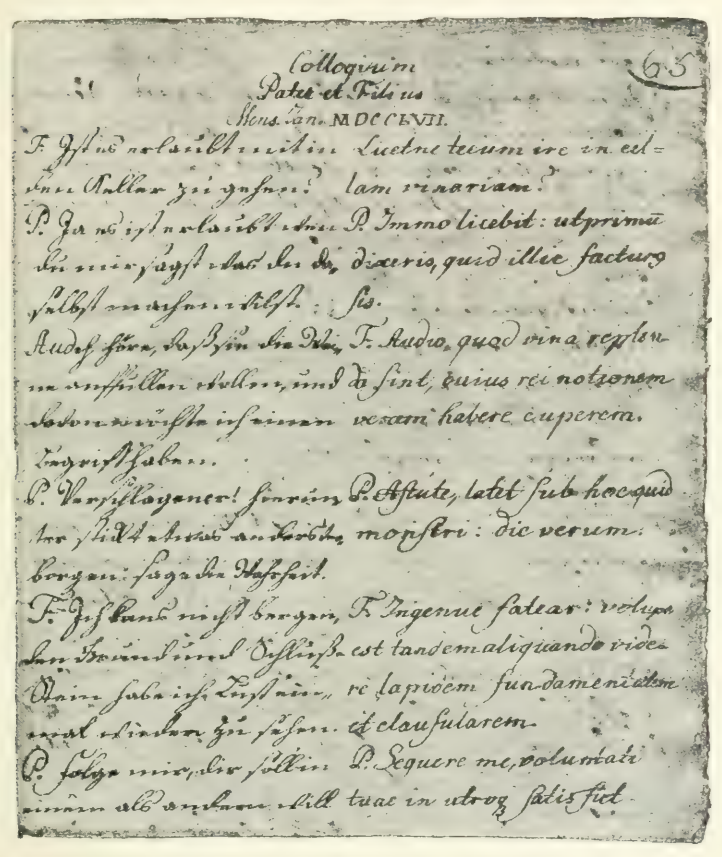
Auch Interesse für die bildende Kunst und das Land der Kunst suchte der Vater schon ganz früh dem Sohne einzuflößen. Das erste, was Wolfgang von Bildern sah, waren die römischen Prospekte vom Colisео, dem Petersplatz, der Peterskirche, der Piazza del Popolo u. a., mit denen der Vorsaal ausgeschmückt war. Der sonst so wortkarge Vater wurde redselig, wenn er dem Knaben diese Bilder erklärte oder eine Marmor- und eine Naturaliensammlung, die er aus Italien mitgebracht hatte, zeigte. Auch arbeitete er an einer ausführlichen Beschreibung seiner Reise in Italien und lehrte Mutter und Tochter italienisch; „die Erinnerung an Neapel und Venedig war unauslöschlich; man konnte von ihm sagen,“ erzählt der Sohn später, „daß er nie ganz unglücklich sein konnte, weil er sich immer nach Neapel dachte.“ Diese Begeisterung des sonst so pedantischen Vaters erweckte in dem Sohne jene Sehnsucht, der wir Goethes für unsere Litteratur bedeutungsvoll gewordene Reise nach Italien verdanken. Und die Liebe des Vaters für

die Kunst war nicht blos passiv und äußerlich, er beschäftigte vielmehr lange Zeit eine Anzahl Frankfurter Künstler, die uns der Sohn eingehend charakterisiert hat. So kam Wolfgang in früher Zeit mit den Künstlern Frankfurts zusammen; es war der Beginn und Anfang eines Interesses, das Goethe sein ganzes Leben begleitet hat und eine Zeit lang sogar das dichterische zurückdrängte.

Genauer als die zum Teil schon verblaßten Erinnerungen Goethes führen uns die erhaltenen „Labores juveniles“ in die Entwicklung des Knaben und seine wissenschaftliche Ausbildung. Es sind dies die Jugendarbeiten aus den Jahren 1757 und 1758: Stechschriften, Exercitien und fremdsprachige Glückwünsche. Die vom Vater deutsch diktierten Exercitien sind der Gegenwart entnommen; es folgen in dem erhaltenen Exemplare 18 kurze Exercitien (aus dem Januar 1757), in denen der Knabe kleine Erlebnisse oder die Natur schildern muß. Der erste lateinische Dialog ist ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, geführt auf einem Gang in den Keller, wohin der Vater den Sohn mitgenommen hatte. In dramatisch belebtem Gespräch wird uns hier von der Grundsteinlegung, bei der Wolfgang als kleiner Maurer mit der Kelle in der Hand zugegen war, erzählt. Der zweite Dialog findet zwischen Wolfgang und seinem Freund Max (Moors) statt; es ist recht kindlich, daß Goethe sich als den artigen, feinen Knaben gegenüber dem rohen und kindischen Kameraden schildert.

Goethe liebt es, in seiner Biographie gewisse Hauptepochen seines Lebens allegorisch mit einem Märchen oder einer andern Dichtung abzuschließen. Wie die Notwendigkeit der Trennung von Friederiken in der Erzählung des Märchens von der neuen Melusine dargethan wird, wie die kindliche Liebe zu Gretchen mit dem Roman von Prevost: „Ritter De Grieux und Manon Lescaut“ ihren dichterischen Abschluß finden sollte, so finden wir auch am Ausgang des ersten Jahrzehnts in die Erzählung ein Märchen eingeflochten unter dem Namen: Der neue Paris. Es hat gewiß eine höhere Bedeutung als die eines Belegs für die von der Mutter ererbte und erlernte Kunst des Fabulierens. Das Märchen soll vielmehr die Weihe des Knaben zum Dichterberufe bezeichnen. Der von den Göttern gesandte Merkur begrüßt Wolfgang als den Liebling der Götter und Bringer des Glücks und der Liebe, als der er die geheimnisvolle Mauer, die nur dem dichterisch empfindenden Gemüte sichtbar ist, findet. Merkur giebt ihm auch Alerte, die Muse der Phantasie und Poesie, aber sie entschwindet ihm wieder, weil der Knabe sie noch nicht fassen, sondern nur ahnen kann. Auch am Ende seines Aufenthalts in dem geheimnisvollen Garten, wo er Alerten wieder findet, wird ihm ihr Besitz

nicht gewährt, sondern nur versprochen; doch findet er den Weg zum Paradiese nicht mehr. So wird die Sehnsucht in des Knaben Brust gelegt nach dem hohen Ziele, dessen er sich erst durch Reinheit des Charakters und Streben nach Wahrheit würdig erweisen soll. Mit diesem Wirklichen, mit der Person des Knaben und den wirklichen örtlichen Verhältnissen Frankfurts ist in



Colloquium
Pater et Filius
Mens. Jan. MDCCLVII.

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?
P. Immo licebit: ut primum dixeris, quid illic facturus sis.
F. Audio, quod vina replen…, cuius rei notionem veram habere cuperem.
P. Astute, latet sub hoc quid monstri: dic verum.
F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.
P. Sequere me, voluntati tuae in utroq satis fiet.

Eine Seite der Labores juveniles Goethes (1757).

größter Kunst das Wunderbare, das Phantastische des Märchens verbunden. Merkur, Amazonen und Musen, Achill, Paris, Prinzessinnen und Königstöchter, diese echten Märchenfiguren und Motive, hat der Knabe den Volksbüchern oder seinen mythologischen Kenntnissen entnommen. Sehr hübsch ist auch der kindliche Märchenton festgehalten. Wenn auch, um die Frühreife

des Knaben zu kennzeichnen, sehr viel von der Liebe geredet wird, das Soldatenspiel, die Puppen der Alerte und die seidene Schnur, die zu einem bedenklichen Gebrauch bestimmt ist, geben dem Ganzen das richtige Kolorit.

Der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen im Jahre 1756 war nicht bloß weltgeschichtlich ein bedeutendes Ereignis, er wurde auch durch seine Folgen und durch die Persönlichkeit Friedrichs für den Einzelnen so wichtig, daß in Deutschland, ja fast in ganz Europa kaum jemand dem Kampfe teilnahmlos gegenüberstand. Eine Beteiligung am Kriege wünschten freilich auch die „fritzisch" Gesinnten nicht. Die freien Reichsbürger wollten weder für Preußen noch für Oesterreich ihr Blut vergießen. Aber hier wurde recht bald die ganze Jämmerlichkeit der sogenannten Freiheit offenbar, auf die die Frankfurter so stolz waren. Ein leerer Schall war diese Souveränität, ein Wort ohne Inhalt.

In dem Vertrage zu Versailles vom 1. Mai 1756 hatte Frankreich sich verpflichtet, an dem Kriege gegen Friedrich II. teilzunehmen. Der Marschall von Frankreich, Prinz Soubise, bezog, nachdem er im August und September 1758 bei Nauheim und Amöneburg gefochten hatte, Winterquartier in der Wetterau. Da seine Stellung ohne den Besitz Frankfurts höchst gefährdet war, so gab Soubise dem Brigadier von Wurmser den Befehl, sich am 2. Januar 1759 der Stadt zu bemächtigen. Die Frankfurter Besatzung bestand aus 1000 Mann, die von dem Stadtkommandanten von Pappenheim, dem Oberstlieutenant von Klettenberg und dem Platzmajor Joh. Nicolaus Textor, einem Großoheim Goethes, befehligt wurden. Frankfurt hatte den Franzosen, als den Verbündeten des Kaisers, den Durchmarsch eines Bataillons gestattet. Darauf bauten die Franzosen den Plan einer Ueberrumpelung ohne viel Blutvergießen. Auf die Anzeige der Franzosen, daß sie durch die Stadt zu ziehen beabsichtigten, begab sich der Oberst von Pappenheim mit dem Platzmajor am 2. Januar früh mit geringer Begleitung nach Sachsenhausen. Textor stellte sich an die Spitze der einziehenden Truppen und führte sie über die Brücke. Als er schon in der Fahrgasse war, bemerkte der am Affenthor zurückgebliebene Kommandant, daß dem ersten Bataillon sich ein anderes anschließe. Er gab der Thorwache sofort den Befehl, den Schlagbaum und das Gatter zu schließen. Aber die Wache wurde bald übermannt, von Pappenheim umzingelt und gehindert, in die Stadt zu reiten. Der tapfere Mann schlug sich durch und fuhr in einem Nachen in die Stadt. Unterdessen wurde Textor am Bornheimer Turm gefangen genommen und entwaffnet. Es gelang ihm wohl zu entfliehen und die Hauptwache zu alarmieren; aber Oberst von Klettenberg, der bald die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsah, übergab die Haupt-

wache den Franzosen. So wurden denn 7000 Mann Fußsoldaten und Reiter einquartiert, und es begann eine schwere mehrjährige Bedrückung der freien Reichsstadt. Der französische Kommandant war der Prinz von Soubise, später der Herzog von Broglie. Der in Goethes Vaterhaus einquartierte, von Goethe so liebevoll geschilderte Comte de Thoranc hatte den Rang eines Infanteriehauptmanns und die Stellung eines Polizeimeisters und Richters in den Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern. „Von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange, hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen." Wie uns Goethes Schilderung den damals 40jährigen Mann darstellt, als vornehm und edel, gerecht, nur manchmal aufbrausend und launenhaft, höflich und gütig, geistreich und witzig, für Kunst und Litteratur lebhaft interessiert, so tritt er uns auch aus andern Berichten und aus seinen Briefen entgegen.

Mit einer solchen Einquartierung hätten Goethes Eltern immerhin zufrieden sein können. Aber die Höflichkeit des Gastes und seine offenbare Absicht, die Störungen der Einquartierung und das Peinliche der Verhältnisse durch Liebenswürdigkeit, strenge Ordnung und Rücksicht abzuschwächen, fand bei Goethes Vater wenig Gegenliebe. Empört über das Eindringen der Feinde des großen Friedrich, die er lieber „zum Teufel gewünscht hätte", in seiner Gewohnheit gestört durch die den ganzen Tag währende Unruhe, vergrößerte er durch seinen Trotz die Unannehmlichkeit, die nun einmal hingenommen werden mußte. Wo er es konnte, machte er seinem Herzen Luft gegen die Franzosen oder zog sich grollend vor jeder Berührung mit ihnen zurück. Nur der Vermittlung Frau Ajas gelang es, einen erträglichen Zustand zu schaffen. Ihre Liebenswürdigkeit und ihr Bestreben, das Benehmen des Vaters wieder gut zu machen, veranlaßte sie sogar, französische Phrasen zu lernen, um sich mit dem Grafen verständigen zu können. Unterstützt in ihren Bemühungen wurde sie von dem Dolmetscher Diene, einem „schönen, wohlbeleibten, heiteren Mann", der in Frankfurt als Lohndiener lebte und durch seine geschickte Art, den Grafen zu behandeln, dem Goethischen Hause große Dienste leistete.

Nicht einmal des gemeinsame Interesse für die Kunst erwarb dem Grafen bei dem Hausherrn etwas Sympathie; um so eifriger hielt sich Wolfgang an den Gast und die Künstler, die in seinem Auftrage längere Zeit im Hause thätig waren. Gleich bei seiner Ankunft ließ sich der kunstliebende Königslieutenant, sobald er von einem Gemäldezimmer hörte, trotz der Dunkelheit die Bilder bei Kerzenlicht zeigen. Bald wurden

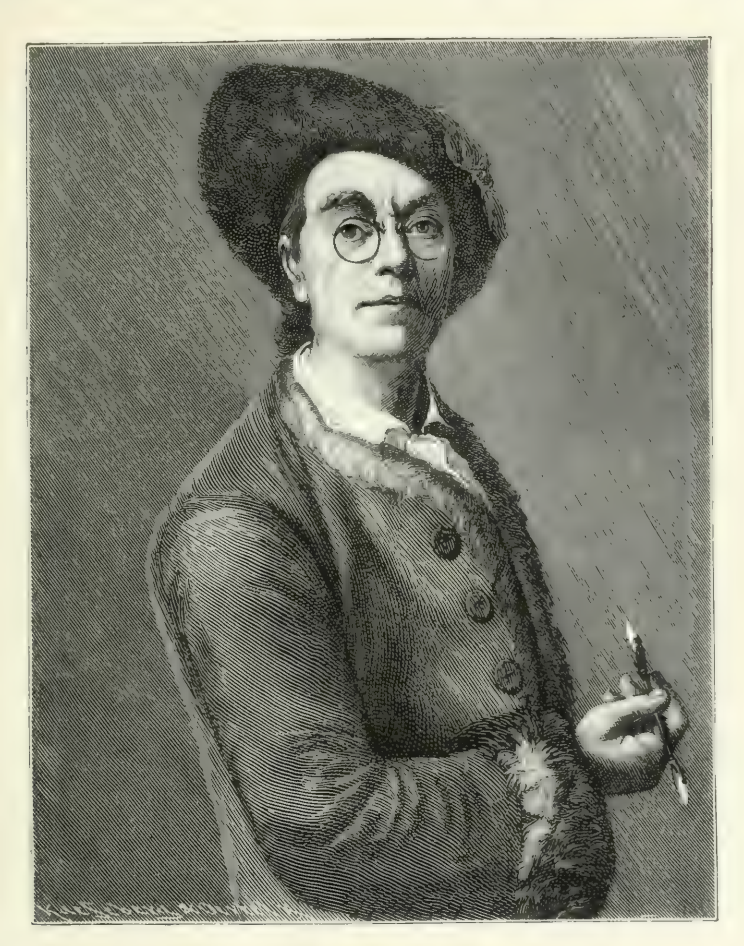
die in Frankfurt lebenden Meister herbeigeholt. Erfreut, so viele treffliche Künstler hier zu finden, beschloß er, für sein Schloß in Grasse eine Anzahl Oelbilder malen zu lassen, die als Tapetenteile an den Wänden befestigt werden sollten.

Es waren die Maler Hirt, „der Eichen- und Buchenwälder malte und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffieren wußte", Trautmann, der Nachahmer Rembrandts, Schütz, bekannt durch seine Rheingegendbilder, Junker, der Blumen und Fruchtstücke vortrefflich malte, Nothnagel, der im Hause die neuen Tapeten gemalt hatte, und endlich der bedeutendste, Johann Konrad Seekatz. Wolfgang war mit allen diesen Malern und mit ihren Bildern seit mehreren Jahren bekannt und oft in ihrer Werkstatt. Hierdurch, ferner durch seine Anwesenheit bei Bilderauktionen und durch die Belehrung des Vaters hatte der zehnjährige Knabe schon soviel gelernt, daß er jedes historische Bild erklären und auch die allegorischen enträtseln konnte. Ja, die Künstler hörten auf seine Meinung, und für die Darstellung der Geschichte Josephs mußte er für sie einen umständlichen Aufsatz schreiben, in dem 12 Bilder beschrieben waren; „einige von ihnen", so berichtet er, „wurden auch ausgeführt". Welch ein Genuß für ihn, nun der Anfertigung der Gemälde selbst, die zum teil in seinem Giebelzimmer geschah, beiwohnen zu dürfen.

Besondere Freundschaft fesselte den Knaben an Seekatz. Zwischen dem Künstler, der damals 40 Jahre alt und seit sechs Jahren Hofmaler in Darmstadt war, und der Goethischen Familie hatte sich ein vertrautes Verhältnis gebildet. Die Gastfreundschaft, die der Vater „Künstlern und Virtuosen" zuteil werden ließ, kam dem in Frankfurt nicht heimischen Maler bei seinem wiederholten und längeren Aufenthalt in der freien Reichsstadt besonders zu statten; Gevatter Seekatz war stets Gast des Goethischen Hauses. Nicht wenig zur Vorliebe des Vaters für den Künstler trug auch dessen offen verkündete große Meinung von des Sohnes Zeichen- und Maltalent bei. Die hier von einem Meister in seinem Fache geäußerte Hoffnung hat der Vater Goethes wohl nie, der Sohn erst in Italien aufgegeben. Selbstverständlich wurde der in der Kunst schon ganz hübsch bewanderte Knabe des Malers verzogener Liebling, der sich höchst ergötzliche Neckereien dem gutmütigen Gaste gegenüber erlauben durfte, ohne nachhaltige Verstimmung befürchten zu müssen.

Ein wunderlicher Einfall des Grafen hätte das gute Einvernehmen zwischen ihm und den Künstlern fast gestört. Da die für Thorane thätigen Maler, Fiedler, Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, jeder in einer

bestimmten Gattung der Malerei sich auszeichneten, so beschloß Thorane, diese Talente auf einem Bilde zu vereinigen. Der eine Maler sollte die Menschen, der andere die Mittelgründe, ein dritter die Bäume malen oder wohl gar in ein schon fertiges Gemälde einfügen. Daß hieraus nie ein gutes



Selbstportrait des Hofmalers Joh. Chr. Fiedler.

Gemälde werden konnte, ist klar; die Maler schoben sich gegenseitig die Schuld zu und gerieten in heftigen Streit. Besonders verdrießlich wurde Seekatz, der „zwar ein lustiger Gesellschafter und von immer glücklich heiterer Laune sein konnte, aber eigentlich hypochondrisch angelegt war und in seiner Thätig=

keit frei und unbeeinflußt wirken wollte". Er weigerte sich schließlich entschieden, eine gewünschte Aenderung vorzunehmen; schon wollte Thoranc ihn durch Soldaten aus Darmstadt holen lassen, da legte sich der gute Freund der Frau Rat, der Dolmetsch Diene, gewiß wohl auf deren Bitte, ins Mittel; ihm gelang es, den Widerspenstigen mit Frau und Kindern in einem Wagen gütlich herüberzuholen. Daß der stete Gast des Hauses auch für den Vater Goethes thätig gewesen ist, dürfen wir bei der Vorliebe des Vaters, Frankfurter und benachbarte Künstler zu beschäftigen, als sicher annehmen. Eines dieser Bilder hat sich erhalten; es ist das 1762 gemalte Familienbild, das wir anbei bringen.

Wie es sich für einen so vielseitig gebildeten Franzosen, wie Graf Thoranc war, von selbst verstand, war er nicht nur ein Verehrer der bildenden Künste, sondern auch ein Theaterenthusiast. Er und mit ihm viele andere Offiziere waren nicht gewillt, in Frankfurt auf das französische Theater zu verzichten. Obgleich der Rat das private Gesuch des Prinzen de Rohan ablehnend beantwortet hatte, mußte er wohl oder übel der im Auftrage des Herzogs Broglie von Thoranc vorgetragenen Bitte willfahren. Sofort wurde aus Metz eine Truppe herbeigeholt, deren Beschützer Thoranc blieb, und der Konzertsaal im Junghof (S. 60) zum Theater eingerichtet.

Hier saß nun der Knabe Abend für Abend mit gespannter Aufmerksamkeit; da er fast nichts von der Sprache verstand, suchte er sich den Inhalt aus dem Mienenspiel und den Pantomimen der Schauspieler zu erklären. Das Billet des Großvaters, das zu benutzen ihm der Vater nach vielen Bitten der Mutter erlaubt hatte, verschaffte ihm den Genuß, nach dem er seit dem Geschenk der Großmutter sehnsuchtsvoll verlangt hatte. Noch im Alter von 60 Jahren wußte der Dichter ziemlich genau, welche Stücke er gesehen hatte. Er nennt die Dichter Destouches, Marivaux und La Chaussée, Molière und Lemierre, Corneille, Racine und erwähnt noch besonders die kleinen versificierten Lustspiele und Operetten Devin du Village von Rousseau, Rose et Colas Annette et Lubin, von denen allerdings nur das erste damals, im November 1759, aufgeführt worden ist. Die Lustspiele von Destouches (der verehelichte Philosoph und der poetische Dorfjunker) gefielen ihm besonders, wie er noch in Straßburg gesteht. Auch Diderots Hausvater, jenes Stück, das für unsere Litteratur wichtig geworden ist, machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

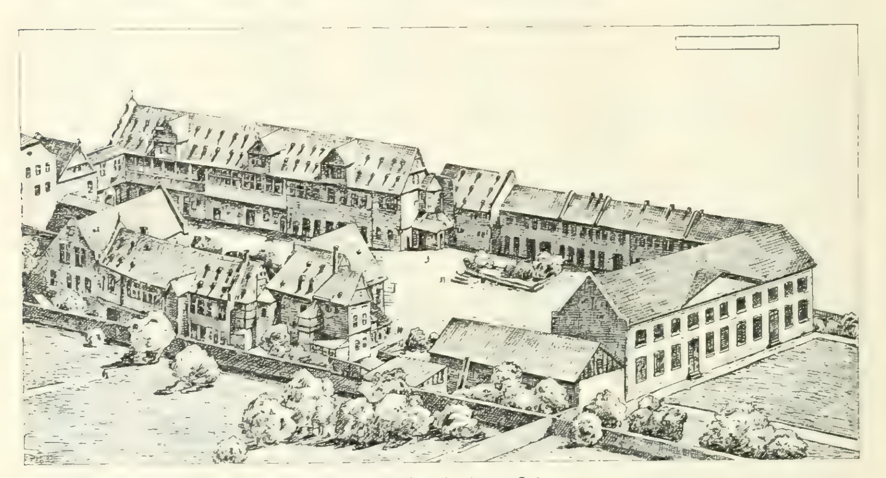
Nach dem teilweise erhaltenen Repertoire ist auch Goethes Bemerkung ganz richtig, daß Tragödien seltner gegeben wurden als Operetten und Komödien, und doch war es gerade das Heldenpathos und der gemessene melodische



Das Goethische Familienbild von J. K. Seekatz.

Takt des Alexandriners, der ihn ganz gefangen nahm. Sein Ohr lauschte der Musik des Verses, und ohne den Inhalt zu verstehen, lernte er große Stellen aus den Tragödien Racines auswendig, die er in der Bibliothek des Vaters fand. Unter den Tragödien hebt er besonders die Hypermnestra Lemierres hervor, die kurz vorher (1758) in Paris erschienen war.

Die Belebung der Phantasie, die Ausbildung des ästhetischen Gefühls, die Einführung in eine neue Welt und eine neue Kunst war nicht der einzige Vorteil, den das französische Theater dem Knaben gewährte, es kam noch eine große Förderung, eine Erweiterung seines Gesichtskreises hinzu, um derentwillen allein der Vater den Besuch des Theaters erlaubt hatte; er



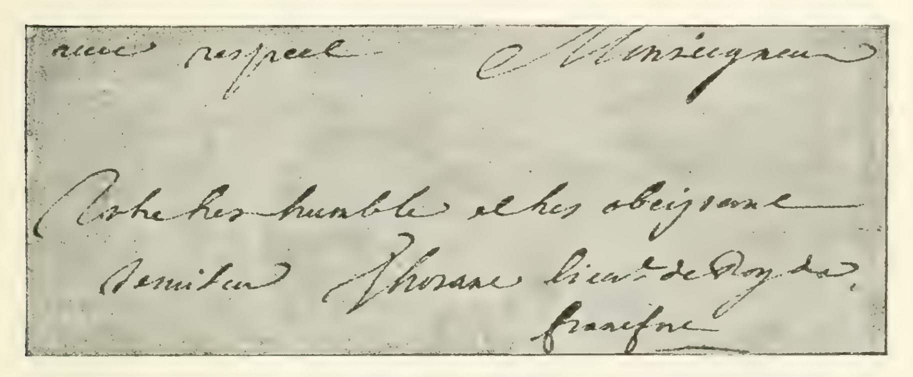
Der Junghof mit dem Theater.

gewann auf spielende und wunderbar leichte Weise eine gute Kenntnis der französischen Sprache.

Der Verkehr mit dem „allerliebsten kleinen Aufschneider", dem von Goethe Derones genannten Sohn der Schauspielerin De Rosne, brachte ihm in vier Wochen mehr bei, als der Unterricht in einem Jahre vermocht hätte, das Theater gab ihm die Anleitung zu dem guten und vornehmen Ausdruck und Accent, so daß sich alles wunderte, wie er plötzlich zur Kenntnis einer fremden Sprache gekommen sei. Die Schwester des kleinen De Rosne war das erste weibliche Wesen, dem Goethe seine Huldigung entgegengebracht hat.

Kaum hatte er die französische Sprache in der Gewalt, kaum verstand er den Inhalt der Dramen, so zeigte sich auch schon der Trieb der dichterischen

Nachahmung, der ihm angeboren war. Es war Sitte, besonders bedeutende Vorstellungen durch allegorisch-mystische Vorspiele einzuleiten oder zu beschließen. So schrieb er denn selbst ein kleines Theaterstück mit ländlichen Scenen, Königstöchtern, Prinzen und Göttern, ähnlichen Gestalten, wie sie sein Knabenmärchen enthält. De Rosne hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er die Aufführung des Stückes, wenn Wolfgang anonym bleiben wollte, durchsetzen würde, und so genoß er zum ersten Mal die Seligkeit der Hoffnung, ein eigenes Werk aufgeführt zu sehen und seinen Namen in aller Leute Mund zu wissen. Eine merkwürdige Thatsache, daß das erste dramatische Gedicht unseres größten Dichters in französischer Sprache und in französischem Geist und Geschmack geschrieben war. Freilich sollte er an dieser ersten dramatischen Geburt keine große Freude haben. Der kleine Freund verdarb ihm alles durch seine


avec respect Monseigneur

Votre tres humble et tres obeissant
serviteur Thorane lieut. de Roy de
France

Thoranes Unterschrift.

vermeintlichen Verbesserungen, die sich Goethe gefallen ließ, weil er sich auf die französischen Gesetze von den drei Einheiten berief. Hinter dieses Geheimnis suchte nun der enttäuschte Knabe durch das Studium von Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten und der Vorreden Racines in mehreren seiner Dramen zu kommen; aber er wurde immer mehr verwirrt und fand keinen Ausweg in diesen Fragen. So blieb er denn, ohne eine Erklärung für die Berechtigung jener Gesetze zu finden, dem französischen Typus bis Straßburg treu; viele untergegangene Stücke, sagte er später, könnten davon zeugen, nicht weniger seine erhaltenen. Noch in Frankfurt begann er ein Trauerspiel in Alexandrinern, den „Belsazar“. Dazu stimmt auch, daß er Racines, Molières und zum Teil Corneilles Dramen sich ganz zu eigen machte. Willkommen war ihm daher die Aufforderung des Schöffen von Olenschlager, französische und auch deutsche Trauerspiele mit Cornelia, dem jungen Olen-

schlager und andern Freunden in seinem Hause aufzuführen. Im Britannicus gab er den Nero, Cornelia die Agrippina; im Kanut von Schlegel übernahm er die Rolle des Königs, Cornelia die Elfriedens.

Die große Unruhe, die die Franzosen in das Haus brachten, hatte die für die Kinder erfreuliche Folge, daß der in seiner Thätigkeit gestörte, sich grollend zurückziehende Vater sie mehr sich selbst überließ. Es war eine lustige Zeit. Im Hause gab es immer etwas zu sehen; von Morgen bis Abend wurde es nicht leer von hohen oder niedrigen Soldaten, von Bittstellern oder Anklägern. Truppendurchmärsche wechselten mit Paraden, große Festlichkeiten zu Ehren hoher Gäste mit Maskeraden.

Nur einmal wurde das fröhliche Leben unterbrochen durch das Herannahen der Preußen, das freilich von vielen Frankfurtern herbeigesehnt wurde. In Bergen kam es am Charfreitag den 13. April 1759 zur Schlacht zwischen den Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und denen des Herzogs von Broglie. Der Marktflecken Bergen ist etwa zwei Stunden östlich von Frankfurt auf einem Berge, weithin sichtbar, gelegen. Der Vater, von Hoffnung beseelt, eilt freudig in seinen vor dem Friedberger Thor gelegenen Garten und dann auf die Bornheimer Heide, um den siegreichen Preußen entgegenzugehen; er sollte arg in seiner Hoffnung getäuscht werden. Der Schall des Feuers, die ihm begegnenden Wagen mit Verwundeten und eine größere Anzahl Gefangener überzeugten ihn bald von der Niederlage der Preußen. Erbittert und leidenschaftlich erregt, vergaß er sich soweit, den heimkehrenden Sieger zu beleidigen, was beinahe seine Verhaftung zur Folge gehabt hätte. Nun zog er sich ganz zurück und mied jeden Verkehr mit den verhaßten Franzosen.

Ein fortlaufender Unterricht der Kinder wurde erst wieder im Sommer 1761 aufgenommen, nachdem der Königslieutenant das Haus verlassen und ein Freund des Vaters, Kanzleidirektor Moritz, in den ersten Stock eingezogen war. Der Bruder des neuen Mieters, Legationsrat Moritz, ein Freund der Mathematik, unterrichtete den Knaben zu seinem Vergnügen in dieser Wissenschaft, aber mehr gelegentlich als systematisch. Daran schloß sich tägliche Uebung im Zeichnen architektonischer Risse unter Leitung eines alten Zeichenlehrers; seinem alten Grundsatze getreu nahm der Vater auch an diesem Unterrichte teil. Während Wolfgang eifrig zum Zeichnen angehalten wurde, mußte Cornelia mehr als ihr Bruder sich dem Klavierspiel widmen, zumal nachdem der Vater einen der berühmten Friedericischen Flügel aus Gera angeschafft hatte. Dazu kam noch englischer Unterricht, den Vater und Kinder bei einem Sprachmeister nahmen, der seine Methode mit großen Versprechungen

angepriesen hatte. So trieb denn Wolfgang Lateinisch, Italienisch, Französisch und Englisch, und auch das Griechische wurde durch das Uebersetzen aus dem neuen Testament nicht ganz verabsäumt. Dem Verlangen des Vaters, in allen diesen Sprachen Uebungen aus Beispielsammlungen vorzunehmen, sucht er durch einen interessanteren Ersatz zu entgehen. „Ich kam, erzählt er selber, auf den Gedanken, alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mitteilen." Der eine Bruder, ein Theologe, sollte lateinisch mit griechischen Postskripten schreiben, zwei jüngere als Kaufleute französisch und englisch. Zum Inhalt der Briefe wählte er sich meist Schilderungen der Gegenden, die er zu diesem Zweck eifrigst studierte, und ersonnene Lebensschicksale oder Charaktere, wie sich das für einen künftigen „Verkündiger des menschlichen Herzens" geziemt. Das Interesse, das er seit frühester Zeit an der geheimnisvollen Judengasse und ihren Bewohnern nahm, brachte ihn auf den Gedanken, einen der korrespondierenden Brüder im Judendeutsch schreiben zu lassen und sich mit der Art, wie die Juden in ihren Briefen das Deutsch zu schreiben pflegten, bekannt zu machen.

Diese etwas verlorenen Studien führten ihn zu dem Wunsche, das Hebräisch kennen zu lernen, der auch in seiner großen Vorliebe für das alte Testament eifrige Nahrung erhielt. So begab er sich denn eine zeitlang allabendlich 6 Uhr in die düstern Räume des Barfüßerklosters, um dort von dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Albrecht, in die Geheimnisse des Hebräischen eingeweiht zu werden. Die Schilderung dieses Unterrichts und der originellen Lehren „des Aesops mit Chorrock und Perrücke" gehört zu den gelungensten und auch bekanntesten Stellen aus Dichtung und Wahrheit.

Trotz dieser vielfachen Studien blieb dem Knaben, der überhaupt keine Schwierigkeit kannte, noch Zeit genug für Privatliebhabereien, wie sie begabte Knaben meist neben den Pflichtfächern treiben. Die Naturwissenschaften fehlten, wie für jene Zeit begreiflich, in dem Lehrplan des Vaters; aber der „Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge" und der Trieb, das Geheimnis der Naturkräfte zu ergründen, der den künftigen Naturforscher verrät, trat auch ohne Anregung hervor. Magnetismus und Elektrizität mit ihren geheimnisvollen Wirkungen beschäftigten ihn viel; sein Versuch, sich selbst eine kleine Elektrisiermaschine zu bauen, ging fehl, da ihm jede Unterweisung fehlte; um so größer war die Freude, als auf der Messe eine solche Zaubermaschine und ihre Kunststücke zu sehen waren. Auch die den Kindern wenig erfreulichen Liebhabereien des

Vaters mußten zur Erweiterung der Kenntnisse dienen, wie die Seidenwürmerzucht und das Bleichen der durch Licht, Staub und Rauch vergilbten römischen Prospekte.

Einem so begabten und lernbegierigen Knaben wie Wolfgang dient alles, was er erblickt, zur Bereicherung seiner Kenntnisse, was der Zufall herbeibringt, oft noch mehr als der Unterricht. Den Umgang mit Altersgenossen suchte er weniger, weil er ihnen geistig zu überlegen war, selbst an dem gemeinsamen Fecht- und Reitunterricht fand er keinen Gefallen; dagegen wissen wir von regem Verkehr mit bedeutenden älteren Männern, von denen er Tüchtiges lernen konnte.

Von solchen Männern, die als Dilettanten, Kunstkenner oder Sammler damals in Frankfurt bekannt waren und mit der Familie Goethe in freundschaftliche Berührung kamen, erwähnt Goethe den damals schon siebenzigjährigen Schöffen von Uffenbach, einen Musikenthusiasten, der Oratorien bei sich aufführen ließ; den reichen Sonderling im Wohlthun, Baron von Häckel, den Großoheim von Loën, dessen Haus der Mittelpunkt der guten Gesellschaft war, und den reichen Juristen Dr. Orth, dessen Buch über Frankfurter Altertümer Goethe als Jüngling fleißig studiert hat; vor allem aber sind als Männer von großem Einfluß auf seine Entwickelung zu nennen die drei Frankfurter Schöffen von Olenschlager, von Reineck und Hofrat Hüsgen.

Nach eines jeden Wunsch sollte der Knabe das werden, was jeder für das Vortrefflichste und Beste hielt. Dr. Olenschlager, der Verfasser der Erläuterungen zur goldnen Bulle, der ihn in die Rechtsverhältnisse des deutschen Reichs einführte, wollte ihn zum Hofmann, der Kriegsrat von Reineck, ein starrsinniger, einsiedlerisch lebender Mann, zum Diplomaten erziehen; der Sonderling Hüsgen hätte gern in ihm einen tüchtigen Rechtsgelehrten und noch vielmehr einen Menschenfeind, wie er selber war, erzogen. Er fand Gefallen an dem Widerspruch des Knaben, dessen weltfreudige Stimmung sich von den menschenfeindlichen Reden des alten Herrn nicht anfechten ließ.

In der so sehr zerstreuten Thätigkeit bildete das Studium der Bibel, in das die Mutter ihn eingeführt hatte, den Mittelpunkt; die ausführlichen Exkurse über die fünf Bücher Mosis in Dichtung und Wahrheit sollen ein äußeres Zeichen dafür sein.

Zu der fleißigen Lektüre der Lutherischen Uebersetzung gesellte sich allsonntäglich nach der Kirche das Studium des griechischen Urtextes und des hebräischen Textes bei Rektor Albrecht. Wenn auch dem Scharfsinn des Knaben die Widersprüche der heiligen Schrift nicht verborgen blieben, so fand er doch gerade in der Bibel Ersatz für den öden und geistlosen Konfirmanden-

unterricht, den er von dem fast 70jährigen Pfarrer Georg Schmidt etwa ein Jahr lang gleich nach der Vollendung des 12. Lebensjahres erhielt. Die Oberflächlichkeit des nur auf das Aeußere gerichteten Unterrichts, die Gewißheit, daß der „geistliche Großvater" sein Examen nach einer allen wohlbekannten Formel einrichtete, raubte ihm jede Freude am Unterricht; selbst die Einsegnung, die im Jahre 1763 stattfand, ging durch die Schuld des Geistlichen ohne die weihevolle Wirkung vorüber, wie sie sich Wolfgangs frommes Gemüt ausgemalt hatte.

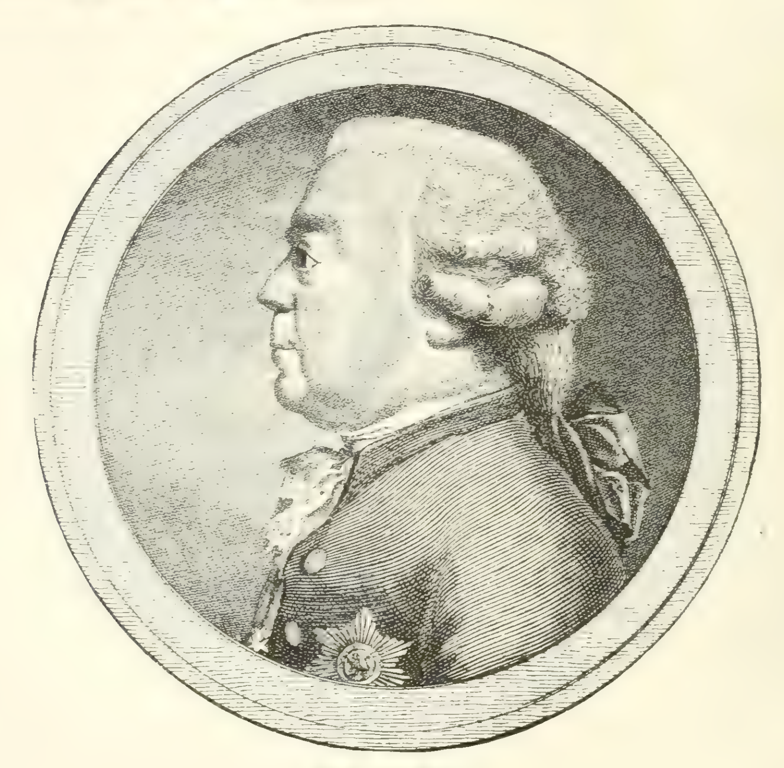
Wie aber alle Dinge zu dem einen großen Ziele mitwirkten, das die Natur dem Knaben vorgeschrieben hatte, so belebte auch die eifrige und fleißige Lektüre der Bibel seine Einbildungskraft. Die Begebnisse, die Lehre, die Gegenden, die Symbole, alles drückte sich tief und unvergeßlich in ihm ein, und so war es denn ganz natürlich, daß seine dichterische Begabung zuerst in dem biblischen Inhalt ihren Stoff suchte und fand. Insbesondere ließ ihn die Geschichte Josephs, die er schon vorher für die Maler in zwölf Bildern dargestellt hatte, nicht wieder los. Ein großes episches Gedicht sollte nun über dieses Thema geschaffen werden. Vorbild aller solcher damals überwuchernden religiösen Gedichte war Klopstocks Messias. Zu seinen vielen Nachahmern gehörte auch der hessische Staatsmann Freiherr Karl von Moser, mit dessen Werken Goethe früh in Berührung kam. Mosers prosaisches Epos Daniel in der Löwengrube nahm er sich zum Vorbild, als er im dreizehnten Lebensjahre das Werk begann. Er diktierte, was er sein Leben gern gethan hat, täglich; das Gedicht wurde immer umfangreicher, und des Dichters „Empfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens". Mutter und fromme Verwandte ermunterten den Knaben, in dieser biblischen Dichtung fortzufahren. Eine ganze Reihe geistlicher Oden entstand und wurde, um den Vater zu erfreuen, mit dem „Joseph", zu einem „artigen Quartband" vereinigt.

Eine von diesen Oden, auf Fräulein von Klettenbergs Wunsch 1763 gedichtet, hat sich erhalten; ihr Titel ist: Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi. Dieses erste gedruckte Goethische Gedicht erschien 1766 in der Zeitschrift die Sichtbaren mit J. W. G. unterzeichnet, nicht zur Freude Goethes, der sich von Leipzig aus in einem Briefe an die Schwester sehr unwillig darüber äußert.

Etwas später, in der letzten Zeit vor der Abreise, behandelte er einen biblischen Stoff dramatisch. Es war der schon genannte, zuerst in Alexandrinern gedichtete Belsazar, der fünfte Akt wurde in Leipzig in jambischen Fünffüßlern geschrieben; nur wenige Alexandriner des Fragments sind in

einem Briefe an die Schwester erhalten. Auch hier war Klopstock mit seinem biblischen Drama Salomo und David der geistige Urheber.

Außer einer Reihe anakreontischer Gedichte wurde damals auch ein deutsches Schäferspiel Amine abgefaßt, von dem aber sein Verfasser später in Leipzig so übel dachte, daß er dessen Aufführung in Frankfurter Freundeskreisen mit scharfen Worten mißbilligte.



Karl von Moser.

Solche dichterische Erfolge blieben natürlich nicht verborgen. Verwandte und Freunde erzählten bewundernd von dem Talent des Knaben. Der Freund, den Goethe in Dichtung und Wahrheit Pylades nennt, renommierte mit seinem vornehmen und so wunderbar begabten Bekannten vor seinen Genossen: diese beschlossen, solche Begabung zur Verhöhnung anderer oder zum Gelderwerb für sich auszunutzen. In dem Gasthause zur Rose (an seiner Stelle steht jetzt das von Mummsche Haus, Zeil Nr. 36) trafen sich die jungen Leute; es waren arme Gesellen von niedriger Herkunft, die ihre in der Schule gewonnenen

Kenntnisse verwerteten, um durch Abschreiben, Unterricht in den Anfangsgründen, Botengänge bei Kaufleuten sich etwas zu verdienen, was sie am Abend oder am Sonntag zu ihrem Vergnügen verwenden könnten. Gewiß war der erste Anlaß, der den 14- bis 15jährigen Knaben in dieser Gesellschaft festhielt, Autoreneitelkeit. Es schmeichelte ihm, wie natürlich, daß man seine Gedichte verwenden konnte und wollte. Zuerst war dieser Gebrauch auch höchst harmlos: man wollte thörichte, eingebildete Menschen zum besten haben, was auch zum Ergötzen aller glückte. Aber bald gebrauchte man die poetischen Ergüsse zu einträglicheren Diensten. Man ließ ihn Hochzeits- und Leichencarmina schreiben, um von deren Ertrag gemeinsame Vergnügungen zu veranstalten. So war Wolfgang in eine etwas lockere Gesellschaft geraten. Die Gespräche dieser halberwachsenen Burschen, die alle älter als Wolfgang waren, auf ihren Spaziergänge nach Niederrad, machten ihn mit Dingen bekannt, die die Eltern bisher sorgsam von ihm fern gehalten hatten. Die geradezu unglaublich unsittlichen Zustände in Frankfurt, das freche und offene Hervortreten des Lasters auch bei den Vornehmen und den Regierenden boten den Hauptstoff der Unterhaltung. Daß Wolfgang aber dem prickelnden Reiz der Sünde widerstand, daß der Schmutz, mit dem er hier in Berührung kam, nicht an ihm haften blieb, dafür sorgte ein unschuldiges Mädchen, das trotz ihrer geringen Herkunft und Umgebung vornehm und edel denkend ihn vor dem Bösen behütete und in ihm die erste wahre Neigung zu einem weiblichen Wesen erweckte. Gretchen — „denn wie sollte sie wohl anders heißen?“ — war eine arme Verwandte des Wirtes zur Rose, die sich durch kleine Dienste dem Wirte und den Gästen angenehm zu machen suchte. Als es an einem Abend an Wein gebrach, rief einer nach der Magd, „allein statt derselben trat ein Mädchen herein von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit . . . Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband.“


Silhouette Goethes, etwa 1763.

Eine neue Welt war dem Knaben erschlossen. Wolfgang fühlte zum ersten Male den Einfluß unschuldiger Weiblichkeit. „Nehmen," wie der Greis Goethe sagte, „die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend eine reine geistige Wendung", so weiß auch der Knabe Wolfgang nichts besseres, als die Geliebte teilnehmen zu lassen an seinem inneren Leben, sie das zu lehren, was ihn bewegte; „sie erblickte in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankte". Das Sinnliche trat völlig zurück. Er verlangte nur sie zu sehen. Ein Gruß, ein Neigen ihres Hauptes genügte ihm; und doch konnte er nicht mehr ohne sie leben. Sonntags suchte er sie in der Peterskirche auf und erwartete sie vor der Kirche. Sein Glück stieg auf den Gipfel, als ihm die Erwiderung der Neigung zur Gewißheit wurde; aber auch hier kam es nicht über das Geständnis hinaus. Sie litt keine Berührung und gab niemandem die Hand. An dem Spinnrad sitzend hörte sie dem Gespräche zu, und wenn Wolfgang erzählte über die in Aussicht stehende Kaiserwahl, die alle Frankfurter beschäftigte, „faßte sie mit beiden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches".

Aber während Wolfgang glückselig im Genusse der ersten reinen Neigung lebte, zog sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammen. Die unlauteren Elemente, in deren Umgebung er Gretchen kennen gelernt hatte, bereiteten der unschuldigen, mehr kindlichen Liebe ein schnelles, schmähliches Ende. Man hatte nicht vergeblich so vornehmen Verkehr wie den Enkel des Stadtschultheißen; in einer Stadt, wo alles durch persönliche Beziehungen erreicht wurde, war auch schon der Enkel des Stadtschultheißen eine wichtige Persönlichkeit. So stellten denn die neuen Freunde Wolfgang auf einer Partie einen jungen Mann vor, der durch seine Verwendung eine Anstellung im städtischen Dienst erhalten wollte. Nachdem er sie erhalten hatte, machte er sich in seiner Stellung eines Unterschleifes und anderer Vergehen schuldig. Die Sache kam heraus, ebenso Wolfgangs Beziehungen zu ihm und den anderen Gesellen. Der Vater geriet in den höchsten Zorn. Der so lange ängstlich gehütete Sohn, dessen Erziehung er niemand anders überlassen, dem er die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte, nun im Verkehr mit niedrigen Subjekten und Verbrechern!

Glücklicherweise stellte sich bald Wolfgangs Unschuld heraus, und auch über sein Verhältnis zu Gretchen wurden die Eltern bald durch deren eigene Aussage und ihr treffliches Benehmen beruhigt. Wolfgang aber ward durch das Ereignis tief erschüttert, besonders auch durch die Ungewißheit, was aus

Gretchen und Pylades werden würde. Eine Krankheit folgte der seelischen Erschütterung, in der Mutter und Schwester ihn aufopfernd pflegten. Man konnte ihn nur durch die Mitteilung beschwichtigen, daß die eigentlichen Freunde wenig bei der Sache beteiligt gewesen wären, und daß Gretchen die Probe herrlich bestanden und auf eigenen Wunsch die Stadt verlassen hätte. Aber die von ihr zu den Akten gegebene Erklärung, daß ihre Neigung nur schwesterlich gewesen und daß sie ihn nur als Kind behandelt hätte, empörte ihn, wie er selbst erzählt, so sehr, daß sie alle Liebe aus seinem Herzen riß. Er mied darum von nun an alles, was ihn an Gretchen erinnerte, er machte sogar Umwege, um nicht an der Rose vorüberzugehen; aber aus seinem Herzen konnte er die Erinnerung an das holde Bild nicht reißen.

Die tragisch und doch nicht ohne Komik endende erste Liebesepisode des Goethischen Lebens fällt kurz vor die Tage, die jedem Frankfurter als der Gipfel des Lebens erschienen, die Tage einer Kaiserkrönung. Der Vater ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Diarien der beiden letzten Wahlen und Krönungen nebst den Wahlkapitularien durchzugehen und alles für die feierliche Handlung Wichtige und Wesentliche zu erläutern.

Am 3. März 1764 begann der Wahlkonvent; am 21. hielt der Kurfürst von Mainz, am 24. der von Trier und der von Köln feierlichen Einzug, am 27. erfolgte die Wahl Joseph II., am 3. April seine Krönung. Wolfgang mußte dem Vater mündlich und schriftlich über die Hauptbegebenheiten berichten; es waren Tage großer Unruhe, da auch im Goethehause der erste Stock, wo früher Kanzleirat Moritz gewohnt hatte, durch einen kurpfälzischen Kavalier, der zweite durch den Nürnbergischen Consul besetzt worden war.

Nach den geräuschvollen Tagen der Wahl und Krönung glaubte Wolfgang die traurige Episode, die ihn trotz seiner Unschuld in das Gerede der Leute gebracht hatte, soweit vergessen, daß er es wagen dürfe, sich zur Aufnahme in einen geheimen Tugendbund, die Arkadische Gesellschaft, die Gott und der Tugend gewidmet war und der der 17jährige Archon Isenburg von Buri vorstand, zu melden.

Heuchlerisches und unwahres Benehmen des Archonten und eines anderen Mitgliedes, des mit Goethe längst bekannten Frankfurters, Schweizer, veranlaßte ihn von seinem Wunsche abzustehen; er widmete sich nun umsomehr der Familie und den Freunden in Frankfurt, besonders trat Cornelia, die vor Gretchen hatte zurückstehen müssen, nun zu ihrer Freude in die alten Rechte wieder ein. Zwischen beiden Geschwistern bestand schon seit frühester Zeit das zärtlichste Verhältnis, und der Anschluß war um so enger geworden, da die

übrigen Geschwister schon früh gestorben waren. Im Alter nur um ein Jahr verschieden, hatten beide Leid und Freud zusammen erlebt; sie wurden sich gegenseitig die natürlichen Vertrauten und unzertrennlich, wie sie waren, wurden sie gar häufig für ein Zwillingspaar gehalten.

Wie natürlich versammelten die beiden Geschwister als Kinder eines wohlangesehenen Hauses und einer so trefflichen und liebenswürdigen Mutter eine ganze Reihe von gleichaltrigen Spielgenossen um sich. Um den jungen Mädchen den Vortritt zu lassen, sind zunächst zu nennen die drei Schwestern des am Markt wohnenden Kaufmanns Gerock, Charlotte, Antoinette und Katharine, die treu zu Cornelia bis zu ihrem Tode gehalten haben; Katharina und Franziska Krespel, Töchter eines katholischen Juwelenhändlers, von denen Fränzchen wegen ihres heiteren Wesens Wolfgang besonders gefiel und in Briefen und Gedichten auch der späteren Jahre häufig erwähnt wird; ferner Lisette Runkel, ein sehr schönes Mädchen, Schwester des Stadtstallmeisters, für die Goethe große Verehrung hegte, Charitas Meixner aus Worms, durch ihre Mutter, eine geborene Moritz, mit der Goetheschen Familie bekannt; Marie Bassompiere, Tochter eines Frankfurter Reformierten, ein Fräulein Stockum und Brevillier, die nur aus Goethes Leipziger Briefen bekannt geworden sind.


Charitas Meixner.

Unter den Freunden ragte, wenn auch nicht durch körperliche Größe, so doch durch seinen Humor und sein gesellschaftliches Talent, Joh. Adam Horn, gewöhnlich Hörnchen genannt, hervor, ein Selbstverkleinerer und eine komische Figur, ferner Joh. Jak. Riese, nicht weniger durch treue Freundschaft ausgezeichnet, dann die beiden schon genannten Söhne des Bürgermeisters Moors, Max und Ludwig, Nikolas Schmidt, Kehr, Krespel, der Bruder der oben genannten Mädchen, ein besonderer Freund der Frau Rat, und die Söhne von Olenschlager und Hüsgen.

In diesem Kreise verbrachte Wolfgang den letzten Sommer vor der Abreise zur Universität mit heiteren Partien und geselligen Zusammenkünften, nicht ohne daß Gott Amor auch hier sein loses Spiel getrieben hätte. In den Briefen des jungen Studenten aus Leipzig tönt die Erinnerung an diese heiteren Feste nicht selten hindurch, auch schmerzliche Erinnerung taucht dabei auf neben sehnsuchtsvollen Klagen. Besonders ausgezeichnet wird in diesen Briefen Charitas Meixner, die hübsche Wormserin. Dem „lieben Mädchen" sendet er Grüße und Küsse und gesteht ihrem Verwandten, Namens Trapp in

Worms, um ihn zu eingehenden Nachrichten von ihr zu bewegen, die große Liebe zu ihr, ja beginnt sogar mit ihm einen Briefwechsel.

Trotz der vielen Zerstreuungen und trotz des lebhaftesten Verkehrs war der Plan des Vaters nicht aus dem Auge gelassen worden. Er ließ dem Sohn in vielem freien Spielraum, in zwei Dingen aber zeigte er die alte Strenge und Konsequenz, in der Einführung in das juristische Studium und in den Uebungen in der lateinischen Sprache. Wie der Vater schon den achtjährigen Knaben mit juristischen Büchern bekannt gemacht hatte, so mußte Wolfgang sich jetzt den Hauptinhalt der Institutionen nach dem sogenannten „kleinen Hopp" einprägen und mit den lateinischen Autoren sich so eingehend bekannt machen, daß er ihre Sprache mit Leichtigkeit verstehen konnte. „Unruhige Wißbegierde" führt ihn zu encyklopädischen Studien, denen er damals oft mit großem Fleiße Tag und Nacht oblag.

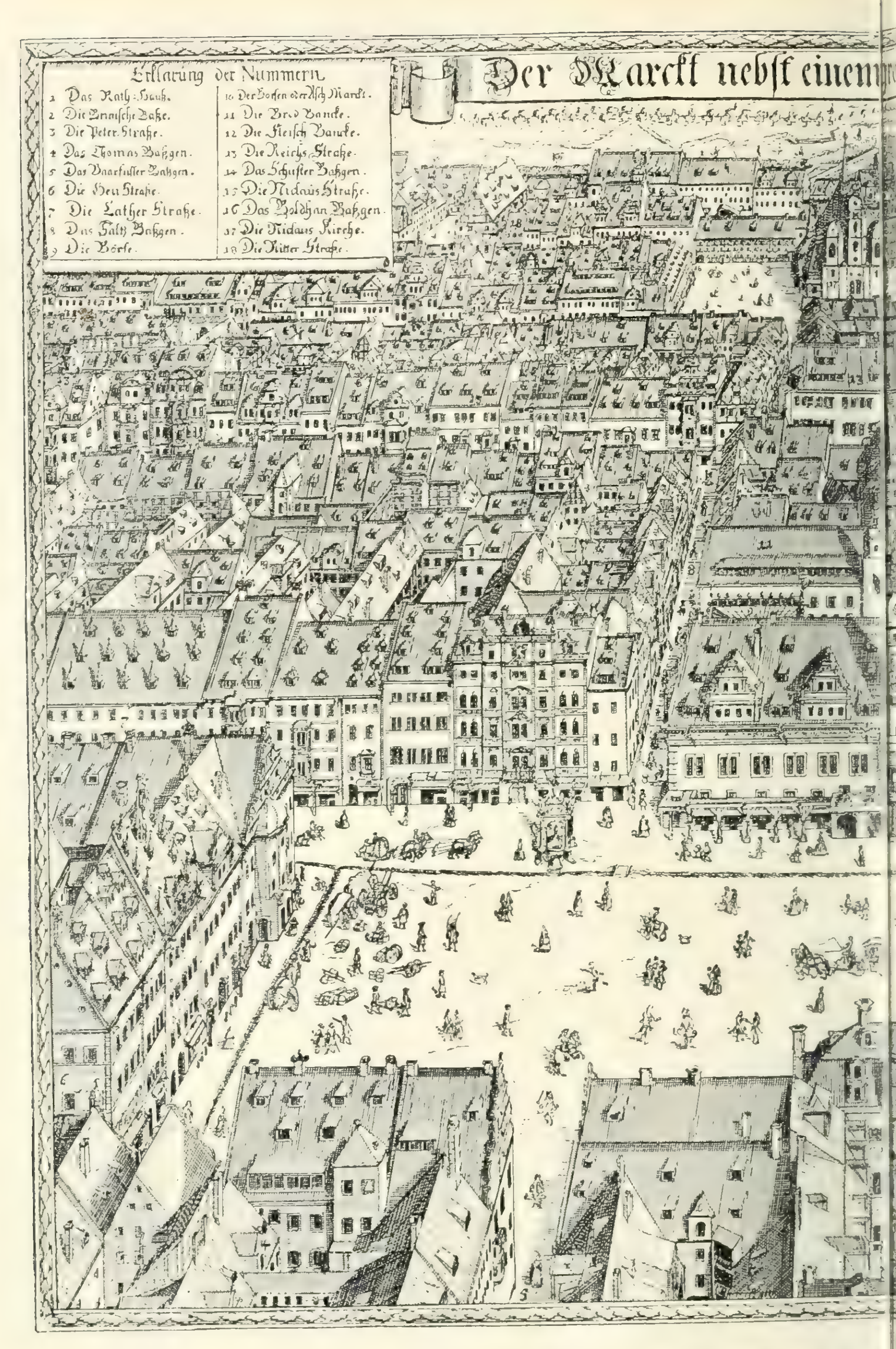
Nach der Gretchenepisode und Wolfgangs Krankheit hatte der Vater ihm einen Begleiter zugleich als Aufseher und Freund zur Seite gegeben, wahrscheinlich jenen jungen Mann Namens Müller, der in den Briefen an Trapp erwähnt wird; er hatte schon vorher als Hofmeister gewirkt und sollte nun, nachdem sein Zögling zur Universität gegangen war, den mißvergnügten Jüngling durch seinen Umgang aufheitern und zugleich für seinen Beruf vorbereiten. Es gelang ihm auch, sich des Zutrauens Wolfgangs zu versichern. Den wieder erwachten Thätigkeitstrieb suchte der neue Freund zur Einführung in das Studium der Philosophie zu benutzen. Freilich hatte er mit der Wolffschen dogmatischen Verstandesphilosophie nicht viel Glück bei Wolfgang; auch hier verriet sich der Phantasiemensch, der Dichter, dem Philosophie, Religion und Poesie im letzten Grunde dasselbe sind. Ebenso konnte ihn die Geschichte der Philosophie nur in ihrer geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung interessieren. Er wollte nichts von Systemen und Worten wissen. Schon zu viel „Mentoren" hatten ihn mit ihren Lehren beglückt. „Der eine," erzählt er später, „setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmütigkeit und Zerstreutheit, der andere in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit und so fort." . . . Schon damals gründete sich, wie Cornelia schreibt, Wolfgangs Philosophie auf eigene Erfahrung und eigenes Gefühl. Nur was er selbst erlebte oder fühlte, hatte für ihn Wert. In der Natur sah er die herrlichste Offenbarung, ja Gott selbst, und in dem Studium der Natur die schönste Aufgabe des Menschen. Darum zog er auch mit seinem philosophischen Freund lieber in den herrlichen Stadtwald, der südlich von Sachsenhausen weithin sich ausbreitete, statt philosophischen Studien und unfruchtbaren Wortgefechten nachzu-

gehen. Dort lebte er seinen Gefühlen und der schwärmerischen Verehrung und Betrachtung der Natur, glücklich, wenn der Freund ihn seinen Gedanken allein überließ. Es gesellte sich bald das Verlangen hinzu, den Eindruck festzuhalten und durch Zeichnungen für sich dauernd zu gewinnen, auch an Ruinen und verfallenem Gemäuer und was sonst der Aufzeichnung wert erschien, übte Wolfgang seine Kunst. Der Vater, der Seekatzens Weissagung wohl in Erinnerung hatte, war hocherfreut über diese Ausbeute und trieb selbst zu größeren Wanderungen, die Wolfgang mit seinem Freunde nach Homburg, Kronberg und dem Feldberg, Königstein, nach Schwalbach, Wiesbaden, bis zum Rhein bei Biebrich ausdehnte.

Neben der Kunst ging auch die Poesie nicht ganz leer aus; will er doch einen dritten und vierten Band Gedichte in dieser Zeit dem Vater überreicht haben. Erhalten sind aber nur einige Stammbuchverse. Den Gedanken, ein großer Dichter zu werden, hatte er durchaus nicht aufgegeben. Neben Hagedorn und Gellert zu glänzen, erschien ihm als das würdigste Ziel. Aber da er einen Lebensberuf und eine Lebensstellung suchen mußte, so gedachte er sich den alten Sprachen, dem Altertum und der Erforschung seiner Kultur zu widmen, um später eine akademische Lehrstelle zu erhalten; in dem Stammbuchvers für Moors unterschrieb er sich als auch „der schönen Wissenschaften Beflissener“. Damals erschien ihm der Beruf eines akademischen Lehrers das höchste aller Ziele. Schon hatte er sich als seine Lehrer die Professoren Heyne und Michaelis in Göttingen ausgesucht, aber freilich scheiterte sein Plan an dem eisernen Willen des Vaters. Denn von dem Lebenswege, den er seit Jahren seinem Sohne vorgezeichnet hatte, ließ er sich durch nichts abbringen, und in diesem Plane stand auch, daß Wolfgang in Leipzig studieren sollte, weil er selbst dort den größten Teil seiner Studentenzeit zugebracht hatte. Und so mußte denn Göttingen fallen gelassen werden. Wolfgang befreundete sich auch bald mit dem Gedanken, Leipzig zu besuchen, zumal ihm die Aussicht, die Vaterstadt, die ihm durch mancherlei verleidet war, für einige Zeit zu verlassen, an und für sich erfreulich war. Die Gewißheit, endlich der Aufsicht des strengen Vaters entronnen, frei und unabhängig leben zu können, half ihm über die Trennung von Verwandten und Freunden hinweg.

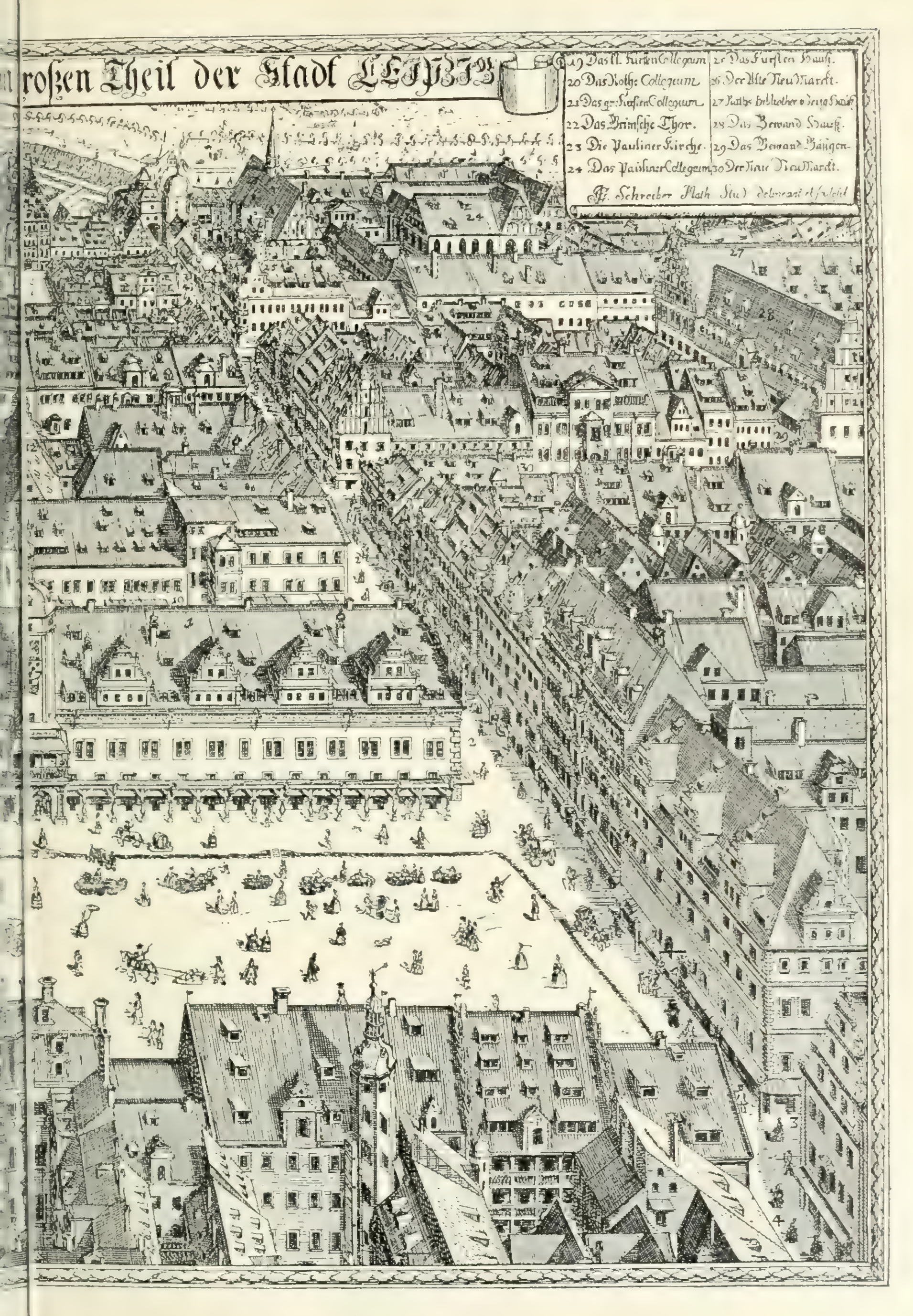
Es beruht also wohl auf einer richtigen Erinnerung, daß er die Vaterstadt gern verlassen hätte, „als wenn er sie nie wieder betreten wollte“. Er wandte frohen Blickes seine Schritte der fernen Universitätsstadt zu, wie ja immer die Jugend das Neue und Unbekannte für das Bessere hält.





Plan des Marktes von Leipzig und seine

(Zu Heinemann, Goethe, S. 73)



Umgebung von Joh. Georg Schreiber 1712.





Die Grimmische Straße und Eingang zur Universität.

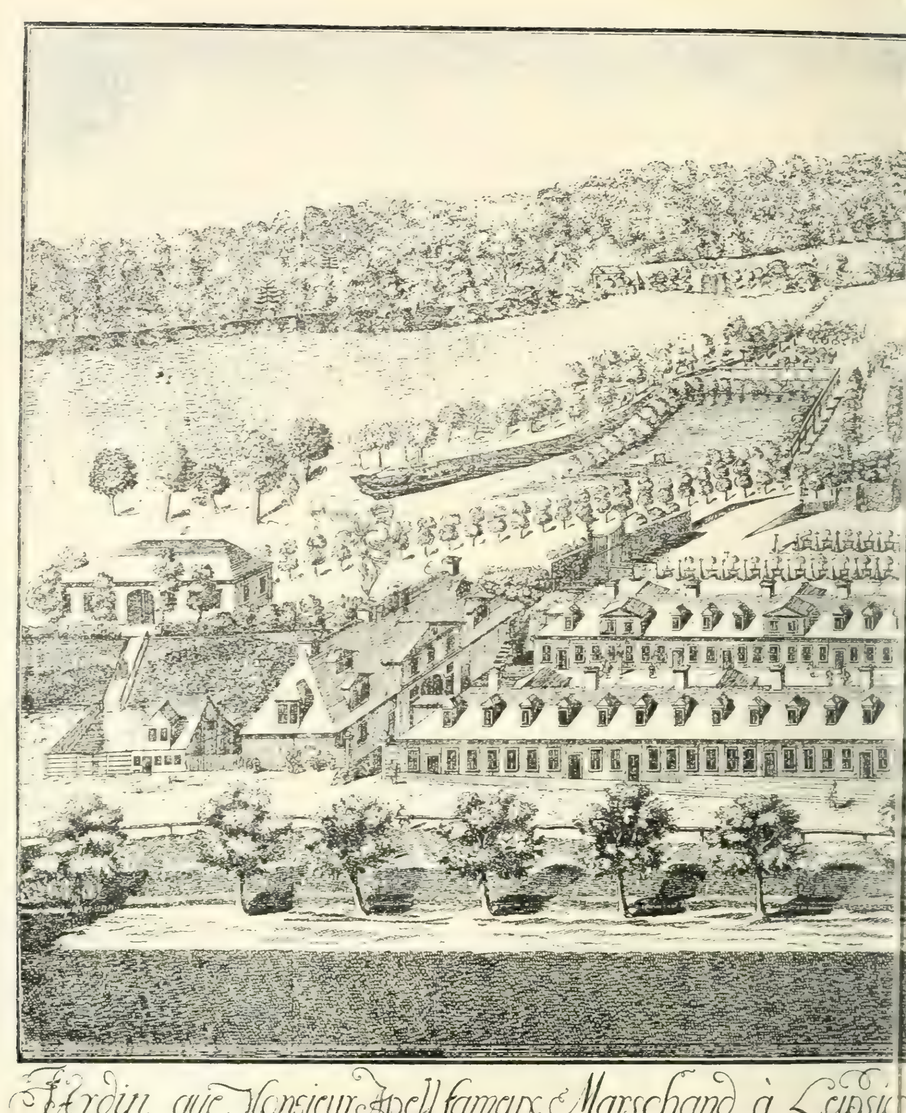
II.

Die Lehrjahre.

So zieht denn der treuherzige, wissensdurstige Jüngling, ein „kleiner eingewickelter, seltsamer Knabe", wie er sich selbst nennt, zum ersten Male dem sorgenden Mutterauge entrückt, im Anfang Oktober 1765 in die Stadt der hohen Intelligenz und des feinen Geschmacks. Zuerst und äußerlich erschien zwischen Frankfurt und Leipzig der Unterschied nicht sehr groß. Die Größe war fast gleich; beide Städte zählten damals etwas über 30 000 Einwohner. Wie Frankfurt so wurde auch Leipzig ringsum von einem Festungsgürtel, davor Gräben und Glacis, umgeben. Wie dort, so gab es auch hier enge Straßen mit hohen Häusern, Kirchen, Türmen und Thoren; dazu wollte es der Zufall, daß dem Jüngling, dessen scheidender Blick auf das Gewimmel der Messe in Frankfurt gefallen war, in Leipzig dasselbe Bild vor Augen trat, nur daß es hier noch belebter und malerischer wurde durch die seltsamen Trachten der aus dem weiten Osten herbeigereisten Polen, Russen und Griechen. Nur ein Hauptunterschied mußte ihm sofort auffallen: alles, was Frankfurt ehrwürdig machte, die Erinnerungen und Denkmäler aus der großen Vergangenheit der Stadt, das fehlte hier. Denn was sich in Leipzig Gewaltiges und Imposantes zeigte, war in den letzten Jahrhunderten entstanden; der Reichtum der Bürger entsprang dem Handel und Erwerbsfleiß der letzten Generationen.

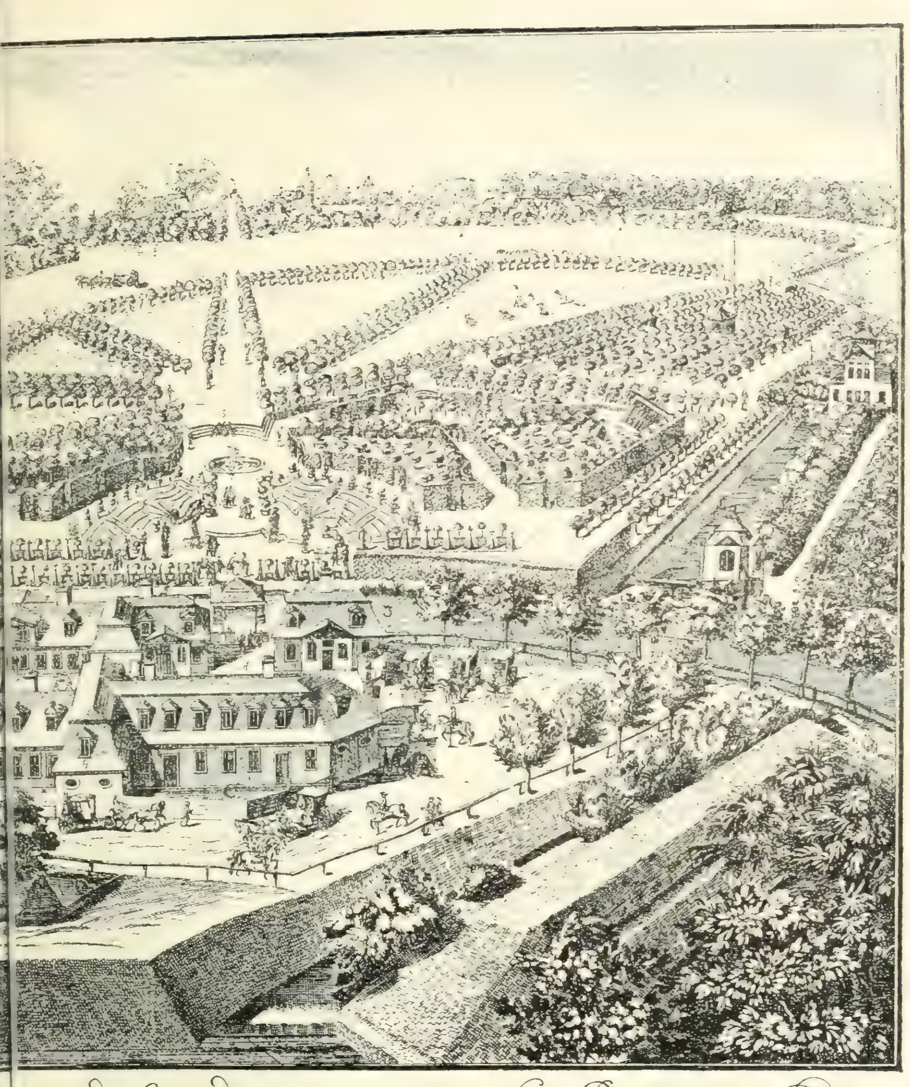
Die Stadt Leipzig sah um die Zeit, von der wir sprechen, wesentlich anders aus als heute. Der alte Kern der Stadt wird heute durch die Promenaden eingeschlossen; damals ging ein im 30jährigen Kriege geschaffener Festungsgürtel, der während der fünf Belagerungen in jenem Kriege wiederholt zerstört und erneuert worden war, um die eigentliche Stadt. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man vor der Stadt zwischen dem Barfüßer- und dem Thomaspförtchen eine Lindenallee gepflanzt, die 1748 bis zum Petersthor verlängert, aber erst nach Goethes Zeit um die ganze Stadt geführt wurde. Vier Thore, die jeden Abend geschlossen wurden und deren Namen sich noch bis heute erhalten haben, vermittelten den Verkehr mit der Umgebung. – Auch heute noch geht der Leipziger Bürger „ums Thor". — Es waren das Grimmaische, das Hallische, das Ranstädter und das 1723 neuerbaute Petersthor. Getrennt von der Stadt durch den Stadtgraben und die Wälle lagen die Vorstadtdörfer und zahlreiche Gärten, die reiche Patrizier für sich angelegt hatten. Die Pracht und Herrlichkeit dieser Gärten konnte der junge Goethe nicht genug bewundern. Besonders der große Apelsche Garten (siehe das Bild) erweckte seine Bewunderung. „Die Gärten", schreibt er an die Schwester, „sind so prächtig, als ich in meinem Leben etwas gesehen habe. Ich schicke Dir vielleicht einmal den Prospekt von dem Entree des Apelischen, der ist königlich. Ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysischen Felder." Man vermutet wohl mit Recht, daß unsere Abbildung der Prospekt des Gartens ist, den Goethe der Schwester hat schicken wollen. Mitten durch sein ehemaliges Gebiet führt die heutige Dorotheenstraße. „Die vier Statuen auf dieser Straße, des Jupiter, der Juno, des Mars und der Venus, Werke des kurfürstlichen Bildhauers Balthasar Permoser, die heute so verloren und anscheinend zwecklos in der Straße hervorragen, sind die letzten Zeugen ehemaliger Herrlichkeit." An den Apelschen Garten stieß der große und kleine Bosische; der erstgenannte nahm den ganzen Raum zwischen der heutigen Johannisgasse, Sternwartenstraße und Thalstraße ein; er war ebenfalls kunstvoll in französischem Stil errichtet und mit Statuen geschmückt. Der kleine Bosische Garten führte durch das Gebiet vor dem Ranstädter Thor hinter der Barfußmühle und durch die heutige Promenadenstraße. Außer diesen großen Gärten gab es noch viele kleinere, die die ganze Stadt kranzartig umgaben. Aber auch für die weniger begüterten Leipziger war ein Lustwald vorhanden, heute noch der Stolz Leipzigs, um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, „das wirklich herrliche" Rosenthal, das 1663 mit Leipzig vereinigt worden war. Dreizehn Alleen waren auf Veranlassung August des Starken in den Jahren 1707—1708 durch den Park geschlagen





Apel's Garten in Leipzig, gezeic

(Zu Heinemann, Goethe, S. 74.)



…uent de faire dresser avec toutes Les Batimens.

…arterre a fleurs
…Bassin de Faune
…Grand Bassin avec une terrasse autour
…Bocage d'arbres nains

10 La Serre
11 Jardin Fruitier
12 Grandes allées en forme d'amphitheatre enrichées Statues et bordées d'arbres fruitiers

13 Reservoir
14 Canal que forme L'ester sur le quel on se promene en bateau.

P. C. Zincke sculp. Lip.

…ſicht von David Schatz (etwa 1750).



worden; aber der schöne Weg durch das Rosenthal nach Gohlis war zu Goethes Zeiten noch nicht vorhanden, ist vielmehr erst 1777 entstanden.

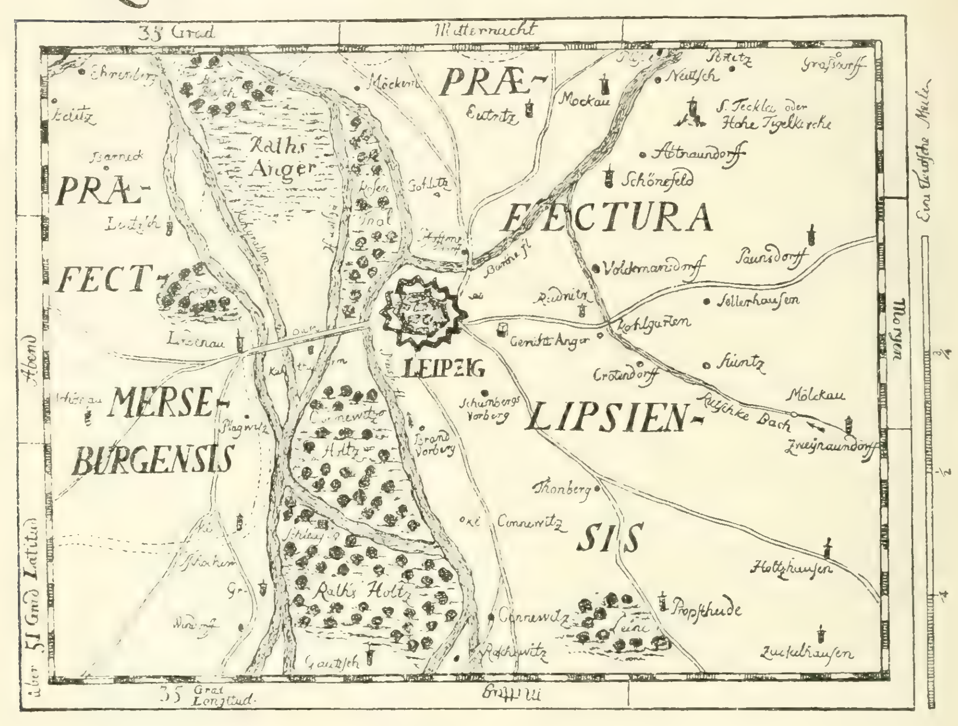
Auch die weitere Umgebung bot zu angenehmen Spaziergängen und Ausflügen Gelegenheit genug. In unsrer Zeit, wo infolge des Bergsports sonderbarer Weise nur bergige Gegenden für schön gehalten werden, sieht man gewöhnlich auf Leipzigs Umgebung etwas verächtlich herab. Aber vor hundert Jahren dachte man anders darüber. Reisebeschreibungen und Schilderungen jener Zeit wissen nicht genug die Anmut und freundliche Lage des „angenehmen Pleißathen“ zu preisen; und die Leipziger selbst, besonders die Studenten, besuchten gern und zahlreich die nicht weit von der Stadt gelegenen Dörfer mit ihren Bierwirtschaften und Kuchengärten, von denen ein jedes seine Spezialität hatte. Einige Jahre nach Goethes Abreise wurde in studentischen Kreisen Leipzigs ein scherzhaftes Blatt mit einer Karte der Umgebung von Leipzig und mit humoristischer Bezeichnung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Orte verbreitet; es ist dies die sogenannte Studentengeographie. Auch Goethes Gedicht auf den Kuchenbäcker Hendel in Reudnitz wird auf diesem Blatte erwähnt, nur daß es fälschlicherweise dem Wirt in Eutritzsch zugewiesen wird. Es sind hier eben die Orte verzeichnet, die der junge Student fleißig besuchte, wie Raschwitz, Connewitz und Gohlis mit dem bösen Merseburger Bier; nur das Jagdhaus der Oberförsterei fehlt (der heutige Kuhturm), weil dort keine öffentliche Wirtschaft war.

Innerhalb der alten Stadt hat sich nicht so viel verändert. Da stehen noch die „ungeheuer scheinenden Gebäude, die nach zwei Seiten ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch gebauten Höfen eine bürgerliche Welt umfassend, kleinen Halbstädten ähnlich sind“; ihnen hat das Jahrhundert nichts anthun können: Auerbachs und Apels Haus, das sogenannte Königshaus auf der Grimmaischen Straße, die gewaltigen Häuserkomplexe auf der Katharinenstraße, wie das Hohmannsche, das Scheltersche, und die große Feuerkugel und andere. Das wichtigste und bedeutendste unter ihnen war Auerbachs Hof, Lipsia parva genannt, mit seinen reichen Läden, damals der Sammelplatz der vornehmen Leipziger; der Markt mit seinem alten, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Rathause, von drei Seiten mit altertümlichen hohen Gebäuden umgeben, ist noch grade so erhalten; nur die alte Citadelle, die so oft Leipzig vor dem Feinde geschützt hat und jetzt als Kaserne benutzt wird, die Pleißenburg, das Wahrzeichen Leipzigs, hat Veränderungen erlitten und soll demnächst einem neuen Straßenkomplex weichen.

Wie Frankfurt so war auch Leipzig vor allem Handelsplatz. Anfang des 11. Jahrhunderts zuerst erwähnt, blühte es bald auf, weil es den Ver-

kehr zwischen Slaven und Germanen vermittelte. Freilich fehlte der große Fluß, der Frankfurts natürliche Geldquelle war; die kleinen Flüßchen und Wässer: Elster, Pleiße und Parthe, konnten den Main nicht ersetzen.

Leipziger Studenten Geographie

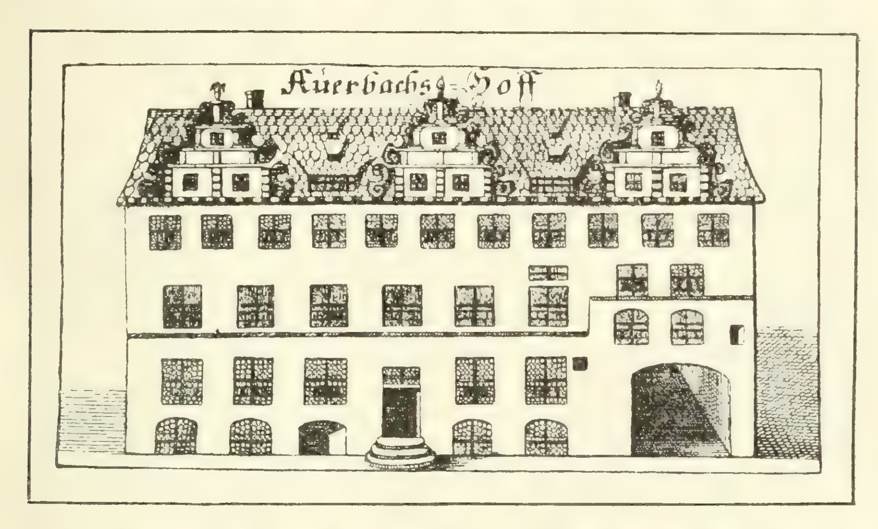


Die Lage einer fremden Gegend kennen,
Der Städte Pracht und ihre Nahmen nennen,
Ist nichts ist blosse Theorie,
Allein in Städten hübsche Mädchen küssen,
Des Dorffes Bier und seine Stärke wissen,
Ist practische Geographie,

War so das äußere Leipzig nicht allzusehr von dem äußern Frankfurt verschieden, um so bedeutender mußte dem neuen Ankömmling die Verschiedenheit der Bewohner auffallen. Mit dem Charakter der Frankfurter haben

wir uns schon bekannt gemacht. Herzlich und natürlich, geradezu und auch nicht selten unfein, weil sie das Aeußere wenig beachteten, lustig und leichtsinnig, vergnügungssüchtig, mehr für das Materielle besorgt als für das Geistige, dazu stolz auf die Freiheit der Stadt und auf das Teilchen Souveränität, das jedem Frankfurter zukommt, und eifrig bestrebt, teilzunehmen an der Leitung des Staates: so waren Goethes Landsleute.

Ganz anders der Leipziger. Nicht ohne Grund steht das später tausendmal citierte Wort im Faust: „Mein Leipzig lob ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute." Man kann die Eigenart Leipzigs nicht besser ausdrücken, als es dieser Vers thut. Gleich wie ihren Vorbildern, den Franzosen, kam es den Leipzigern nicht auf Wahrheit und Einfachheit und Natürlichkeit



an, sondern darauf, daß alles fein und höflich, ohne Anstoß und geschmackvoll geschehe. Selbst der urwüchsige Student, der Raufbold von Halle und Jena mußte sich dem fügen, wollte er anders in Leipziger Familien verkehren. Das galante Leipzig und der galante Student Leipzigs waren weithin berühmt und bekannt. Noch mehr als heute galt der Sachse und speziell der Leipziger als der höflichste, wenn auch nicht als der aufrichtigste Deutsche. Unter anderen äußerte sich dies höfliche und galante Wesen in sklavischer Nachahmung Frankreichs. Die vornehmen Herren und Damen gingen streng nach Pariser Mode, die Herren im Frack mit dem Degen. Die tonangebenden Gigerl und Gecken waren in Leipzig zu finden. Man überbot sich im Drechseln von Phrasen, man unterhielt sich französisch, wenn man als vornehm gelten wollte;

der Verkehr mit den Damen bewegte sich nach französischer Art; auch in sittlicher Beziehung huldigte man französischen Anschauungen.

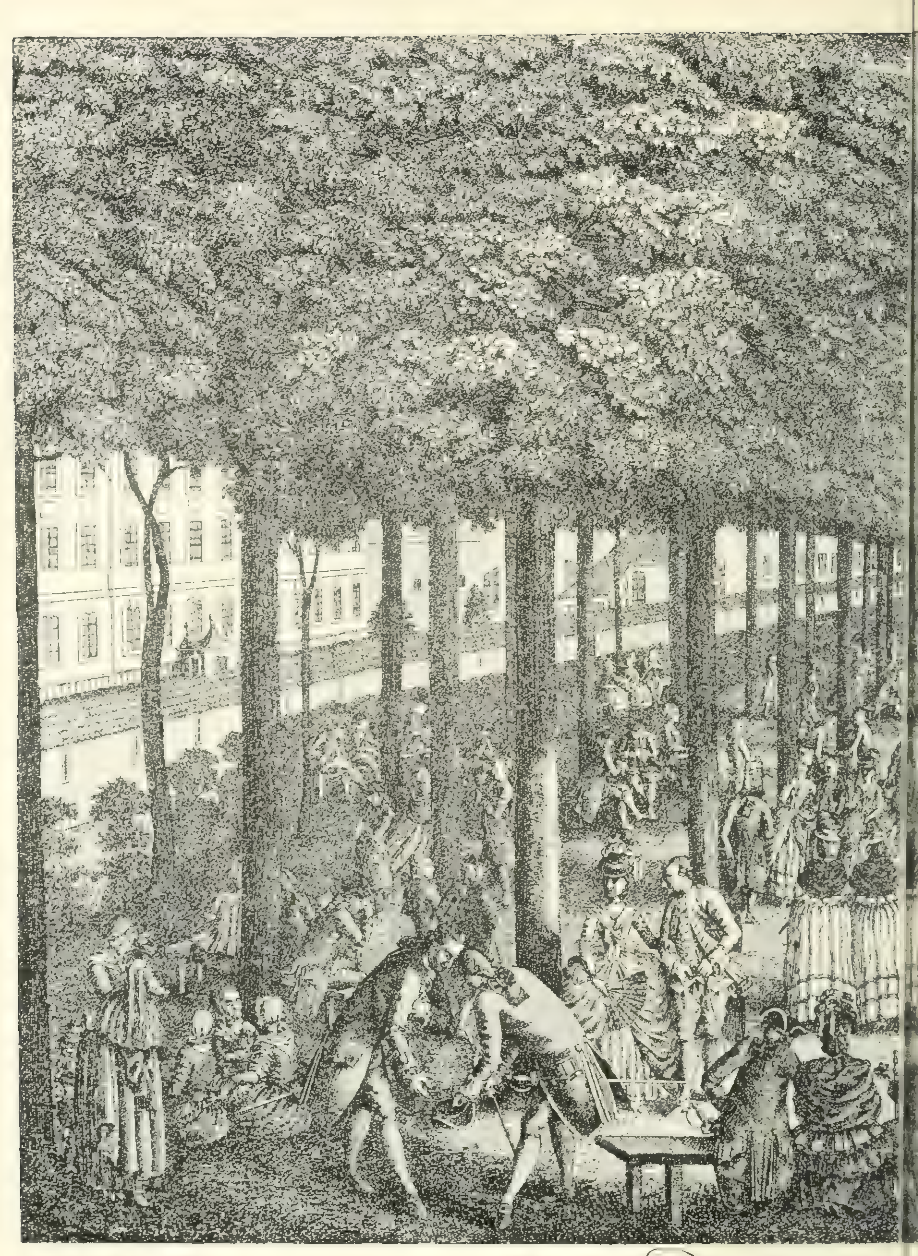
Ein hübsches Bild der damaligen Leipziger Bürger, ihrer modischen Kleidung und ihres Verkehrs untereinander, giebt uns der Roßmäßlersche Prospekt aus dem Atlas: Leipzig durch drei Jahrhunderte, wozu Wustmann sehr hübsch als beißende ironische Erläuterung die Goethischen Worte citiert, die dieser an Karl August aus Leipzig im März 1776 schreibt:

„Da bin ich nun in Leipzig, es ist mir sonderbar worden beim Nähern und kann nicht sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, streifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwänzlichen Magister, gegen die feiertagsberockte, allmodische schlankliche, viel dünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krinsende, schnäbelnde und schwumelnde Mägdelein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thoren als am Marientagsfeste entgegnet sind.“

Es war ein kraftloses Geschlecht, von einer gewissenlosen und verschwenderischen Regierung ausgesogen und gedrückt; die gehorsamen Unterthanen zeigten nicht einmal Verlangen nach Freiheit, sondern nahmen die Bedrückungen als Schicksalsfügung hin, hielten sich fern von jeder politischen Meinungsäußerung und waren noch froh, wenn der Staat sie nicht hinderte, durch Fleiß und Intelligenz etwas zu erwerben. Nach oben hin devot und kriechend, behandelten sie die Untergebenen, wie sie behandelt wurden.

Dem regen Geiste der Leipziger, denen die Politik ein verbotenes, die Religion, die frühere Jahrhunderte beschäftigt hatte, ein zu wenig interessantes Gebiet war, blieb, wie den Franzosen jener Zeit, die Litteratur als eigentliches Feld der Betrachtung und des Studiums übrig. Der biedere Frankfurter las, wenn überhaupt etwas, die alten Volksbücher; mit Leichtigkeit hatte Leipzig der ursprünglichen Rivalin den Buchhandel entwunden; und schon Mitte des Jahrhunderts war es litterarisch tonangebend für ganz Deutschland geworden. Von hier aus diktierte Gottsched Jahrzehnte lang der deutschen Sprache und Litteratur seine Gesetze, hier begann die Reform des deutschen Dramas und Theaters; die Schweizer und Oesterreicher ließen hier die Druckbogen auf gutes Schriftdeutsch untersuchen. Und wiederum in Leipzig gelangten die Gegner Gottscheds zu endlichem Siege. Hier hatte Klopstock die ersten Gesänge des Messias gedichtet, hier waren die sogenannten „Bremer Beiträge“ entstanden, Gellerts Fabeln, Weißes Singspiele traten von Leipzig aus ihren Siegeszug durch ganz Deutschland an. Die Gelehrten schlossen sich nicht streng ab von den ungelehrten Bürgern; sie suchten vielmehr durch





Promenad

La place de la Barfusspfor

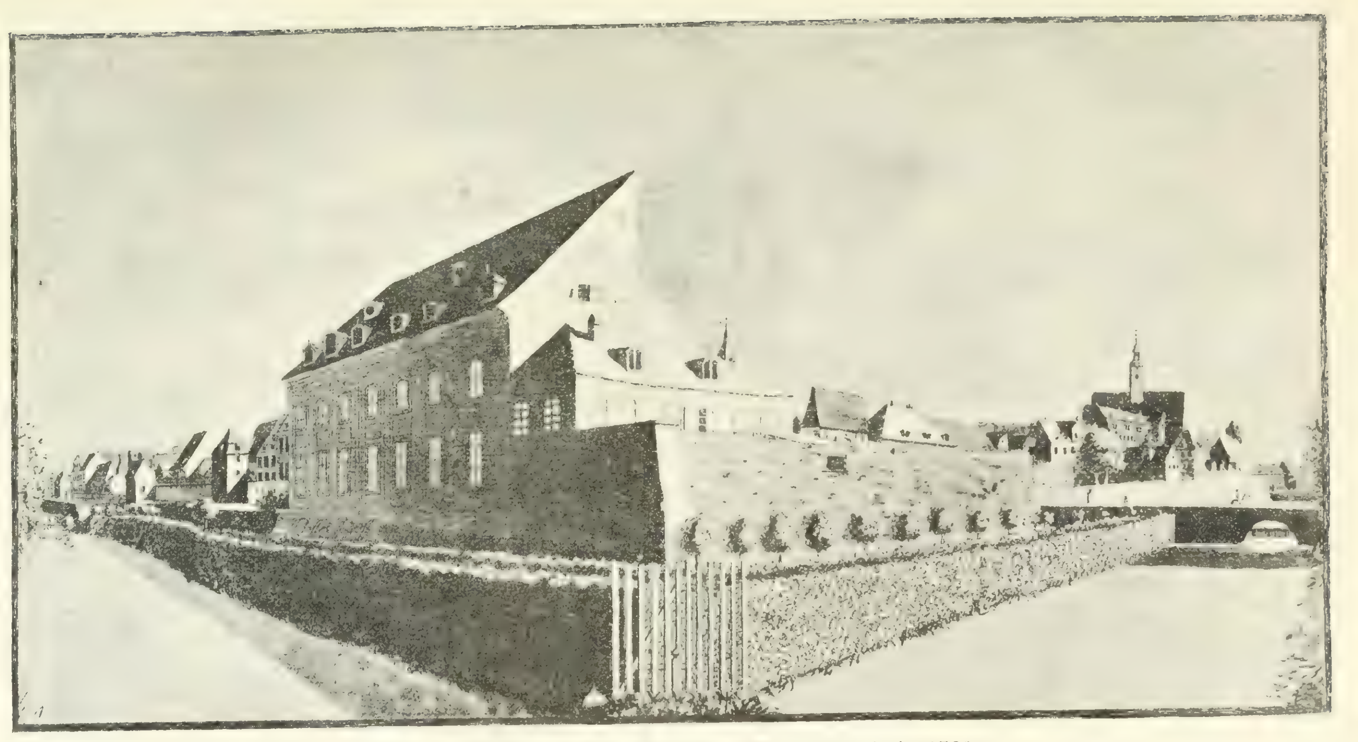
dessinée d'apres nature, & gravée d

(Zu Heinemann, Goethe, S. 78.)



de Leipzig
jusqu'à la porte de St. Thomas
forte par I A Rosmaesler a Leipzig 1777





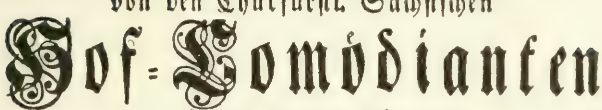
Das Komödienhaus auf der Ranstädter Bastei in Leipzig 1766.

populäre Zeitschriften und Vorträge Fühlung mit ihnen zu behalten. Wer für das größere Publikum schreiben wollte, zog nach Leipzig, wo er Verleger, Drucker und bereitwillige Abnehmer fand. Und noch etwas Besonderes kommt für Leipzig hinzu. Wenn Gottscheds bleibendes Verdienst darin besteht, das Publikum für die Bühne und das Drama gewonnen zu haben, in keiner Stadt hätte er seine Absicht besser ausführen können, als in Leipzig. Das Theater konnte wegen der Messen immer die besten Truppen halten und auf regsten Besuch rechnen. Hier herrschten viel intimere Beziehungen zwischen Theater und Publikum, denn schon damals war keine Stadt in Deutschland so theaterversessen wie Leipzig, war das Theater und Künstlerschaft so Gegenstand des allgemeinen Interesses wie hier. Dem Wirken zweier Leipziger Bürger, des Obersten Fäsch und später des Kaufmanns Zehmisch verdankte Leipzig den Bau seines neuen Komödienhauses, der Mitte April 1766 begann und schon im Herbste fertig war, so daß am 10. Oktober 1766 das Theater mit Schlegels Hermann eröffnet werden konnte. Den zufällig erhaltenen Theaterzettel dieser Vorstellung finden unsere Leser auf S. 81.

In allen diesen litterarischen Dingen bewandert zu sein, gehörte in Leipzig nicht nur zum guten Ton, es war sogar notwendig für den Verkehr in der besseren Gesellschaft; in den vornehmen Häusern plauderte man über die neueste französische und deutsche Litteratur und das Theater; auch die Damen, die es verstanden, mit Geist und Geschick das Gespräch zu führen, waren in dem Neuesten sehr belesen und bewandert. Nicht ohne Grund läßt daher Lessing die anmutig plaudernde und fein gebildete Minna eine Sächsin sein. Der feingeistige Anstrich des gesellschaftlichen Lebens war das Hauptmerkmal Leipzigs. Der junge Goethe, in Leipzig angekommen, nimmt sich vor, seine Schwester nach dem Muster der Leipziger Damen zu bilden mit der Motivierung: „Bei Euch im Reiche residiert die Dummheit ganz feste noch."

Litteratur und Theater waren zwar der Hauptgegenstand, aber nicht der einzige des Interesses der gebildeten Leipziger. Ein halbes Jahrhundert, bevor der Süden und Norden Deutschlands überhaupt Sinn und Verständnis für die Kunst zeigte, verwandten Leipziger Bürger ihren Reichtum, um für sich und ihre Mitbürger große Kunstsammlungen zu schaffen. Die Residenz Dresden erhielt freilich auf billige Weise durch die Prachtliebe der Könige die herrlichste und auserlesenste Galerie von Bildwerken, Leipzigs Bürger schufen aus eignem Vermögen und eigner Kraft Kunstsammlungen, die in ganz Deutschland, ja in der Welt berühmt wurden und einen Hauptanziehungspunkt für die Fremden bildeten.

Mit gnädigster Erlaubniß
wird heute
von den Churfürstl. Sächsischen



auf dem neuen Theater,
nach einer vorhergegangenen Rede in Versen
zum Erstenmale aufgeführet:

Herrmann.

Eine Tragödie in fünf Ackten, und ein Originalstück in Versen vom Herrn Prof. Schlegel.

Personen:

Herrmann, Herzog der Cherusker.
Sigmar, Herrmanns Vater.
Flavius, Herrmanns Bruder.
Segest, ein Fürst der Cherusker.
Siegmund, Segests Sohn, ein Priester Augusts.
Der Fürst der Chauzier.
Der Fürst der Catten.
Varus, Prätor in Deutschland.
Marcus, ein junger Römer.
Adelheid, Herrmanns Mutter.
Thusnelde, Segests Tochter, Herrmanns Braut.

Stumme Personen:

Sechs Römer, die dem Varus in Ruthen gebundene Beile vortragen.
Einige Catten.
Einige Deutschen, die dem Herrmann die eroberten Adler und die Waffen nachtragen.

Der Schauplatz ist ein Hayn, mit den Bildern des Thuiskon und Mannus.

Darauf folgt ein Ballet:

von vergnügten Schäfern.

Den Beschluß macht:

Die unvermuthete Wiederkunft.

Eine Comödie des Herrn Regnard in einem Ackte.

Personen:

Geronte, Clitanders Vater.
Mad. Bertrand, Lucilens Tante.
Clitander, Lucilens Liebhaber
Lucile, Clitanders Geliebte.
Cidalise, Lucilens Freundinn.
Der Marquis.
Merlin, Clitanders Diener.
Herr Andres, ein Wucherer.
Jaquinet, Gerontens Diener.
Lisette, Lucilens Mägdchen.

Der Anfang ist nach 5. Uhr.

Der Preiß der Logen und Plätze ist dieser:

Geschlossene Logen des Ersten Rangs.	Logen des zweyten Ranges.	Logen des dritten Ranges.
No. 1. u. 14. jede zu 8 Person. 8 thl. No. 2 u. 13 jede zu 7 Person. 7 thl. Die übrigen Logen zu 6 Personen jede . . . 6 thl	No. 20 Große Mittel-Loge, auf Stühlen, die Person 1 thl. welche statt der bisherigen großen Loge dienet. Die übrigen geschlossenen Seiten Logen, alle zu 6 Personen 4 thl.	No. 26 Große Seiten-Loge, die Person . . 8 gr. No. 27 Große Mittel-Loge, die Person . . 12 gr. Die übrigen geschlossenen Seiten-Logen zu 6 Personen . 3 thl.

Im Parterre 6 Gr. auf der Gallerie 4. Gr.

Und die Billets können im Quandtischen Hofe in der Nicolaistraße vorne 3 Treppen hoch abgeholet werden.

Man ist genöthiget sehr zu bitten: sich gütigst gefallen zu lassen, daß künftig unter währender Action kein Zutritt aufs Theater erlaubt werden kann, weil sowohl die Enge des Raums, als auch das Machinenwerk solches bey mehrmaliger Verwandelung wegen Verhinderung und zu besorgenden Schadens nicht gestattet; da überdiß noch der enge Raum zur Zeit zum Ankleiden muß gebraucht werden.

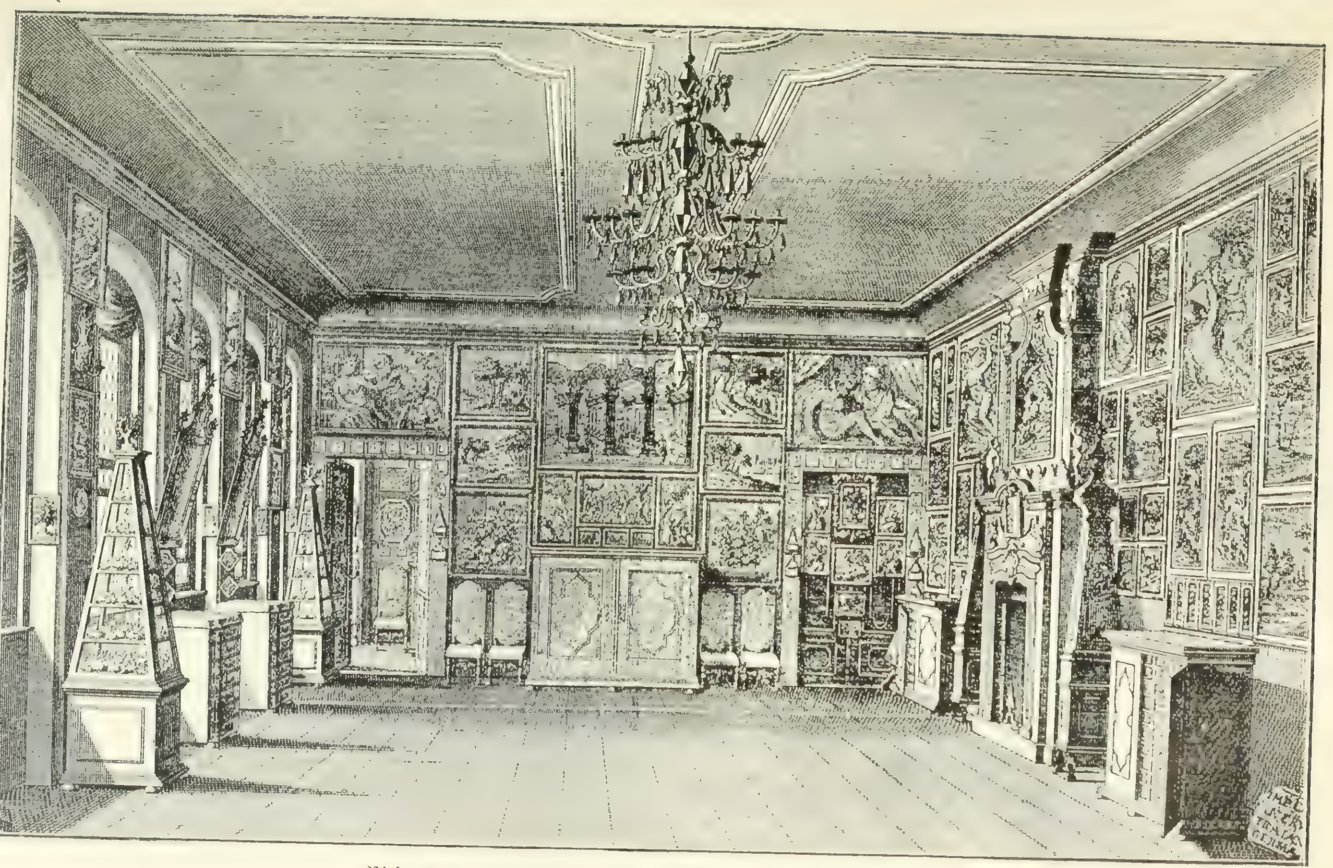
Leipzig, Freytags, den 10. Oct. 1766. Heinrich Gottfried Koch.

Drei große Sammlungen sind hauptsächlich zu nennen: Die Winklersche in der Katharinenstraße (jetzt Nr. 20), die im Jahre 1768 628 Oelgemälde und gegen 25 000 Kupferstiche umfaßte; die Richtersche auf dem Thomaskirchhof (jetzt Nr. 2), die wenn auch an Zahl, so doch nicht an Bedeutung der Bilder der ersteren nachstand. Die Besitzer beider waren reiche Kaufleute, die ihre Schätze auf Reisen um die Welt zusammengebracht hatten und sie immer wieder durch Agenten in allen Weltgegenden vermehrten und ergänzten. Ein zweites Richtersches Kabinet, das nicht nur der Kunst gewidmet war, sondern auch viele Seltenheiten aus der Natur aufwies, ursprünglich auf der Reichs-, später auf der Hainstraße, wurde ebenfalls viel besucht. Einen Blick in das Innere der Sammlung gewährt uns der Stich aus dem Wustmannschen Buch. Auch Oesers kleine Sammlung von Bildern, besonders aus der späteren italienischen Schule, die in der Kunstakademie auf der Pleißenburg sich befand, war nicht unbedeutend. Für die Verbreitung des Kunstsinnes in der weiteren Bürgerschaft wirkte die alte, berühmte Kunsthandlung von Ch. Heinrich Rost auf der Katharinenstraße, bei deren großen Auktionen von Abgüssen antiker und moderner Statuen, von Büsten, Stichen Handzeichnungen sich Kunstliebhaber aus ganz Deutschland trafen, ferner die Handlung von Peter Schenk aus Amsterdam im Hohmannschen Hof, wo besonders Handel mit niederländischen Bildern getrieben wurde.

An der Spitze aller künstlerischen Bestrebungen der Bürgerschaft stand Fr. Wilhelm Kreuchauff, der ursprünglich Kaufmann war, später aber nur dem Kunstinteresse lebte; er leitete die Kunstsocietät, eine Gesellschaft von Gelehrten, Schöngeistern und Künstlern, die von Richter gegründet worden war und in Kreuchauffs Hause wöchentlich zusammenkam zum Gedankenaustausch und zur gegenseitigen Mitteilung von Kunstwerken. Auch Goethe hat dieser Societät nicht fern gestanden.

Das war das äußere und innere Leipzig, in das der junge Student etwa den 10. Oktober 1765 einzog. Es sollte seine Anziehungs- und Bildungskraft auch auf ihn, der aus der „Frankfurter Hungersnot des guten Geschmacks" wissensdurstig und lernbegierig herbeieilte, nicht versagen. Noch nach vielen Jahren, als Goethe 1782 Leipzig wieder besuchte, schrieb er in Erinnerung an seine Studentenzeit an Frau von Stein: „Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztümer geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann."

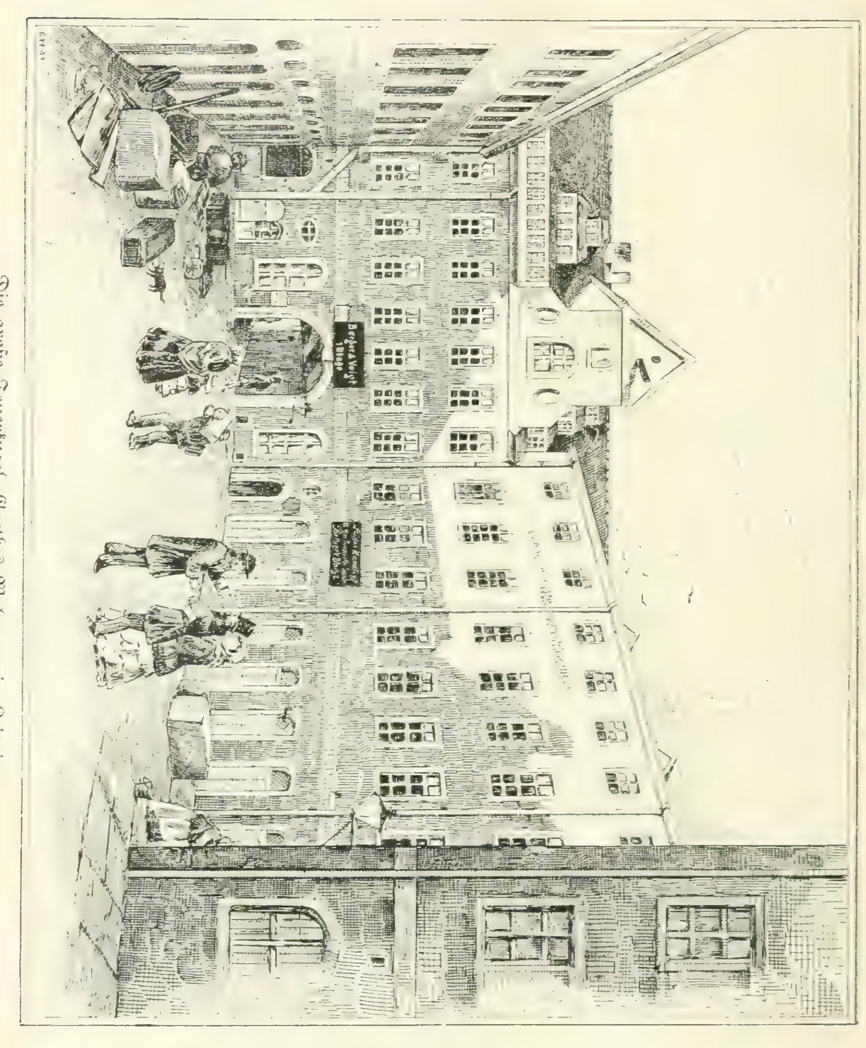
Seine Wohnung nahm Goethe in der großen Feuerkugel, dem großen Gebäude, das zwischen der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt liegt; es war die Wohnung, die der Buchhändler Fleischer, in dessen Begleitung



Richters Kunstkabinett auf dem Thomaskirchhof in Leipzig.

Wolfgang nach Leipzig gereist war, während der Messe inne hatte. Goethe selbst spricht von artigen Zimmern, die „in den Hof hinaus“ lagen.

Die alte Wirtin, Frau Straube, sorgte mit großem Eifer für das Wohl



Die große Feuerkugel, Goethes Wohnung in Leipzig.

Wolfgangs und seines Stubennachbars, des armen Theologen Limprecht. Während der Messe und der Sommermonate wohnte Goethe jenseits des Walles und der Stadtmauern in einem Giebelstübchen eines Wirtschafts=

gebäudes, dem großen Kuchengarten in Reudnitz gegenüber; das Haus ist längst abgebrochen worden.

In der Nähe der großen Feuerkugel wohnte die Familie Breitkopf, mit der er schon im ersten Halbjahr seines Aufenthalts bekannt wurde. Es



Der Kuchengarten in Reudnitz.



Weg nach dem Kuchengarten.

sind zwei ehemalige Breitkopfsche Häuser auf dem Alten Neumarkt (der jetzigen Universitätsstraße) zu unterscheiden. Im goldnen Bär wohnte der Vater Bernhard Christoph Breitkopf und Gottsched. Der grade gegenüberliegende silberne Bär (Eckhaus des Kupfergäßchens, jetzt zum Abbruch bestimmt) wurde während Goethes ersten Studentensemestern gebaut. Wolfgang

nahm teil an dem Einzug und der Einrichtung des Sohnes Johann Gottlob Immanuel Breitkopf in dieses Haus, in dem nun zugleich der Arzt Reichel und der Kupferstecher Stock (der letztere in der Mansarde) ihre Wohnung nahmen. Von andern wichtigen sogenannten Goethehäusern sind noch zu nennen das Schönkopfsche Haus, das auf dem Brühl neben dem Eckhaus am Halleschen Gäßchen, dem goldnen Apfel, lag, aber am Schluß des vorigen Jahrhunderts einem Neubau Platz gemacht hat, Auerbachs Hof, wo Wolfgang viel mit Behrisch verkehrte, ferner die Pleißenburg, in der damals und noch bis vor kurzer Zeit die Kunstakademie war, und Oesers Sommerwohnung in Dölitz, wohin der Weg über die von Goethe besungenen herrlichen Connewitzer Fluren und Wiesen führte.

Der bisher vom Vater streng geleitete, von der Mutter liebevoll verwöhnte Jüngling war nun auf sich allein angewiesen. Um ihn nicht ganz ohne Stütze zu lassen, hatten Vater und Freunde des Hauses ihm Empfehlungsschreiben mitgegeben, so an den Leipziger Ratsherrn Lange, „einen störrischen, wunderlichen Mann, dessen Frau aber die höflichste und artigste Frau der Welt war“, und an Dr. Franke, den Professor für Moral und Politik; am allerwichtigsten erwies sich die Empfehlung des Schöffen Ohlenschlager an den Professor der Geschichte und Jurisprudenz Böhme und seine Gattin; sie nahmen in der ersten Zeit hauptsächlich den jungen Studenten in ihre Obhut. Wenn er sich auch in den Briefen als Poet bezeichnet und den festen Vorsatz hatte, Litteratur, besonders die antike, zu studieren, die Mahnungen Böhmes, „eines kleinen, untersetzten, lebhaften Mannes“, dem sich Wolfgang offen erklärte, und noch mehr die seiner Gattin bewegten ihn, vorläufig seinen Plan aufzugeben. Böhme bestimmte für ihn die juristischen Kollegien und gab seinem Drängen nur insoweit nach, als er ihm gestattete, auch Gellerts litterargeschichtliches Kolleg zu hören. Frau Hofrat Böhme, „unendlich sanft und zart, nicht mehr jung und sehr kränklich“, nahm sich seiner wie eine Mutter an und kümmerte sich sogar um seine Verpflegung. Nicht oft genug kann er von ihrer Güte und Liebenswürdigkeit nach Hause berichten. In freundschaftlich-mütterlichem Tone suchte sie ihm die Fehler und Unarten, die ihm noch anhafteten, abzugewöhnen, während ihre Freundin von Ploto ihn mehr im Tone einer Gouvernante herrisch abkanzelte. Weshalb Wolfgang, der doch in Frankfurt so selbstbewußt und eigensinnig aufgetreten war, sich willig den Unterweisungen der beiden Damen fügte, erhellt aus seinen Briefen an Verwandte und Freunde. Infolge der Empfehlungsschreiben, seines gefälligen Aeußeren und seiner Begabung wurde er gleich von Anfang sehr viel eingeladen. Der einfache, natürliche, auch nicht selten derbe und rücksichts-

lose junge Mann erregt nun wohl wegen seiner Schönheit und hervorragenden Begabung Aufsehen, aber zugleich die Verwunderung der „galanten“ Leipziger, weil man vieles von dem an ihm vermißte, was man hier Lebensart nannte und dessen Mangel in Leipzig als größtes Verbrechen galt. Viel kleinere oder größere Unarten beging der biedere Frankfurter ahnungslos; er stieß dort an, wo er zu gefallen strebte. Dazu traten noch zwei besondere Mängel: sein Dialekt und seine altmodische Kleidung. Der Meißner Dialekt war die deutsche Schriftsprache geworden, und wie willig sich hier Goethe der Herrschaft des Meißner Dialekts unterordnete, erkennt man aus dem Eifer, mit dem er, was Gellert ihm gelehrt hat, der Schwester beibringt und das Nichtschriftdeutsche in ihren Briefen ausmerzt. Aber die Leipziger gingen viel weiter. Sie forderten die alleinige Herrschaft ihres Dialekts auch in der gesprochenen Sprache und in der Unterhaltung; nun sollte Wolfgang auf seinen geliebten Frankfurter Dialekt, in dem er denken gelernt hatte, verzichten, er sollte es vermeiden, Kernsprüche aus der Bibel und „treuherzige Chronikenausdrücke“ zu citieren oder, wie es der Frankfurter liebte, in Gleichnissen und Bildern zu sprechen. Und ein zweites Moment, wenn auch äußerlicher, so doch für die Leipziger nicht weniger anstößig, war Wolfgangs unmoderne Kleidung; der gute Diener und Schneider in Frankfurt, den der sparsame Vater mit der Anfertigung der Garderobe beauftragt hatte, hatte keine Ahnung gehabt, was die Mode in Leipzig unerläßlich forderte. Die befreundeten Damen, wie Frau Böhme machten Wolfgang „durch leichte Neckereien und durch vernünftige Vorstellungen“ auf seine altmodische Kleidung aufmerksam. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder sich moderne Kleidung anzuschaffen oder die Gesellschaft zu meiden. Er wählte das erstere und that es bald den eleganteſten Herren gleich, sodaß der biedere Frankfurter Horn, als er den so verwandelten Freund im nächsten Semester sah, über ihn an Freund Moors schrieb: „Er ist bei seinem Stolz auch ein Stutzer und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, von einem so närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet; er geht wie ein Rektor, gefolgt von vier Fakultäten.“



Schönkopfs Haus auf dem Brühl.

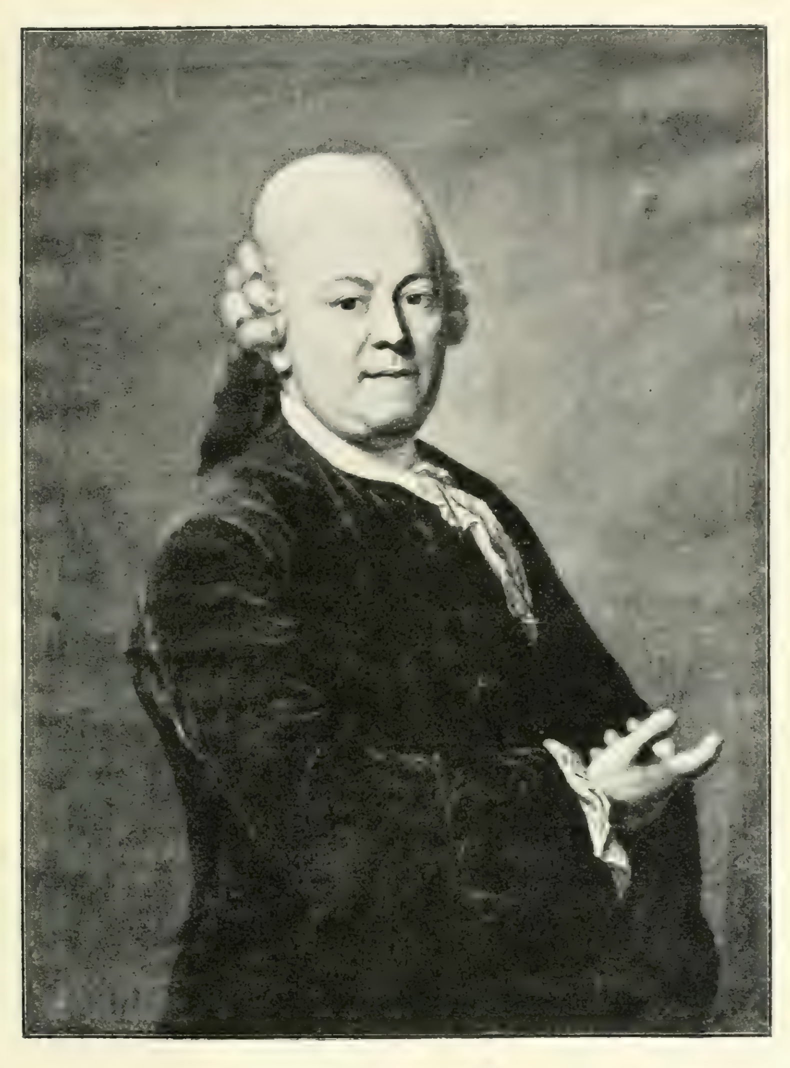
So führte denn Wolfgang im ersten Semester ein reich bewegtes Studentenleben. Nachdem er als Mitglied der bairischen Nation am 19. Oktober unter dem Rektor Professor Ludwig immatrikuliert worden war, hatte er eine größere Zahl Kollegien belegt, die er anfänglich sehr eifrig besuchte; dazu kamen die vielen Partieen und Ausflüge, die Teilnahme am studentischen Leben, abends die Gesellschaften oder der Besuch des Theaters, damals in Zotens oder Quandts Haus auf der Nicolaistraße, wo die berühmte Kochsche Truppe spielte, so wurden die Tage des jugendlich frisch und heiter lebenden Studenten ausgefüllt. Aber das Schönste von allen diesen Herrlichkeiten war doch das Gefühl der ungebundenen Freiheit und das Recht der Selbstbestimmung. Im ersten Brief an Freund Riese vergleicht er sich mit einem Vogel,

> der auf einem Ast
> Im schönen Wald, sich, Freiheit athmend, wiegt,
> Der ungestört die sanfte Luft genießt.
> Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
> Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Diese humoristisch-übermütige Stimmung zeigt sich auch in der Charakterisirung der Genossen seines Mittagstisches bei Professor Ludwig, sowie in der Schilderung der damals schon gefallenen Leipziger Größe, Gottsched, der in Leipzig nicht nur verlacht, sondern auch verachtet wurde.

Daß der flotte Studio aber nicht ganz der elterlichen Zucht entbehre, dafür hatte der Vater in seiner Weise gesorgt:

Cornelia, die ihren Bruder schwärmerisch liebte, wollte sich die Trennung von ihm durch möglichst häufige und ausführliche Korrespondenz weniger fühlbar machen. Der „gern didaktische" Vater hatte kaum von diesem Wunsch erfahren, als er beschloß, ihn zur Uebung der Tochter und zur Ueberwachung des Sohnes zu benutzen. Das letztere freilich glückte nicht völlig; denn Wolfgang ließ den Vater die ironische Bemerkung an seine Schwester lesen: „Ich sehe manchmal mit Lachen, wie ein gutes, einfältiges Mädchen Reflexionen macht, die niemand als ein einsehender, erfahrener Mann machen konnte", aber wenigstens war doch Cornelien wieder einmal ihre Freude und ihr Glück gründlich verdorben; sie mußte deutsch, französisch und englisch schreiben und Wolfgang auch in diesen Sprachen antworten. Man merkt es den Briefen Wolfgangs wohl an, daß sie für den Vater geschrieben waren. Was er morgens gelernt hat, wird brühwarm der Schwester mitgeteilt, insbesondere Gellerts Lehren sogar bis zur Empfehlung der Lektüre; oft nimmt er die Miene des großen Gelehrten dem unwissenden Mädchen gegenüber an. Wenn er auch nicht gleich Universitätslehrer werden kann, so möchte er vorläufig



Johann Gottlob Böhme, Professor in Leipzig.

Zu Heinemann, Goethe.



Mädchenlehrer sein; „es ist für mich und dich, daß ich studiere,“ schreibt er einmal. Er will in ihr „das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädchen erziehen, nicht nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reich“.

Auffallen könnte es, daß in diesen an die Schwester gerichteten und für den Vater bestimmten Briefen, der Mutter, abgesehen von Grüßen, fast gar nicht gedacht wird. Daß daran nicht etwa Erkaltung der Liebe und der Verehrung des Sohnes für seine Mutter schuld ist, beweisen die beiden herrlichen, die Mutter feiernden dichterischen Ergüsse vom 7. Dezember 1765, von denen der eine mit den schönen Worten schließt:

Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh' ich selbst
Erkalte.

Die alten Frankfurter Freunde Riese und Moors, die in der Heimat geblieben waren, und Horn, der nach Marburg übergesiedelt war, wurden in der ersten Zeit mit langen Briefen bedacht; auch für andere Mädchen, wie für Elise Runckel, „Smitelgen und Kundelgen“, Fräulein Brevillier und die junge Tante Anna Christina Textor werden Cornelia Grüße oder Küsse aufgetragen. Aber allmählich verblassen die Erinnerungen; das liebebedürftige Herz des Jünglings wurde bald von der Anmut, dem heiteren Geiste und der Liebenswürdigkeit der Sächsinnen völlig in Beschlag genommen. Nur Charitas Meixner bewahrt sich längeres Gedenken und macht eine Zeit lang der neuaufgehenden Leipziger Sonne den Platz streitig.

Die neue Leidenschaft ging tiefer als alle jene kleinen Herzensbeziehungen und sollte für den Dichter und Menschen von Bedeutung werden. Das Mädchen, die diese Leidenschaft erweckte, war Käthchen Schönkopf, die Tochter eines Leipziger Bürgers, der ursprünglich Zinngießer, dann Besitzer einer Weinhandlung auf dem Brühl war. Seine Gattin stammte aus Frankfurt, daher kehrten Frankfurter, die nach Leipzig kamen, häufig bei ihm ein. So auch Georg Schlosser aus Frankfurt, der Ostern 1766 auf der Durchreise Leipzig berührte, Goethe aufsuchte und mit ihm die bedeutendsten Gelehrten der Stadt besuchte; seine Aufnahme bei Gottsched ist durch Goethes launige Schilderung verewigt worden.

Schlosser, dessen reiche Kenntnisse in den modernen Sprachen und dessen gesetztes ernstes Wesen auf den um zehn Jahre jüngeren Studenten einen großen Eindruck machte, nahm ihn zum Mittagstisch zu Schönkopfs mit; bald siedelte Wolfgang als ständiger Gast hierher über. Man traf sich hier auch abends bei einem guten Glase Wein. Doch wurde außer der Messe das Haus nur von wenigen auserlesenen Freunden besucht.

Von dieser Tischgesellschaft im Schönkopfschen Hause hat Gottfried Hermann, der spätere Bürgermeister von Leipzig, lebensgroße Schattenrisse aufbewahrt und der Nachwelt erhalten, als deren Verfertiger Goethe genannt wird; sie befinden sich seit kurzer Zeit in Weimar. Wir bringen sie anbei mit kurzen erklärenden Bezeichnungen, denen wir folgendes hinzufügen: Krebel, 20 Jahre älter als Goethe, war Obereinnehmer der Generalaccisкasse, damals mit der Herausgabe eines großen Reisebuches beschäftigt, an Gestalt „ein wahrer Falstaff"; Pfeil, Hofmeister des Freiherrn von Friesen, ein feiner, „beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann", doch ohne Ziererei und von großer Gutmütigkeit bereitete sich damals, obgleich schon in der Mitte der Dreißiger stehend, zum juristischen Doktorexamen vor. Christian Gottfried Hermann, der Sohn des Oberhofpredigers in Dresden, sechs Jahre älter als Goethe, aus Plauen gebürtig, wird von Goethe in Dichtung und Wahrheit als der Leipziger Freund bezeichnet, „zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältnis bewährte"; Sanftmut des Charakters, stetiger Fleiß und gleichmäßiges Vorwärtsschreiten ohne Abweichung von dem gewohnten Lebenslaufe, waren seine Haupttugenden, zu denen sich noch ein prächtiger Humor gesellte. Er hatte sich eigentlich der bildenden Kunst widmen wollen, war aber durch seinen Vater zur Jurisprudenz überredet worden. Außer der Musik, die er mit großem Geschick ausübte, pflegte er während der Studentenzeit eifrig das Zeichnen und regte Goethe an, „manch Weidicht an der Pleiße" zu zeichnen. Am 7. Mai 1767 promovierte er, wobei Goethe als Opponent thätig war. Noch in demselben Jahre wurde er Assessor des Oberhofgerichts und Mitglied des Rates der Stadt Leipzig. Außer diesen sind noch einige Livländer, die an jenem Tische teilnahmen, zu nennen, der Theologe Gustav Bergmann, ein ungestümer Jüngling, von dem Goethe wegen einer etwas kräftigen Bezeichnung im Theater eine Ohrfeige erhielt und darauf im Duell am Oberarm verwundet wurde; ferner die Brüder von Olderogge, feine und vornehme Livländer, die bald darauf nach Frankfurt reisten und durch ihr vornehmes und gefälliges Wesen Cornelien geradezu bezauberten, endlich der Kurländer von Lieven, Goethes Mitschüler bei Oeser, und der Esthländer von Reutern, der später mit Goethe in Straßburg studierte.

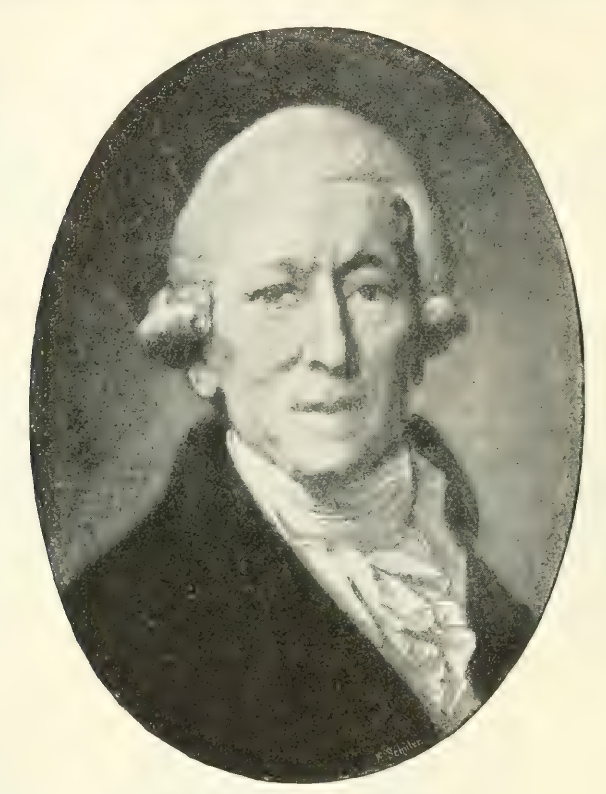
Wenn nun auch unser Student in diesem Kreise viel Belehrung und Aufklärung erhielt und gewissermaßen Ersatz für die geringen Anregungen, die die Universitätslehrer boten, lag doch die eigentliche Bedeutung der Bekanntschaft mit Schönkopfs auf einer anderen Seite. „Die Tochter des Hauses," so erzählt er selbst, „(Anna Katharina) gefiel mir gar wohl, ein hübsches



Die Schönkopfsche Tafelrunde.

1. Professor Ernesti. 2. Schönkopf. 3. Mlle. Schönkopf. 4. G. Hermann.
5. Professor Oeser. 6. v. Zettwitz d. ält. 7. v. Zettwitz d. jüngere. 8. Rat Strobel, Gräfl. Marschallischer Hofmstr.
9. Graf Marschall. 10. Pfeil. 11. Doering. Hofmstr. der beiden v. Zettwitz. 12. Baron v. Hagen.
13. Leuthier. 14. Accis-Sekretär Krebel. 15. Krebel. 16. Baron v. Friesen.

und nettes Mädchen, die mir Gelegenheit gab freundliche Blicke zu wechseln, ein Behagen, das ich seit dem Unfall mit Gretchen weder gesucht noch zufällig gefunden hatte. Sie war hübsch munter und liebevoll und so angenehm, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß; sie brachte mir wenigstens abends den Wein,



Christian Gottfried Hermann.

den ich trank.“ Als Sohn des Hauses, nicht als Gast, wurde er in der Schönkopfschen Familie, die außer den Eltern und Käthchen noch aus zwei Söhnen, Gottlob und Peter, und einer jungen Tochter bestand, betrachtet.

Daß die beiden schönen Menschen einander gefielen, braucht uns wohl nicht wunder zu nehmen. Ende 1766, nach wenigen Wochen Verkehr, gestand Wolfgang seine Liebe, wenn sie auch aus naheliegenden Gründen geheim bleiben sollte; ja er macht sogar, um die anderen zu täuschen, einer adligen

Dame den Hof, und nimmt ein so verändertes Wesen an, daß Freund Horn darüber entrüstet an Moors in Frankfurt berichtet. Erst Ende September gesteht er Horn den wahren Sachverhalt und schreibt sogleich an Moors, um sich wegen der anscheinend nicht standesgemäßen Liebe zu entschuldigen:

„Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. . . . Ich liebe



Käthchen Schönkopf.

ein Mädchen ohne Stand und Vermögen und jetzt fühle ich zum allererstenmale das Glück, das reine wahre Liebe macht."

Es folgt zweieinhalb Jahre hindurch ein fast täglicher Verkehr; die Liebe steigert sich auf beiden Seiten zu heißer Leidenschaft und führt endlich zu ruhig gelassener Freundschaft.

In Dichtung und Wahrheit hat Goethe infolge getrübter Erinnerung

oder aus Rücksicht auf Käthchen diese Liebe als einen Freundschaftsbund harmloser Natur geschildert, der mehr ein Gegenstand der Unterhaltung als der Leidenschaft für den jungen Studenten gewesen wäre. Aber aus den Briefen an Behrisch, wo er sich giebt wie er ist und empfindet, fühlen wir eine siedende Glut heraus, hören wir von „feurigen Umarmungen, Küssen im Vorbeifliegen, von der mächtigen Liebe, die sie wider Geheiß der Vernunft in seine Arme wirft", von „den Augen, die sich zudrücken, so oft ihr Mund sich auf den seinigen drückt, von dem zitternden Bemühen, sich aus seinen Armen zu winden". Wegen kleiner Mißverständnisse gerät der Liebende in Raserei; er bereut seine Thorheit, um gleich darauf „wegen eines dummen Zahnstochers" eine ähnliche Scene zu machen. Theateraufführungen, gemeinsam mit Fräulein Obermann, Constanze Breitkopf und Horn unternommen, wie die des „Herzog Michel" von Krüger oder der damals eben bekannt gewordenen „Minna von Barnhelm" halfen die Leidenschaft schüren. Sie stand im November 1767 auf ihrem Höhepunkt. Ein Brief an Behrisch aus dieser Zeit, der geradezu im Wertherschen Stil geschrieben ist, führt uns in anschaulicher Weise eine solche Liebes- und Eifersuchtsscene vor Augen.

Nicht aus Langerweile, wie der alte Goethe meinte, hat der Student solche Scenen aufgeführt, sondern aus leidenschaftlicher Liebe und weil die Stellung Käthchens ihm öfters gegründeten oder ungegründeten Argwohn gab. Käthchen hatte eine Freude daran, anderen die Köpfe zu verdrehen, bis sie sich verliebt stellten, „nachher war es aus". Später bei ruhigen Zeiten konnte er wohl darüber schreiben: „Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie uns als die Liebhaber denken, die sie mit Freundschaft eingesalzen haben, groß und klein, krumm und grade", aber damals dachte er ernster darüber, trotz Käthchens „unter heftigen Liebkosungen ausgesprochener Bitte, sie nicht mit Eifersucht zu plagen". In Dichtung und Wahrheit hat Goethe, galant wie immer, alle Schuld auf sich genommen, aber aus den Briefen an Behrisch läßt sich erkennen, daß auch Käthchen ihn durch Launen und Eifersucht geplagt hat. Man lese solche Stellen wie die vom 20. November 1767: „Eine Eifersucht, die oft bis zur Wut geht, ein Argwohn, ein Neid, der bis dahin geht, daß sie nicht erfahren darf, daß ich eine Hand geküßt habe, macht sie und mich elend". Sie wird unruhig, wenn er einmal nachmittags ausbleibt. Einer anderen den Hof zu machen, darf er nicht wagen „denn im Brühl stehen Nägel und Stricke parat, wenn man so etwas erführe". Als er mit Breitkopf und Obermann die Minna aufführen will, bricht das Feuer der Eifersucht mit aller Heftigkeit aus.

So machten sich die Liebenden beide elend. Auf die Dauer war der

Zustand unerträglich. Käthchen war wohl die vernünftigere, denn im März 1768 muß er eingestehen: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich; Sie ist ein Engel und ich ein Narr.“ Die Erwägung, daß bei



Goethes Jugend an eine Heirat nicht zu denken war, wird bei ihr den Ausschlag gegeben haben. Man beschloß, sich seltener zu sehen; ihre Ansprüche an seine Hand und sein Vermögen erkennt er an, aber er will ihr die Frei=

heit lassen, mit einem anderen glücklich zu werden und ihr bis dahin treu bleiben. Im April ist aus der Liebe Freundschaft geworden: „keine Vertraulichkeit," so schreibt er an Behrisch, „nicht ein Wort von Liebe mehr und so vergnügt, so glücklich, sie ist ein Engel."

In der Zeit, da ihn „sein böses Mädchen plagte", fand er Teilnahme, freundschaftlichen Rat und Aufheiterung bei einem anderen Leipziger jungen Mädchen, dessen Vater Goethes Lehrer und Direktor der Kunstakademie war. Es war Friederike Oeser, mit Goethe fast gleichaltrig, die mit ihrem Vater und einer um sieben Jahre jüngeren Schwester im Sommer in Dölitz wohnte. Ihr Antlitz war in früher Jugend von Blattern entstellt worden; daher hatte sie bei Zeiten begonnen, ihren Geist zu bilden, und es war ihr auch gelungen, durch gediegene Bildung, Munterkeit und Heiterkeit des Wesens die mangelnde Schönheit zu ersetzen. Sie hat Wolfgang hauptsächlich im Sinn, wenn er Vergleiche zwischen Leipziger und Frankfurter Mädchen zieht. So schreibt er an sie von Frankfurt:

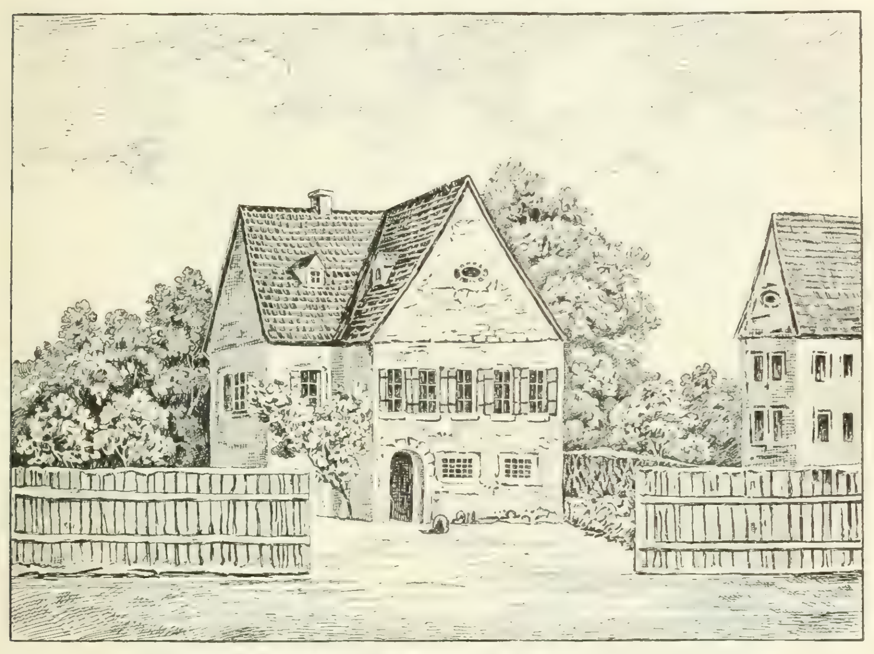
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie,
An Einsicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus in's Reich.

Ihr übersandte er auch seine Leipziger Lieder, die in dieser Abschrift auf uns gekommen sind, und sie fanden hier eine so strenge Kritik, daß der Dichter verspricht, an Stelle derer, die ihr mißfallen hätten, andere zu dichten. Nach seiner großen Krankheit ging er oft hinaus nach Oesers Landgut in Dölitz, um in der „seligen Wohnung" in heiteren und geistig angeregten Gesprächen Erholung zu finden.

Aehnlich entwickelte sich der Verkehr mit der Familie Breitkopf. Der alte Herr, der Begründer der berühmten Notendruckerei, lebte damals noch; in dem Hause seines Sohnes Gottlob Immanuel, des Erfinders des Notendrucks mit beweglichen Typen, verkehrte Goethe regelmäßig Sonntag nachmittag mit den beiden damals ebenfalls studierenden Söhnen Bernhard und Gottlob. Constanze Breitkopf, die Schwester der eben genannten Freunde Goethes, wird von ihm als wohlgebildet und außerordentlich belesen geschildert. Bei der Aufführung der Lessingschen Minna spielte sie die Rolle der Franziska. Horns Liebe zu ihr, die vor den Eltern geheim blieb, hat Goethe in der Laune der Verliebten als eine Art Musterliebe dargestellt. Von anderen Leipziger reichen Häusern, in denen Goethe oft und gern verkehrte, ist das des Buchhändlers Erasmus Reich, der seit 1762 die Weidmannsche Buchhandlung

besaß und im Sommer auf einem Landgute in Sellerhausen wohnte, wohin Goethe öfter über Reudnitz an den Ufern der Rietschke entlang wanderte.

Sowohl bei Breitkopf wie bei Schönkopf wurde, wie es sich für Leipziger Familien von selbst versteht, viel musiciert. Auch für diese Kunst war Goethe früh angeregt worden. Will er doch sogar in Frankfurt eine italienische Oper „La sposa rapita“ geschrieben haben. Fräulein Obermann, eine Freundin Constanzens, Schönkopfs gegenüber wohnend, die später als Konzertsängerin sich auszeichnete, und Dr. Hermann wirkten bei den Breitkopfschen Familienkonzerten mit, auch Goethe beteiligte sich durch Klavier- und Flötenspiel. Der



Oesers Wohnung in Dölitz.

ältere der beiden Breitkopfschen Brüder hat sich als Komponist um Goethe verdient gemacht, indem er 1769 dessen Leipziger Lieder in Musik setzte und herausgab. Von Leipzigs musikalischen Größen erwähnt Goethe Gertrud Schmehling, verheiratete Mara und Corona Schroeter: „Beide habe ich oft,“ so erzählte er später, „in Hasseschen Oratorien neben einander singen hören und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der anderen das Gemüt in Betrachtung kam.“

Auch noch in einer anderen, wenn auch nicht so vornehmen Familie,

wurde Wolfgang wie der Sohn des Hauses behandelt; es war das die Familie des Kupferstechers Stock, der die Mansardenstuben im silbernen



Bären bewohnte. Der Vater, bei dem Goethe Unterricht im Zeichnen hatte, wird uns als ein sehr fleißiger, mit prächtigem Humor begabter Mann geschildert. Die Frau und Töchter hingen ebenfalls an dem

lustigen Studenten. Johanna Dorothea, damals etwa sieben, Anna Maria Jakobine, damals 5 Jahre alt, sind beide später als Freundinnen Schillers,



Frl. Obermann.



Maria Jakobine Stock.



Johanna Dorothea Stock.

die letztere als Mutter Theodor Körners bekannt geworden. Damals waren sie ja noch Kinder, aber sie erinnerten sich dennoch später lebhaft des über=

mütigen Studenten, der sie sogar einmal unterrichtet und ihnen eine schöne Erklärung der Bergpredigt gegeben hatte. Auch die Mutter konnte dem „Frankfurter Struwelpeter“, wie sie ihn nannte, nicht lange gram bleiben, wenn er auch den Gatten oft zum Kneipen verführte, und ließ sich immer wieder durch seine Späße versöhnen.

Aber alle diese freundschaftlichen Beziehungen sind doch nicht so nachhaltig und bedeutend gewesen, als die zu Ernst Wolfgang Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, von Goethe wegen seiner Magerkeit und seines abschreckenden, bissigen Wesens „der dürre Teufel“, wegen seiner nahen Beziehungen zu ihm auch „Jonathan“ genannt. Goethe hat ihn in Dichtung und Wahrheit ausführlich geschildert als einen der wunderlichsten Käuze: „hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markierte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affektiert hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas Affektiertes in seiner Art gehabt hätte“.

Er besaß großes Wissen und gute Kenntnisse, aber er war von der größten Nachlässigkeit in Geldangelegenheiten, und that ganz unbekümmert um das Urteil der Welt, gerade das Gegenteil von dem, was die meisten anderen thaten, aber alles mit Anmut und Zierlichkeit. Die Scherze, die Goethe von ihm in Dichtung und Wahrheit erzählt, sind allbekannt; weniger wohl die Geschichte, die er einstmals Eckermann berichtet hat: Unter anderm hatte er Goethe veranlaßt, seine Gedichte nicht drucken zu lassen, und sie dafür höchst sauber abgeschrieben. Als er nun den berühmt gewordenen Dichter des Götz und Werther wiedersah, rief er ihm entgegen: „Hab ich es dir nicht gesagt? war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest .... Wären wir zusammen geblieben, so hättest du auch die anderen nicht drucken lassen, ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebensogut gewesen.“

Diese Scherze liefen aber nicht etwa bloß auf Zeitvergeudung und nutzlosen Studentenulk hinaus; Behrisch wußte wohl, warum er gerade seinen jungen Freund zu größerer Langsamkeit und zu sorgfältiger Beachtung auch des Kleinsten in der Kunst zwang; er dämpfte das Unruhige, Fahrige in

dem Wesen des jungen Brausekopfes und lehrte ihn, wozu der Vater ihn vergeblich geleitet hatte, zwar Weniges, aber das Wenige gründlich und auch das anscheinend Kleine mit Sorgfalt thun.

Behrisch war der Freund, dem sich Wolfang am offensten und rückhaltslosesten zeigte; in Behrischs Wohnung, in Auerbachs Hof, war er öfter als in der seinigen. Behrisch wird sein Vertrauter auch in seinen Liebesangelegenheiten; deshalb sind die Briefe an ihn das wichtigste Dokument aus Goethes Leipziger Zeit. Nach ihnen erscheint das Leben des Studenten stürmischer und flotter, als uns die Schilderung in Dichtung und Wahrheit glauben lassen möchte.

Zum schriftlichen Austausch ihrer Gefühle und Erlebnisse waren die Freunde gezwungen worden dadurch, daß Graf Lindenau dem Hofmeister seines Sohnes Mitte Oktober 1767 gekündigt und Behrisch in Dessau als Erzieher des natürlichen Sohnes des Fürsten von Dessau eine neue Stellung erhalten hatte. In drei Oden, die der Stadt Leipzig und ihrer Lage nicht gerade Lob singen, feierte Goethe den scheidenden Freund. Weshalb Graf Lindenau Behrisch gekündigt hatte, darüber wird verschieden berichtet; jedenfalls müssen über Goethe nicht gerade erfreuliche Gerüchte zu ihm gedrungen sein; er verbot dem Nachfolger Behrischs, Ernst Theodor Langer, geradezu den Verkehr mit Goethe; aber das machte diesen natürlich erst auf den „gefährlichen Studenten" aufmerksam. Sie trafen in der Zeichenakademie zusammen und wurden im Dezember 1767 näher bekannt.

Dieser Mann sollte nach einer ganz anderen Seite hin für Goethe von Einfluß sein. Langer war ein tief fühlender, frommer Mann, er verstand es, durch offene und treuherzige Aussprache den Jüngling, der in dem lustigen Studentenleben sich ganz von der Kirche losgesagt hatte, dem Glauben wieder zurückzugewinnen.

Den großen, ausgedehnten Familienverkehr, den er in den ersten Monaten gepflegt, hatte er bald gegen den Verkehr mit einzelnen älteren Studenten oder Doktoren vertauscht. Denn trotz aller Mühe, die er sich auf Anraten der Frau Böhme gegeben, hatte er den Anforderungen der Leipziger Gesellschaft nicht genügen konnte. Seine Abneigung gegen das Spiel und gegen das Tanzen machte ihn zu einem nutzlosen, seine Kenntnisse und sein Geschmack zu einem unbequemen Gast. Dagegen machte er mit anderen Studenten Ausflüge, wobei dem Humor und Spott über die Leipziger und besonders die Professoren, freier Spielraum gelassen wurde; abends wurde gekneipt und bei Mondschein Spaziergänge unternommen. Doch dieses flotte Studentenleben sollte jäh unterbrochen werden: „Das Stürmen gegen die

physische Natur, um der sittlichen etwas anzuthun", nach dem Verluste der Liebe Käthchens, der Genuß des schweren Merseburger Bieres, die bis ins Extreme verfolgte Abhärtungstheorie, alles das wirkte zusammen, daß er Ende Juli 1768 in eine sehr schwere Krankheit verfiel, die ihn dem Tode nahe bringen und ihn eineinhalb Jahr an die Krankenstube fesseln sollte. Auch in seiner Stimmung hatte sich die Krankheit, deren Sitz im Magen war, lange vorher angekündigt. „Wenn ich mich erinnere," schreibt er seinem früheren Nachbar Limprecht, der ihm bei dem Blutsturze hilfreich zur Seite gestanden hatte, aus Frankfurt „was ich für ein unerträglicher Mensch den letzten ganzen Sommer war, nimmt's mich Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können". Durch seine bösen Launen hatte er fast alle seine Freunde verletzt. Nun erfuhr er zu seiner Freude, aber auch zu seiner tiefen Beschämung, von allen Liebes- und Freundschaftsdienste. Er gelobte sich, dieser Lehre immer eingedenk zu sein und sich der bösen Launen gänzlich zu entschlagen. Dr. Reichel und Goethes gute Natur beseitigten bald die Lebensgefahr, aber eine Geschwulst an der linken Seite des Halses blieb, die dem Patienten noch viel zu schaffen machen sollte.

Als kranker Mann langte er, der jugendfrisch mit stolzen Hoffnungen das Vaterhaus verlassen hatte, in Frankfurt Anfang September 1768 wieder an, als einen Schiffbrüchigen bezeichnet er sich selbst; und nicht bloß in körperlicher Beziehung. Der Vater hatte einen thatkräftigen und thatendurstigen Doktor der Jurisprudenz erwartet; er mußte mit einem kranken, mißgestimmten Studenten vorlieb nehmen, der anscheinend während der drei Jahre in seinem eigentlichen Ziel nicht gefördert worden war. Und dennoch war Goethes Aufenthalt in Leipzig für die wissenschaftliche und insbesondere für seine künstlerische und dichterische Entwicklung von größter Bedeutung.

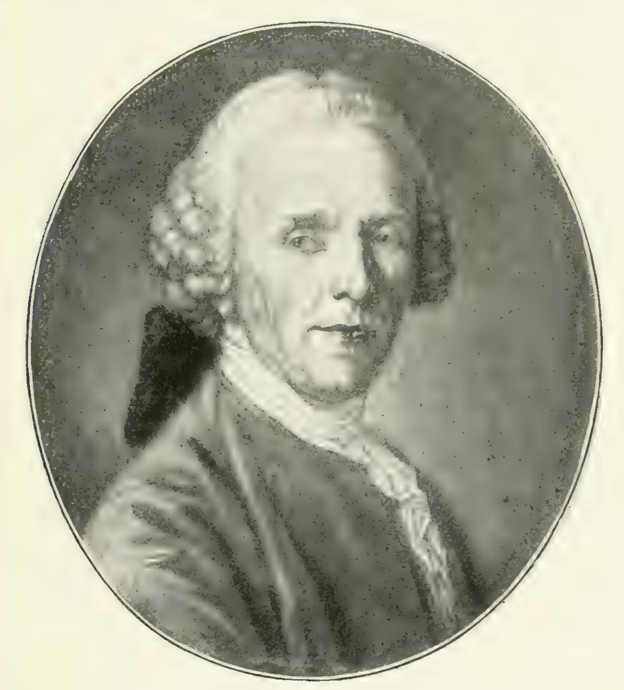
Freilich in der Jurisprudenz war der Fortschritt am unbedeutendsten; „mein ganzer Erwerb", meinte er selbst, „konnte nur als allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntnis gelten". Anfänglich hatte er eifrig die ihm von Professor Böhme vorgeschlagenen Kollegien gehört und auch eifrig Lateinisch getrieben, um die Kollegien völlig zu verstehen, aber bald schwand der Eifer, einmal weil er kaum etwas hörte, was er nicht schon von seinem Vater gelernt, hatte und ferner, weil die Professoren es durchaus nicht verstanden, ihn zu fesseln. Der Hauptgrund des Mißerfolges lag in Goethe selbst. Es war ihm nicht gegeben, durch Vortrag, der feste Ansichten übermittelte, zu lernen. Nur das, was er selbst sich entwickelte, was er selbst fand, hatte bleibenden Wert für ihn.

Auch in der Philosophie, in der Professor Winkler vortrug, der auch

zugleich über Physik und Mathematik las, vermißte er die erhoffte Aufklärung. Ueber die Art, wie Logik gelehrt wurde, hat der Dichter später in seinem Faust die ganze Schale seines Spottes ausgegossen.

Ueber das Altertum fand er in Ernestis philologischen Kollegien weniger Belehrung, als bei Professor Morus, „einem ungemein sanften und freundlichen Mann", den er am Mittagstisch bei Professor Ludwig kennen gelernt hatte und den er öfters besuchen durfte.

Am allermeisten aber regte ihn Gellert an; er hörte bei ihm: „Litteratur-



Chr. F. Gellert.

geschichte mit Zugrundelegung des Kompendiums von Stockhausen", ferner nahm er teil an dessen Praktikum, d. h. an „Uebungen in deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils". Gellert besaß schon damals die allgemeine Verehrung Deutschlands; seine Fabeln und anderen Schriften waren überall verbreitet und für viele der Grundstock ihrer Bildung. „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts", so schil-

dert Goethe sein Aeußeres. Mit seiner ängstlichen, schwächlich-demütigen Natur und seiner feinen Bildung war er der Typus der Leipziger seiner Zeit. Darum war ihm auch Goethes Stil zu leidenschaftlich, wenn er etwas über



Haußman Pict. Reg. pinxit. Sysang Sc. 1751

die gewöhnliche Prosa hinausging; er riet von jedem höhern Schwung und der Poesie überhaupt ab. In späterer Zeit hatte Goethe an Gellerts Unterricht vieles zu tadeln; damals folgte er ihm nicht nur blindlings, er befleißigte sich auch ihm zu Liebe einer deutlichen Handschrift.

Wie gering auch später Goethe die Bedeutung seiner Leipziger Universitätsjahre für seine wissenschaftliche Entwicklung angeschlagen hat, „in einem



Joh. Friedr. Christ.
Der Dichtkunst öffentl. Lehrer auf der hohen Schule zu Leipzig.

mußte mich," so sagt er selbst, „die Leipziger Zeit begründen, und zwar in dem, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte". Daß Goethe hier die bildende Kunst meint, brauchen wir unsern Lesern wohl nicht erst zu sagen. Den Lehren Winckelmanns und Oesers von der Herrlichkeit der Antike ist er sein Leben lang treu geblieben. Sein Wunsch, in Leipzig mit den Schätzen des Altertums vertraut zu werden, ist wenigstens in diesem Sinne wahr geworden. Wir nannten schon wiederholt den Namen des Mannes, der das Evangelium des Schönen dem Jüngling offenbarte.

Adam Friedrich Oeser stammte aus Preßburg und war dort 1717 als der Sohn eines eingewanderten Berliner Riemergesellen geboren; auch seine Mutter gehörte einer aus Deutschland stammenden evangelischen Familie an. Nach seinen Lehrjahren in Preßburg und Wien zog Oeser 1739 nach Dresden, wo unter der Regierung des prachtliebenden August des III. eine glänzende Epoche angebrochen war.



Ernesti.

„Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet," schreibt Winckelmann 1755. „Glücklich ist, wer sie findet. Diese Quellen suchen, heißt nach Athen reisen, und Dresden wird nunmehro Athen für die Künstler." Dresden wurde unter August III. die tonangebende Kunststadt Deutschlands, „die Heimat des Rokoko". Der Zwinger, diese „Schauburg" eines pomphaften fürstlichen Privatlebens mit dem Barockstil in seinen Bauformen, ist das vorzüglichste

Denkmal des damaligen Dresden. Das Kleinliche, Zierliche, Schnörkelhafte des Rokoko, war Oeser und Winckelmann in gleicher Weise verhaßt. Beiden stand als Ideal die antike Kunst vor Augen. Die in Dresden aufgehäuften Kunstschätze zogen Künstler und Kunstkenner und so auch Oeser und Winckelmann mächtig an, aber sie beide gingen nicht dorthin, um dem in Dresden herr-



A. F. Oeser.

schenden Kunstgeschmack zu huldigen, sondern ihm so scharf als möglich gegenüberzutreten.

In Nöthnitz bei Dresden hatte Oeser Winckelmann, der dort Bibliothekar des Grafen Bünau war, kennen gelernt. Beide gefielen einander so sehr, daß Winckelmann bei seiner Uebersiedelung nach Dresden in Oesers

Haus zog (1754). Hier entstand die Schrift Winckelmanns, die bahnbrechend auf ihrem Gebiet gewirkt hat: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunst.“ Die Begeisterung für die griechische Kunst und selbst die Vorliebe für die Allegorie in der Kunst, sind Winckelmann und Oeser gemeinsam. Das berühmt gewordene Wort von der Einfalt und stillen Größe der antiken Kunst, war schon von Oeser verkündet worden.

Der siebenjährige Krieg brachte nach märchenhafter Pracht für Dresden traurige Verödung. Oeser flüchtete auf das Schloß des Grafen Bünau in Dahlen bei Oschatz. Nach dem Kriege nahm er die Stellung des Leiters der neu geschaffenen Kunstakademie in Leipzig an. Das Leipziger Privatkunstleben, dem wir schon vorher einige Betrachtung geschenkt haben, nahm durch die Akademie und Oesers Berufung dorthin einen neuen Aufschwung. Ein Jahr war Oeser in seiner Stellung, als der junge Goethe nach Leipzig kam. Er war kein Neuling in der Kunst. Von frühester Jugend an zum Zeichnen angehalten, vom Vater in die Herrlichkeit der großen Italiener eingeführt, traf er nun hier den Freund und Genossen des großen Winckelmann, dessen Namen jeder Deutsche mit Stolz nannte; er kam gewissermaßen an die Quelle der neuen Kunstrichtung. Und dazu kam noch die Persönlichkeit Oesers. Auf allen Gebieten der Kunst, der Poesie sowohl wie der bildenden Künste, bewandert, stets bereit zu behaglich geistreicher, theoretischer Erörterung, die er durch seinen prächtigen Humor zu würzen wußte, war er so recht ein Mann nach dem Herzen des jungen Frankfurters, der nicht nur einen Lehrer, sondern auch einen Freund in ihm verehren durfte. Schon im Dezember 1765 schreibt Wolfgang nach Hause: „Es ist hier eine Mahler Academie in der Festung Pleißenburg in 3 Zimmern recht nieblich angelegt. Hr. Oeser ein geschickter Mann im Mahlen und radiren hat die Aufsicht, und Hr. von Hagendorn die Oberaufsicht darüber.“ Im Herbst 1766 etwa begann der Privatunterricht Goethes, den er mit mehreren Edelleuten, u. a. dem späteren preußischen Staatskanzler von Hardenberg, teilte.

Freilich war Oeser nicht der beste Lehrer für Anfänger. Wie er selbst seine Werke mehr einem plötzlichen Einfall, als eifriger Arbeit verdankte, so verstand er es auch nicht, zu strenger, energischer Arbeit anzuhalten, und wie bei seinen eigenen Werken, kam es ihm auch bei denen seiner Schüler weniger auf die Ausführung des Werkes an als auf die Gedanken, die man damit verbinden könnte oder wollte. Hübsche Beispiele für die neckische Art seiner allegorischen Darstellungen giebt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Darunter wird auch der nebenstehend abgebildete Vorhang des Leipziger Komödienhauses erwähnt.

Der „Mann in leichter Jacke zwischen antiken und neueren Dichtern“ sollte Shakespeare bedeuten, der „ohne sich um diese zu bekümmern, auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe“.

Schon aus dieser Art seiner Darstellungen erkennen wir die Richtigkeit des Goethischen Urteils, nach dem Oeser wohl Einsicht und Geschmack der Schüler bilden, sie aber nicht in der künstlerischen Thätigkeit weit fördern konnte. So werden wir denn auch den bedeutenden Einfluß Oesers auf Goethe nicht in



Vorhang des Leipziger Komödienhauses von Oeser.

der künstlerischen Thätigkeit, sondern in der Gewinnung neuer künstlerischer Anschauungen zu suchen haben. Er selbst schreibt darüber von Frankfurt im Februar 1770 an den Buchhändler Reichel in Leipzig: „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzuteilen, auch war unsere Hand nur sein Nebenaugenmerk, er drang in unsere Seelen. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille.“ „Es ist nichts war, als was einfältig ist,“ schreibt er an Friederike Oeser. „Diese Erkenntnis danke ich Ihrem lieben Vater. Er hat meine Seelenart zu dieser Form vorbereitet.“

Mit einem Worte, er verdankt Oeser ein neues Ideal und Evangelium, den Glauben an die Herrlichkeit der Antike. Wie mußten in diesem so vorbereiteten Boden die Gedanken des damals eben erschienenen Laokoon Lessings zünden! Freilich ganz ohne Widerspruch nahm der Jüngling das große Werk nicht auf. War doch hier Lessing gegen eine der Hauptlehren Oesers und Winckelmanns, die Anwendung der Allegorie in der Kunst, zu Felde gezogen, und hat doch auch Goethe etwas von der Oeserschen Anschauung, auf der jene Lehre beruhte, bis Italien behalten, die Neigung, mehr nach dem geistigen Gehalt und Inhalt des Dargestellten zu fragen, als nach der Form und der Ausführung.

Von Goethes Dankbarkeit zeugen die schönen Briefe des Schülers an seinen Lehrer und die späteren Beziehungen beider, zeugt auch das hübsche und sinnige Gedicht Goethes auf Oesers Denkmal Gellerts, das der Leipziger Buchhändler Wendler in seinem Garten 1774 errichten ließ. Während viele andere Berufene und Unberufene Gellerts Tod durch „manch schiefes Lied“ beklagten,

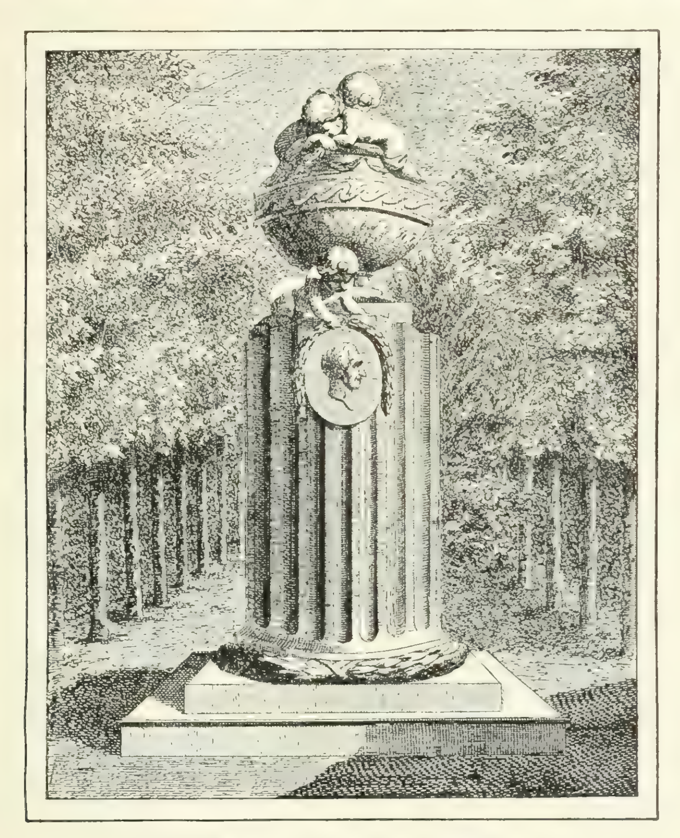
> Stand Oeser seitwärts von den Leuten
> Und fühlte den Geschiednen, sann
> Ein bleibend Bild, ein leiblich Deuten
> Auf den verschwundnen werten Mann;
> Und sammelte mit Geistesflug
> Im Marmor alles Lobes Stammeln,
> Wie wir in einen engen Krug
> Die Asche des Geliebten sammeln!

Durch Oeser war Goethe auch zur Ausübung der Radierkunst angeregt worden; Unterricht nahm er bei dem uns schon bekannten Kupferstecher Stock. Im April 1768 schickte er eine Probe seiner Kunst an Behrisch: „das erste Denckmal meines Namens und der erste Versuch in dieser Kunst“. Der Abdruck einer der Radierungen, die er unter der Anleitung Stocks angefertigt hat, eine Landschaft nach Thiele, ermöglicht auch unsern Lesern ein Urteil über seine Kunstfertigkeit.

Durch Oesers Einfluß verschaffte er sich auch manches Kleinod aus den Wincklerschen und Richterschen Sammlungen, in denen er bald heimisch wurde, zu eingehenderen Studien.

Gerade dieses Studium richtete den Blick nach den größeren, ja in Deutschland einzig dastehenden Schätzen, die ohne große Opfer zu erreichen waren: im März 1768 reiste er nach Dresden. Seinen Aufenthalt bei dem wunderlichen Schuster, einem Verwandten seines Stubennachbarn, hat er selbst höchst launig in Dichtung und Wahrheit geschildert. Dieser sonderbare Kauz

ist auch für den Dichter nicht verloren gewesen. Im „ewigen Juden“ treffen wir ihn wieder. Die Dresdner Gemäldegalerie war eine der ersten Sammlungen der Welt. August III., der im Jahre 1763 gestorben war, hatte durch zahlreiche Ankäufe bedeutender Meisterwerke der Kunst, der hundert Bilder aus dem Besitz des Herzogs von Este 1745, der Sixtinischen Madonna im



Gellerts Denkmal, von Oeser entworfen.

Jahre 1753 und vieler holländischer Kabinettstücke ihren Ruhm gegründet. Sie befand sich damals am Neumarkt, wo sie bis 1855 geblieben ist.

„Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte,“ so schildert Goethe nach etwa 40 Jahren den ersten Eindruck, „mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligtum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die

blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume, gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien."

Der Eifer und das Entzücken des jugendlichen Kunstenthusiasten, der Tag für Tag, so lange es erlaubt war, sich dem Kunstgenuß hingab, erregte die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors Riedel, der ihn mit seinem Rat und seinen Kenntnissen unterstützte, und auch des Direktors von Hagedorn, der, erfreut über diesen schönen Enthusiasmus, ihm sogar Einblick in seine eigene Sammlung gestattete. Die Niederländer, die ihm aus den Leipziger Sammlungen vertraut waren, und Landschaftsbilder, bei denen er Natur und Kunst miteinander vergleichen konnte, erregten hauptsächlich Goethes Aufmerksamkeit. Die Antiken, die zu studieren Oesers Einfluß ihn besonders hätte ermahnen müssen, waren damals, wie Winckelmann sagt, wohl zu sehen, aber nicht zu betrachten. „Die besten Sachen standen in einem Schuppen, wie Häringe gepackt." Erst 1785 sind sie würdig aufgestellt worden.

Der bleibende Gewinn des Oeserschen Unterrichts für Goethe war der Enthusiasmus für die Antike — aber nicht etwa ein wahres Verständnis der Antike; war doch auf der Akademie nur der Abguß der Laokoongruppe vorhanden und der des Fauns mit den Krotalen, über die Oeser „rätselhaft genug" sich äußerte. Wie weit Oeser von einer richtigen Auffassung der Antike entfernt war, beweist seine Verehrung Wielands, zu dessen Musarion er damals die Vignette des Titelblattes zeichnete. Hier schien ihm die Antike wieder lebendig. Die Anmut der Darstellung war unübertrefflich; der scherzhafte gewagte Ton, mit dem selbst Ehrwürdiges hier spöttisch behandelt wird, störte Oeser durchaus nicht, da er das Originelle liebte und der Kunst das Recht gab, bei den Gebilden der Phantasie die strenge Moral des Lebens zu vernachlässigen. Er wie sein junger Freund Goethe, der ihm einmal dankbar schreibt, „daß die Werkstatt des großen Künstlers den keimenden Dichter mehr entwickele, als der Hörsaal der Weltweisen", hielten diese französierende, anmutig geistreiche Darstellung, diese unmoralische Leichtfertigkeit, diese schwächlichen genußsüchtigen Helden für die wahre Nachahmung der keuschen Einfalt der Antike. Wie weit war der Verehrer Musarions von dem Dichter der Iphigenie noch entfernt, welcher Mühen, wie vieler tastender Versuche bedurfte es noch, wie viele Mißerfolge warteten noch des jungen Dichters, bis er wenigstens das fand, was wir als bleibenden Gewinn der



Dedié a Monsieur le Docteur Hermann
Assesseur de la Cour perimentale supreme
de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Senateur
de la Ville de Leipsic par son ami [illegible]



Leipziger Zeit für seine Dichtkunst aufzufassen haben, daß Selbsterlebtes zu schildern des Dichters, vor allem des lyrischen Dichters, Hauptaufgabe sei.

Daß er erst spät zu dieser, für unsere Dichtung so wertvoll gewordenen Erkenntnis kam, das lag an dem damaligen Stande der Litteratur. So groß auch der Unterschied zwischen der Odendichtung der Klopstockianer und der anakreontischen Dichtung ist, in der Forderung sind sie einig, daß in der Dichtkunst eine nicht wirkliche, zum teil schablonenhaft vorgeschriebene Welt dargestellt werden müsse. Der junge Goethe war ein Nachahmer beider; das hohle Pathos der Klopstockianer zeigen seine Oden und seine Lieder die unwahre Schäfertändelei der Anakreontik.

Er rezitiert der verehrten Frau Professor Böhme Verse, Gedichte von seinen Lieblingen Weiße und Gellert; aber die Frau, die feines ästhetisches Gefühl besaß, deckte schonungslos das Unwahre, Schwächliche und Triviale dieser Dichtungen auf; als er nun, schüchtern gemacht, eigene Dichtungen, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, vortrug, wurde er mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Professor Morus, der gründliche Kenner des Altertums, fügte diesem Spott noch Gründe hinzu, denen der junge Dichter sich nicht verschließen konnte. Auch Gellert riet ihm durchaus von der Poesie ab und mit einem anderen Docenten Clodius, der später Gellerts Praktikum übernahm, ging es ihm nicht viel besser.

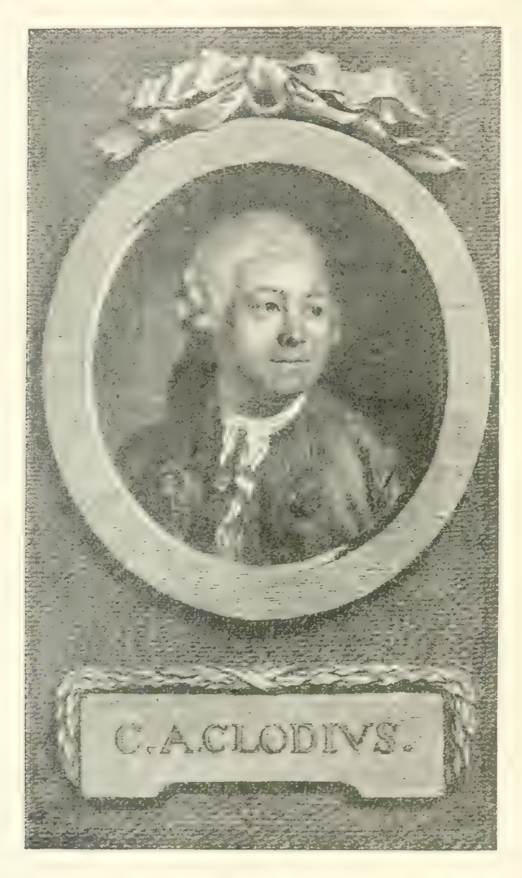
Zur Hochzeit seines Oheims Textor, die im Februar 1766 stattfand, hatte er, von Hause dazu aufgefordert, ein Gedicht gesendet; er hatte nach berühmten Mustern „den ganzen Olymp versammelt, der über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten ratschlagen sollte". Mit Recht lachte ihn Clodius, dem er das Gedicht zeigte, deswegen aus und fand auch sonst viel Tadelnswertes darin. Im Mai 1767 schreibt er darüber an die Schwester: „Vor'm Jahr, als ich die scharfe Kritik von Clodius über mein Hochzeitgedicht las, entfiel mir aller Mut und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholet und auf Befehl meines Mädchens einige Lieder verfertigen konnte".

Der in Frankfurt bewunderte Dichter wird sehr kleinlaut. Seine Frankfurter Erzeugnisse kommen ihm sogar verächtlich vor und er freut sich, sie meist mitgenommen zu haben, weil sie ihn sonst prostituieren würden. Nun soll sie ein großes Autodafé vernichten.

Alle Welt tadelte seine Lieblingsdichter und seine eigenen Gedichte; aber niemand wußte ihn eines Besseren zu belehren; darum schweigt jetzt sein dichterischer Genius fast gänzlich, nur französische und englische Gedichte sendet er nach Hause und übersetzt Corneilles „Lügner"; erst muß er Klarheit haben

in dem Gewirre der Meinungen, erst muß der Theoretiker beruhigt sein, einen Maßstab haben zur Beurteilung der Werke anderer und der eigenen, ehe der Dichter unbefangen seinem Genius sich hingeben kann.

Im Sommer 1766 kommt er an dem Schönkopfschen Mittagstisch in Beziehung mit bedeutenden, einsichtsvollen Männern, die nicht der herrschenden



Mode folgten, sondern selbst über die Dichtkunst nachgedacht hatten. Die uns schon bekannten Freunde Hermann, Pfeil, Zachariä, Krebel bestärkten den jungen Dichter in der Richtigkeit dessen, was er selbst schon gefunden hatte, „daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze gethan werden könne“. Das zielte hauptsächlich gegen die Nachahmer Klopstocks, ihre ungeheure Weitschweifigkeit und das hohle Pathos ihrer Dichtung.

Darum thut Goethe diese Dichtungsart von sich; nur vier Oden sind in Leipzig gedichtet. Auch mit den Tragödien bleibt es bei einigen Plänen; zur leichtesten, einfachsten, seinem Alter und seiner Erfahrung passenden Form der anakreontischen Lieder kehrt er nun zurück: „Lieder sittlicher Sinnlichkeit“ nennt er sie selbst. Es sind freilich noch nicht Lieder, die unsers größten Dichters würdig wären, nicht schlechter, aber auch nicht viel besser als die vielen tändelnden Erzeugnisse der Anakreontik. Der Jüngling gefällt sich darin, über die Mädchen zu witzeln und sich durch lascive und frivole Anspielungen vor dem verdorbenen weiblichen Geschlecht als Kenner und blasierten Lebemann aufzuspielen.

Dieses inhaltlose Gerede, dieses kokette Prahlen mit einer Erfahrung, die man nicht besaß, mit einer Lebensart, die man wenig kannte, war auch Unnatur; aber es war immer ein großer Fortschritt gegen die Klopstockianer. Denn die Schäferpoesie und die Idylle wollten wenigstens die Natur darstellen; nur wurde bei diesen gezierten Menschen auch die Idylle und die Naturpoesie affektiert.

Daß Goethe nicht ganz unterging in dem anakreontischen Getändel, dafür sorgte am meisten der uns schon bekannt gewordene Freund Behrisch. Er war viel zu sehr ästhetisch gebildet, um die große dichterische Begabung seines jugendlichen Freundes nicht zu erkennen, viel zu verständig, um die Gefahr zu verkennen, die in der Leichtigkeit lag, mit der Wolfgang die anakreontischen Kleinigkeiten dichtete, und in seiner Urteilslosigkeit über das Bedeutende und das Unbedeutende. Daß Behrisch, um seinen Freund zu besserer Erkenntnis zu führen, possenhafte Mittel wählte, wird uns bei seiner Eigenart nicht wundern. Er nahm ihm das Versprechen ab, vorläufig nichts drucken zu lassen; dafür wollte er die Gedichte selbst abschreiben und sie Goethe in einem schönen Bande zueignen.

„Dieses Unternehmen,“ so erzählt Goethe, „gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichen Zeitverderb. Denn ehe er das rechte Papier finden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das Mindeste geschehen wäre.“

So große Mühe konnte Wolfgang bei vielen seiner anakreontischen Liedchen dem Freunde nicht zumuten. Daher traf er von selbst eine Auswahl. Das Leere, Triviale, Nichtssagende wurde gestrichen, es entstand im August 1767 ein Liederbuch von 50 Blatt in Oktav mit dem Titel Annette, das zwölf Lieder enthielt. Und wie die reine und saubere Abschrift ein Zeichen großen Fleißes war, so wurde auch auf die Gedichte großer Eifer verwandt.

Die Gedanken und Gefühle rein und scharf auszudrücken, also Wahrheit der Empfindung, wurde das Hauptziel des jungen Dichters. Den Glauben an seine Vorbilder nahm der ironisch-sarkastische Behrisch ihm vollends. Zuerst hatte ihn die Kritik des Professor Clodius mutlos gemacht; jetzt zeigte ihm Behrisch, daß Clodius den von ihm getadelten Fehler selbst beging und wie hinter dem Pomp und den hochtrabenden Worten seiner Festgedichte triviale Gedanken lagen. Solchen und anderen Spott mußten die akademischen Lehrer von unserem übermütigen Studenten und seinem älteren Freunde sich gefallen lassen. Bei einem ihrer Spaziergänge fiel es Wolfgang ein, jene pomphaften in Dichtung und Wahrheit aufgenommenen Verse auf den Kuchenbäcker Hendel zu dichten, die zuerst an die Wand des Hauses im Reudnitzer Kuchengarten mit Bleistift angeschrieben wurden.

So predigte denn alles Einfachheit, Wahrheit, Rückkehr zur Natur, Oeser nicht weniger eindringlich wie die Tischfreunde und Behrisch; aber vielleicht am eindringlichsten der große Beifall, den die Grenadierlieder Gleims, die epische und dramatische Dichtung des siebenjährigen Krieges, vor allem Minna von Barnhelm gefunden; mit einem Wort der große Aufschwung, den die deutsche Poesie durch die Heldenthaten Friedrichs genommen hatte. Man brauchte nicht mehr die Helden in biblischer oder germanischer Urzeit zu suchen, Friedrich war der Held Ramlers und Kleists, und Gleims Lieder wiesen deutlich darauf hin, daß der „temporäre Gehalt" der Dichtung das Packende und Ergreifende giebt, daß der Dichter durch Darstellung des Selbsterlebten und Selbstgefühlten die größte Wirkung erzielt.

Freilich, der lyrische Dichter konnte die Heldenthaten Friedrichs nicht besingen, aber die patriotische Dichtung lehrte ihn in den eigenen Busen greifen und weckte hier „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen"; die eigene Herzenskönigin, Käthchen oder Aennchen, wird nun die Heldin seiner Gesänge. Nicht mehr hören wir von einer Chloe, Doris, Daphne oder Phyllis; aber wohl von „seinem Mädchen" und Annette heißt die ganze Gedichtsammlung und die verschiedenen Entwickelungsphasen seiner Liebe zu Käthchen Schönkopf finden ihren Abglanz in seiner Dichtung.

Allerdings ist die Form und sind viele Gedanken in den Gedichten an Anette der Anakreontik entnommen. Aber welch ein Unterschied! Dort erlogene und erkünstelte Situationen und gezierte Menschen, hier Wahrheit der Empfindung, Selbsterlebtes und Selbstempfundenes. Wenn er in diesen Gedichten die Geliebte, „beim Tisch des Liebsten Füße zum Schemel ihrer Füße" machen läßt, wenn er singt: „Keinen Wein hab ich getrunken, den mein Mädchen nicht gereicht", wenn er vergeblich versucht, durch andere

Liebschaften sich von ihr loszureißen, wenn er ihre Sittsamkeit bei aller Vertraulichkeit preist, so sind das Züge, die wir trotz der geringen Kunde aus dem Leben der Liebenden nachweisen können.

Die Kluft zwischen Leben und Dichten, die unfehlbar, wie ja auch Wielands und Heinses Schriften beweisen, zu Unnatur und phantastischer Darstellung führt, überbrückt zu haben, ist eines der Hauptverdienste Goethes; das Selbsterlebte, durch die Kunst idealisiert, ist der Gegenstand seiner Dichtung, und dies darzustellen ist zugleich der einzige Zweck seiner Poesie; und in Leipzig begann diese neue Richtung.



Karoline Schulze.

Die neu gewonnene Erkenntnis sollte auch bald dem Dramatiker, der mißmutig sich schon zum Schweigen verurteilt hatte, neue Blüten zeitigen, er selbst nennt als ersten der erhaltenen dramatische Versuche: die Laune des Verliebten. Anregung zu dramatischer Thätigkeit gab ihm das vortreffliche Theater in Leipzig.

Seit 1749 spielte dort meist die Kochsche Gesellschaft. Unter den Mitgliedern ist besonders zu nennen, außer dem Direktor Koch und dem ersten Liebhaber Brückner, Karoline Schulze. In seinem Aufsatz über das Leipziger Theater sagt Goethe von ihr: „Sie war nicht groß, aber nett; schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Rezitation vielleicht zu

scharf, aber doch durch die Anmut der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne so oft sie spielte und ihre Darstellung von Romeo und Julie von Weiße (6. Mai 1767) ist mir noch ganz gegenwärtig."

Das Repertoire des Leipziger Theaters während Goethes Aufenthalt bestand in der Hauptsache aus französischen Dramen; Molière, Destouches, Beaumarchais, Voltaire, Corneille sind am häufigsten darin vertreten, daneben wurde Goldoni gepflegt, auch einige englische Stücke wurden gegeben; von deutschen wurden Lessings Sara und Minna (November 1767 zuerst), Dramen von Weiße, Cronegk, Brandes u. a. gespielt.

Die überraschend große Kenntnis der Bühnentechnik, die besonders Goethes „Mitschuldige" zeigen, läßt sich auf den lebendigen Einfluß der Bühne in Leipzig zurückführen. Nicht vergeblich hat er Molière und dem Reformator der italienischen Bühne Goldoni, der zugleich ein großer Dramaturg war, gelauscht. Was aber das Dramatische an und für sich betrifft, so steht er auch hier unter dem Einfluß der Entwickelung, die der Lyriker soeben durchgemacht hatte.

Auch bei dem Dramatiker Goethe beginnt der Fortschritt mit der Erkenntnis der Schwäche seiner früheren Dichtungen. Der Belsazar wird noch zum Teil in jambische Fünffüßler gegossen und im Oktober 1766 will Goethe mehrere Stücke für das Theater schreiben, aber bald giebt er den stolzen Plan auf. „Mein Belsazer," so schreibt er an die Schwester, „ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe. . . . Belsazer, Isabel, Ruth, Selima, ppppp haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können. Dahin denn auch Joseph wegen der vielen Gebete, die er Zeitlebens gethan hat, verdammt worden ist." Bei der Aufführung von Weißes Romeo und Julie machte er einen Plan zu einem „neuen Romeo", aber er setzt sogleich hinzu: „Gott bewahre mich für die Idee, ihn auszuführen". Jetzt ist er zu der richtigen Erkenntnis durchgedrungen, daß er vorläufig seine Kräfte an kleinen Schäferspielen und Lustspielen üben müsse; und daß auch in der dramatischen Dichtungsart nur die Schilderung des Selbsterlebten und Selbstgefühlten wahrhaft ergreifen werde. Einige Pläne von solchen Lustspielen, wie der „Tugendspiegel" und das „Lustspiel in Leipzig" werden in den Briefen erwähnt. Von dem „Tugendspiegel" zeigt die in einem Brief an Behrisch erhaltene Scene, bei dem zweiten der Titel, daß Züge aus dem Leben in den Leipziger Dramen verwendet worden sind, am allermeisten und deutlichsten aber beweisen dies die beiden erhaltenen ältesten Lustspiele Goethes: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen".

„Ich arbeite," schreibt er am 12. Oktober 1767 an Cornelia von seinem Schäferspiel, „nun schon sechs Monate daran, aber es will noch nicht pariren, ich lasse mich nicht dauern ganze Situationen zwey, dreymahl zu bearbeiten, weil ich hoffen kann, daß es ein gutes Stückgen mit der Zeit werden kann, da es sorgfältig nach der Natur copirt ist, eine Sache die ein dramatischer Schrifftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Ausstellungen Corneliens und anderer Kritiker veranlassen „schriftliche Korrekturen", so daß kaum 100 Verse erhalten bleiben, und noch im April 1768 ein Auftritt fehlt.

In Form und Technik ist der junge Dichter des Lustspiels „die Laune des Verliebten", wie natürlich, Schüler der Franzosen, die Idee stammt von seinem Lehrer Gellert und zwar aus dem Schäferspiel „Das Band". Wie dieses ist das Goethische Lustspiel in Alexandrinern und neun Auftritten abgefaßt und handelt ebenfalls von bestrafter Eifersucht, aber es steht doch hoch über den wesenlosen Schatten der Gellertschen Gestalten Galatea, Daphne und Myrtill. Eridon ist Goethe selbst, Amine ist Käthchen, Egle seine Freundin Constanze Breitkopf, und Lamon ist Horn.

Ob die Situationen wirklich so erlebt worden sind, ist fraglich; ist doch Käthchen mit Constanze erst im November 1767 bekannt geworden, aber Eridon ist Goethe bis auf den kleinen Zug, daß er den Tanz meidet und Flöte bläst; die Charaktere und die Grundmotive sind wahr und erlebt und auch eine Reihe von Scenen lassen sich aus dem Leben nachweisen. Die böse Eifersucht des Liebenden wird dadurch geheilt, daß Eridon verlockt wird, ein anderes Mädchen zu küssen und so selbst begeht, was er für ein Verbrechen hält.

> Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
> Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt —

ist die Schlußsentenz des Ganzen.

Wie im wirklichen Leben Käthchen, so ist auch in der Dichtung Amine nicht ohne Schuld. „Ich merke es wohl, ihr plagt Euch um die Wette," so faßt Lamon die Lage richtig auf.

Viel bedenklicher ist die Moral in dem ersten größeren Lustspiel Goethes: „Die Mitschuldigen" betitelt, das er selbst auf eigene Erlebnisse und zwar aus der Zeit der Gretchenepisode zurückführt, wenn uns auch sichere Kunde darüber fehlt. Die Charaktere des Lustspiels sind gar nicht komisch. Was sie etwa an Komik besitzen, wird ihnen durch die Erbärmlichkeit ihrer Moral genommen; auch sind sie nicht freie Schöpfungen, sondern der Anakreontik entnommen; der Wirt ist dem Lessingschen in Minna von Barnhelm verwandt, aber wie weit ist der Schüler noch unter dem Meister! Lessings

Wirt hat schon in seiner Sprache, die den Ton der vornehmen Leute nachahmen will und doch seine niedrige Bildungsstufe stets verrät, mehr Komik als der Goethische Charakter überhaupt. Die Wirkung des Stückes liegt in den Situationen. Der liederliche Ehemann Sophiens und Schwiegersohn des Wirtes will seine Spielschulden durch einen Griff in die Schatulle des reichen, bei ihm wohnenden Alcest bezahlen. Hierin wird er gestört durch das Erscheinen des Wirtes, der aus Neugierde einen Brief Alcests wegnehmen will, und seiner Tochter Sophie, die sich in tiefer Nacht hier ein Stelldichein mit ihrem früheren Geliebten giebt. Dadurch wird auf alle drei der Verdacht des Diebstahls gelenkt. Was wir hier zu hören bekommen, ist so bänglich, daß man das Lachen vergißt; der ebenfalls schuldige Alcest vergiebt am Schlusse dem wirklichen Dieb und so „bleiben sie diesmal wohl alle ungehangen“.

In der Technik zeigt sich außer dem Einfluß des Theaters besonders Lessings großes Beispiel wirksam: eine knappe, in der ersten Bearbeitung zu knappe Darstellung, feste Gliederung des Ganzen, streng durchgeführte Einheit der Handlung, natürlich auch des Ortes und der Zeit, und Bindung der Scenen, alles genau nach französischem Muster. Nach Goethes eigenen Worten ist das Lustspiel in Leipzig entstanden, aber Zeugnisse aus der Leipziger Zeit haben wir nicht dafür. In der ältesten Handschrift, aus dem Jahre 1769, ist die Handlung auf einen Akt beschränkt, der erste Akt der in die Werke aufgenommenen Fassung fehlt hier. Die für das Verständnis notwendigen Voraussetzungen erfahren wir daher erst später und allmählich. Daß dadurch die zum teil recht bedenkliche Handlungsweise der auftretenden Personen gar zu wenig motiviert waren, blieb auch dem jungen Dichter nicht verborgen. Lessings vortreffliche Exposition in der Minna von Barnhelm war ein mahnendes Beispiel, das zur Nachahmung aufforderte. Wie dort der erste Akt darauf zielt, die für ein junges Mädchen immerhin gewagte Reise nach dem Bräutigam zu erklären, so schrieb Goethe eigens sieben neue Scenen, um die Hauptscene, das nächtliche Zusammentreffen Sophiens, Söllers, des Wirtes und Alcests in dessen Zimmer besser zu begründen.

Die zweite Bearbeitung entstammt demselben Jahre 1769 und zwar der zweiten Hälfte. Sie ist uns dadurch erhalten, daß Goethe sie der Sesenheimer Friederike schenkte. Auch später noch hat Goethe an diesem für uns wenig erfreulichen Werke viel gebessert. Eine sorgfältige Umarbeitung bildete die Grundlage für den ersten Druck im Jahre 1787.

Das erste größere Drama des jungen Goethe führt uns auf den letzten Stufen seiner Entstehung über die Leipziger Zeit hinaus nach Frankfurt. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes in Leipzig waren für Goethe wenig

erfreulich gewesen. Die Nachwirkung der nur scheinbar gehobenen Krankheit, der Mangel eines äußeren Abschlusses seiner Studien, die Notwendigkeit, von lieb und teuer gewordenen Personen vielleicht für immer sich zu trennen, ließ jene melancholische Stimmung in ihm hervortreten, die die Freundin Friederike Oeser an dem in der Blüte des Lebens und der Hoffnungen stehenden Jüngling so spaßhaft fand. Der Abschied von ihr, die ihn mit ihrem reichen Humor und ihrer anmutig geistreichen Heiterkeit über die sentimentalen Anwandlungen hinweggeholfen hatte, rührte ihn zu Thränen; und Käthchen Schönkopf, der immer noch geliebten, Lebewohl zu sagen, brachte er trotz mehrfacher Versuche nicht übers Herz, als er am 28. August nach Frankfurt abreiste.

Wenn auch Goethe gar eifrig und lebhaft in Behrischs Spott über seine Mitbürger eingestimmt hatte und wenn die Oden an ihn auch der Musenstadt an der Pleiße nicht gerade freundlich gedenken, so fühlte er doch jetzt, als er in Verhältnisse sich wieder einleben sollte, die ihm fast fremd geworden waren, was er verloren hatte und was ihm Leipzig gewesen war.

„Frankfurt," so schreibt er an Oeser, „ist zu sehr Antithese von Leipzig, um viel Annehmlichkeit für mich zu haben." Er war zu sehr angesteckt von dem Leipziger Geiste, zu sehr gewöhnt an einen geistig belebten, anregenden Verkehr mit litterarisch und künstlerisch hervorragenden Leuten, als daß es ihm hätte in Frankfurt behagen können, wo die Universität und Akademie und fast jedes wissenschaftliche Streben fehlte, wo die neuesten litterarischen Erscheinungen oft erst bekannt wurden, wenn sie in Leipzig schon veraltet waren. So lebte er denn trotz der körperlichen Trennung geistig und innerlich mehr in Leipzig als in Frankfurt. Nicht daß es ihm an Verkehr gefehlt hätte; freilich, Horn, Krespel, Riese, Moor waren noch auf der Universität, aber ein halb Dutzend Mädchen, Corneliens Freundinnen, wie Lisette Runckel, die Gerocks und Krespel oder Karoline und Lisette von Stockmar, suchten ihm das Leben angenehm zu machen; doch was waren sie gegen eine Friederike Oeser und sein Käthchen. „Wer kein Leipzig gesehen hätte," schreibt er an Gottlob Breitkopf, „der könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen, Sachsen!" und in einer Epistel an Friederike führt er den Vergleich scherzhaft weiter aus:

> Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie,
> An Einsicht, und an Witz Dir keine einz'ge gleich,
> . . . .
> Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
> Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Was nützte es ihm, seinen Freunden und Freundinnen die neu gewonnenen Lehren Oesers und den guten Geschmack zu predigen und Wielands Gedichte zu preisen. Entweder können sie überhaupt keine höhere Unterhaltung führen und „stehen da wie die Statuen", oder sie schwärmen, wie Cornelie, für die verstiegenen Romane Richardsons und seiner Nachahmer.

Friederikens Munterkeit und Witz war oft grausam, ihr Spott über ihn und sogar über seine Gedichte mitleidslos; aber er fand bei ihr Kenntnis und wahres Verständnis für das, was ihn bewegte; so plaudert er denn in seinen Briefen mit ihr über Lessings Laokoon, Herder, über Wielands neueste Schriften, hadert mit ihr über ihre Vorliebe für die Oden der Klopstockianer und fließt über von Dank und Ergebenheit für das, was er ihrem Vater und ihr schuldig sei.

Weniger gelehrte Themata durchziehen die Briefe an Käthchen Schönkopf; denn wenn Wolfgang auch in Leipzig seinem Freund Behrisch versichert hatte, daß aus der leidenschaftlichen Liebe ehrliche Freundschaft geworden sei, in der Ferne der idealisierenden Erinnerung und bei dem Mangel eines gleichwertigen Ersatzes verschoben sich die Grenzen beider so nah verwandter Empfindungen, und Käthchens von Munterkeit und Humor, Witz und Geistesfrische übersprudelnde Briefe zeigten den Verlust erst in seiner wahren Größe.

Da klagt er denn wehmütig sich selber an, sein Glück durch seine Launen verscherzt zu haben. „O könnte ich," ruft er einmal aus, „die dritthalb Jahre zurückrufen. Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein"; aber auch ihr macht er im Ernst und Scherz darüber Vorwürfe, daß sie ihn so leichten Herzens hätte ziehen lassen; ahnungsvoll und bitter bezeichnet er sein Loos: „es ist das gewöhnliche Schicksal der Verstorbenen, daß Ueberbliebene und Nachkommende auf ihrem Grabe tanzen."

Und wenn Käthchen für sein körperliches Leiden wenig Mitleid, für sein seelisches nur Spott, „Bosheit und andere liebenswürdige Grausamkeit" in ihren Briefen zeigt, er ist auch damit zufrieden: „Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein als er will"; er schreibt trotz der Krankheit alle Monate und sendet kleine Geschenke zur Erinnerung, ja die durch Horn im Mai 1769 ihm mitgeteilte Verlobung Käthchens mit einem jungen Juristen, Dr. Kanne, erweckt noch einmal Gefühle in ihm, die er längst überwunden zu haben glaubte.

Käthchen heiratete am 7. März 1770 ihren Bräutigam, der bald

darauf Sekretär des Konsistoriums zu Wurzen wurde und es bis zum Leipziger Senator gebracht hat. Noch einmal, Ende März 1776 auf einer Reise mit seinem Herzog, hat Goethe Käthchen in Leipzig wiedergesehen. Dann hörten auch die äußeren Beziehungen Goethes zu seiner ersten Geliebten auf; den inneren hatte ein stärkerer Magnet in Straßburg schon lange vorher ein Ende gemacht.

Was ihm Liebe und Freundschaft in Leipzig so reich geboten hatte, das wurde ihm in Frankfurt ersetzt durch die aufopfernde Liebe von Mutter und Schwester. Der Vater sah in dem Zurückgekehrten den „Schiffbrüchigen", der nichts von den Hoffnungen erfüllt hatte, Mutter und Schwester sahen in ihm nur den Kranken, auf den sie die lang aufgesparten Beweise der Liebe wetteifernd häuften. Für beide, Mutter und Schwester, war Wolfgangs Abwesenheit eine schwere Zeit gewesen, mehr noch für Cornelia als für die Mutter, deren nie versiegender Humor ihr auch über die Trennung von dem einzig Geliebten hinweghalf; aber Cornelia war als alleiniges, nun doppelt gepeinigtes Opfer der väterlichen pädagogischen Liebhabereien zurückgeblieben. Französische, englische, italienische Studien wechselten ab mit Musikstunden und Klavierübungen, die sich über einen großen Teil des Tages erstreckten. Die rücksichtslose Strenge des Vaters, der kein Verständnis für die Bedürfnisse eines jungen Mädchens hatte, das Verbot eines jeden noch so unschuldigen Vergnügens entfremdeten Cornelia dem Vater und ließ in ihr jene trotzige, verdrossene Stimmung und Härte aufkommen, über die die Mutter sich Wolfgang gegenüber beschwerte. In der frühesten Jugend hatten oft Mutter und Kinder dem Vater gegenüber zusammengestanden, und wenn je eine Mutter, so besaß Frau Rat die Eigenschaften, einer verschüchterten, bedrängten Tochter Trost und Hilfe zu gewähren. Nicht wenige junge Mädchen, von den Schwestern La Roche bis zu Bettina, haben grade diese Eigenschaft der Frau Rat mit Dank und Begeisterung gepriesen. Daß ihr diese Kunst an der eigenen Tochter versagte, war nicht ihre Schuld. Cornelia wies den Trost, den ihr ein gütiges Geschick so nahe gelegt, kalten Herzens zurück. Wenn Wolfgang der Sohn der Frohnatur, war Cornelia trotz der Abneigung gegen den Vater, sein geistiges Ebenbild. Das Vorwalten des Verstandes, das unablässige Reflektieren über sich selbst, der große Ernst auch in den kleinsten Dingen, der völlige Mangel an Humor, die pessimistische Auffassung, die Härte und Rücksichtslosigkeit in der Beurteilung gegen sich selbst und gegen andere, alles das sind vom Vater ererbte Charakterzüge; und dazu ertötete die strenge Erziehung, die einseitig auf die Ausbildung des Verstandes bedacht war, den geringen Sinn für die Freuden des Lebens

vollends; so wird uns das Wort Goethes klar, daß seiner Schwester Glaube, Liebe und Hoffnung gefehlt hätte.

Der Mann wird bei so unglücklichem Charakter Trost und Freude am Leben finden durch Hingebung an seinen Beruf, die Frau durch die Liebe. Daß Cornelia auch hier nicht ihren Frieden fand, das war ihr eigentliches, größtes Unglück und doch auch nur eine Folge ihres Charakters. Der schönen Charakteristik der Schwester in Dichtung und Wahrheit fügte Goethe die Bemerkung hinzu: „in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit", und an anderer Stelle: „Schon der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr unerträglich." Diese Bemerkung des Bruders wird gewiß auf richtiger Beobachtung beruhen, aber wer in dem Tagebuch Corneliens, von ihrer leidenschaftlichen Liebe zu dem Engländer Harry, bei deren Schilderung ihr das Wort entschlüpft: „Welch eine Wonne, einem solchen Manne zu gefallen", erfahren und hier gelesen hat, wie sie sich täglich mit den Liebschaften ihrer glücklicheren Freundinnen beschäftigt, der wird ihr nicht Sinnlichkeit oder Leidenschaftlichkeit absprechen, sondern in ihrem von Goethe geschilderten Wesen den schmerzlichen Verzicht erkennen, den ihr scharfer Verstand dem leidenschaftlichen Herzen abgerungen hatte.

Zu diesem Verzicht verurteilte sie, darüber wollte sie sich nicht täuschen, der Mangel körperlicher Reize. Cornelia war, wie auch die Zeichnung Wolfgangs zeigt, von der Natur nicht günstig ausgestattet. „Die Züge ihres Gesichts," sagt der Bruder von ihr, „waren weder bedeutend noch schön." Und in dem Tagebuch finden wir die Bestätigung und ihr eigenes, ihr gewiß nicht leicht gewordenes Eingeständnis: „Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde. Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre. Ich wäre thöricht, zu verlangen, eine große Schönheit zu sein, aber ein wenig Feinheit in den Zügen, einen reinen Teint und jene Anmut, die entzückt beim ersten Anblick, mehr nicht. Indeß das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch thun und wünschen möge, so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens nach dieser Seite hin erträglich zu sein."

So wendet sie denn die Liebe, die andere verschmähten, dem treuen Bruder zu und widmet sich gemeinsam mit der Mutter seiner Pflege, die er damals nötiger als je brauchte. Denn die von Leipzig mitgebrachte Krankheit wollte noch immer nicht weichen. Es zeigte sich erst allmählich, daß neben einem Halsleiden, ihr eigentlicher Sitz nicht die Lunge, sondern der Magen war. Im November schien die Genesung „im Steigen" zu sein, aber bald traten Verdauungsbeschwerden ein, die am 7. Dezember 1768

zu einem so heftigen und schmerzhaften Kolikanfall führten, daß sein Tod nahe zu sein schien. Erst am zweiten Tage trat Besserung ein. Die Mutter hatte Trost bei Gott gesucht und in ihrer Herzensangst die Bibel aufgeschlagen, wo sie den Spruch fand: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und pfeifen.“



Cornelia Goethe. Zeichnung Goethes.

Wie schwer Goethes Krankheit damals gewesen, wie furchtbar die Stunde der Entscheidung war, erkennt man auch daran, daß der Mutter die Erinnerung daran nie geschwunden ist. Immer wieder kommt sie in ihren Briefen darauf zurück, und noch kurz vor ihrem Tode bezeugt sie dem Sohne ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er diese Weissagung gehalten hätte. Bis zum Ende des Jahres blieb er ans Bett gefesselt; eine geringe darauf eintretende

Besserung nahm man für Genesung; aber am 13. Februar 1769 muß er an Friederike Oeser berichten: „O Mamsell, es war eine impertinente Composition von Laune meiner Natur, die mich vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel anschraubte“, und um diesen Brief schreiben zu können, muß er „in einen Sessel die Füße wie eine Mumie verbunden vor einen Tisch sich lagern“. Die Hoffnung auf das Frühjahr erwies sich auch als trügerisch. Er machte zwar einige kleine Ausflüge, wie nach Worms, wo er Charitas Meixner und Corneliens Freundin Fabricius besuchte, aber im Sommer trat wieder ein Rückfall ein; erst bei Beginn des nächsten Jahres ist er wieder „frisch und gesund“.

Trotz der langwierigen, immer wieder mit neuer Kraft erwachenden Krankheit war die Stimmung Wolfgangs meist heiter und zufrieden, und man wundert sich mit Recht über den oft lustigen Ton in den Briefen jener Zeit. Nach dem stürmischen Leben in Leipzig war eine schöne Ruhe über ihn gekommen, jener Friede, der nach den schönen Worten der Schrift höher ist als alle Vernunft. Hatte schon Langer in Leipzig ihn von seiner trotzigen Abkehr von der Kirche abgebracht, hier traf Wolfgang nun ein weibliches Wesen, das das Werk vollenden und ihn wieder dem Glauben zuführen sollte. Susanne Katharina von Klettenberg war eine Nichte der Frau des Stadtkommandanten Joh. Nik. Textor und eine Cousine der Frau Rat, mit der die um acht Jahr ältere immer in freundschaftlichsten Beziehungen gelebt hatte. Der eigentlich feste Anker dieser Freundschaft war die gleiche religiöse Anschauung.

Wie hundert Jahre früher der von Spener begründete Pietismus, so hatten auch die Bestrebungen der Herrnhuter Gemeinde in Frankfurt großen Anklang gefunden. Der Dogmenzwist, das Vorherrschen des Aeußerlichen in dem protestantischen Gottesdienste jener Zeit, stieß tiefer fühlende Gemüter ab. Die Verrohung der Sitten gerade der sogenannten besseren Gesellschaft, die immer mehr um sich greifende atheistische und rationalistische Weltanschauung vereinigte sie in dem Wunsche, eine Religionsgemeinschaft zu gründen, die ein innerlicheres, näheres Verhältnis zu Gott suchte. Ganz abgesehen von den Dogmen, wollten sie ein mehr persönliches Verhältnis zu Gott, eine Art Sonderbund des einzelnen mit Christus, dem man sich hingeben solle, wie eine Braut dem Bräutigam, dem man ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut. Die Gläubigen meinten, von Gott besonders geführt zu werden. Schon die Erkenntnis der Seelennot war ihnen ein Anzeichen göttlicher Erweckung, ein weiteres die Heiligung des von Gott geleiteten Lebenswandels, deren sich die Gläubigen würdig zu machen suchten. Diese Bestrebungen hat Goethe später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, wie er seine mütterliche

Freundin nennt, liebevoll gezeichnet. Denn Fräulein von Klettenberg war der Mittelpunkt und die belebende Seele der stillen Gemeinde in Frankfurt. Eine edle, tief angelegte Natur, die das irdische Leben nur als Uebergang ansah und schwere Lebensschicksale und Krankheit freudig als Prüfungen Gottes



Fräulein von Klettenberg.

ertrug, nicht verwirrt durch die kleinlichen Leidenschaften der „Kinder dieser Welt", die Seligkeit des Himmels gleichsam schon vorausschauend und genießend, so trat sie dem seelisch und körperlich gebrochenen, dem schwankenden und haltlosen Jüngling entgegen und erweckte in ihm unendliche Sehnsucht

nach dem schönen Frieden, der aus allen ihren Worten und Handlungen sprach. Sie hatte nichts an sich von dem rohen Bekehrungseifer, der durch Bedrohung mit den Strafen im Jenseits auf kranke und schwache Gemüter zu wirken sucht, sondern in sanfter, milder Freundlichkeit und in schöner Toleranz wirkte sie durch das Beispiel ihres heiligen Lebenswandels, ihres inneren Glückes und durch Unterhaltungen über sittliche Erfahrungen, die sie an sich und anderen gemacht hatte. In ihrem Hause zum kleinen Rahmhof am Bockenheimer Wall hörte Wolfgang ihrer Unterhaltung zu; ihr sanftes Verweisen seines „Pochens auf eine Gerechtigkeit", ihre Bitte, um seinetwillen Frieden zu machen mit seinem Gott, machte unauslöschlichen Eindruck auf ihn, zumal durch die Krankheit der knabenhafte Trotz einer weichen, gefühlseligen Stimmung gewichen war. Daher trat er den Bestrebungen der Herrnhuter näher, besuchte auch ihre Kolonie Marienborn und nahm an einer Synode teil, wo treffliche Männer seine Verehrung gewannen.

War so das Gemüt Wolfgangs befriedigt, der Verstand wollte sich nicht ganz gefangen geben. In der Lehre von der Erbsünde und manchen anderen Dogmen wollte und konnte er den Herrnhutern nicht beistimmen. Er versuchte zuerst durch theologische Studien sich geschichtlich zu orientieren. Neben rein theologischen Schriften, wie der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, Taulers Schrift „Verborgenes Leben mit Christo in Gott", las er Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. Sie nimmt, obgleich vom frommen Standpunkt aus geschrieben, Partei für die Ketzer gegen die Kirche. Dadurch offenbart sich ihm eine ganz neue Anschauung. Er vergleicht nun und studiert die verschiedenen Meinungen der Sekten. Der Gnosticismus und Neuplatonismus sagte ihm am meisten zu. Auf dieser Grundlage baut er sich ein eigenes Religionssystem auf, das er ausführlich am Ende des achten Buches von Wahrheit und Dichtung auseinandergesetzt hat; Christus tritt in ihm zurück, und Lucifer wird der Schöpfer der Welt. In drei „Emanationen" schöpft die Gottheit sich, Lucifer und den Menschen; die Erlösung ist von Anfang an nicht bloß beschlossen, sondern auch ewig notwendig.

Die Goethische Kosmogonie ist nur zu verstehen, wenn man seine damaligen chemisch-alchemistischen Studien näher kennen lernt. Auch zu diesen wurde er durch die Herrnhuter und seine Freundin Klettenberg geführt. Mit dem Glauben an ein persönliches Einwirken des höchsten Wesens auf die Thaten des einzelnen Menschen verband sich der Wunsch und der Glaube an die Möglichkeit, diese Einwirkungen durch das Los und andere Orakel vorher zu erkennen, mit anderen Worten, man versuchte, den Zusammenhang des Geisterreiches mit der Menschenwelt zu enthüllen; die Schriften des schwedischen

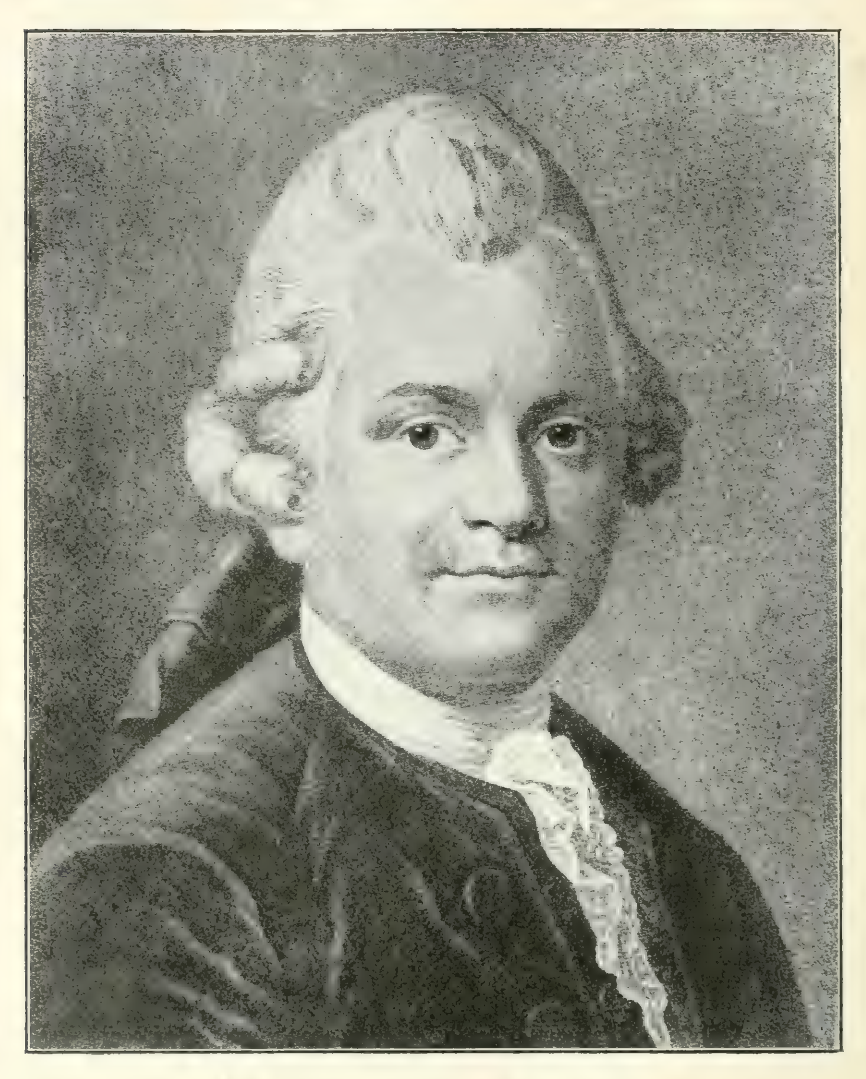
Spiritisten Swedenborg wurden von Fräulein von Klettenberg und Goethe eifrig gelesen. Ist doch das Wunder des Glaubens liebstes Kind. Wenn heute die Gläubigen die Geheimnisse der vierten Dimension zu erforschen suchen, hoffte man in früheren Jahrhunderten ein „Universalmittel gegen alle Krankheiten aus dem allgemeinen Geist der Natur" und das Mittel, alle Metalle in Gold zu verwandeln, finden zu können. Als nun der Arzt Wolfgangs, Dr. Metz, durch sein Universalmittel den heftigen Kolikanfall des Kranken glücklich beseitigte, war jeder Zweifel geschwunden. Die Freundin, Frau Rat und Wolfgang trieben nun eifrig chemisch-alchymistische Studien. Die Ephemeriden, das Tagebuch Wolfgangs aus jener Zeit, beweisen, wie sehr er sich mit Wellings Opus Mago-Cabbalisticum, mit den Schriften des Naturforschers und Arztes Theophrastus Paracelsus und seiner geheimnisvollen Lehre von den spirituellen Potenzen im Organismus, mit dem Alchymisten Basilius Valentinus, mit der Aurea Catena des Herwerd von Forchenbrunn, die alle demselben Ziele zustrebten, beschäftigt hat; ja, man ging auch zu praktischen Versuchen über und begann mit Windofen, Kolben und Retorten das geheimnisvolle, treffliche Mittel nach Angaben der Bücher und des Arztes zu bereiten.

Diese Studien, die kaum eine wesentliche geistige Bereicherung des Jünglings bedeuten können, sind doch nicht spurlos vorübergegangen. Im Faust haben sie den dichterischen Niederschlag erhalten und für Goethes naturwissenschaftliche Studien bedeuten sie den wertvollen Beginn, da sie ihn, der sich alles historisch entwickeln mußte, mit den ersten Versuchen mittelalterlicher Forscher bekannt machten.

Hinter diesen Studien trat andere wissenschaftliche Beschäftigung sehr zurück. Jurisprudenz wurde fast gar nicht getrieben, auch die Briefe erzählen davon gar nichts, mehr beschäftigen ihn philologische und geschichtliche Werke und die Lektüre antiker und moderner Schriftsteller, so las er Ovid, Juvenal, Properz, Catull, Tacitus, Shakespeare und Voltaire; wir stoßen sogar auf einen ausführlichen Vergleich des Platonischen und Mendelssohnschen Phädon.

Soweit es die Krankheit zuließ, betrieb er die Zeichenstudien weiter. Er bildete sein Zimmer nach mit seinen Möbeln, er zeichnete auf Wunsch des Vaters mehrere Stillleben, malte für Käthchen Halstuch und Fächer und zeichnete für die Schwester „allerliebste Köpfe", aber diese Studien waren mehr oder weniger Spielerei, und das Radieren, das er wieder aufgenommen hatte, mußte er sogar als gesundheitschädlich wieder aufgeben. Ernster beschäftigten ihn kunsttheoretische Fragen. Hier glaubte er in Leipzig Neues und Schönes für sich gewonnen zu haben, da ihm dort das Evangelium des Schönen durch Oeser aufgegangen war. Die Leipziger Lehren und Eindrücke zu

sammeln, zu durchdenken und innerlich zu verarbeiten, dazu bot sich jetzt treffliche Gelegenheit. Deshalb werden die antiquarischen Briefe Lessings, die



G. E. Lessing. Gemälde von Anton Graff.

1768 erschienen, sofort studiert, und es wird darüber Oeser berichtet. Auf eine Lessing tadelnde Bemerkung Oesers antwortete Wolfgang:

Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen.

Schreiben mag ich nicht wider ihn, er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt. Er ist ein Phänomen von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen in Teutschland selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht.

Lessings Laokoon, „seine Lieblingsmaterie", beschäftigte ihn also noch immer, das Werk, das ja von den beiden Künsten handelt, denen Goethe damals noch in gleicher Weise ergeben war. In zwei Punkten hauptsächlich greift hier Lessing Winckelmann und also auch Oeser an; erstlich leugnete er die Berechtigung der von jenen empfohlenen Allegorie in der Kunst, und zweitens sieht er das Prinzip der griechischen Kunst nicht in edler Einfalt und stiller Größe, sondern in der Schönheit. In beiden steht Goethe damals auf der Seite Oesers. Gegen das erste polemisiert er in den Briefen, gegen das zweite in seinen Notizen. Er widerspricht Lessings Behauptung, „Wut und Verzweiflung schändete keins der antiken Werke". „Die Alten," meint er, „scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche und verstanden auch die schrecklichsten Verzerrungen in schönen Gesichtern zur Schönheit zu machen." Wohin er zielt, zeigt der Schluß seiner Bemerkung: „Es ist mir das wieder ein Beweis, daß man die Fürtrefflichkeit der Alten in etwas anderem als der Bildung der Schönheit zu suchen hat."

Er erkannte also noch nicht, was er später in Wahrheit und Dichtung so schön auseinandergesetzt hat, daß im letzten Grunde trotz des scheinbaren Widerspruchs Lessing dasselbe wie Oeser und Winckelmann lehrt, den Idealismus der Kunst. Sie sollten keinen größeren und begeisterteren Schüler haben als Goethe, der sein Leben lang ein Verkündiger des Evangeliums des Schönen gewesen ist. Damals freilich stak er noch zu sehr in dem Irrtum seiner Zeit, damals war er noch ein Nachahmer, der seinen Vorbildern sklavisch folgte. Der große Befreier war noch nicht gekommen, sein junger Geist rang noch mit der Frage: Was ist Schönheit?

Aber so viel bewirkten die Errungenschaften der Leipziger Zeit, daß ihm das Unwahre, Unnatürliche verhaßt wird. Die moralischen Gliederpuppen Richardsons und die „Meerwunder Grandisons" verspottet er trotz der Begeisterung Corneliens. Die Natur ist seine Göttin, und nichts ist ihm wahr, was nicht einfältig ist. Darum ist ihm auch das hohle Pathos der Klopstockianer in der Seele zuwider. „Ich denke von Ringulfs Bardengesang" (von Kretschmar), schreibt er an Friederike, „wie von allen Gesängen dieser Art. Forcierte Gemälde sind es, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewig egale Wendungen . . . . „Was an einem Gemälde am

unerträglichsten ist, ist Unwahrheit". „Grazie und das tote Pathos sind heterogen" heißt es bald darauf, und diese Stelle zeigt, wer damals sein Ideal war; Oesers Lieblingsdichter war es noch immer, Wieland, der Natur und Grazie zu vereinen, der die Antike neu zu beleben suchte. Goethe citiert ihn häufig in Briefen und Stammbuchversen, er beklagt den Unverstand der Frankfurter Mädchen, die für das Erstaunliche schwärmen und das Schöne, Naive, Komische, wie Wielands Idris oder Thümmlers Wilhelmine verschmähen. Er wagt es sogar nicht, über Wielands Dialoge des Diogenes, die ihm der Verleger gesandt hatte, zu urteilen, denn „über große Leute sollte niemand reden, als wer so groß ist wie sie". „Wenn Sie", so schließt ein Brief an den Verleger Reich, „diesem großen Autor, Ihrem Freunde, schreiben oder ihn sprechen, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen bekannt zu machen, der zwar nicht Mann's genung ist, seine Verdienste zu schätzen, aber doch ein genung zärtliches Herz hat, sie zu verehren."

So ist er hierin über seinen Leipziger Standpunkt nicht hinausgekommen, aber wohl wächst er in Frankfurt in der Erkenntnis und dem Verständnis Shakespeares. In Leipzig lebte er in der Wielandschen Anschauung von Shakespeare als dem großen barbarischen Genie; aber die gewaltige Förderung, die die Kenntnis Shakespeares durch Lessings Hamburgische Dramaturgie erhalten hatte, war nicht spurlos an Goethe vorübergegangen. Auf die Lektüre Lessings deuten seine Worte an Oeser: „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können; kein kleiner Geist wird einen größeren überwinden;" er vertieft sich in die Werke des Dichters, wie Citate aus Johann ohne Land, Bemerkungen über Romeo und Julia, Heinrich IV. und Richard II. in den Ephemeriden beweisen. Begeistert von dieser Lektüre schreibt er: „Andere zeigten mir, daß ich fehlte; Oeser, Shakespeare und Wieland zeigten mir, wie ich es besser machen sollte." Aber schon die Zusammenstellung verrät, wie weit er noch von einem wahren Verständnis des großen Briten entfernt war.

Von der Thätigkeit des Dichters Goethe ist in dieser Zeit wenig zu berichten. Die Frankfurter Zeit war nicht fruchtbar und das, was sie hervorgebracht hat, ist meist verloren gegangen. Einige kleine Lieder, wie: die Reliquie, Glück der Liebe, An den Mond, An die Unschuld, die man mit großer Wahrscheinlichkeit in diese Zeit gesetzt hat, verraten etwas mehr Gefühl und Inhalt, weniger Leichtfertigkeit als die Leipziger Lieder, auf die der junge Dichter schon damals mit etwas Geringschätzung herabblickte. Was ihm daran noch wertvoll erschien, wurde 1770, von Bernhard Theodor Breitkopf mit Melodieen versehen, im Verlag von B. Christoph Breitkopf & Sohn veröffentlicht. Vorher, am 6. November 1768, sandte er eine engere

Auswahl — zehn Lieder — in besonderer Abschrift und mit Widmung der Freundin Friederike Oeser nebst einer gereimten Epistel.

So hat der Jüngling sich befreit von den größten Irrtümern seiner frühen Jugend, aber er ist sich der eignen ungeheuren Kraft noch nicht bewußt, die in ihm und und seiner Muttersprache lebt. Er will in der französischen Stadt Straßburg promovieren, dann nach Paris gehen, um die übermächtige französische Litteratur an der Quelle zu studieren und ein eleganter französischer Autor zu werden. Aber zum Glück für unsere deutsche Sprache und unsere Litteratur, es sollte anders kommen. Es erging ihm wie Saul, dem Sohne Kis, der ausging, eine Eselin zu suchen und ein Königreich fand.

*   *

*

In den großen Jahren 1870 und 71, in der Zeit der überschwellenden Freude über die herrlich erstrittene Einheit Deutschlands, konnte man Stimmen hören, die an der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen auch Goethe einen Anteil zuschrieben. So kühn auch diese Behauptung klingt, in gewissem Sinne wird sie immer wahr bleiben. Schon zweimal, im Beginn dieses Jahrhunderts, waren die Preußen in Paris eingezogen; aber die Elsaß-Lothringer, damals noch mehr deutsch als französisch, waren Franzosen geblieben. Wenn dagegen jetzt, als unsere Väter und Brüder nach blutigen Kämpfen und unerhörten Siegen sich der Hauptstadt Frankreichs näherten, ganz Deutschland an der Weichsel nicht weniger als am Rheine darin einig war, daß der Preis des Kampfes die Wiedergewinnung der einst schmählich verlorenen deutschen Länder sein müsse, so hat dazu unser großer Dichter ein gut Teil beigetragen. Die zweihundertjährige Trennung hatte bei den seit der Revolution immer mehr französisch gewordenen Elsässern das Gefühl der Stammesverwandtschaft fast ganz schwinden lassen, dem größten Teil der Deutschen, besonders denen im Osten und Norden, waren die einstigen Brüder, die selbst meist nichts mehr von der Verwandtschaft wissen wollten, fremd und gleichgültig geworden; nur Goethes herrliche Schilderung, die im Elsaß ein Paradies erscheinen ließ, schlug bei jedem neuen Leser, bei jedem jungen Deutschen, der seinen größten Dichter kennen lernte, eine neue Wunde, ließ die Schmach über den Raub des teuren Kleinods von neuem fühlen und hielt den Gedanken an Rache und Wiedervergeltung wach. Auch noch in anderem Sinne hat Goethe an der großen That teil. Die politische Einheit Deutschlands war nicht denkbar ohne die geistige, ohne diese wäre jener Einheitstraum, jene Sehnsucht, die die Herzen und Geister der Besten des

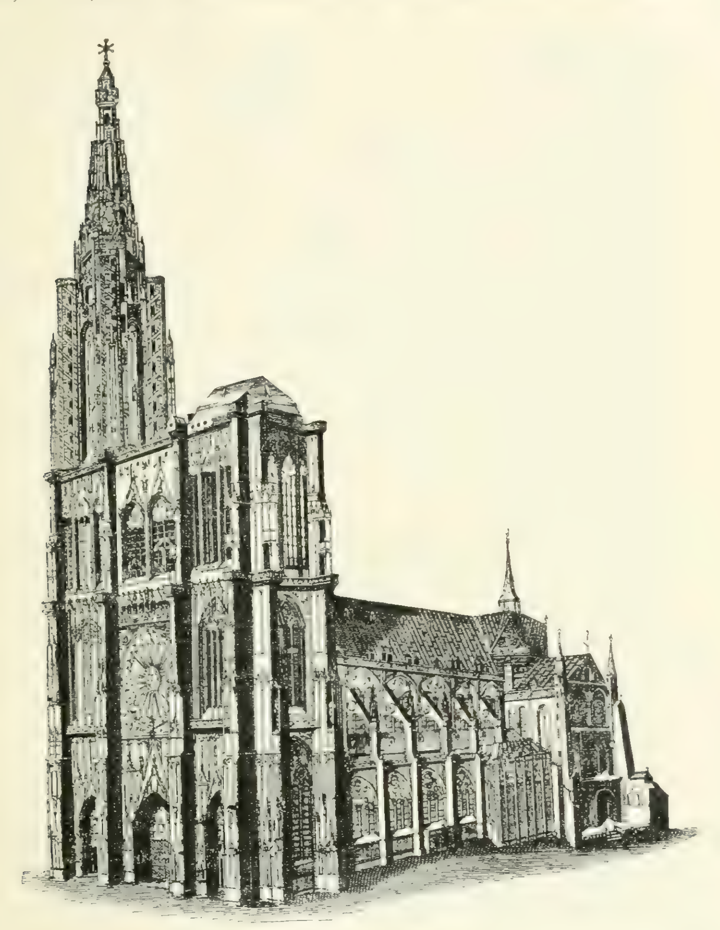
Jahrhunderts erfüllte, gar nicht vorhanden gewesen; diese geistige Gemeinschaft aber gründete sich auf die Befreiung vom französischen Joch, auf die selbständige nationale Entwicklung und Bildung, die Herder und Goethe in Straßburg grade an der Grenze Deutschlands und in Frankreich selbst vorbereiteten.

Doch so große weltbewegende Gedanken hatte der lebenslustige und lebenskräftige Jüngling durchaus nicht, der am dritten Tage der Reise, am 2. April 1770 morgens 10 Uhr, in Straßburg über die Kehler Brücke durch das Metzgerthor einzog. Auch sein Ziel, das Examen, machte ihm wenig Sorge. Das Leben in vollen Zügen zu genießen, was er durch die lange Krankheit eingebüßt, wieder einzuholen, war sein fester Vorsatz; und zu dieser Stimmung hatte die Reise durch die prächtige Gegend über Worms, Speyer und Lauterbach auf der linksrheinischen Straße unter heitern, lustigen Bewohnern, die auch jenseits der Grenze ihren deutschen Charakter sich bewahrt hatten, das Ihrige beigetragen. Im Gasthof zum Geist an der Ill neben der Nikolaibrücke wurde eingekehrt. Bald eilte der Ankömmling seinen neuen Wohnort sich anzusehen: nur wenige Schritte und er stand vor dem Münster, dessen Riesenbau schon mehrere Stunden vor Straßburg seine Blicke auf sich gezogen hatte. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Unter die Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren — — — und so graute mir im Gehen vor dem Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei . . . .“

Es war ein bedeutender, weihevoller Augenblick nicht nur für Goethe, er ist es auch für uns. Dieser Augenblick schlug die erste Bresche in die bisherige Kunstanschauung des jungen Dichters. Wie die still redenden Züge des Ahnherrn mahnte der deutsche Bau eines deutschen Meisters, das unzerstörbare Denkmal deutscher Größe mitten unter den modernen französischen Bauten an die Schandthat der Franzosen und die unwürdige politische und geistige Abhängigkeit der Deutschen von fremdem Joche.

Und nun trieb es den Jüngling hinauf zur schwindelnden Höhe, um

alles, was die Zukunft bot, auf einmal zu genießen. „Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitum liegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auf-



Straßburger Münster.

fallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welcher die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und

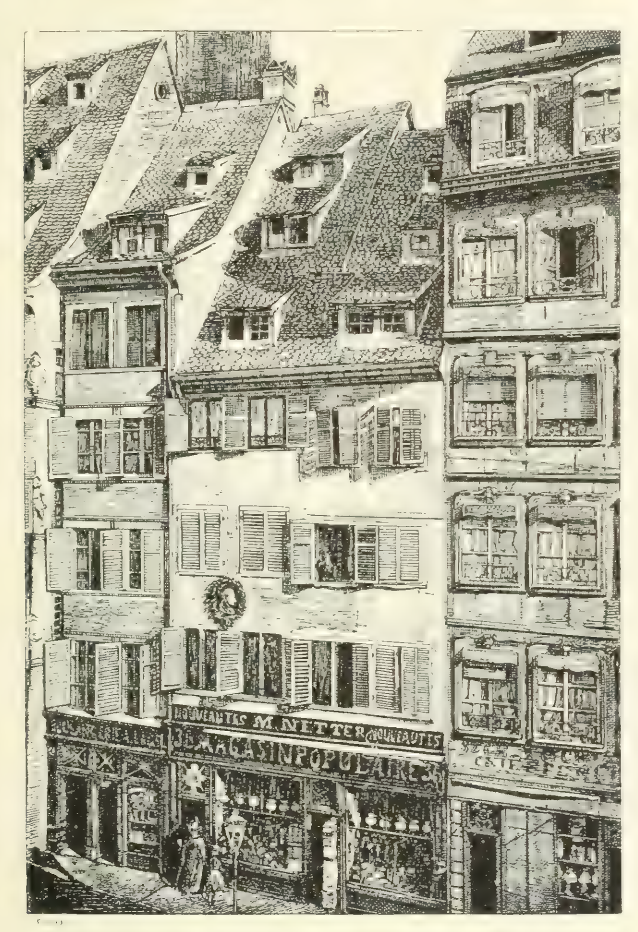
Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

Die schöne Gegend kennen zu lernen, sie nach allen Richtungen zu durchstreifen ist Goethe nicht müde geworden, wie er in Dichtung und Wahrheit nicht müde ward sie zu preisen. Aus der Seele waren ihm die Worte seines medizinischen Lehrers Ehrmann gesprochen, mit denen er seine Zuhörer zu kleinen Reisen durch die Umgebung aufforderte: „Die Studien wollen nicht nur ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden."

Schon im Juni 1770 unternahm er eine größere Reise zu Pferd durch Niederelsaß und Lothringen mit seinen Freunden Engelbach und Weyland über Zabern, Buchsweiler und Saargemünd, um den ersteren nach bestandenem Examen nach Saarbrücken zu geleiten, von wo Goethe über Zweibrücken, Bitsch und Niederbronn zurückkehrte; dann wieder durchstreifte er das obere Elsaß, von Straßburg nach Schlettstadt über Kolmar nach Ensisheim, in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden, während ihn in das Niederelsaß die Sehnsucht nach Sesenheim häufig führte. Der Fahrt nach dem der heiligen Ottilie geweihten Ottilienberg gedenkt er noch später besonders gern. „Von hier aus überschaut man das ganze Elsaß, das Straßburger Münster, die dunklen Berge, den Schwarzwald mit dem Breisgau im Osten, im Süden das Blau der fernen Schweizer Berge. Auch auf dieser Höhe wiederholte sich dem Auge das herrliche Elsaß, immer dasselbe und immer neu. Und dazu die Klarheit des reinen Himmels, der Glanz der Erde, laue Abende, warme Nächte." „Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend," so beschreibt er einmal das Elsaß im Herbst, „noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommener Atem durchs ganze Land. Himmelsluft reich, warm, freundlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele."

Ein anderes Bild bietet das benachbarte Lothringen, das rauhere

Westreich. An Stelle der gottgesegneten Ebene, der fruchtbaren, üppigen Felder, das enge Thal der Saar und Mosel, das, an beiden Seiten von Wäldern und Schluchten mit brausend sich überstürzenden Wassern umgeben, wildromantischen, zum teil auch melancholisch trüben Charakter zeigt, zu dem



Goethes Wohnung in Straßburg.

unübersehbare Wiesen und Matten an dem Fuße der Berge einen trefflichen Gegensatz bilden. „Wie ich," schreibt Goethe von Saarbrücken aus, „so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so grauslich und still floß, und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durchs Gebüsch die

leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen, da wurde es in meinem Herzen so still, wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum."

Was ihm hier die Natur gab, das hatte ihm Frankfurt nicht, viel weniger noch Leipzig geboten. Der für die Natur so empfänglich, so abhängig von ihr wie kaum ein anderer Mensch war, der Dichter, dem wir die herrlichsten und tiefstempfundenen Naturbilder und Schilderungen verdanken, lebt hier in seinem Element und giebt sich dem Genusse der Natur „bis zur Trunkenheit hin". Bei manchen Seufzern und Wehklagen über das böse Klima, die uns aus Weimar entgegenklingen, mag das Bild des Elsasses vor seinem Auge gestanden haben. Es ist kein Zufall, daß wir vom Elsaß die erste tiefgefühlte Naturschilderung Goethes besitzen, kein Zufall, daß der Greis gerade auf die Schilderung des Elsasses die höchste Kunst verwandt hat.

Auch um die Stadt Straßburg liefen schöne Spaziergänge und eine prächtige Lindenallee, umgeben von Villen und Privathäusern, ganz in der Nähe die Wiesen der Ruprechtsau und weiterhin die Wanzenau mit vielen Lustorten, von denen des Wirtshauses am Wasserzoll besondere Erwähnung geschieht. Mit der Stadt selbst — seine Wohnung nahm er auf dem Fischmarkt (jetzt Nr. 36) bei einem Landsmann, dem Kürschner Schlag — war er zuerst wenig zufrieden, sie war winklig, eng und schief gebaut, und die mittelalterlichen Gassen standen in auffallendem Gegensatz zu den neu angelegten, nach der Schnur geregelten Straßen und modernen französischen Häusern, die allmählich das Alte ganz verdrängen sollten. Was er aber vor allem in Straßburg vermißte, war der lebhafte geistige Verkehr, den ihm Leipzig geboten hatte. Die ästhetisch-litterarischen Gespräche, die in den Leipziger Gesellschaften geführt wurden, und in denen junge Damen wohl mitzureden verstanden, suchte er hier vergeblich. Der Straßburger, auch der Gebildete, schon dadurch in übler Lage, daß er „zwischen französischer und deutscher Litteratur eingekeilt" um beide sich hätte kümmern müssen, war seinem Charakter nach überhaupt nicht geneigt sich mit schöngeistigen Dingen zu beschäftigen, und die Straßburgerin konnte mit Schubarts brauner Liesel sagen:

> Der Sachsenmädchen Gaben
> Besitz ich freilich nicht:
> Die können Bücher lesen,
> Den Wieland und den Gleim.
> Und ihr Gezier und Wesen
> Ist süß wie Honigseim.

Selbst an der nur durch ihre medizinische Fakultät bedeutenden Uni-

versität waren mehr auf das Praktische gerichtete Männer als litterarische Schöngeister, geschweige daß wie in Leipzig zwischen den Männern der Wissenschaft und den Bewohnern der Stadt regere Beziehungen bestanden hätten. Echt süddeutsche Naturen, heiter und fröhlich gesinnt, lebten die Elsässer ihrem Beruf und dem Genuß des Lebens und der Natur, zu dem ihr herrliches Land sie auf Schritt und Tritt einlud. Anstatt wie der Leipziger seine Erholung im Theater und in ästhetischen Thee's zu suchen, brachte der gesetztere Elsässer die Abende in seinen Gärten und der freien Natur zu, während das junge Volk in Städten und Dörfern sich leidenschaftlich dem Vergnügen des Tanzes hingab. „Wie an das Münster das Auge, so erinnert das Ohr jeden Tag, ja jede Stunde an den Tanz.“ An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man an keinem Lustort vorbei, ohne dabei einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und sich im Kreise drehend zu finden. Der junge Goethe, selbst eine süddeutsche Natur, befreundete sich bald mit dem lustigen leichtlebigen Völkchen; seit der verunglückten Liebe zu Gretchen und während der Leipziger Zeit nicht wieder „auf den Plan“ gekommen, holte er das Versäumte bei einem Tanzmeister nach und wurde ein flotter Tänzer, der in Sesenheim den ganzen Nachmittag eines Pfingstmontages mit Sophie Brion bis tief in die Nacht sich diesem Vergnügen hingab. Und anstatt der galanten süßlichen „Weiberknechte“ und der affektierten Mädchen, die prahlten mit dem, was sie doch nicht verstanden, und anstatt des überfeinerten aus Paris geborgten Tones fand er hier einfach brave und liebe Menschen, die sich natürlich gaben, wie sie waren. Der größte Teil der Elsässer hielt noch fest am Deutschtum und an der deutschen Sprache. „Das Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein.“ Darum die große Menge von Studenten aus Deutschland, die, von den Franzosen nicht für voll angesehen, um so fester am Deutschtum hielten. Wie wunderbar es klingt, hier in Frankreich war mehr Deutschtum, weniger sklavische Nachahmung des Französischen als im Herzen Deutschlands, in Leipzig.

Aber freilich für die innere Entwickelung des Studenten hat Straßburg herzlich wenig gethan. Selbst seine Beziehungen zur Universität waren mehr äußerlich und auf das praktische Ziel, das Examen, gerichtet; nur daß er medizinische und physikalische Kollegien aus Wissensdrang und Neigung eifrig bei Ehrmann, Lobstein und Spielmann hörte. Von den andern Professoren, unter denen Schöpflin, Lehrer des Staatsrechts und der Geschichte, der bedeutendste war, trat er dem für philosophische Studien interessierten Ober-

lin und dem Professor Koch, der das diplomatisch-historische Fach vertrat, etwas näher. Beide Männer, die die außerordentliche Fähigkeiten des Studenten wohl erkannten, suchten ihn, dem noch immer die Stellung eines Universitätslehrers als erstrebenswertes Ziel galt, „für Geschichte, Staatsrecht und Redekunst" an die Straßburger Universität zu fesseln; sie machten ihm Aussicht auf die deutsche Kanzlei in Versailles, wo er als französischer Gelehrter sein Glück machen könnte. Aber vorläufig trieb er das Juristische nur so weit, als es die Rücksicht auf das Examen verlangte. Auf den Rat des Freundes Salzmann verband er sich mit einem Repetenten, der ihm seine in der Form von Frage und Antwort geschriebenen Hefte zum Studium gab. Hoppes kleiner juridischer Katechismus war ihm schon durch den Vater genau bekannt. Die Kollegienhefte Engelbachs sollten nun auch bei ihm die Vorbereitung vollenden; und so trug er am 22. September 1770 eigenhändig in die Matrikel der Rechtskandidaten seinen Namen ein. Nach der Prüfungsordnung mußte er sich aber vor Zulassung zur Promotion noch zwei Prüfungen unterziehen, einer mündlichen nebst schriftlicher Klausurarbeit und einer zweiten, die in der Erklärung und Verteidigung der schriftlichen Arbeit bestand. Am 25. September bestand er die erste insigni cum laude, die zweite am 27. in der Kapitelstube des alten Thomanums. Voller Freude, zumal da er durch das Examen von jedem Kollegienbesuch befreit war, sandte er Freund Engelbach am 30. September die Kollegienhefte mit den Worten zurück: „Jeder hat doch seine Reihe in der Welt, wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser, mit der Armee vorüber gezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey. Nun habe ich meine Rolle in der Kapitelstube auch ausgespielt, hierbey kommen Ihre Manuscripte, die mir artige Dienste geleistet haben." „Alle Jungen der Stadt," fügt er am Schluß hinzu, „verfertigen Drachen und ich bossle par compagnie an meiner Disputation." Aber damit hatte es vorläufig noch gute Wege.

Der lustige Ton zeigt, wie er seine Studien auffaßte. Wahre innerliche Förderung sollte ihm von anderer Seite kommen. Mehr als durch Bücher suchte er sich durch Verkehr mit tüchtigen Männern zu bilden.

Bald nach seiner Ankunft nahm er an einer Tafelrunde teil, die sich jeden Mittag bei zwei älteren Mädchen, namens Lauth, zusammenfand; diese wohnten mit ihrem Bruder, einem Notar, in der Knoblauchgasse Nr. 22, Ecke des Schiffgäßchens. Diese Mädchen hatten bei dem Beschützer der Wittwen und Waisen, Dr. Salzmann, Aktuar am Vormundschaftsgericht, Unterstützung und Hilfe gefunden.

Joh. Daniel Salzmann, damals 48 Jahre alt, eine würdige, achtunggebietende

Erscheinung, hielt das Völkchen der Studenten am Mittagstisch in Ordnung und wachte darüber, daß niemand sein gewöhnliches Weindeputat überschritt; aber dennoch war es eine lustige und anregende Gesellschaft, wie sie uns auch Goethe in Dichtung und Wahrheit geschildert hat. Er traf u. a. den schönen und begabten, aber leichtlebigen Mediziner Meyer von Lindau, den schon genannten Juristen Engelbach aus Saarbrücken, Weyland aus Buchsweiler, den Freund Brions; später Jung Stilling, den frommen Mediziner, durch seine abenteuerliche Jugendgeschichte allgemein bekannt, nebst seinem Freunde Engelbert Troost aus Elberfeld, den freundlich bescheidenen, humorvollen Theologen Lerse, dem Goethe ein so schönes Denkmal im Goetz gesetzt hat, und Herders alten Freund Peglow, einen geborenen Esthländer. Die Unterhaltung, die mit Absicht nur deutsch geführt wurde, drehte sich meist um medizinische Fragen. Meyer, der ein unglaubliches Gedächtnis und ein bewundernswertes Geschick seine Lehrer nachzuäffen besaß, und Lerse mit seinen trocknen Witzen sorgten dafür, daß heitere Szenen nicht fehlten. „Salzmanns Platz war der oberste," wie Stilling sagt, „und wäre er auch hinter der Thüre gewesen." „Die Regierung am Tisch aber hatte Goethe, ohne daß er sie suchte." Eine hübsche Schilderung seines Eintritts in die Gesellschaft hat uns Jung-Stilling in seiner „Wanderschaft" erhalten:

„Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und wir sahen Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich. Ersterer sagte gegen Letztern: ‚Das muß ein vortrefflicher Mann sein.' Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indes gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herrn Goethe nannte." Dann werden Waldberg, Lerse, Meyer und Salzmann geschildert. „Herr Troost sagte leise zu Stilling: ‚Hier ist's am Besten, daß man vierzehn Tage schweigt.' Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte." Es wird dann auch erzählt, daß Waldberg sich über Stillings altmodisch runde Perücke lustig machte und unter andern fragte, ob wohl Adam im Paradies auch eine runde Perücke getragen hätte. „Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost. . . . Goethe aber fiel ein und versetzte: ‚Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben.' Von dieser Zeit an

nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft mit ihm . . . . Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen." Aktuar Salzmann, der Mittelpunkt der Gesellschaft, war in jeder Beziehung ein merkwürdiger Mann. Trotz seiner bescheidenen Stellung hatte er es verstanden, sich durch die edle und schöne Art, wie er sein Amt verwaltete, die Hochachtung der ganzen Stadt, ja die Verehrung vieler zu erwerben, den hieraus fließenden Würden trug er auch durch die äußere Erscheinung Rechnung; obgleich Hagestolz, war er doch so voll pädagogischer Neigung und Liebe zu Kindern, daß er allwöchentlich eine Anzahl in seinem Hause versammelte, und so der Jugend zugethan, daß er trotz seines Alters den Verkehr mit Studenten am Mittagstisch aufsuchte, und sogar einen Verein junger Studenten gründete; von Hause aus und seinem Amt nach Jurist, beschäftigte er sich doch hauptsächlich mit philosophischen, moralischen und sozialen Fragen. Zu Wolfgang fühlte er sich besonders hingezogen, da er sein Genie und sein gutes Herz erkannte. „Der Aktuar," kann dieser bald schreiben, „und ich, wir werden uns bald kopulieren lassen"; er begleitete ihn auf allen Spaziergängen und Besuchen, ging ihm zu Liebe, wie Salzmann selber, mit dem Hut unter dem Arm, gepudert und bestfrisiert mit Zopf und Haarbeutel, in Schuhen und Strümpfen, widmete sich auf seinen Wunsch wieder dem Kartenspiel und war sehr häufig auf seiner Wohnung, an deren gelbes Zimmer mit dem Silen er noch viel später gern zurückdachte. Auch mit den Eltern machte Wolfgang ihn bekannt; er wird unter Frau Rats Korrespondenten aufgenommen und ist einer der ersten, dem später Frau Aja hochbeglückt Wolfgangs Erfolge in Weimar mitteilt. Ihn allein weiht Goethe in seine Herzensgeheimnisse ein, und der gute und treue Berater weiß solch Vertrauen wohl zu schätzen, er tritt überall mit warnender Stimme hervor, wo Uebermut und Uebermaß den stürmischen Jüngling auf Abwege führen wollen.

Bei so naher Freundschaft war es selbstverständlich, daß Goethe der durch Salzmann gegründeten „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" beitrat, deren Mitglieder jeden Donnerstag Nachmittag zusammenkamen, Vorträge hielten und diese unter des Aktuars Leitung besprachen. „An dem Ruder unseres Fahrzeuges," erzählt ein Mitglied der Gesellschaft, „saß Salzmann wie ein Steuermann, Einheimischen wie Fremden durch vollendete Humanität, durch die ganz einzige Liebe und Güte seines Charakters längst bekannt und allen teuer. Dieser lenkte unsern Lauf, pflegte uns vor Klippen zu warnen und wußte die stürmischen Wogen jugendlicher Gemüter zu beruhigen." Seine Vorliebe für moralisch-philosophische Betrachtung kam natürlich auch in dieser Gesellschaft zum Ausdruck. „Ueber die Wirkungen des Glaubens, über die

Liebe, die Rache, über die Gleichberechtigung in bürgerlicher Gesellschaft" sind einige der Themata, über die er Vorträge gehalten hat. Die Mitglieder fühlten sich als Deutsche; die Pflege des Deutschen und das Studium der englischen Litteratur, besonders Shakespeares, war ein Hauptbestreben dieser und noch viel mehr der späteren, 1775 von Lenz gegründeten „Deutschen Gesellschaft". Es beleidigte die jungen Männer, daß die Franzosen den Deutschen Geist absprachen und die Möglichkeit, sich in der französischen Sprache gleich ihnen auszudrücken. Darum gab man es lieber auf, französisch zu schreiben und zu dichten.

Noch auf einem andern Gebiete sollte der Umgang mit Salzmann von entscheidender Bedeutung werden. Die fromme Richtung, der Goethe, wie wir wissen, in dem letzten Jahr in Frankfurt huldigte, tritt auch in den ersten Straßburger Briefen hervor. Am Charfreitag den 13. April schreibt er u. a. an den früheren Leipziger Nachbar, den Theologen Limprecht: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo", und ähnlich auch in Briefen an andere Freunde, wie an Freund Trapp Ende Juli: „Wer nicht wie Elieser mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit, das Schicksal einer ganz zukünftigen Welt dem Trinken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu rathen seyn, der sich von Gott nicht will rathen lassen."

Zwei Tage vor seinem Geburtstage geht er zum Abendmahl und teilt das Fräulein von Klettenberg mit, in Worten, die ganz anders klingen, als er über sein erstes Abendmahl in Frankfurt berichtet hatte; auch in Straßburg war er auf Wunsch der Freundin Klettenberg den Herrnhutern näher getreten. Aber hier in seinem frischen, neuen Leben und in dem Verkehr mit freier und höher denkenden Menschen, wollten ihm die Frommen im Lande gar nicht behagen, zumal ihre Sekte dem Grafen Zinzendorf feind war und Buße und Heiligung mehr als den Glauben betonte. Ihre Langeweile, ihr geringer Verstand und ihr Hochmut machten sie ihm unerträglich. Es ist bezeichnend, daß er in dem eben erwähnten Briefe an die mütterliche Freundin die Worte hinzusetzt: „Herr . . . ein Ideal für Mosheim oder Jerusalem, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Goethe hiermit Salzmann meint, bei dem „Religion auf der Recht-

schaffenheit des Charakters und auf männlicher Selbständigkeit ruhte“; die Stelle zeigt auch, daß Salzmanns Anschauung anfing den Sieg zu gewinnen über die pietistische, die Goethes Natur zuwider und aufgezwungen war. Salzmanns klare und vernünftige Gespräche und Rousseaus Schriften hoben ihn empor aus der trüben mystischen Schwärmerei, aus der Seelenangst und Seelennot der Herrnhuter zu freierer leichterer Lebensauffassung und Lebensfreude. „Genießen Sie,“ so schreibt Goethe im Juli einem angehenden Studenten, „Ihre Jugend und freuen Sie sich Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz, und das Aug dabey über; und lassen Sie mir die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten.“

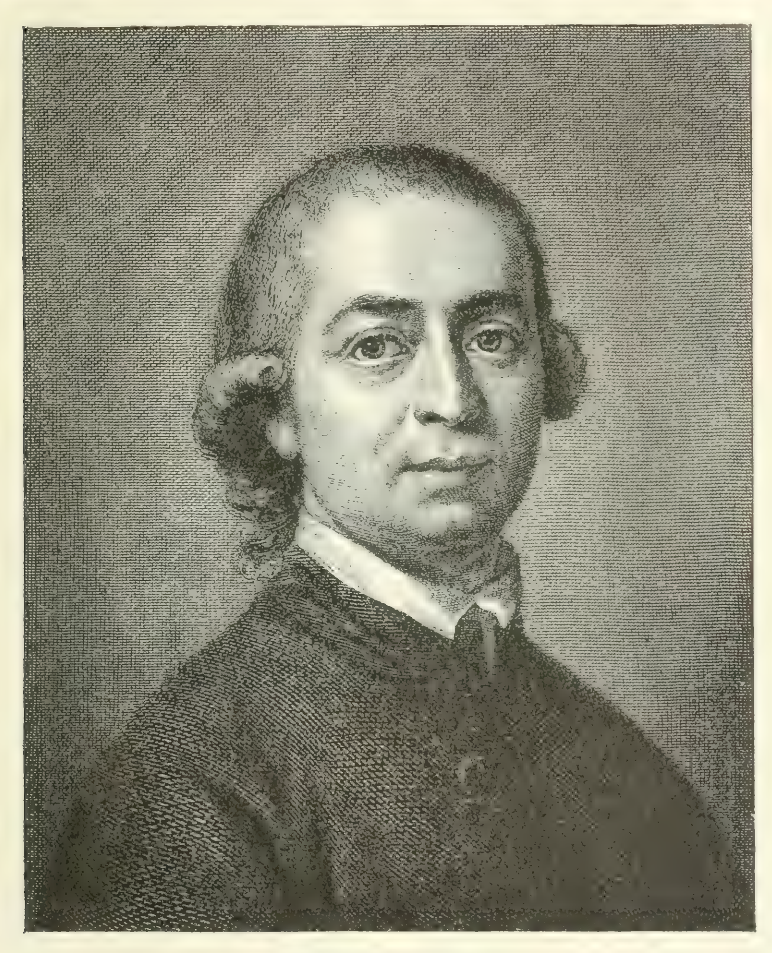
So sind in Wissenschaft und Religion, in Poesie und bildender Kunst die alten Leipziger und Frankfurter Anschauungen erschüttert; neue Ideale kämpfen mit den alten, die nur schwer sich loslösen wollen; aber der Jüngling ist vorbereitet, die neuen Lehren, das neue Evangelium der Kunst in sich aufzunehmen; der Acker ist bereit, den kostbaren Samen zu empfangen und ihn in sich zu entfalten zu herrlicher, tausendfältiger Frucht.

„Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,“ sang der Dichter und Held des Befreiungskrieges in seinem Aufrufe an das deutsche Volk; auch unsere geistige Freiheit, unsere Unabhängigkeit von der Uebermacht des französischen Geistes verdanken wir Männern aus dem Norden. Die drei Ostpreußen Kant, Hamann und Herder stehen im Vorhofe der deutschen klassischen Litteratur.

Als Goethe am 3. September 1770 bei zufälliger Anwesenheit im Gasthof zum Geist unten an der Treppe einen Fremden in schwarzem Kleid und einem langen, schwarzen seidenen Mantel traf, in dem er sofort den berühmten, schon vorher angekündigten Gelehrten Herder aus Riga erkannte, fühlte er sich zu dessen bedeutender Persönlichkeit wunderbar hingezogen. „Ein rundes Gesicht,“ so schildert er ihn, „eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer liebenswürdiger Mund; unter schwarzen Augenbrauen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten. . . . . .“

Auch Herder schien an dem schönen, offenherzigen und liebenswürdigen Jünglinge, der ihm so ehrerbietig entgegenkam, Gefallen zu finden. Dieselbe Naturkraft, wie des Magnetes Geheimnis, fesselte beide aneinander. Denn größere Gegensätze als dieser Männer Charakter und Lebenslauf hat die Welt selten gesehen. Die Verschiedenheit ihrer Herkunft macht uns ein Blick auf Herders bescheidenes Geburtshaus in dem ostpreußischen Mohrungen und das stolze Patrizierhaus, in dem Frau Aja ihren Hätschelhans geboren hatte,

anschaulich. Der Vater des am 25. August 1744 geborenen Johann Gottfried Herder war Lehrer und Küster. Nach einer rauhen, freudenlosen Kindheit wurde Gottfried vom Vater zum Handwerker bestimmt; nur sein Augenleiden, nicht seine große Begabung rettete ihn für einen höhern Beruf.



Joh. Gottfried Herder.

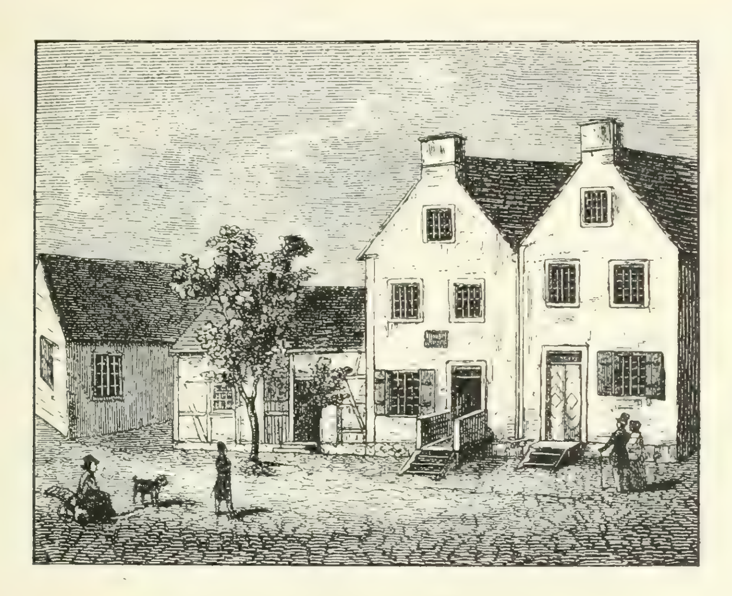
Wenn anderer großer Männer ersten Lebensgang oft freundliche und barmherzige Geistliche geleitet und geebnet haben, wurde er von einem egoistischen und unbarmherzigen Pastor zum Schreiberdienst gemißbraucht und tyrannisch behandelt, ja absichtlich unterdrückt anstatt gefördert. So zog denn in die Seele

des schon von Natur ernsten und melancholischen Knaben eine Verbitterung und Mißstimmung ein, die sein Leben lang an ihm genagt hat. Durch einen mitleidigen Chirurgen nach Königsberg gebracht, mit 17 Jahren auf sich allein gestellt, mußte er dem Schicksal abtrotzen, was er erreichte. Aber von klein auf an Not und Entbehrung gewöhnt, was kümmerte ihn seine Armut und bedrängte Lage, da er in dem großen Kant seinen Lehrer, in Hamann noch zudem einen treuen Freund und Berater fand?

Mit dem 20ten Lebensjahre war Herder schon Lehrer an der Domschule in Riga und Pfarradjunkt. Als selbständig denkender Gelehrter und Schriftsteller schrieb er im Jahre 1766 die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur und im Anschluß an Lessings Laokoon die Kritischen Wälder, die ihn plötzlich an die Seite der bedeutendsten Männer stellten. Im Juni 1769 verließ er seine Stellung, um zu Schiff nach Nantes zu reisen, von wo er im November nach Paris ging; hier wollte er die großen Franzosen an der Quelle studieren oder auch persönlich kennen lernen. In seinem Reisejournal hatte er, nun von lästigem Druck befreit, alle die früher gewonnenen Ideen, die in ihm gährenden Gedanken sich zur Klarheit gebracht und greifbar dargestellt. Die meisten von ihnen gingen auf Anregungen Hamanns, seines großen Lehrers, zurück. Joh. Georg Hamann, unter dem geheimnisvollen Namen Magus des Nordens bekannt, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts. Nach einer verworrenen und zerstreuten Jugend, nach verfehlten Versuchen, sich eine Lebensstellung zu erringen, nach einer Zeit zügellosen und ausschweifenden Lebens wurde der Jüngling von der Wahrheit der christlichen Heilslehre und Offenbarung plötzlich gepackt und begann nun ein neues Leben, in dem er den Kampf gegen die seichte Aufklärung und gegen das Vorherrschen des Verstandes sich zum Ziel setzte. Mit der Lehre, daß der Mensch nur mit Vereinigung aller seiner Kräfte auch im Kleinsten etwas leisten könne, mit dem Hervorheben des Gefühls und der Erfahrung gegenüber dem toten Verstandeswissen, mit der Verkündigung der Größe des Genies, insbesondere Shakespeares, mit seiner Forderung des vergleichenden Studiums aller Litteraturen hat er in geistreichen, aber oft bis zur Unverständlichkeit dunklen Worten und Schriften das meiste von dem, was Herder später lehrte, schon ausgesprochen. Herder ist selbst der Aristoteles geworden, den er für Sokrates-Hamann wünschte, um seine Lehren in ein System zu bringen.

Ein Ruf des Fürstbischofs von Lübeck, der zu Eutin residierte, ließ Herder schon im Dezember Paris verlassen. Ueber Brüssel und Amsterdam reiste er nach Hamburg, wo Lessing ihn wie einen Gleichgestellten mit offenen Armen empfing. Von Eutin unternahm er mit dem Erbprinzen im Juli

eine Reise, die ihn auch nach Darmstadt führte, wo er seine spätere Gattin Karoline Flachsland kennen lernte, und endlich nach Straßburg. Hier gab er seine Stellung als Reisebegleiter des Prinzen auf und nahm den Ruf des Grafen Wilhelm von Lippe an, der ihn zum Hofprediger in Bückeburg ernannt hatte. Doch bevor er diese Stellung antrat und sich mit der Geliebten verband, wollte er sich die Thränenfistel, an der er seit der Kindheit litt, in Straßburg operieren lassen. So finden wir ihn denn den Winter 1770 auf 71 mit Goethe in derselben Stadt.



Herders Geburtshaus in Mohrungen.

Ein so bewegtes Leben, so bedeutende Erfolge hatte der erst 25 Jahre alte Herder hinter sich. Der Ernst des Lebens, der so früh an ihn getreten war, das Bewußtsein, nicht bloß Tüchtiges geleistet zu haben, sondern Ideen in sich zu tragen, die die geistige Welt Deutschlands reformieren sollten, gaben ihm eine Würde weit über seine Jahre. Daneben nun der leichtlebige, verwöhnte, von Männern und Frauen verhätschelte Wolfgang, noch so kindlich, daß er immer aufgelegt war, „närrisch Zeug zu machen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfalle sehr laut zu krähen, oder ein anderes Mal um den Tisch zu tanzen und Gesichter zu schneiden." Es ist bezeichnend, daß Herder in allen seinen Briefen aus Straßburg Goethes gar nicht gedenkt, ob-

wohl dieser doch täglich in Herders Krankenstube im Gasthof zum Louvre (jetzt Salzmanngasse Nr. 7) kam und nicht müde ward, trotz aller Grillen und Launen des Kranken ihm Gesellschaft zu leisten.

Dagegen hatte Herder für ihn nur Hohn und Spott, er kurierte den Flatterhaften mit beißendem Witz, er verglich ihn mit einem Specht und Spatzen, schalt ihn wegen seiner Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und seiner stolzen Anhänglichkeit an die Reichsstadt Frankfurt, verleidete ihm seine unschuldigen Liebhabereien, verhöhnte ihn wegen seines unreifen Kunstenthusiasmus, spöttelte über seine große, wenig benutzte Bibliothek und sogar über seinen Namen; kurz, er behandelte ihn wie einen verzogenen Jungen. Wie Goethe sich auch anstellte, er konnte Herder nie etwas recht machen. „Allem, was man auch vorbrachte, widersprach er. Ja er konnte," so erzählte Goethe in späteren Jahren, „uns bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, welches er etwas kurz vorher als seine eigne Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte." Eine Hundereminiscenz nennt er später seine Erinnerung an die Straßburger Zeit.

Und alles das ertrug der junge Student wochen-, monatelang um des Goldes willen, das er aus diesem wunderbaren, wenn auch schwer sich erschließenden Schachte emporhob. „Jakob," so schreibt Goethe einmal an Herder, „rang mit dem Engel des Herrn. Ich lasse Sie nicht los, ich lasse Sie nicht, und sollte ich lahm darüber werden."

Herder stand trotz seiner Jugend schon auf der Höhe; was er auch in seinem späteren Leben gewirkt und geschaffen hat, es war in den Ideen des Straßburger Herder, wenn auch nur im Keime vorhanden. Und diese Ideen, die so vielseitig sind, daß sie das ganze Geistesleben umfassen, lassen sich auf einen Gedanken zurückführen, der gleichsam der Jungbrunnen unseres modernen Geisteslebens geworden ist: die Forderung einer Kunst auf nationaler Grundlage und die Pflege des Nationalen und Individuellen; nur daß in dem Worte National nicht, wie heute, ein feindlicher Gegensatz gegen andere Völker inbegriffen war. Im vorigen Jahrhundert kannte man im Geistesleben solche Gegensätze nicht, man hatte immer die ganze Menschheit im Auge. Hamann und Herder wenden Rousseaus Ideen auf die Poesie an, sie gelten für jedes andere Volk ebenso wie für das deutsche.

Aus der Herderschen Forderung entsprang zuerst die Abwendung von der bisher als unübertreffliches Muster geltenden französischen Litteratur. Mit Keulenschlägen hatte Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie für die Befreiung von dem Joche der Franzosen gekämpft, die Irrungen und das Hohle und Unwahre ihrer Tragödien aufgedeckt. Mit ganzer Seele schloß

sich Herder ihm an; aber nicht unkritisch nachbetend, sondern nach eifrigen Studien, nach längerem Aufenthalt an der Quelle, wo er von früherer Bewunderung geheilt wurde und ihn französisches Wesen, Wissenschaft und Kunst geradezu abstieß; aber nicht etwa urteilte er so aus denselben Gründen wie Lessing, der ja nur vom falschverstandenen zum richtigverstandenen Aristoteles führen wollte, sondern weil die französische Tragödie der nationalen Grundlage entbehrte, weil die Franzosen einen Griechen, überhaupt einen Fremden zum Führer sich gewählt hatten und ein fremdes Volk nachahmten. Auf die griechische Natur pflanzten sie die französische, sie klammerten sich an Regeln, die nur unter griechischen Verhältnissen Sinn hatten und schufen so das „regelmäßige Drama". „Aber ein griechisches Drama ist's nicht, Trauerspiel des Sophokles ist's nicht. Als Puppe ihm noch so gleich; der Puppe fehlt Geist, Leben Natur, Wahrheit."

Höchst willkommen war diese Lehre Goethe und seinen Freunden, die ja in ihrer Gesellschaft das Deutsche pflegten teils aus Trotz und Aerger, dann aber auch, weil die französische Litteratur alt, abgelebt, kalt und zu vornehm erschien. Bisher hatte Goethe unter dem Banne der französischen Litteratur gestanden. Die Franzosen waren die großen Muster, die ihm als unerreichbar vorgehalten worden waren, in deren Nachahmung sich seine ersten Dichtungstriebe äußerten. Nachdem Lessing den Glauben an ihre Unfehlbarkeit erschüttert hatte, kam Herder und lehrte sogar die Abwendung von den Franzosen als Pflicht. Was wunder, daß die jungen Leute die alten Götzen, die ihnen soviel zu schaffen gemacht hatten, über Bord warfen, so daß Goethe sagen konnte: „Und so waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles ranzösischen Wesens auf einmal bar und ledig."

In dem berühmten siebzehnten Litteraturbrief hatte Lessing mit Gottsched und den Franzosen gründlich aufgeräumt. „Gottsched hätte," wie dort zu lesen ist, „aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtbare französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte . . . . Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen und sie würde ihn geraden Wegs auf das englische Theater geführt haben." Das war Herdern aus der Seele gesprochen. Hamann hatte mit ihm den Hamlet gelesen und einen begeisterten und geistreichen Verehrer Shakespeares auf ewig in ihm gewonnen. Lessings Hamburgische Dramaturgie gab dann das Signal zur Verherrlichung Shakespeares

in Deutschland: „Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen," rief der begeisterte Kritiker aus und that das Höchste und Ehrenvollste, was er thun konnte, er stellte Shakespeare neben Sophokles. Beide sind die großen Muster, denen die Deutschen nachahmen müssen. Aber die schwierige Frage, wie dies geschehen solle, wie diese gewaltigen Gegensätze zu vereinen seien, diese Frage ließ Lessing offen. Hier setzt nun Herders neue Lehre ein, „Shakespeare ist Sophokles' Bruder", nicht obgleich sie, sondern weil sie in ihrer geschichtlichen Stellung, Umgebung und ihren Verhältnissen, ihrer Weltauffassung und den Forderungen ihrer Kunst himmelweit verschieden sind; denn beide sind auf natürlichem, nationalem Boden erwachsen. Beide folgen den Forderungen ihres Volkes, ihrer Zeit und ihrer Anschauung. Dort die Schicksalstragödie auf dem Boden der Religion aus einer Opferhandlung entstanden, aus dem Chor hervorgewachsen, in den einfachsten Verhältnissen und den Sagen, die in einer Familie sich abspielen, und darum Einfachheit und Einheit von Ort und Zeit, geringe Zahl von Personen; hier die komplizierten Verhältnisse eines großen Staates, profane Handlung, deren Mittelpunkt der Held und sein Charakter ist, und ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten und Gesinnungen, zur Darstellung der Geschichte sich aufbauend auf Staats- und Marionettenspielen, und deshalb Charaktertragödie, unbeschränkte Zahl der Personen, keine Beschränkung von Ort und Zeit, keine Bindung der Szene, aber jede in ihrem natürlichen Lokalton, Einheit der Ideen, und der Dichter der souveräne Herr über Zeit und Ort. Und weil Sophokles' und Shakespeares nationale Dichtung, Dichtung ihrer Zeit, ihres Volkes, ihres Dramas ist, deshalb erreichen sie denselben Zweck, dasselbe Ziel: das tragische Mitleid.

Solche Lehre traf auf einen fruchtbaren Boden. Wie Schuppen fiel es dem Schüler von den Augen. Von Wielands verworrener, halbwahrer Anschauung und Beurteilung Shakespeares macht er sich frei und steigt empor von bedingter Anerkennung zu rückhaltloser, begeisterter Bewunderung. Noch in Frankfurt hatte er in Wieland, Oeser und Shakespeare seine besten Lehrer gesehen; jetzt, nachdem er den Originaltext gelesen, schreibt er die schönen Worte: „Die erste Zeile, die ich in Shakespeare las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. — Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen." Nun ist es mit Dramen in französischer Manier, wie die „Mitschuldigen" oder mit den dichterischen Spielereien wie „Die Laune des Verliebten" für immer vorbei.

Große Pläne wälzte er in seiner Brust, ohne sie Herder zu verraten. Cäsar, Goetz und Faust erstehen in seiner Phantasie nebeneinander als Helden zukünftiger Dramen. Von dem Drama Cäsar, das Goethe noch bis ins Jahr 1774 beschäftigt hat, haben sich Fragmente erhalten, die auf Shakespeares Einfluß hindeuten. Bei Shakespeare wird Cäsar schon in der Mitte des Dramas ermordet; Goethes Charaktertragödie wollte ihn nicht auf der Höhe, sondern in der Entwickelung neben dem blutgierigen Sulla und dem schwachen Pompejus schildern. „Es ist etwas Verfluchtes," so lautet eine Stelle aus Sullas Rede, „wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über den Kopf wachsen wird." Leider hat Goethe den Plan später fallen lassen, und so ist denn die einzige, aber die herrlichste Frucht der Herderschen Lehre — der Götz von Berlichingen. Wer daran zweifeln wollte, den müßten die Worte Herders belehren, der später seinem Aufsatz über Shakespeare die an Goethe gerichteten Worte beifügte: „Glücklich, daß ich noch in der Zeit lebe, wo Du, mein Freund, der Du Dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unserer Ritterzeit in unserer Sprache, im neuerwachten, abgearteten Vaterlande herzustellen."

Wie der gute Mensch an allem Glück, das er erfährt, auch seinen Freunden Anteil giebt, so weihte auch Goethe Lerse und Jung in diese neugewonnene Erkenntnis ein. In ein Exemplar des Othello, das er Lersen widmete, schrieb er die Worte: „Seinem und Shakespeares würdigem Freunde"; wie die Freunde um Salzmann und der neu hinzugetretene Lenz sich nicht genug thun können in bewundernden Studien und in unbedingter Verehrung und Nachahmung des großen Britten, das hat er ausführlich in seiner Lebensbeschreibung mitgeteilt. Noch nach seiner Rückkehr aus Straßburg 1771 veranlaßte er Lerse, eine Rede am Shakespeare-Tage (14. Oktober) zu halten und er selbst verfaßte für diesen Tag eine von Begeisterung überströmende Schrift unter demselben Titel, die in Inhalt und Form, Gedanken und Worten ihren geistigen Urheber Herder nicht verläugnet.

In den Ephemeriden, den Goethischen Aufzeichnungen aus der Frankfurter und Straßburger Zeit, findet sich auch das Wort: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt." Das war die neue Lehre, die Herder in seinen „Fragmenten" der Welt verkündet hatte, die Forderung einer Poesie auf nationaler Grundlage, eine Lehre, die bald des Schülers Seele erfüllte. In der Frühzeit unserer klassischen Litteratur bewegt eine Frage besonders die denkenden und

dichtenden Gemüter, wem der Deutsche nachahmen müsse. Gottsched und seine Schule hatten sich für die Franzosen, die Schweizer für den Dichter des verlorenen Paradieses entschieden, Lessing stellt in der Hamburgischen Dramaturgie Sophokles und Shakespeare als die nachahmungswerten Muster hin. Mit Stolz nannte man Bodmer den deutschen Homer, Gleim den deutschen Anakreon und Tyrtäus, Geßner wurde für uns ein Theokrit und auch eine Sappho besaßen wir in der Karschin. Herders Fragmente zeigen einen ganz neuen Standpunkt, eine bisher unbekannte Auffassung der Poesie, die



Jung Stilling.

aber so einleuchtend, so herrlich war, daß sie, kaum ausgesprochen, siegreich das Feld behauptete. Es war Herders nationales Prinzip, auf die Sprache und Poesie angewandt. Wie jedes Volk, so lehrte Herder, seinen eigenen Charakter und seine eigene Sprache hat, so hat es auch seine eigene Poesie.

Der staunende Schüler hörte die Worte: „Das erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele und mit ihm ist die Sprache erfunden; sie ist eine Sammlung solcher Merkmale, die innere Sprache, die gefühlte, empfundene wird zur äußeren, gesprochenen. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seine Arme um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie

zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen, ein paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen — wie Platons Seele zum Körper, so verhalten sich Gedanken und Wort, Empfindung und Ausdruck. Weil die Empfindung den Ausdruck schafft, darum muß der Dichter in seiner Muttersprache dichten. Sie drückte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worten in unserer Seele die Welt von Begriffen und Worten sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird . . . . in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzt, und unsere Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll."

Daher fort mit der Nachahmung, die wie ein Alp auf den Deutschen lastet; fort mit ihr, weil sie doch das Original nicht erreichen kann, ja eigentlich unmöglich ist. Nicht nachahmen können wir die großen Griechen und Engländer; nur studieren sollen wir sie, unsern Genius an dem ihren entzünden, Geist und Geschmack an Homer bewundern und ihm gleich zu thun trachten, „in seine Fußtapfen treten, aus der ewigen Quelle der Unsterblichkeit trinken, wo er trank, von der Brust der Natur." Damit war der Bann gebrochen, der Weg gezeigt, den der große Genius, der jetzt noch als Schüler zu den Füßen des Lehrers saß, betreten sollte, um ein deutschnationales Werk zu schaffen. Welchen Eindruck diese Lehre auf Goethe machte, erkennen wir aus einem Brief aus Wetzlar, als er die Fragmente Herders gelesen hatte: „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das Wort: wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig habe ich das genossen." Der Dichter in Goethe fühlte sich wunderbar getroffen. Es war das Geheimnis seines Schaffens, das ihm bisher unklar, nun in diesen Worten deutlich entgegentrat; und welch herrlicher Aufschluß! Nun schreibt und dichtet er, wie die Natur ihn unterweist, wie die Empfindung und das Herz ihm gebieten. Für immer ist es nun mit dem Dichten in französischer Sprache vorbei, das er auch noch in Straßburg betrieben hatte, vorbei mit dem Plane nach Paris zu gehen, Goethe wird ein deutscher Dichter. Jetzt werden Regel und Zwang abgeworfen. Nicht Sprachnachahmer ist er mehr, ein gewaltiger Sprachschöpfer wird der Dichter. „In die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte soll der Dichter graben, um Gold zu finden. Wie Prometheus seine Gestalten, so soll er die Sprache von neuem erschaffen." Nun rauscht

seine Rede dahin wie der Bach, der durch Berg und Stein sich Bahn gebrochen, dann durch die Ebene prangend fließt, ureigne Schöpfung, Ausdruck der überschwellenden Empfindung! So läßt er im Götz von Berlichingen den Franz auf Weislingens Spott, er sei über Adelheids Anblick zum Dichter geworden, begeistert antworten:

„So fühlt ich denn in dem Augenblicke, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz"; ebenso Faust dem pedantisch gelehrten Wagner:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt!"

Und ein zweites, nicht weniger Großes ergab sich aus jener herrlichen Lehre. Wenn die Empfindung den Ausdruck schafft, wenn nicht das Wissen, sondern die heilige Empfindung, das freie lebendige Fühlen der Quell wahrer Poesie ist, wenn die erste Sprache überhaupt Poesie war, dann ist die Poesie „nicht Privatbesitz einzelner hervorragender, gebildeter Männer, sondern sie muß Welt- und Völkergabe sein"; damit war das größte Ergebnis Herderschen Denkens ausgesprochen, die Entdeckung der Volkspoesie. Freilich muß dieses Wort gleich eingeschränkt werden. Herder war nicht der erste, der auf Lieder des Volkes aufmerksam machte; Montaigne hatte in seinen Essays darauf hingewiesen und die Engländer hatten schon 1765 eine Sammlung veranstaltet. Auch bei den Deutschen zeigte sich hin und wieder Interesse dafür, so bei Hagedorn und Kleist und Lessing, die auch einige littauische Lieder veröffentlicht haben; aber Herder hat zuerst die Bedeutung und den Wert der Volkspoesie festgestellt und nicht bloß für die bis dahin geltenden Namen Reuterlied, Gassenhauer, Buhllied das einfach schöne Volkslied gesetzt, sondern auch mit der Anschauung eines Gottsched und Nicolai für alle Zeiten aufgeräumt, jener Anschauung, daß diese Dichtung eine Dichtung des Pöbels und für den Pöbel sei. Das geschah durch seinen Aufsatz über Ossian und später durch seine Sammlung der Volkslieder. Der Name Ossian ist heute fast ganz verklungen, die unter seinem Namen gehenden Lieder sind als unecht erwiesen, aber einst wurde Ossian als größter Dichter gepriesen, von Herder Homer und Shakespeare gleichgestellt. In Königsberg hatte Herder zuerst etwas von den Ossianschen Gesängen gehört, 1768 erschien die Uebersetzung von Denis; auf der Reise wuchs seine Begeisterung für den keltischen Helden und Sänger. In Straßburg begann er ihn selbst zu übersetzen. Beides, Ossians Poesie und die althebräische, die er ebenfalls eifrig studierte, führte ihn zu demselben Ergebnis,

daß nicht Poesie und Unkultur, sondern Kultur und Poesie Gegensätze wären. „Je wilder, je lebendiger," heißt es in dieser Schrift, „je freiwirkender ein Volk ist, desto wilder, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen



Joh. Georg Hamann.

auch seine Lieder sein. Alle alten Lieder sind meine Zeugen! Aus Lappland und Esthland, lettische, polnische, schottische und deutsche und die ich nur kenne, je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender." Die Wahrheit der Darstellung, das lebendige Empfinden, das Konkrete, die

lebendige Gegenwart der Bilder, der Zusammenhang der Empfindung und des Ausdrucks, mit einem Wort, die Unmittelbarkeit der Natur ist das Geheimnis des Volksliedes und seiner Erhaltung durch Jahrhunderte. Und diese Wirkung hat Herder selbst an sich am tiefsten und ergreifendsten empfunden, „als er auf der See auf einmal aus dem Tumult der Welt gesetzt, sich auf offenem allweitem Meere, mitten im Schauspiel einer ganz anderen lebenden und webenden Natur .... auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Flut mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtwind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte.“ ....

Man denke sich den jugendlichen Feuergeist, der ähnliches gefühlt, gedacht, aber nicht erkannt hatte, solcher Verkündigung gegenüber. Wie ein abgetragenes Kleid warf er die nichtssagende tändelnde Poesie der Anakreontiker von sich. Auch bei uns giebt's, so hatte Herder sich vernehmen lassen, genug solcher Volkslieder, Provinziallieder, Bauernlieder: „auf Straßen und Gassen und Fischmarkt, und im ungelehrten Rundgesange des Landvolkes“. Er selbst sammelte Lieder aller Völker, um sie in seine „Volkslieder“ aufzunehmen und die kostbaren Schätze der Nachwelt zu erhalten, und der begeisterte Schüler haschte in seinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchen Volkslieder des Elsasses auf und glaubt dem verehrten Lehrer keine größere Freude zu bereiten, als daß er ihm aus Frankfurt zwölf dieser Lieder übersandte. Es waren die alten Lieder vom Pfalzgrafen und vom verkleideten Grafen, vom Zimmergesell, vom Lindenschmidt und vom braunen Annerl, deren Uebersendung er die Worte beifügte: „Ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodie, die wir haben (es sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat) sie soll sie Ihnen abschreiben“ ....

Diese Lehre Herders wird noch wichtiger und für den zukünftigen Dichter von praktischer Bedeutung, weil Herder der Folgerung sich nicht verschließt, daß die Kunstpoesie nur gesunden könne, wenn sie auf die Volkspoesie zurückgehe, oder mit andern Worten, daß jede wahre Poesie Volkspoesie sein müsse.

Ilias und Odyssee, Shakespeares Dramen und die Bibel sind ihm echte und wahre Volksdichtungen. Deshalb ist der Mann, der immer von dem Nationalen ausging, der die Deutschen befreite von der Last und der Lächerlichkeit der Nachahmung fremder Litteratur, nicht etwa ein Gegner dieser fremden Dichtungen; nein, niemand hat größere Verdienste um das Verständnis der Weltlitteratur bei den Deutschen als grade Herder: aber auch hier war es immer derselbe Standpunkt, er erwies das Natürliche, das Nationale als den

Boden, auf dem diese Dichtungen entstanden. Und durch diesen Standpunkt hat er seinem Schüler und später ganz Deutschland erst das wahre Verständnis fremder Dichtung eröffnet; zunächst der Griechen und besonders Homers. Für die Verbreitung Homers in Deutschland brauchte er nicht zu sorgen. Winckelmann hatte beredt und überzeugend dafür gewirkt, Lessing hatte aus Homer die Kunstregeln genommen, auf denen die moderne Aesthetik sich aufbaute, und grade, daß er das thun konnte, war ein Beweis für die Bekanntschaft der Deutschen mit dem großen Griechen. Dann folgt auf der einen Seite eine kritiklose Ueberschätzung, die Homer über alle Dichter aller Zeiten stellte und andererseits eine mäkelnde Betrachtung, die vom Standpunkt der Gegenwart vieles anstößig und lächerlich oder nicht fein, sogar unanständig schalt. Hier griff nun Herder mit der Hervorhebung des nationalen Standpunktes ein und brachte den Maßstab, der bis jetzt giltig geblieben ist. Homer war ein national-griechischer Dichter; er hat nur für Griechen geschrieben und ist auch nur den Griechen wahrhaft verständlich; er war „der glücklichste poetische Kopf“ seines Volkes, aber nicht aller Zeiten. Nur wenn wir den nationalen Boden, auf dem er steht, kennen und uns in die Zeit und Kulturverhältnisse, in denen er dichtete, versenken, daß wir gleichsam in ihnen leben, nur wenn wir seine Sprache so beherrschen, daß sie uns kaum noch eine fremde Sprache ist, können wir ihn genießen. Nicht Dichten lehren wird und kann er uns, aber erforschen können wir, wie er es verstanden hat, den Charakter seines Volkes in seinen Höhen und Tiefen so herrlich darzustellen. In Leipzig war dem jungen Goethe und Oeser Wielands Musarion als die herrlichste Verkörperung der Antike erschienen. Wie mag Goethe jetzt über diesen kindlichen Standpunkt gelacht haben! Nun werden die versäumten griechischen Studien nachgeholt, die die nächsten Jahre einnehmen. Sogar nach Sesenheim begleitet ihn Homer, wie wir aus den Briefen an Salzmann vom Juni 1771 erfahren: „Doch lerne ich schön griechisch; denn daß Sie wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese.“ Wie er das erreicht hat, belehrt er uns in dem Rat, den er dem Baron von Hohenfeld zwei Jahre später giebt: „So Du einen Homer hast, ist's gut, hast Du keinen, kaufe Dir den Ernestischen, da die Klärckische wörtliche Uebersetzung beygefügt ist; sodann verschaffe Dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weisse Karten. Hast Du dies beysammen, so fange an zu lesen die Ilias, achte nicht auf Accente, sondern lies wie die Melodei des Hexameters dahinfließt und es Dir schön klinge in der Seele. Verstehst Du's, so ist alles gethan, so Du's aber nicht verstehst, sieh die Uebersetzung an, lies die Uebersetzung und das Original,

und das Original und die Uebersetzung, etwa ein zwanzig dreißig Verse, bis Dir ein Licht aufgeht über Construktion, die in Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife Deinen Clavem, wo Du wirst Zeile für Zeile die Worte analysirt finden, das Praesens und den Nominativum, schreibe sodann auf die Karten, steck sie in Dein Souvenir, und lerne dran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möcht, dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein dreißig Verse nach dem andern, und hast Du zwei, drei Bücher so durchgearbeitet, verspreche ich Dir, stehst Du frisch und frank vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Uebersetzung Schaufelberg und Karten. Probatum est!"

Scherzend berichtet Herder seinem Freunde Merck: „Goethe fing in Straßburg Homer zu lesen an und alle Helden werden bei ihm so große, schön und frei watende Störche, er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, wo der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Gewiß soll damit die treuherzige Auffassung des begeisterten jungen Homerfreundes charakterisiert werden, dem sich zuerst durch die Herdersche Beleuchtung in der Beurteilung des Dichters von seiner Zeit und seiner Anschauung aus, ein wahres Verständnis der Homerischen Poesie, „der abgespiegelten Wahrheit einer uralten Gegenwart" erschloß. Aus Wetzlar schreibt er im Juli 1772: „Die Griechen sind mein einzig Studium. Zuerst schränkte ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht ich im Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, ich geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindar, wo ich noch hänge." Von den Griechen führte Herder ihn zur nordischen Mythologie und sogar zu den Gestalten der indischen Märchenwelt. Unter den Engländern wird außer Shakespeare Goldsmiths Vicar of Wakefield besonders hochgehalten. Herder liest ihn dem jungen Goethe und dem Landsmann Peglow in der Krankenstube vor und benutzt die Lektüre, um den jungen schnell begeisterten Studenten grausam zu ernüchtern und ihn zu einer höhern und würdigeren Stufe der Lektüre zu erziehen; es ist jene Bildungsstufe, die nicht mit der Wirkung des Stoffes zufrieden ist, sondern erst in der Erkenntnis der Ursachen des Beifalles und der Mittel, die der Dichter angewandt hat, wahre Befriedigung findet.

Gleichberechtigt, ja Homer und Shakespeare noch überragend, wird die Bibel von demselben Standpunkt aus betrachtet und studiert und als älteste Urkunde der Volkspoesie mit einer Goethe bisher fremden Anschauung betrachtet. Diese neue Anschauung war die historische: Die Bibel auf ihre Entstehung hin zu prüfen, sie anzusehen als ein zusammengetragenes, nach und

nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk; so lautete Herders Forderung. Ehrliche Bibelforscher müßten den Bibelfreunden lieb, auch um der Bibel selbst, willkommen sein, ebenso wie eine Kritik, die Widersprüche aufdeckt, den Text reinigt und das Eingeschobene entfernt. „Denn bei allem, was überliefert werde, komme es auf den Grund, das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das ursprünglich Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche." In wahrhaft wissenschaftlicher, geistvoller Weise behandelte Herder die Bibel im Geiste ihrer Zeit litterarisch und ästhetisch. Die mystischen Nebel, mit denen die Herrnhuter die heilige Schrift umgeben, schwinden vor den Augen seines jungen Freundes allmählich. An Stelle der fast abergläubischen Verehrung tritt bewundernde Betrachtung und eifriges Studium. Mögen die kleinen Schriften Goethes, Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** 1773 und die Schrift: „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau 1773," in Straßburg selbst oder erst ein Jahr später geschrieben sein, sie sind durchdrungen von Hamann-Herderschem Geiste. „Die einzig brauchbare Religion muß einfach und warm sein. Von der einzig wahren haben wir nicht zu urteilen," so lautet eine Stelle. Die Grundlage des Glaubens ist die Empfindung, das Gefühl; mit seinem Lehrer predigt Goethe ein Gemütschristentum gegenüber dem Christentum des Verstandes, und wie er mit Hamann eifert gegen den Rationalismus, will er einen Mittelweg finden zwischen der rechten Aufklärung und dem orthodoxen Glauben; der heuchlerischen Toleranz aus Gleichgiltigkeit setzt er die wahre Toleranz aus dem Glauben entgegen. Gläubig zu sein, aber nicht Sklave des toten Buchstabens, das war die Lehre des Pastors. „Ich möchte beten, wie Moses im Koran: Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust." Auch hier nach Herders Lehre auf sich allein, auf sein Gefühl vertrauend, ruft er aus: „Der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles."

Auf die Frage, woher die großen Dichter Homer und Shakespeare ohne theoretische Kenntnisse so Großes hätten schaffen können, weist Herder, soweit er nicht schon darauf geantwortet hatte, auf die Kraft des Genies hin. Herder ist der Vater der Genieperiode und des Sturmes und Dranges, weil er das Recht des Individuellen verficht. Auf sich selbst zu stehen, aus sich selbst alles hervorbringen, seiner eigenen Natur treu bleiben oder wie er es nannte, seinem Genius folgen, das war eine der ersten Forderungen Herders. Wie er einmal an seine Braut schreibt, hatte er die feste Ueberzeugung, „daß jeder Mensch ein Genie habe, das ist im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttlich prophetische Gabe, die ihn leitet . . . ein Licht, das uns . . .

auf dem dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick vorwirft: Das war der Dämon des Sokrates . . ." Mit andern Worten: die Grundlage aller Aesthetik bleibt das eigene Gefühl, der Genius, das Genie, das ein Teil Schöpfungsgabe Gottes ist. Aber wenn später die Stürmer und Dränger, auf ihr Genie pochend, maßlos im Leben und maßlos in der Kunst sich geberdeten, so waren sie weit von Herders Meinung abgewichen. Rücksichtslos gegen sich selbst, verlangte er von anderen und so auch von Goethe Festigkeit, Bestimmtheit und wie sein Lehrer Hamann bei jeder Thätigkeit die Vereinigung aller Kräfte. Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft und Virtuosität, „Angeborne Großheit giebt herrliche Thatkraft," zitiert Goethe aus seinem und Herders Lieblingsdichter Pindar. Das Gefühl und die Empfindung macht freilich den Dichter; aber er kommt nicht über dilettantische Versuche hinaus, wenn ihm die technische Tüchtigkeit abgeht. „Es ist alles so Blick bei Euch, sagtet Ihr mir oft," schreibt später einmal Goethe an Herder, „wenn ich überall herumspaziert bin, überall nur drein geguckt habe, nirgends zugegriffen." „Der innere Gehalt ist Anfang und Ende der Kunst," war seine Erkenntnis in Leipzig; „aber nicht nur der Inhalt der Dichtung muß groß, ergreifend, gewaltig sein, sondern auch die Form und nicht nur die äußere, sondern auch die innere Form, die Klarheit und Schönheit der Sprache, die Wahl des Ausdrucks, die lebendige konkrete Darstellung, sangbares dem Liede angepaßtes Metrum, kurz die Vereinigung aller dichterischen Kräfte auch für das kleinste Gedicht, um das zu erreichen, was als das Höchste und Herrlichste immer gelten wird, das Volkslied." So hohe Forderung war von dem jugendlichen Dichter nicht gleich zu erfüllen, manches ward ihm erst in späteren Jahren klar: die Straßburger Lieder sind zum Teil noch anakreontisch gehalten, aber den großen Fortschritt verrät schon das liebliche Lied: Kleine Blumen, kleine Blätter, das gewissermaßen die Krone der Anakreontik ist. Und nun beginnt der Einfluß des Volksliedes und der Herderschen Lehre. Man vergleiche nur, um das einzusehen, die tändelnden Lieder der Leipziger Zeit mit dem Gedicht:

„Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah" —

in dem jedes Wort Leben und Bewegung, jeder Vers Thätigkeit und Hand-

lung ausdrückt, Natur und Liebe einfach und schön sich einen; und den Gipfel dieser Kunst erreicht er in seiner Umdichtung eines alten Liedes: Das Haidenröslein. Es war vielleicht ein kleiner Akt der Rache für all die Unbill und Mißachtung, die Goethe von seinem Lehrer zu erdulden hatte, wenn er sein Gedicht: „Sah ein Knab ein Röslein stehn", das die Erfüllung der Herderschen Forderung brachte, Herder als altes Volkslied übergab; daß dieser es auch in seine Sammlung der Volkslieder aufnahm, war ein schöner Triumph des so demütigend behandelten Dichters über seinen Lehrer, der gar nicht ahnte, wem er seine Lehren zu teil werden ließ.

Wie nichtig und schal kam Goethe jetzt die Poesie der Anakreontiker vor, wie hohl und eitel das Gebaren Gleims und der Schweizer, die durch wechselseitiges Schönthun, Geltenlassen, Heben und Tragen sich selbst zum Ruhme verhalfen. Herder zerstörte dem Jüngling die Freude an seinen bisherigen Lieblingen, denn seine Kritik ließ eigentlich nur Klopstock an dem Himmel der vaterländischen Litteratur als bedeutenden Stern stehen.

Und nicht bloß den Dichter, den ganzen Menschen verwandelte Herders Lehre. Auf Goethe, den Kunstfreund und ausübenden Künstler, war seine Wirkung nicht minder groß als auf den Dichter. Zwar haben wir kein unmittelbares Zeugnis dafür, zwar hat Herder der Goethischen Schrift von deutscher Baukunst, dem Hauptdenkmal der Zeit, nicht überall zugestimmt, aber schon die Thatsache, daß die ersten Abschnitte der genannten Schrift in Straßburg geschrieben sind, und daß Hamann sie zuerst für ein Werk Herders hielt, sollte auch denen genügen, die äußere Beweise verlangen. Doch wir bedürfen dieser gar nicht. In dem leidenschaftlich erregten Stil, in den abgerissenen Sätzen, dem absichtlichen Halbdunkel des Sinnes, „der Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen", wird man leicht die Hamann-Herdersche Weise erkennen, in den leitenden Gedanken der Schrift aber Herders nun schon nach so vielen Seiten als fruchtbar und schöpferisch nachgewiesene Idee vom Nationalen und Individuellen wiederfinden. Denn weg mit der fremden Kunst, mag sie griechisch oder französisch oder italienisch heißen, fort mit der Nachahmung, es ist nur in einem Heil, in der eignen Schöpfung des deutschen Geistes, in einer deutschnationalen Kunst, das ist das Leitmotiv der Schrift. Schon der Titel besagt, daß Goethe die gotische Kunst als deutsche ansah. Ein solcher Genius, ein Genie, das, auf dem Charakter seines Volkes fußend, aus sich allein heraus Gewaltiges erschuf, ureigen-original, wie es Herder predigt und verlangt, war dem begeisterten Jüngling der Erbauer des Domes, Erwin von Steinbach, dem er entgegenjauchzt und dem er fast überirdische Ehren erweist. Wie der erste Anblick des Münsters den Schüler Oesers wankend

werden ließ und wie er, der noch vor kurzem mit Verachtung und Hohn von der gotischen, der barbarischen Kunst gesprochen hatte, nun dem großen Genius Erwin voller Scham das Unrecht abbat, das haben wir schon erfahren. Jetzt hieß es, das Kunstwerk studieren, um die Bewunderung zur Kenntnis zu gestalten.

„Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahndungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst Du, lispelte er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig; und siehst Du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größe hab ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zur Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! Das all war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern, erhabnen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne, schlanke Gestalt hab ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich aus dem Schlummer weckten."

Mit Freund Lerse saß er manchmal stundenlang auf den Zinnen. „Dort entstand," erzählte Lerse, „Goethes Erwin," oder er saß mit den Freunden auf der Plattform und sie begrüßten mit perlendem Weine die scheidende Sonne. „Denken Sie," so schreibt er später an den befreundeten Theologen Röderer in Straßburg, „auch auf dem Münster an mich. Und wenn Sie meinen Namen in einem der Eckpfosten sehen, so ahnden Sie sich dahinauf zu mir in jene Zeit zurück und fühlen Sie alle Wonne, die ich fühlte."

Wie er so aus dem zweifelnden Bewunderer zu einem überzeugten Verteidiger und Kenner der Gotik und des Münsters wurde, dem er sogar sein tiefstes Geheimnis entlockt, das hat er in Dichtung und Wahrheit ausführlich und schön dargestellt. Nun traf auf das natürlichste Herders Lehre mit der neugewonnenen Kunstanschauung zusammen. Nicht das schöne Ideal

der Antike, wie es Lessing und Winckelmann priesen, will er nun noch anerkennen, die charakteristische, aus der eigenen Natur, dem nationalen Boden hervorwachsende Kunst ist ihm die wahre. „Ist die deutsche Kunst nicht so glatt und schön, dafür ist sie inniger, selbständiger, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, rauher und wilder, aber auch groß und lebendig." Auch hier soll das Gefühl, die Empfindung den Künstler machen. Statt der weichen Lehre neuerer „Schönheitelei" eines Oeser zu huldigen, statt der Anbetung der „französisch geschmückten Puppenmalerei", sollte der Deutsche Gott danken, laut verkündigen zu können: „Das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos." Die Franzosen haben durch „theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner!" „Auf keinen fremden Flügeln und wären's Flügel der Morgenröte!" soll der deutsche Genius emporgehoben werden, aus eigner originaler Kraft, durch keine Regel verkümmert, dem Gefühl und der eignen Empfindung allein folgend, so soll der große Deutsche das ersehnte Ideal Herders verkörpern: ureigne deutsche Dichtung und ureigne deutsche Kunst. Und dasselbe predigt „die dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" im Juli 1775, dasselbe die kleine Schrift „Nach Falkonet und über Falkonet": „Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfnis, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft und weh' dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern . . . . Geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt." Wie Frühlingsrauschen weht es durch diese leidenschaftlich bewegten Schriften des jungen Goethe, die ersten Boten einer neuen Zeit.

Kein schöneres Schauspiel, als dieser gottgesegnete Jüngling, der im Gefühl einer ungewöhnlichen Kraft und nun befreit von allen Fesseln fremden Geistes die Welt aus den Fugen heben und die neuen großen Ideen verkörpern und verwirklichen will. Diese Schriften sind der erste Schöpfungsakt der großen geistigen Revolution; in ihnen kündigt, „wie aus dumpfer, grauer Ferne leise wandelnd sich der Sturm an. Doch der Schiffer steht männlich an dem Steuer. Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet scheiternd oder landend seinen Göttern."

Was Hamann und Herder empfunden, geahnt, gehofft, der verlachte und gering geschätzte Jüngling macht den Traum zur Wirklichkeit. Zum Riesen plötzlich umgeschaffen, streckt er sich erhebend seine Hand aus, und eine neue Welt erhebt sich auf den Trümmern der alten. Goetz und Faust wurzeln in der Straßburger Zeit.

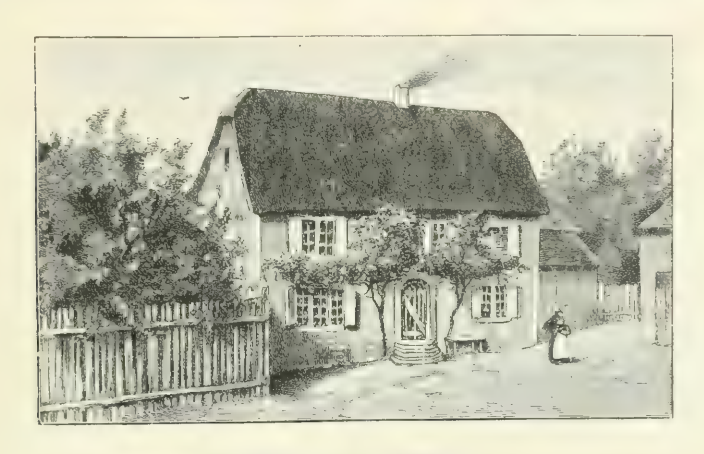
Aber bevor diese gewaltigen, hier erst keimenden Pläne reiften, sollte das Herz des Dichters von dem größten Glück und dem größten Schmerz erfüllt werden, sollte die allgewaltige heilige Liebe den ganzen Menschen erfassen, um in ihm die schlummernden Gefühle der höchsten Lust und des tiefsten Leides zu erwecken, daß er sie der Menschheit offenbare zu ihrem Trost, zur Freude und seelischen Erquickung. „Wie liebe mit leide ze jungest lonen kan", diese schmerzliche Erfahrung mußte ein herrliches Mädchen an sich selbst erfahren, um dem Liebenden und Geliebten mit einem Zauberstab den Quell nie geahnter Lieder zu eröffnen und selbst durch das Leid zur Unsterblichkeit einzugehen.

Die beiden bedeutendsten Momente in der Straßburger Zeit Goethes, die Bekanntschaft mit Herder und mit Friederike Brion, fallen fast in dieselbe Zeit; aber während Herders Umgang und Lehre mit einer fast an Kühle streifenden Objektivität in Dichtung und Wahrheit dargestellt wird, geht durch die Schilderung Friederikens und des Goethischen Liebesglücks eine Wärme und Empfindung, ja eine Leidenschaft, die jeden Leser mit sich fortreißt und die Episode zu einem tragischen Drama gestaltet, das wir selbst in allen Phasen mitzuerleben meinen. Soll doch der Greis Goethe bei dem Diktat dieser Schilderung oft selbst aufs tiefste ergriffen worden sein. Die Kunst und ihre Mittel, die Goethe hier angewendet hat, sind uns wiederholt von geistreichen Männern klargelegt worden; aber die Gründe dafür, daß der Verfasser grade diesem Abschnitt so große Liebe, Kunst und Ausführlichkeit gewidmet hat, liegen nicht bloß, wie man gemeint hat, in dem Bestreben, Friederikens Vorzüge so sehr als möglich erstrahlen und seine eigene Schuld so groß als möglich erscheinen zu lassen; es gab dafür noch einen anderen, innerlicheren, mehr mit dem Wesen einer Biographie zusammenhängenden Anlaß: Examen und Promotion schlossen zwar die Lehrjahre äußerlich ab, Herders Ideen gaben dem Dichter eine abschließende Erkenntnis, aber den Menschen Goethe ließ zum Manne reifen die tiefe und wahre Liebe zu einem so edlen und lieben Mädchen wie Friederike. Was er einst in Hermann und Dorothea gesagt hat: „Wahre Liebe vollendet sogleich den Jüngling zum Manne", das zu schildern war der leitende Gedanke des Dichters bei dieser Darstellung.

Der Vermittler der Bekanntschaft war Freund Weyland, der Sohn eines Frankfurter Bürgers. Mit ihm war Goethe schon im Juni 1770 als Begleiter Engelbachs nach Saarbrücken geritten, wo er den Regierungsrat Schöll, Weylands Schwager und Bruder der Frau Pfarrerin Brion in Sesenheim, kennen lernte. Diese Bekanntschaft war der Anlaß zu einem Abstecher

nach Sesenheim, wo Weyland und Goethe etwa am 10. Oktober 1770 zum Besuch eintrafen.

Das Dorf Sesenheim liegt fünf Meilen nordöstlich von Straßburg, jetzt an der Eisenbahn, die von Straßburg nach Lauterburg führt. Die meisten Wanderer, die aus Pietät diesen nur durch Goethe berühmt gewordenen Ort aufsuchen, werden ihn enttäuscht wieder verlassen. Uns modernen Menschen kommt die Goethische lobpreisende Schilderung der Gegend etwas übertrieben vor. In einer weithin sich ausdehnenden fruchtbaren Ebene liegt das freundliche Dörfchen, umgeben von Obstbäumen, da; ruhig und fern vom großen Verkehr, da die unmittelbar vorübergehende Landstraße seit Eröffnung der Bahn immer weniger benutzt wird. Von dem jetzt Friederikenruhe getauften Hügel, einem



Das Pfarrhaus in Sesenheim.

alten Hünengrab unweit des Bahnhofes, hat man, besonders bei Sonnenuntergang, eine prächtige Fernsicht. Nach allen Seiten hebt sich der Wald malerisch von den grünen Wiesen ab, im Osten zeigen sich die tiefdunklen Berge des Schwarzwaldes, im Westen die ferne Kette der Vogesen. Zu Goethes Zeit, so belehrt uns ein Nachfolger Brions, war die nächste Umgebung schöner und weniger einförmig. Damals zogen sich die Waldungen bis an das Dorf, und kaum eine Viertelstunde vom Dorf floß ein breiter Arm des Rheins, auf dem die Schiffe, die von Mainz nach Straßburg wollten, ihren Weg nahmen, und der viele mit Gesträuch bewachsene Inseln bildete. Ein Bach, der sich mitten durch das Dorf an der Kirche vorbei schlängelte, belebte die Landschaft. Das evangelische Pfarrhaus, das unweit der Kirche und dem mit Schiefer gedeckten Kirchturm steht, ist nicht mehr dasselbe, es

steht auch nicht mehr genau an derselben Stelle, wie das alte, schon zu Goethes Zeiten baufällige Haus. Wir bringen ein Bild des alten Hauses, das so teure Erinnerungen barg, wie es der elsässer Gelehrte Aug. Stöber zuerst veröffentlicht hat. In dem Eckzimmer des oberen Stockwerkes rechts auf dem Bilde hat Goethe gewohnt. Noch erhalten im alten Zustande ist die Scheune und ein Teil der berühmten Jasminlaube, in der Goethe den Mädchen Märchen erzählte und dichtete, nur daß die Laube später an eine andere Stelle verpflanzt worden ist.



Die Kirche in Sesenheim.

Als Weyland und Goethe in die unten links gelegene Wohnstube traten, trafen sie zuerst den würdigen, damals 53jährigen Pfarrherrn von Sesenheim, Johann Jakob Brion, einen „kleinen, in sich gekehrten“, aber doch freundlichen Mann, der den Gast sofort in ein Gespräch über den von ihm gewünschten Neubau des Hauses verwickelte. Vater Brion war ein orthodox gesinnter, aber gutmütiger Mann, ein wahrer Hirte seiner Gemeinde, dabei heiter, gesellig und so gastfrei, daß er gern auch Fremde, Studenten aus Straßburg oder Offiziere vom Fort Louis, bei sich sah.

Etwas ausführlicher schildert Goethe die damals im 45. Jahre stehende Mutter; „man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu

scheuen; man bemerkte an ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt". Von zehn Kindern, die dem Ehepaar geboren worden waren, lebten noch vier Töchter, unter denen die älteste Tochter in Karlsruhe verheiratet war, und ein spätgeborner Sohn, Christian mit Namen, damals acht Jahre alt. Die zweite mit Goethe gleichalterige Tochter, Maria Salomea, ein durchaus praktisches, dem Hausstand sich gern widmendes Mädchen, zeigte sich gleich bei Goethes Ankunft in ihrer Vielgeschäftigkeit und Lebhaftigkeit und in ihrer Sorge um die etwas leidende Schwester Friederike. Die jüngste Tochter wird von Goethe nicht erwähnt.

„In diesem Augenblick trat Friederike," so lautet Goethes Darstellung, „in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie Nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Kopfes der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Andere Zeitgenossen schilderten sie als „von Gestalt über mittelgroß, schlank, hager, mit blondem, lockigem Haarwuchs, blauen Augen und länglichem, sehr freundlichem Gesicht".

Welchen Eindruck dies liebliche, damals 18jährige Mädchen auf Goethe machte, läßt sich noch aus der Schilderung des Greises erraten. Die Lieblichkeit und Anmut der Geliebten zu schildern, wird er nicht müde: In der freien Natur und im Zimmer, im Gespräch und beim Gesang, im Tanz und beim Spiel, im Gehen und Laufen, im Verkehr mit der Familie, den Gästen, den Dorfbewohnern und den Städtern, überall trat die Naivetät, die besonnene Heiterkeit, die Grazie und Leichtigkeit der Bewegung lieblich hervor. „Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern."

Friederikens echt deutsche mädchenhafte Zurückhaltung, ihre selbstlose Liebe und kindliche Keuschheit wirken um so herzerfreuender und schöner auf

uns, da sie so stark abstechen von der feurigen Begehrlichkeit und Verliebtheit der Französin Lucinde oder Leonore, wie sie wirklich hieß, der Tochter des Tanzmeisters, von deren stürmischer Leidenschaft der Dichter nicht ohne Absicht kurz vorher berichtet. Aller Herzen gewinnt Friederike ungesucht, sie herrscht



Das Falcksche sogenannte Friederikenporträt.

durch Anmut und Liebenswürdigkeit. Wir besitzen einen Brief Goethes an eine Freundin, am 14. Oktober 1770, gleich nach seiner Rückkehr aus Sesenheim nach Straßburg geschrieben: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschafft der liebens=

würdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.“ Vom nächsten Tage ist uns sogar durch einen Zufall ein Brief — leider der einzige — von Goethe an Friederike, wenn auch nur im ersten Entwurf erhalten: „Liebe neue Freundinn,“ so beginnt er, „Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bisschen günstig sein?“

So begann denn nun ein eifriger mündlicher und schriftlicher Verkehr zwischen Straßburg und Sesenheim. Briefe und Bücher wanderten gar oft Freitags mit des Pfarrers Wagen nach Sesenheim, der dann am Donnerstag darauf die langersehnte Antwort brachte. Im November 1770 folgt wieder ein Besuch Goethes, und im Dezember macht die Freundschaft der beginnenden Neigung Platz: „der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der innersten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern“. Auf die Einladung zum Weihnachtsfest antwortet der junge Dichter mit dem bekannten kleinen Liede: „Ich komme bald, ihr lieben Kinder“, dann aber mag der böse Winter dem Verkehr ein Ziel gesetzt haben. Man hat es als besonderes Kunstmittel Goethes gepriesen, daß er die Bekanntschaft der beiden Liebenden in Dichtung und Wahrheit aus dem Oktober in den Frühling und Sommer verlegt habe. Aber in der Wirklichkeit hat er wenig geändert, in der Zeit, da alle Knospen sprangen, ist in beider Herzen die Liebe aufgegangen. Kaum ist der Frühling erwacht, so treibt ihn die Sehnsucht nach Sesenheim, und die Gewißheit des baldigen Wiedersehens entlockt ihm das hübsche Lied: „Balde sehe ich Rieckchen wieder, Balde, bald umarm' ich sie, Munter tanzen meine Lieder Nach der süßen Melodie“, das der Freude über das Liebesglück und der neu erwachten Sangeslust Ausdruck giebt. Damals sandte er ihr ein mit Rosenblättern von ihm selbst bemaltes Band mit jenem lieblichen Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter“, in dem er die Aufrichtigkeit seiner Empfindung und seiner Treue mit den Worten versichert:

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich' mir Deine liebe Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Im Beginn des Frühjahrs fand auch das Fest in Sesenheim statt, von dem er in Dichtung und Wahrheit so ausführlich berichtet. „Ich genoß,“ so erzählt er, „an der Seite des lieben Mädchens die herrliche Sonntagsfrühe auf dem Lande.“ — „Ihre besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn und Voraussehen“, alle diese ihre Vorzüge zu überdenken hatte er Zeit genug, als er an ihrer Seite einer Predigt des Vaters zuhörte.

Und nun in der Gesellschaft selbst war es bewundernde Freude für ihn, zu sehen, wie sie allein durch ihr Wesen den Mittelpunkt bildete. Sie war überall, mußte immer beim Spiel zu helfen oder zu raten, den Verdrießlichen zu erheitern, Langeweile durch hübsche Einfälle und Abwechselung in den Spielen zu verscheuchen, ohne dabei des liebenden Jünglings zu vergessen, dem ein Blick, ein Händedruck beim Tanze, der Kuß beim Pfänderspiel sagte, was keiner der Gäste ahnen sollte. Endlich war es beiden möglich sich wegzustehlen; Hand in Hand wanderten sie zum Nachtigallenwäldchen, dem Lieblingsplatz Friederikens, von Goethe Friederikens Ruhe genannt, und selig durch die Liebe schwuren sie sich durch Kuß und Umarmung ewige Liebe. Namenlos glücklich über die Liebe dieses herrlichen Mädchens schrieb er wohl an diesem Abende in dankbar erregter, frommer Stimmung die Verse:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß mich morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Die Liebe stand auf ihrem Höhepunkte. Es war die Zeit des reinsten Genusses, da Gedanken an das Ende, an die rauhe Wirklichkeit vor der Leidenschaft sich noch nicht hervorwagten. Die Eltern trauten Friederikens Gesinnung und Goethes Rechtlichkeit, und die damalige Sitte des freien Verkehrs erlaubte den Liebenden, Tage des höchsten Glückes mit Freunden oder für sich allein zu leben; dazu kam die schöne Natur: „Man durfte sich nur,“ so lesen wir in Dichtung und Wahrheit, „der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend.“

Liebe und Frühling weckte in der Brust Goethes die Lust zu dichten. Was Herder ihn gelehrt hatte, das konnte nun durch die Liebe bethätigt werden; und so dürfen wir gewiß die Lieder, in denen er urplötzlich als der erste Lyriker der Deutschen auftritt, und die an einfacher Schönheit und wahrem Gefühl sich den besten Volksliedern an die Seite stellen, dieser Zeit zuweisen: Das Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur", „Willkommen und Abschied", und die Krone aller, das „Röslein auf der Heide":

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden.

Goethe hat seine Schuld an Friederikens Unglück nie geleugnet; aber sein Vergehen bestand nicht sowohl darin, daß er Friederiken nicht geheiratet hat; denn das war bei seiner Jugend, bei der Verschiedenheit der inneren und äußeren Verhältnisse unausführbar und wäre schon an dem Widerstande des Vaters gescheitert; daß eine Verbindung beide elend und unglücklich gemacht hätte, will ja auch das in die Erzählung ursprünglich eingeflochtene Märchen von der neuen Melusine andeuten. In dem Leichtsinn vielmehr, der ihn im Liebesrausch Versprechungen machen oder Hoffnungen erregen ließ, die er nie erfüllen konnte, und in dem Mangel an dem Mut der Entschließung ist Goethes Schuld zu suchen.

Daß er Herdern nicht in seine Liebe einweihte, war selbstverständlich, aber in Freund Salzmann, mit dem ihn mehr gemütliche als wissenschaftliche Bande verknüpften, hatte er einen treuen Warner und Mahner zur Seite. Mit Besorgnis und Kummer hatte dieser die wachsende Leidenschaft gesehen. Als es zu spät war, gedachte der Liebhaber der Warnungen; eine gedrückte Stimmung spricht aus dem Briefe vom 22. Mai aus Sesenheim, wohin er zu Pfingsten wieder geritten war: „Um mich herum ist's nicht sehr hell; die Kleine (Schwester Sophie) fährt fort traurig krank zu sein und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht." An dem Tanzvergnügen am Pfingstmontag hatte er bis in die Nacht teilgenommen, wobei er sogar des Fiebers und Hustens vergaß. „Und doch, wenn ich sagen könnte," fährt er darüber berichtend fort, „ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles." Aber trotzdem kann er sich nicht losreißen; er bleibt über vier Wochen in Sesenheim, genießt das Glück der Liebe in vollen Zügen; er macht sich wohl in einsamen Stunden bittere Vorwürfe, ohne aber zu einem Entschluß zu kommen. In einer solchen Stunde, gegen Mitte Juni, mag der Brief an Salzmann geschrieben sein: „Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen

Winde am Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine anima vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist."

Dieser peinigende Gedanke, daß er die einfachen, braven und lieben Leute, die ihn schon für den Ihrigen hielten, betrüge, verfolgt ihn, solange er in ihrer Mitte sich aufhält. „Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! — Adieu, lieber Mann," so schließt der Brief, „verzeihen Sie mir alles." Die Zugabe zu diesem Glück war die Bedingung, es nur genießen zu können mit Verzicht auf die Freiheit, auf die Entfaltung der gewaltigen Kräfte, die er in sich ahnte und die Herder in ihm geweckt hatte, und das Bewußtsein, in dem Genuß dieses Glückes die Geliebte und sich selbst elend zu machen.

Ohne eine Entscheidung getroffen zu haben, kehrte er endlich nach Straßburg zurück, aber durch einen Stadtbesuch der Mutter und Tochter wird noch mehr der Abstand der beiden Liebenden klar und darum die Unmöglichkeit der Verbindung. Er kommt nun seltener nach Sesenheim, doch dafür wechseln die Briefe zwischen beiden häufiger. „Die Abwesenheit machte mich frei," so erzählt er von dieser Zeit, „und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden."

Die Zeit der Abreise aus Straßburg nahte heran. Noch einmal wollte der Liebende Friederike sehen. An dem Abend, bevor er nach Sesenheim ritt, schrieb er an Freund Salzmann: „In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!" . . .

Den eigentlichen Abschiedsbrief schrieb er erst von Frankfurt aus. „Die Antwort Friederikens — so berichtet er später — zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich an mir herangebildet hatte . . . Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmale schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Goethes Reue und seine Sorge um die verlassene Geliebte, die sein

Abschied in eine schwere Krankheit stürzte, spricht aus seinen Briefen, am meisten aber spiegelt sie sich in der Schöpfung der beiden Marien in Götz und Clavigo, die ähnliches Schicksal leiden mußten. Als er das Exemplar des Götz, das für Friederike bestimmt war, an Salzmann sandte, schrieb er dazu: „Die arme Friederike wird sich einigermaßen getröstet finden, wenn der Ungetreue vergiftet wird.“ Erst nach acht Jahren, als er auf der Schweizerreise Sesenheim berührte, fand er Ruhe und Versöhnung mit sich selbst.

Am 13. März 1780 findet sich im Tagebuch die Notiz: Guter Brief von Riekchen B. So schließt Liebe, Leidenschaft und Schuld mit herzlicher Freundschaft. Friederike starb am 3. April 1813 unvermählt in Meissenheim. Ihre Verherrlichung in Dichtung und Wahrheit hat sie nicht mehr gelesen.



Die letzte Zeit des Aufenthaltes in Straßburg sollte der Beendigung der Dissertation gewidmet sein. In dasselbe Semester fällt noch die Anknüpfung der Beziehungen zu einem höchst talentvollen, aber durch seinen Charakter unglücklichen jungen Dichter. Im April 1771 war der zwanzigjährige Student der Theologie, Jakob Michael Lenz, als Reisebegleiter zweier kurländischer Barone von Kleist aus Livland in Straßburg angekommen, um hier den Studien der schönen Wissenschaften zu leben. Seine Reise war eine Flucht vor dem harten und streng orthodoxen Vater, einem Geistlichen in Riga; darum war Lenz auf sich selbst angewiesen, Wohnung und Tisch hatte er bei den Baronen von Kleist, für das übrige mußte er durch Privatstunden sorgen. Der geistreiche Jüngling, lernbegierig und thaten=

durstig, suchte Eintritt in die Salzmannsche Gesellschaft. Als Gast las er dort seine „Anmerkungen über das deutsche Theater“, wurde bald das bedeutendste Mitglied der Gesellschaft und mehrere Jahre darauf der Gründer einer ähnlichen, der „Gesellschaft für deutsche Sprache“. In diesem Kreise lernte er Goethe kennen. „Klein, aber nett von Gestalt,“ so wird er von diesem geschildert, „ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“

Gemeinsame Bestrebungen und Gesinnungen, insbesondere die Verehrung Shakespeares, führte beide häufig zusammen; aber die Freundschaft zwischen ihnen entstammt erst einer späteren Zeit.

Die Tage der Trennung rückten immer näher, nur die Promotionsangelegenheit hielt Goethe noch in Straßburg. Sie verzögerte sich, weil die von ihm eingereichte, De legislatoribus betitelte Dissertation, von der Fakultät zurückgewiesen wurde. In ihr hatte Goethe dem Gesetzgeber das Recht zugewiesen, einen gewissen Kultus festzusetzen, an den alle Unterthanen gebunden wären; nur sollte davon die persönliche Ueberzeugung des einzelnen nicht berührt werden. Es verrät die engherzigen Anschauungen der Universität, daß Goethe durch seine Dissertation, wie einer der Professoren schreibt, in den Ruf eines überwitzigen Halbgelehrten und eines wahnsinnigen Religionsverächters gelangte. Auf Anraten des Dekans entschloß sich Goethe anstatt, wie der Vater wollte, für die Doktorenwürde mit einer Disputation, für die Licentiatenwürde mit Thesen zu promovieren. Nachdem die 56 Thesen gedruckt waren, ging am 6. August 1770 die lateinische Disputation vor sich, bei der der Opponent, Lerse, Goethe einmal so in die Enge trieb, daß dieser auf deutsch ausrief: „Ich glaube, Bruder, Du willst an mir zum Hektor werden.“

So wurde Goethe zum Verdruß seines Vaters, der übrigens eine Abschrift der Dissertation erhielt, nur Licentiat, nicht Doktor. Als er bereits in Frankfurt war, erhielt er zwar durch Salzmann die Anfrage, ob er nicht nachträglich doktorieren wolle; er lehnte aber ab mit der Begründung, „daß er am Licentieren satt habe und daß in Deutschland beide Gradus gleichen Wert hätten.“

Die Rückreise, die Goethe etwa in der Mitte des August antrat, benutzte er zu einem Aufenthalt in Mannheim, um hier zu sehen, was ihm

in Dresden entgangen war, Abgüsse der besten antiken Statuen, die der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz aus der Düsseldorfer Sammlung nach Mannheim hatte bringen lassen. Welchen Eindruck muß „dieser Wald von herrlichen Statuen“ auf den Kunstenthusiasten, der bisher wenig mehr als den Laokoon gesehen hatte, gemacht haben. Auch hier weckte diese Gruppe, die Lessing und Winckelmann in den Vordergrund des Interesses gestellt hatten, seine größte Aufmerksamkeit. Vor dem Kunstwerk gewann er neue Anschauungen und Ideen, die sich ihm später bei dem Anblick des Originals befestigten und die er 1797 in jenem berühmten Aufsatz über Laokoon niedergelegt hat. Auch an einem Vorgeschmack antiker Architektur sollte es nicht fehlen; der Abguß eines Kapitäls des römischen Pantheons hätte fast, wie er später meint, den Glauben „an die nordische Baukunst“ in ihm erschüttert; aber dauernde Einwirkungen konnte dieser flüchtige Besuch nicht haben; damals lebte und webte Goethe in der Gotik. Noch in den letzten Tagen des Straßburger Aufenthalts gelang es ihm, dem Dom „sein Geheimnis zu entlocken“. Er fand durch unablässige, liebevolle Vertiefung in die Schönheit und Technik des Kunstwerks, daß auch der anscheinend fertige Turm nicht vollendet sei, daß vielmehr nach der Absicht des Erbauers auf die vier Schnecken noch vier leichte Turmspitzen kommen sollten. Zu seiner Freude gaben ihm der Orgelbauer und Altertumsforscher Silbermann und die Originalrisse recht; eine Kopie des Grundrisses ließ er sich nach Frankfurt senden.

So steht denn das große Werk deutscher Kunst am Ausgang des Straßburger Aufenthalts Goethes, wie es seinen Eingang segnete. Bis in die Wolken ragend, frei und niemand unterthan, deutsch, trotz langer Fremdherrschaft, ist das Münster selbst ein Bild des Jünglings, der, nun befreit von allen Fesseln fremder Zucht und Bildung, zur Wahrheit und Natur zurückgekehrt, sich mit Riesenkräften emporhebt, um, alles überragend, der Menschheit ein Verkünder zu werden der Größe deutschen Geistes und deutschen Wesens.





Das Forsthaus bei Frankfurt a. M.

III.

Advokat und Dichter.

1.

Als Wolfgang kurz vor seinem Geburtstage nach Frankfurt zurückkehrte, fand er in der Familie wenig geändert. Im Februar 1771 war der Großvater, der alte Stadtschultheiß gestorben, aber darauf war der Enkel schon bei seiner Abreise gefaßt gewesen. Denn von dem Schlaganfall im August 1768 hatte der körperlich und geistig schwach gewordene Mann sich nicht mehr erholt. Wichtig für die Lebensbahn des jungen Juristen wurde die bald nach dem Tode des Stadtschultheißen erfolgte Ernennung seines Sohnes, des Advokaten Dr. Joh. Jost Textor, zum Senator. Dadurch war für Wolfgang nach den Gesetzen der Stadt der höhere Staatsdienst verschlossen. Aber des Vaters Wunsch für den Sohn ging auch mehr auf die Stellung eines freien Advokaten. Daß er dieses Ziel nun bald erreichen konnte, war ihm eine große Freude. Durch die Erwerbung der Licentiatenwürde hatte Wolfgang die Berechtigung erworben, um Zulassung zur Advokatur nachzusuchen, und der ungeduldige Vater konnte es kaum erwarten, bis das geschah. Dem schon am 28. August 1771 eingereichten Gesuch fügte Wolfgang die Bemerkung hinzu, „daß er die Advokatur nur als Vorbereitung betrachte, zu denen wichtigeren Geschäften, die einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen, gefällig seyn könnte“.

Schon am 2. oder 3. September wurde Goethe nach der Gewährung des Gesuchs als Bürger und Advokat vereidigt; bald darauf begann seine Thätigkeit. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie der Vater mit dem

jungen Advokaten wieder jung wird. Jetzt bot sich für ihn eine treffliche Gelegenheit, die eigene juristische Gelehrsamkeit zu erweisen, und die einst so heiß ersehnte Thätigkeit nun wirklich ausüben zu dürfen. So studiert denn der Vater fleißig die Akten, während der Sohn interessantere Dinge betrieb; das Ergebnis wurde dem jungen Advokat mitgeteilt, der, sobald eine Einigung mit seinem Referenten erfolgt war, die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit erledigte, daß der Vater wiederholt staunend versicherte, er würde Wolfgang beneiden, wenn er ihm fremd wäre. Auch ein gewandter Schreiber, ein höchst origineller Mann, namens Liebhold, den Goethe nach einer späteren Aeußerung bedauert, nicht irgendwo in den Rahmen einer Novelle aufgenommen zu haben, erleichterte ihm die Geschäfte.

Der erste der ihm anvertrauten Prozesse war die Verteidigung eines Sohnes gegen ungerechte Ansprüche seines Vaters; der Kläger wurde vertreten durch Goethes Freund Dr. Moors. Die Akten dieses Prozesses sind erhalten; es sind merkwürdige Schriftstücke, wie sie vielleicht die Gerichte überhaupt nicht wieder gesehen haben. Nicht der trockne Jurist, der Mensch, der Dichter bricht überall in Goethes Berichten durch. Es ist die Sprache der Empfindung, die Sprache einer leidenschaftlich erregten Seele, die mit allen Waffen des Verstandes und des Gemüts, mit allen Mitteln der Rhetorik, des Witzes und der Ironie, mit überlegenem Humor oder mit dem scharfen und leidenschaftlichen Ausdruck der Verachtung die gute Sache verteidigt. Daher war es nicht zu verwundern, daß das Gericht ob einer solchen Verteidigung dem jungen Heißsporn einen Verweis erteilte.

Auch das mag dazu beigetragen haben, Goethe das Amt zu verleiden; der Versuch, es menschlich zu verwalten, war gescheitert. Die späteren Prozeßakten Goethes unterscheiden sich wenig von dem gewöhnlichen Ton. Den zweiten Prozeß, den sein Oheim ihn überließ, hatte er gegen den Fiskus zu führen und hat ihn auch siegreich durchgeführt. Der ältere Schlosser, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, war sein Vorbild und Ratgeber. Diese beiden Prozesse umfaßten die gesamte Thätigkeit des jungen Rechtsanwalts bis zur Abreise nach Wetzlar. Wir glauben es ihm daher wohl, was er Salzmann schreibt, daß er seine Praxis in Nebenstunden erledigen könne. Aber der Vater war schon damit zufrieden, zumal die Vorbereitung der Ausgabe der Dissertation, die Lektüre und Ordnung der in Straßburg entstandenen Gedichte und Aufsätze des Sohnes ihm die Zeit angenehm vertrieb; Mutter und Schwester, froh, ihren Liebling wieder bei sich zu haben, waren doppelt erfreut über die gute Laune des Vaters. Cornelia blieb auch jetzt die Vertraute seines Herzens. Mit den alten Freunden wurde der Verkehr wieder aufgenommen.

Aber bei dem Vergleich mit dem, was Straßburg ihm geboten hatte, entschlüpfen ihm die Worte in einem Brief an Salzmann: „Frankfurt bleibt das Nest. Nidus, Wohl, um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend, Amen". Er lebte noch ganz in der Welt und in dem Ideenkreise, den er soeben verlassen hatte; und um so mehr konnte er das, als Herder im Goethischen Hause kein Fremder mehr war. Im April 1771 war Herder auf der Durchreise nach Lippe in Frankfurt gewesen und in Goethes Haus eingekehrt. Die Mutter hatte wohl etwas von den „fürtrefflichen Werken des Sohnes" geplaudert, aber die ängstliche Schwester, trotz Herders Verlangen, nichts davon gezeigt. „Es wäre Ihnen," schrieb Goethe später darüber an Herder, „nicht unangenehm gewesen, die Geschichte meiner Seele zu lesen und den seltsamen Standort zu kennen, von dem ich damals die Welt sah," aber damals war ihm Corneliens Weigerung gewiß recht. Denn noch in Straßburg hatte er einen hochfahrenden „Nieswurzbrief", wie er ihn nannte, erhalten, der die ganze Lauge des Herderschen Spottes auf ihn ergoß und ihm sogar jeden wahren Enthusiasmus absprach. „Mein ganzes Ich," schrieb er ihm darauf, „ist erschüttert, das können Sie denken, Mann, und es fibriert noch viel zu sehr, als daß meine Feder stet zeichnen könnte . . Herder, Herder, bleiben Sie mir was Sie mir sind . . . Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ichs sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn." Aus Frankfurt schickt er ihm nicht nur die gesammelten Volkslieder und übersetzt für ihn Ossian, er wirkt auch im Herderschen Sinne für Shakespeare, und neben der Gesundheit des „Will of all Wills" soll am 14. Oktober auf Herder das erste Hoch ausgebracht werden. Der begeisterte Shakespeareverehrer wollte nicht warten bis zu seines Helden Geburtstag und hatte sich deshalb den Tag des Namens Wilhelm ausgesucht, um den Dichter „mit großem Pomp" zu feiern. An demselben Tage sollte auf seine Anregung Lerse in der Salzmannschen Gesellschaft die Festrede halten. Goethes Rede ist erhalten, in ihrer Form macht sie den Eindruck, als ob sie nicht zum Vortrag bestimmt, sondern als geschriebene Mitteilung wo andershin gesendet worden wäre, um vorgelesen zu werden; in ihrem Inhalt und Stil verrät sie auf Schritt und Tritt die Verwandtschaft mit Herders Ideen.

Das Griechische, Homer und Plato, wurden nicht vergessen. Platos Apologie brachte ihn auf den Gedanken, Sokrates zum Helden eines Dramas

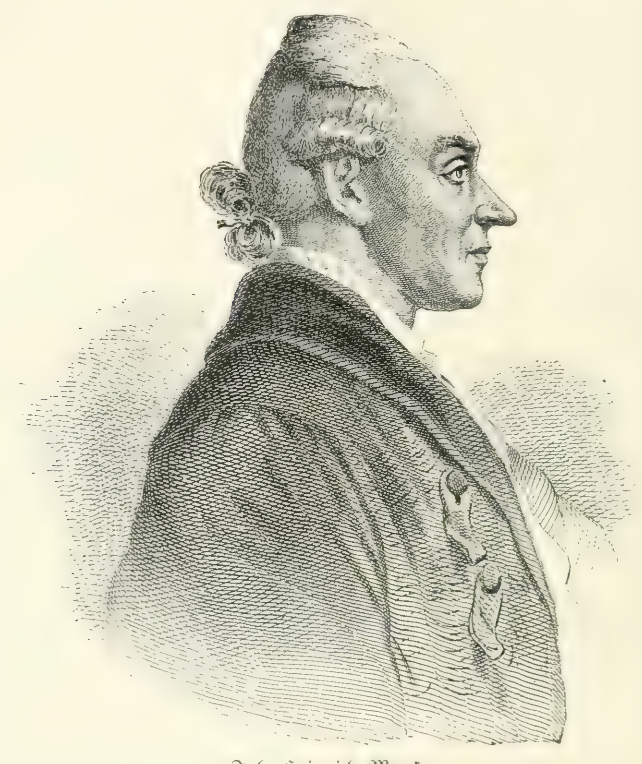
zu wählen, und zwar statt „des Heiligen, wie ihn Plato und Xenophon darstellen“, den großen Menschen, „den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: Mein Freund und mein Bruder! . . . Wäre ich einen Tag und eine Nacht Alcibiades und dann wollt ich sterben!“ — Blieb dieser Plan nur „dunkle Ahndung“, so wurden über einem andern bald Ossian und die Griechen, ja „Sonne, Mond und die lieben Sterne“ vergessen. Es war der Götz von Berlichingen, den er Herder Ende des Jahres mit bebender Seele sandte: „Ich unternehme keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre, denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll.“ Nichts kann mehr die Verehrung Goethes und seine Sehnsucht nach dem Verkehr mit Herder ausdrücken, als diese Zeugnisse. Darum kam ihm Frankfurt so einsam vor, darum war seine Freude so groß, als er endlich einen Menschen kennen lernte, „in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.“ Es war der Darmstädter Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck, der ihm zuerst im Hause des Dechanten von St. Leonhard Du Meiz am Ende des Jahres 1771 entgegentrat.

Wenn Herder durch seine Werke unsterblich geworden ist, Merck hat es nur der Schilderung seines Freundes in Dichtung und Wahrheit zu verdanken, daß er den Gebildeten der Gegenwart bekannt ist; er hat trotz großer litterarischer Thätigkeit nichts Bleibendes hinterlassen. Es fehlt ihm eine Seite der Herderschen Größe, die schöpferischen Ideen, um so kräftiger ist bei ihm die andere Seite ausgebildet; er war der geborene Kritiker, ein scharf denkender Mensch von großer und vielseitiger Bildung, einem feinen und sicheren Gefühl im Urteil über ästhetische Dinge und über Schöpfungen der Kunst, und dazu besaß er die Gabe, diesem Urteil in treffenden, oft wunderbar schlagenden Worten Ausdruck zu geben.

„Vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schützt kein Nebel,“ sagte einst Wieland, der davon ein Lied zu singen wußte, „und besteht keine Täuschung.“ Stammt doch von Merck jenes, Goethes innerstes Wesen am treffendsten charakterisierende Wort: „Dein Streben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt Nichts wie dummes Zeug.“

Aber nicht zu schaffen und das Gute aufzubauen, sondern das Schlechte zu zerstören, mit den ihn von der Natur in überreichem Maße verliehenen Waffen des Spottes und der beißenden Satire, war seine Aufgabe. Mephistopheles nannte ihn Goethe, und auch Frau Rat, die ihn sehr lieb hatte,

meint, daß er „den Mephistopheles nun freilich niemals ganz zu Hause lassen könne“. Es war damit nicht das Teuflische, nicht jene Kraft, die stets das Böse will, gemeint, sondern die Kraft, die durch tadelndes Zersetzen, durch beißenden Witz über das Geschaffene, zu höherer und besserer Thätigkeit anspornt, jene schöpferische Kritik, der „Feind der unbedingten Ruh“, die nicht



Joh. Heinrich Merck.

bei dem Geschaffenen sich beruhigt, sondern ewig negierend, ewig unzufrieden die Mutter aller großen Thaten ist.

Ein solcher Mann war Goethe nicht nur willkommen, er war für ihn notwendig. Große Ideen gab ihm sein Genius; aber den Mann, der die allzu kräftigen Schößlinge verschnitt, der den sich oft absurd gebärdenden Most zu kostbarem Weine läuterte, sandte ihm ein gütiges Geschick in Merck. Freilich verdankt ihm keins der Goethischen Werke seine Entstehung; aber daß Goethe nicht ein Dutzend Clavigos schrieb, jedoch eine Iphigenie, das ist

nicht zum wenigsten Mercks Verdienst. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß Goethe diese negative Seite seines Charakters besonders in der Erinnerung blieb und daß das Bild, das er von Merck entwirft, getrübt ist. Mercks Seele war rein und edel; hat doch Goethe selbst Eckermann manche Züge seiner „wunderlichen Großheit" erzählt, nur ließ die durch Krankheit und höchst trauriges Mißgeschick immer mehr wachsende Erbitterung das Wunderliche in seinem Charakter mit den Jahren allzu sehr hervortreten und trieb ihn zuletzt zum Selbstmord. Die Goethische Schilderung seines Aeußeren paßt recht gut zu unserem Bilde: „Er war lang und hager von Gestalt; eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus; hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin- und wiederging, etwas Tigerartiges." Das Wohlgefallen Goethes an Merck und die Freude, einen solchen Menschen gefunden zu haben, wurde von diesem warm erwidert. „Ich fange an," schreibt Merck etwas später an seine Frau, „in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe." Sein Besuch in Frankfurt, bei dem ihn Goethe kennen gelernt hatte, hing mit einem buchhändlerischen Unternehmen zusammen, dem Goethe näher treten sollte. Der Verleger Deinet hatte die seit 1736 bestehende „Frankfurtische gelehrte Zeitungen" angekauft, um sie unter dem Titel „Frankfurter gelehrte Anzeigen" und unter Leitung eines hervorragenden Redakteurs und unter Mitwirkung bedeutender Gelehrter zu einem hervorragenden kritischen Organ zu erheben.

Daß er Merck zum „Direktor" ausersah, war ein vorzüglicher Griff. Er war der geborene Kritiker und Redakteur. Zu seinen Hauptmitarbeitern gewann Merck Georg Schlosser, Herder, Höpfner in Gießen, Wenck in Darmstadt. „Eine Gesellschaft Männer, die ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Litteratur . . . als Beobachter zugesehen haben," so bezeichnet er sich und seine Freunde in der Ankündigung. Eben dieses verrät uns auch, daß die Anzeigen nicht sowohl streng gelehrt sein, sondern sich mehr der schönen Wissenschaft und den Künsten widmen wollten und vor allem der englischen Litteratur. Letzteres führt uns auf die leitenden Ideen der Recensenten. Die Herderschen Ideen sollten in ihnen maßgebend sein und verbreitet werden. Shakespeare, Ossian, das Volkslied waren der Maßstab; Empfindung das unerläßliche Erfordernis des Gedichts. „Unfehlbar ist Herder", so läßt sich Ch. Fr. Weiße in Leipzig vernehmen, „nebst einem gewissen Gede (!) Hauptverfasser. Wenn es nach den Recensenten ginge, „so führe die ganze Litteratur in den einzigen Shakespeare zusammen." Die Art der Besprechung war ganz neu und von den bisherigen

abweichend. Selbst Verleger und Redakteur wußten oft nicht, von wem die Recension stammte. Die letzte Redaktion stand beim Direktor; er durfte ändern und streichen, wie es ihm gefiel. Merck verstand es, in der kurzen Zeit seiner Redaktion das Blatt zu einer Höhe zu erheben, der wir auch jetzt die Bewunderung nicht versagen können.

Zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten in Mercks Charakter gehört auch dies, daß er, der Verneiner und Spötter, der scharfe Kritiker und Verstandesmensch den Mittelpunkt des gefühlvollen Freundeskreises in Darmstadt bildete. Hier war er der sentimentale Gefühlsmensch, der verliebte empfindsame Gedichte schmiedete, um derentwillen er sich selbst hätte verspotten müssen; durch ihn wurde hier auch der Jüngling eingeführt, der von diesem Geiste erfaßt und aufs tiefste ergriffen, ihn in seinem Werther unsterblich machen und zugleich überwinden sollte.

Zu den Darmstädter Gelehrten und Litteraturfreunden gehörten außer Merck Peterson, der Erzieher der jungen Söhne des Landgrafen, der Rektor des Pädagogiums Wenck, ein genialer, anregender Mann, der sich durch eine Geschichte seines Vaterlandes bekannt gemacht hat, und der Geheimrat und spätere Minister Hesse. Bei ihm, ihrem Schwager, wohnte Caroline Flachsland, die Braut Herders und intime Freundin Mercks. Ihre empfindsame Seele begnügte sich nicht mit dieser Freundschaft. Auch der junge Goethe stand ihrem Herzen nahe, der sinnliche und scheinheilige Leuchsenring nicht minder, der sich in die Geheimnisse der Frauen schlich, um unter dem Schleier redlichster Absichten die Männer zu verdächtigen und für sich zu ernten; auch mit mehreren weiblichen Wesen hatte Caroline „ewige“ Freundschaft geschlossen, besonders mit einem Fräulein von Roussillon, in diesem Kreise Urania genannt, einer Hofdame der Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, deren melancholische Stimmung Freund Merck vergeblich durch seinen Witz zu bannen suchte, und einer anderen Hofdame, Luise von Ziegler, Lila genannt, deren weiches, gefühlvolles Gemüt von der Rauheit des Lebens und der Unnatur der Etikette viel zu leiden hatte.

In der Nähe von Darmstadt, im Bessunger Walde, den jetzt eine Gedenktafel ziert, kamen die Freunde beim Beginn des Frühlings zusammen, jedem war einer der dort damals von Teichen umgebenen Felsen gewidmet. Sie bildeten einen der wunderbaren Freundschaftsbünde, wie sie nur in jener Zeit bestehen konnten. Rousseau, Hamann, Herder, sie hatten die Herrschaft des Verstandes gebrochen und das Gefühl, die Empfindung dafür eingesetzt; das arme geistlose bürgerliche Leben, der Mangel politischer Wirksamkeit trieb außerdem den einzelnen zur Betrachtung des eigenen Ichs und seiner

Gefühle. Herz und Gefühl bestimmte den Wert des Menschen; Freundschaft und Liebe war die Losung der Zeit. Man kannte nur noch Liebe und Haß, und maßvolle Empfindung galt für Gefühllosigkeit. Lieber wollte man Empfindung heucheln, als für gefühllos gelten. So sehen wir denn auch in unserm Freundeskreis, der gewissermaßen die Empfindsamkeit verkörperte, ein ewiges Wogen der Gefühle, von Haß, Liebe und Eifersucht, zehnmal beschworene Freundschaft, die doch wieder angezweifelt wird, durch Eide versicherte Ueberzeugung von der Treue und dem Seelenadel des Freundes und



Caroline Herder, geb. Flachsland.

doch bald darauf einen Bruch um einer Kleinigkeit, eines der unendlichen Mißverständnisse willen. In diesem Meere von auf- und absteigenden Gefühlen, von Ebbe und Flut ohne Uebergang verrücken sich auch die Grenzen der Freundschaft und Liebe. Hinter der Freundschaft verbargen sich heiße Empfindungen, Kuß und Umarmung wurde etwas Gewöhnliches zwischen Freund und Freundin, wie früher zwischen Geliebten, und nicht umsonst murrte der Bräutigam Herder, wenn er von den Ausflügen und Zusammenkünften der Freunde durch Caroline begeisterte Berichte erhält. Hier liebte sich alles, und alles war aufeinander eifersüchtig. Bald Herder auf Goethe oder auf Leuchsenring, der immer im Trüben zu fischen suchte, bald Mercks Gattin auf Caroline

oder Lila; es ist ein ewiges Zürnen und Versöhnen; auf empfindungsreiche Aussprüche folgen neue Mißverständnisse, und selbst Herders und Carolinens Liebe, die sich doch den Adel ihrer Seele in jedem Briefe gegenseitig versichern, war keinen Augenblick vor dem Bruch der Beziehungen sicher, bis Caroline in richtiger Frauentaktik das Geheimnis ihrer Liebe ausplauderte, und Herder, der immer zögerte, der Entscheidung überhob.

Der große Eindruck, den der schöne und geistreiche Frankfurter Jüngling auf den empfindsamen Freundeskreis machte, spiegelt sich auch in Carolinens Briefen wieder. Im Frühling bis zur Abreise nach Wetzlar war Goethe häufiger Gast in Darmstadt. Oft wanderte er zu Fuß dorthin und nach Homburg, wobei er unterwegs Hymnen und Dithyramben dichtete, von denen sich „Wanderers Sturmlied" erhalten hat. Der Wanderer oder der Vertraute wurde er in jenem Kreise genannt. Anfang April ist er schon wieder zu Fuß in Darmstadt. Man zog gemeinsam in den Bessunger Wald; ein starker Regen trieb die ganze Gesellschaft unter einen großen Baum. Goethe sang ein Liedchen, „das Herder aus dem Shakespeare übersetzt hatte", trug später einige Szenen aus dem Götz vor und zuletzt sein neuestes, damals noch nicht vollendetes, tiefempfundenes Gedicht: „Der Wanderer". Das herrliche Lied, das selbst Herder mit unverholener Begeisterung las, wirkt nicht blos durch den landschaftlichen Hintergrund, vielmehr noch durch den Gegensatz des sentimental empfindenden, feingebildeten Wandrers und der naiv gesunden Frau, die nichts ahnt und nichts weiß von den Gefühlen des Fremden, nur um das eine bekümmert, den säugenden Knaben an ihrer Brust. Am Schluß wird die Rousseau'sche Forderung, die die Gefühle der ganzen Zeit beherrscht, die Rückkehr zur Natur, in wundervoller Sprache wiedergegeben. Wer so tief empfand, wer solche Töne für seine Empfindung besaß, der brauchte nicht zu werben um Liebe und Freundschaft, ihm flogen die Herzen zu. Bald darauf reiste Merck mit Goethe zurück nach Frankfurt und nach Homburg, wo man Frau von La Roche treffen wollte. Hier lernt Goethe auch Luise von Ziegler und Henriette von Rousillon kennen, und wie nah und innig hier die Freundschaftsbeziehungen wurden, verraten uns die Lieder Elysium (An Uranien) und Pilgers Morgenlied (An Lila), die in überschwänglich empfindungsvoller Sprache die Freundinnen feiern.

Zu diesen Liedern gehört auch „der Felsweihegesang an Psyche", wie „Schwester Caroline" von ihm genannt wurde, gedichtet in Erinnerung an eine Szene vom April, als er an ihrem Platz im Bessunger Walde einen Felsen sich zueignete und seinen Namen hineinschlug. Darüber kam es mit Herder zu kräftigen Meinungsäußerungen, bei der es sogar an Ausdrücken wie

„Frechheit“ und „intoleranter Pfaffe“ nicht fehlte. Doch erledigte sich der Streit durch das Geständnis Herders an seine Braut: „Goethes Liebe und Freundschaft ist mir so ein schönes Bild der Seele, das ich um keinen Schattenzug möchte geschwärzt haben.“

Anfang Mai nimmt Goethe rührenden Abschied. „Unser vom Himmel gegebener Freund ist wieder fort, mit einem Kuß und Thräne im Herzen bin ich von ihm geschieden,“ schreibt Caroline am 8. Mai 1772 an Herder; aber seine Gedanken weilen auch auf der Reise bei den Freundinnen; eine seiner ersten Kundgebungen aus Wetzlar war die Uebersendung der drei Gedichte auf Psyche, Urania und Lila.

* * *

2.

Zu dem vom Vater mit Bedacht vorgezeichneten Lebenslaufe Wolfgangs gehörte auch das Studium des Reichsprozesses am Reichskammergericht in Wetzlar; auch hier sollte der Sohn in die Fußstapfen des Vaters treten; auf drei Monate hatte er von den Darmstädtern Abschied genommen; es war der Zeitraum, den die Praktikanten (Referendare), als der Goethe am 25. Mai 1772 immatrikuliert wurde, gewöhnlich zu ihrem Studium am höchsten deutschen Gericht sich aufhielten. Ihm war die Ort- und Luftveränderung gewiß ganz recht, konnte er doch fern von Frankfurt mehr „die Natur und die Griechen studieren“, als unter des Vaters strenger Aufsicht Von seiner Thätigkeit am Gericht in Wetzlar kündet kein Aktenstück, keine Unterschrift, ohne daß man einen zufälligen Verlust annehmen müßte. Auch waren die traurigen Verhältnisse des Gerichts gewiß nicht dazu angethan, den jungen Juristen anzuregen.

Goethe sagt einmal mit Recht, daß der Zustand der Justiz und des Heeres am besten den Zustand eines ganzen Reiches wiederspiegle. Den traurigen Verfall des deutschen Reiches konnte allerdings nichts besser illustrieren als der Zustand des Reichsgerichts. Nach langen vergeblichen Anstrengungen, von den Ständen dem Kaiser gleichsam abgetrotzt, war das Reichskammergericht 1495 in Frankfurt eröffnet worden; aber schon damals trug es den Krankheits- oder Todeskeim in sich, für ein großes Werk waren kleine Mittel aufgewendet worden. Bei der kleinen Zahl der Richter trat bald Verschleppung der Prozesse ein, die mit der Zeit so arg wurde, daß die endliche Erledigung häufig die Parteien tot vorfand; weshalb beschlossen wurde, nur die Prozesse weiterzuführen, „die erinnert wurden“. Dieses

Auskunftsmittel öffnete der Bestechung alle Thore, manche der schlecht besoldeten Richter wurden zu Verbrechern, und der Sache selbst wurde nicht abgeholfen. Kaiser Joseph griff, statt die Quelle der Uebel zu verstopfen, zu einem ganz verfehlten Mittel; er führte die seit 166 Jahren unterlassenen Visitationen ein, die wohl die Verbrecher unter den Richtern entfernten, aber infolge der Uneinigkeit ihrer Mitglieder die Thätigkeit ins Stocken geraten ließen. Im Jahre 1772 gab es in Wetzlar, wo das Gericht seit 1684 war, nur 17 Assessoren, während die Zahl der unerledigten Prozesse sich auf 16,233 belief. Vierundzwanzig Abgeordnete der deutschen Staaten sollten als Reichsdeputation die Prozesse revidieren. Insofern war aber dieser Zustand für Wolfgang günstig, als sich hier durch das Zusammenströmen vieler tüchtiger junger Männer aus ganz Deutschland ein reges Leben entspann und seine Studentenzeit sich gewissermaßen wiederholte. Die flotte Tafelrunde der jungen Juristen im „Kronprinzen“ bildete einen wunderlichen Ritterbund nach Art einer Studentenverbindung, mit allen möglichen Thorheiten und Titeln; Goethe erhielt hier den Namen Goetz der Redliche. Unter den jungen Kollegen stand von Leipzig her von Born Goethe näher; auch den melancholischen, später durch seinen Selbstmord und Goethes Werther bekannt gewordenen Jerusalem kannte er schon von dorther; doch hielt sich dieser von dem ihm unsympathischen Goethe und von der Tafelrunde fern. Der Führer der Tafelrunde war der Hildesheimer Siegfried von Goué, Mitglied der Braunschweigischen Gesandtschaft, „eine derbe, breite hannoversche Figur“, ein haltloser Mann, der sich viel auf sein Dichtertalent einbildete. Das volle Gegenteil von ihm war der Freiherr von Kielmansegg, ein ernster, tüchtiger Mann, aus Mecklenburg gebürtig, dem Goethe vielen Dank schuldig zu sein gesteht, wenn der Freund auch den Umgang durch seine Hypochondrie erschwerte. Eine der Nachwelt schon bekanntere Erscheinung ist der Dichter Gotter, mit dem Goethe kunsttheoretische Gespräche führte, die gewiß, bei Gotters eifriger Verehrung der Franzosen, zu heftigen Auseinandersetzungen geführt haben. Gotter brachte den jungen Dichter in Verbindung zu dem von ihm mit Boie herausgegebenen Musenalmanach. Wie den Richtern amtlich, so blieb Goethe auch gesellschaftlich den Familien der Reichskammergerichtsräte fern; die Abgeschlossenheit des hohen Adels, die manchmal geradezu lächerliche Formen annahm, raubte ihm die Lust, überhaupt einen Versuch der Annäherung zu machen; ebenso beschränkte er den Verkehr in der Familie der Tante seiner Mutter, auf den er von Hause her angewiesen war, nach Möglichkeit. Was nun die Stadt selbst anbetraf, so konnte ihr Aeußeres und Inneres ihm wenig Interesse einflößen.



Aus Merian, ca. 1670.

Wetzlar war eine jener kleinen Reichsstädte, die sich vor der Uebermacht der Fürsten ihre Freiheit bewahrt hatte, mit etwa 5000 Einwohnern, armselig und verschuldet, eigentlich nur vom Kammergericht lebend, als Bergstadt unregelmäßig und häßlich gebaut, mit unansehnlich dunkeln, meist aus Holz gebauten Häusern, winkligen Straßen, die mit Düngerhaufen hoch bedeckt waren. Die ganze Stadt erschien wie ein lächerliches Ueberbleibsel aus längst vergangenen Jahrhunderten, lächerlich hauptsächlich durch den Widerspruch, in dem der Stolz der Bürger auf die Freiheiten der Reichsstadt zu der armseligen kläglichen Wirklichkeit stand. Darum spricht auch Goethe von der Stadt sehr wenig. Nicht einmal der Dom, der wenn auch nicht vollendet und in verschiedenen Zeiten gebaut, so doch mit Recht der Stolz der Stadt war, entlockte dem begeisterten Verkünder der Herrlichkeit des Straßburger Münsters ein Wort des Lobes oder Tadels. Wenn nun bei dem Mangel an größeren Wohnungen selbst viele Richter sich mit kläglichen Wohnungen begnügen mußten, um wie viel mehr ein junger Rechtspraktikant. Goethe wohnte in einem dunklen, rings von Mauern umgebenen Hause in der engen Gewandgasse, an dessen zweitem Stock heute eine Gedenktafel an seinen Aufenthalt erinnert. Wie in der winzigen Stadt sich alles eng zusammendrängte, so war es auch von hier nicht weit nach dem Hauptplatze, dem Buttermarkt. Hier stand dem Dom gegenüber der Bau, in dem sich das Sitzungslokal der Gerichte befand, — heute der erste Gasthof der Stadt, „zum herzoglichen Haus“ genannt —, unweit davon, an der Ecke des Marktes lag der „Kronprinz“, das Stammlokal der unverheirateten Herren vom Kammergericht. Das war die ganze Welt, in der sich das Leben Goethes abspielte. Wir verstehen es wohl, daß in den ersten Tagen diese Welt ihm „einsam, öde und leer“ vorkam.

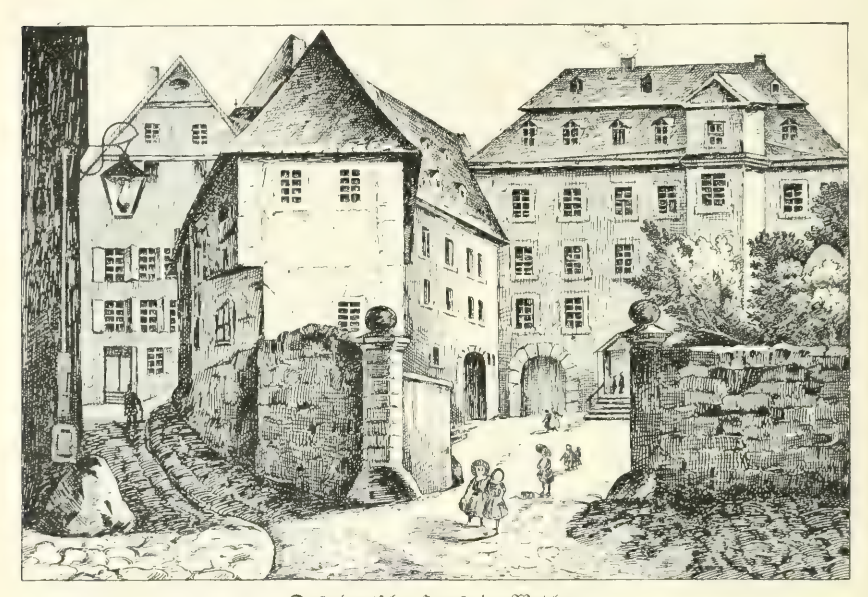
Zweierlei sollte ihm bald den Aufenthalt lieb und wert, ja unvergeßlich machen, einmal die schöne Umgebung Wetzlars, und ferner seine Aufnahme in ein echt deutsches, Glück und Frieden atmendes Familienleben, das er dankbar später in seiner Dichtung verherrlicht hat.

Vom 9. Juni 1772 ab drehte sich das ganze Leben und Treiben Goethes nur um eine Person, dieselbe, die später durch Goethes Dichtung das Entzücken von tausenden und abertausenden geworden ist, seine Lotte. Charlotte Buff war die zweite Tochter des Amtmanns des deutschen Ordens, der in Wetzlar und Umgegend Besitzungen, zur Kommende Schiffenberg und zur Ballei Hessen gehörig, von alters her hatte. Der Deutschordenshof in Wetzlar liegt in der Pfaffengasse, unweit des Buttermarktes. Der Hof ist umgeben von einem großen Hauptgebäude, das damals vermietet war; linker Hand, am großen Eingangsthor, steht das einfache Haus, das durch den Werther



Charlotte Buff.

weltberühmt geworden ist. Die Linde, die jetzt gegenüber dem Hause steht, soll vom Wertherbrunnen hierher verpflanzt sein. Drei steinerne Stufen führen zu dem Heiligtum, wo ein holdes einfaches Mädchen, trotz ihrer Jugend Vertreterin der Mutter an zehn Geschwistern, Glück und Frieden um sich und alle, die ihr naheten, verbreitete. Der Vater, damals einundsechzig Jahre alt, war eine biedere Seele, ein „offentreuherziger Mensch“, der ganz in seiner Pflicht aufging; der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Hauses, war bis zu ihrem Anfang 1771 erfolgten Tod die Mutter gewesen. Wir besitzen von einer größeren Anzahl dankbarer Freunde des



Das deutsche Haus in Wetzlar.

Hauses begeisterte und ehrenvolle Schilderungen des hier waltenden schönen Familienlebens und dieser Frau, deren Eigenschaften Lotte geerbt hatte. Auch Goethe war durch den Bericht Lottens von dem Wesen und Leben der Mutter so ergriffen, daß er ihr ein Denkmal im Werther gesetzt hat:

„Wenn Sie sie gekannt hätten,“ sagte Lotte, indem sie mir die Hand drückte, — „sie war wert von Ihnen gekannt zu sein!“ — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: „Und diese Frau mußte in der Blüte ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte

nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging und sie zu mir sagte: „Bringe mir sie herauf," und wie ich sie hereinführte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinnen waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob, und über sie betete, und sie küßte nacheinander, und sie wegschickte, und zu mir sagte: „Sei ihre Mutter!" Ich gab ihr die Hand drauf. „Du versprichst viel, meine Tochter," sagte sie, „das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sei. Habe es für deine Geschwister, und für deinen Vater die Treue und den Gehorsam einer Frau! Du wirst ihn trösten."

So war es denn auch selbstverständlich, daß die am 13. Januar 1752 geborne Lotte, obgleich nicht die älteste Tochter, die Leitung des großen Hauswesens übernahm. Die Bestimmtheit und Festigkeit ihres Auftretens, die innere Tüchtigkeit, der praktische Blick und die unablässige Thätigkeit verschafften ihr trotz ihrer Jugend überall Anerkennung, Liebe und Gehorsam. Aus ihren Zügen sprach ein vortreffliches Herz; auch ihr Aeußeres war anmutig, wenn sie auch nicht eine vollkommene Schönheit genannt werden konnte.

Aber mit allen diesen Vorzügen ist doch das Geheimnis ihrer großen Anziehungskraft, insbesondere auf einen durch Frauenhuld so verwöhnten Mann, wie Goethe war, nicht erklärt. „So viel Einfalt", so schreibt Goethe von ihr, „soviel Verstand, so viel Güte, bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele, bei dem wahren Leben der Thätigkeit"; in dieser wunderbaren Vereinigung widerstreitender Vorzüge, und in dem Gleichmaß der Seele, der kostbaren, unzerstörbaren inneren Heiterkeit und dem überlegenen Humor, dem es auch an neckischem Mutwillen und an kurz angebundener Antwort nicht fehlte, hierin lag der tiefere Grund seiner Verehrung und Liebe. Welch ein Gegensatz gegen eine Psyche, Lila und Urania des Darmstadt-Homburger Kreises! Dort geistreiches Gebahren, unthätige, schwärmerische Gefühlsphantastik, hier wahre Empfindung, treue Pflichterfüllung, beglückende Thätigkeit. Was ihm selbst damals am meisten abging, gerade das zog Goethe unwiderstehlich an. Darum hat auch das Hausmütterchen Lotte, die Verbindung des Jungfräulichen und Mütterlichen, in jener ersten Scene seiner Bekanntschaft, die durch Goethe und Kaulbach unsterblich geworden ist, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Das Tanzvergnügen, zu dem Goethe seine Cousine mit Lotte im Wagen abholte, fand zu Volpertshausen, eine Meile von Wetzlar, in dem Jagdhaus statt, das heute das Schulhaus des Dorfes ist. Im ersten Stock des Hauses, von wo man eine schöne Aussicht bis zum Taunus hin hat, wurde getanzt.

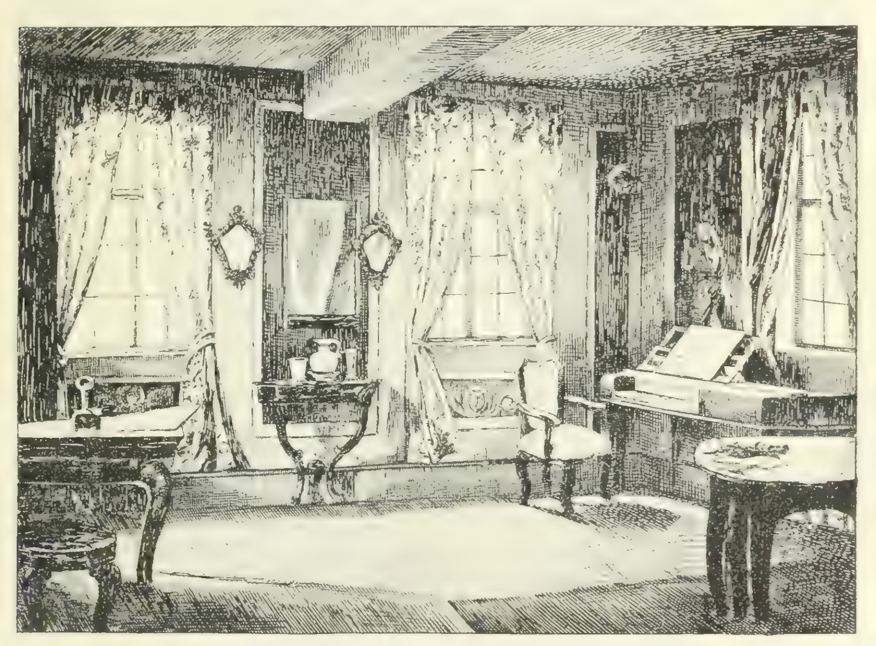
Aus dem Tagebuch Kestners, Lottens Verlobten, besitzen wir eine Schilderung jenes Tages; die Darstellung im Werther ist danach mehr Dichtung als Wahrheit: Der Zufall wollte es, daß alle Personen, die Goethe später im Werther auftreten läßt, hier an diesem denkwürdigen Tage beisammen waren; auch Jerusalem, der sonst so menschenscheue, nahm an diesem Balle teil. „Lottchen zog," so berichtet Kestner, „sogleich Goethes ganze Aufmerksamkeit auf sich . . . . ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal weil sie den Tanz liebt; sie war lustig, sie war in ganz ungekünsteltem Putz . . . Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war, ich kam ein paar Stunden später . . . Lottchen eroberte ihn ganz, um destomehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich dem Vergnügen überließ . . . Anderen Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte . . . nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen." Und nun begann die Zeit, von der es im Werther heißt: „Sonne, Mond und Sterne können geruhig ihre Wirtschaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her."

Wie einst mit dem würdigen Pfarrherrn in Sesenheim, wußte Goethe auch mit dem alten braven Amtmann gar trefflich zu verkehren, und bei Lottens Geschwister hatte er bald alle andern Hausfreunde in den Schatten gestellt. Neben vier Schwestern, unter denen das damals 16jährige, treuherzige Lenchen eine zweite Lotte zu werden versprach, hatte Lotte sieben Brüder vom 15. bis 3. Lebensjahr herab in allen Altersstufen zu erziehen. Diese seine „lieben Buben" hatte Wolfgang besonders ins Herz geschlossen. Wenn der Dichter Goethe neben den Frauen besonders Kinder zu schildern unnachahmlich verstand, und der Kindesseele in ihren geheimsten Regungen nachgegangen ist, so war auch der Mensch Goethe ein liebvoller Freund der holden Geschöpfe. Wie Wolfgang mit ihnen spielte und tollte trotz Lottchens strengem Befehle, erkennen wir aus der „completen wöchentlichen Chronik aller Löcher, Beulen und Händel der sieben Buben", die Hans, der älteste, Goethe nach Frankfurt senden mußte, und aus der Schilderung in einem Gedicht Goethes:

> Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
> Mit Löchern im Kopf, nach deutschen Sitten.
> Die Buben jauchzen mit hellem Hauf,
> Thür ein Thür aus, Hof ab Hof auf.

In diesem Kreise traf Goethe den damals 25jährigen, mit Lotte heimlich versprochenen Sekretär der Subdelegation für das Herzogtum Bremen bei der Reichskammergerichtsvisitation Johann Christian Kestner, einen

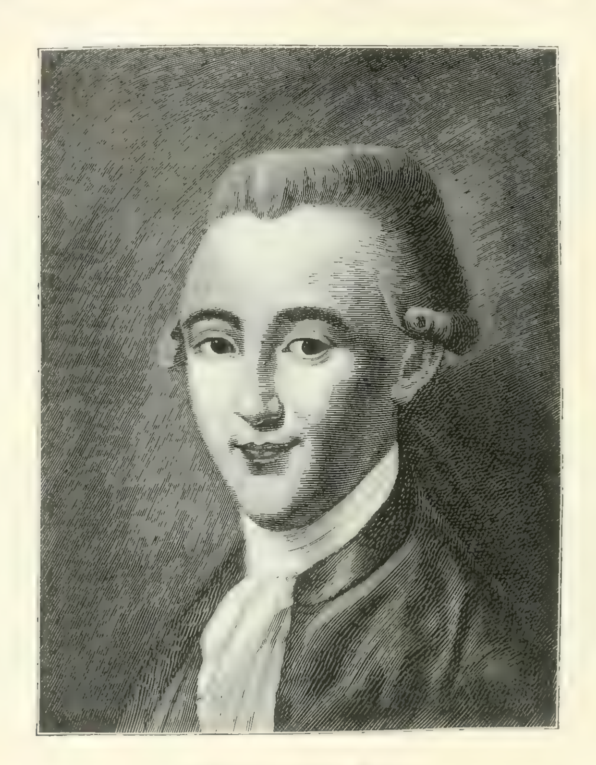
Ehrenmann und wackern Juristen. Kestner war kein einseitiger Verstandesmensch wie Albert im Werther, sondern ein tiefempfindender, schöngeistig schwärmerischer Verehrer der schönen und sentimentalen Litteratur, der seine Geliebte in empfindsamen Liedern besang und mit ihr Klopstocks Messias las. Er war mit Goethe schon vorher bekannt geworden, aber befreundet wurde er erst mit ihm durch beider Verkehr im Buffschen Hause. Es hatte etwas Bängliches, dieses Verhältnis der drei Liebenden. Trotz des unerschütterlichen Glaubens an Lottens Treue und an Goethes edlen Charakter wurde dem Bräutigam doch wohl



Lottens Zimmer in Wetzlar.

hin und wieder angst bei dem immer intimer werdenden Verkehr der beiden. Das Gefühl, in keiner Weise mit dem Jüngling von strahlender Schönheit und glänzendem Geist rivalisieren zu können, war drückend genug. Wenn er sich nur einige Stunden am Tage für seine Braut erübrigen konnte, Goethe stellte ihr freudig den ganzen Tag zur Verfügung, und mehr noch als im Buffschen Hause verkehrte Goethe mit ihr draußen in der herrlichen Natur. Wie häßlich und unangenehm auch die innere Stadt Wetzlar war, um so schöner und anmutiger ist die Umgebung. Die Stadt liegt hoch und bergig, und um sie herum ein Flußthal mit schönen Wiesen und sanften Erhebungen,

in deren Hintergrunde sich Berge mit Burgen erheben; es ist das Thal der Lahn mit den Nebenthälern der Dill und der Wetz. Der Stadt gegenüber ragt die uralte Burg Kalsmunt hervor und, wie der beste Kenner der Geschichte Wetzlars berichtet, krönten zu Goethes Zeit die Schlösser der kleinen Dynasten die Berggipfel; so Hohensolms und Greifenstein in tiefer Waldeinsamkeit; so das malerische Braunfels, so Ritterburgen wie Hermannsstein; auf den fernen



Johann Christian Kestner.

Höhen Fetzberg und Glesberg bei Gießen, so Mönch- und Nonnenklöster, unter ihnen vor allen das weithinwinkende Prämonstratenser Frauenkloster Altenberg, die Gründung der heiligen Elisabeth. Es war nichts Erhabenes, Gewaltiges in der Landschaft, aber Liebliches und Anmutiges genug durch die reiche Abwechselung von Thal und Höhen, Feld und Wald: kleine Bilder in engem Rahmen wechselten ab mit überraschenden Fernsichten auf hervorragenden Punkten. Dazu gehört vor allem die Garbenheimer Warte, von der Goethe oft allein, oder mit Lotte und Kestner auf Gießen, Atzbach und Nauheim, Wetzlar und

die Wetterau herabgesehen hat. Auf diesem Wege gleich bei der Stadt liegt der berühmte Wildbachbrunnen, jetzt Wertherbrunnen geheißen. Hier saß Goethe oft mit Lotte und dem Freunde in der erfrischenden Kühle und der herrlichen Umgebung, oder auch allein, den Mädchen zusehend, die Wasser holten, oder er begleitete die Geliebte auf den oberhalb liegenden Lahnberg und den prächtigen Garten an der Meckelsburg, mit der herrlichsten Aussicht in Werthers „Liebesthal", wo er seine Griechen las und zeichnete. Von hier kaum eine halbe Stunde entfernt liegt das vielgeliebte Wahlheim Werthers, das Dorf Garbenheim. Das Wirtshaus ist nicht mehr das alte, aber an der Stelle, wo die alten Linden vor dem Hause an der Kirche standen, „wohin Goethe-Werther sein Tischchen aus dem Wirtshause bringen ließ und seinen Kaffee trank und Homer las", sind junge Linden angepflanzt, und eine Gedenktafel weist auf den Dichter und seine Liebe. Bei größeren Spaziergängen ging man nach Atzbach, wohl eine Stunde von Garbenheim, und bei kleineren nach dem Garten des Ordens, wo Goethe sich nützlich machen mußte, wie er auch sonst zum Bohnenschneiden und ähnlichen Beschäftigungen von Lotte angehalten wurde. „So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe."

In seiner Glückseligkeit überschritt der leidenschaftliche Jüngling die Grenzen des Erlaubten. Der Tag, an dem Goethe sich soweit vergaß, Lotte zu küssen — es war der 13. August — wurde verhängnisvoll. Lotte machte ihrem Bräutigam noch denselben Abend davon Mitteilung; es wurde eine peinliche Lage, aber durchaus keine Wertheratmosphäre, dafür bürgte der Charakter Lottens. Der ehrliche und brave Kestner machte sich nur darüber Gedanken, ob vielleicht Lotte mit Goethe glücklicher zu werden glaubte als mit ihm; für diesen Fall wollte er, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, zurücktreten.

Diesen qualvollen Stunden bereitete das tapfere Mädchen, das nichts mehr als unklare Verhältnisse haßte, ein schnelles Ende. Wie auch ihr Herz entschied, sie folgte der Pflicht. Sie erklärte Goethe, daß er sich nicht vergebliche Hoffnung machen solle, von einer Braut könne er nur Freundschaft hoffen; „er ward blaß und sehr niedergeschlagen", mit diesen Worten begleitet Kestner seinen Bericht im Tagebuch.

Ein Briefkonzept Kestners an Lotte läßt uns in seiner Seele lesen. Erst kürzlich ist folgende Stelle daraus bekannt geworden: „Als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Teil haben kann . . . daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man thun und lassen kann, was man will. . . .“

Nachdem die Entscheidung gefallen war, wäre es für Goethe das beste gewesen, das Brautpaar allein zu lassen; aber auch hier, wie früher in Sesenheim, konnte er trotz der guten Absicht zu keinem Entschluß kommen.

Aeußerlich blieb in den Verhältnissen wohl alles gleich; Kestners und Goethes Geburtstag wurde, als auf einen Tag fallend, im Buffschen Hause gefeiert. Seine Studien, insbesondere der Homer, wurden bei der Liebe nicht vergessen; auch die Herderschen Ideen wurden still und ruhig von ihm verarbeitet, er las die Herderschen Fragmente, und Pindar wurde seine Hauptlektüre, von der er in einer erhaltenen Uebersetzung der fünften olympischen Ode Zeugnis ablegt. Ja die Briefe der Wetzlarer Zeit scheinen mehr von einem altklassischen Philologen als einem Juristen geschrieben zu sein. So erfaßte ihn die Schönheit der Antike mit ganzer Gewalt, daß er mit Eifer nachholte, was sein Jugendunterricht im Griechischen versäumt hatte.

Die Arbeiten für die Frankfurter gelehrten Anzeigen hielten ihn auch mit den Darmstädter und Frankfurter Freunden im Verkehr. Mit Merck hatte er vor der Abreise ein Zusammentreffen in Gießen verabredet. Goethe wollte dort Mercks alten Freund, den Professor der Rechte Höpfner, die Leuchte der sonst armseligen Universität, kennen lernen. Da zufälligerweise auch Lotte an diesem Tage in Gießen war, konnte Goethe ihr seinen Freund Merck vorstellen. Der ehrliche und scharfsichtige Merck wird die Sachlage wohl erkannt und seinem Freund zu schneller Abreise aus Wetzlar zugeredet haben. Er fuhr mit ihm dorthin, und auch Lotte kehrte am nächsten Tage, von ihrem Bräutigam in Gießen abgeholt, zurück. Man begleitete dann Merck und Goethe bis Garbenheim, von wo die Freunde wieder nach Gießen fuhren, um noch einen Tag dort zusammenzusein. Bei seiner Abreise nach Frankfurt am 22. August nahm Merck Goethe das Versprechen ab, in kurzer Zeit mit ihm in Coblenz bei Frau von La Roche zusammenzutreffen.

So beschloß denn Goethe das endlich auszuführen, was er sich schon längst vorgenommen hatte; ein Gespräch über das Jenseits und das Wiedersehen bestärkte ihn in seinem Entschluß. Ohne mündlich Abschied zu nehmen,

ritt er am 11. September früh in Begleitung des Freundes Born ab. Von seinem Abschiedsschreiben wurde Lotte tief ergriffen; aber sie verstand den Freund und billigte seine Handlungsweise.

Mit Freude und Dank für das liebe Buffsche Haus blickte Goethe auf die vergangenen vier Monate zurück. Der Mutter gegenüber nannte er sie sogar später die vergnügteste Zeit seines Lebens; aber damals trübte noch der Schmerz der hoffnungslosen Trennung von der Geliebten die Erinnerung; es war jener „Zustand, in welchem uns die Gegenwart der stumm-lebendigen Natur so wohlthätig ist“, und kaum war eine Gegend mehr geeignet, die Blicke auf sich zu lenken, als die, die er jetzt durcheilte. In Wetzlar war sein Auge an Anmut und Schönheit der Natur gewöhnt und für ihre künstlerische Betrachtung geübt; hier eröffnete ihm fast mit jedem Schritt die Natur reicher und herrlicher ihre Schätze. Die liebliche Lahn zur Rechten wanderte er über Weilburg, Limburg und Diez nach Ems: „Ich schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.“ Von Ems fuhr er in einem Kahn die Lahn entlang nach Oberlahnstein. Hier zeigte sich ihm der Rhein in seiner ganzen Herrlichkeit. Hoch und majestätisch thront über dem Rhein das starke Schloß Ehrenbreitstein und tief unten liegt „in lieblichem Contrast“ der kleine, hübsch gebaute Ort Thal, das ersehnte Ziel unsers Wanderers. Hier wohnte der kurtriersche Geheimrat von La Roche, in dessen Hause sich Goethe und Merck treffen wollten, ein aufgeklärter, scharf denkender Mann, ein Schüler Voltaires. Obgleich im Dienst zuerst des Erzbischofs und Kurfürsts von Mainz, dann des von Trier, und ein Zögling des kurmainzischen Ministers Grafen Stadion, war er ein unversöhnlicher Gegner „des Pfaffentums“ und hatte sogar in einer anonym erschienenen Schrift seinem Haß und seinen freien Anschauungen besonders über das Mönchswesen Luft gemacht. Dieser scharfsinnige und allem Gefühlswesen abholde Mann paßte freilich recht wenig zu den empfindsamen Seelen, die sich hier versammeln wollten; aber er war es auch nicht, zu dem Goethe kam, vielmehr seine Gattin, Sophie von La Roche, das anerkannte Haupt der Sentimentalen, die Coblenz zum Mittelpunkt der empfindsamen Litteratur gemacht hatte. Schon ein Jahr vorher, im Mai 1771, hatte sie Wieland, die beiden Jakobi und Leuchsenring zu einem empfindsamen Kongreß hier vereinigt, wo man ein Fest der Verbrüderung unter einer Flut von Thränen gefeiert und die schon oft beschworene Freundschaft von neuem beschworen hatte.

Im Jahre 1731 geboren, hatte Sophie Gutermann nach trüber Jugend-

in Wieland einen schwärmerischen Verehrer gefunden. Von ihm durch unglückliche Mißverständnisse und Verhältnisse getrennt, fand sie endlich in der Ehe mit einem, wenn auch nicht von ihr geliebten, so doch tüchtigen und angesehenen Manne Ruhe und Frieden. Schon durch die Verherrlichung ihres ehemaligen Bräutigams in allen litterarischen Kreisen bekannt geworden, wurde sie die erste Schriftstellerin ihrer Zeit durch ihren von Wieland 1771 herausgegebenen, ihr eigenes Leben und Fühlen darstellenden Roman: „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim", der eine für uns fast unglaubliche Begeisterung bei Männern nicht weniger als bei Frauen erweckte. Kaum ist über einen Roman so viel geweint worden als über diesen; Thränen der Trauer nicht weniger als der Freude und der Bewunderung.

Nun entspann sich ein ausgebreiteter Briefwechsel, der fast alle litterarisch bedeutenden Leute mit ihr in Verbindung brachte. Die Vermutung ist vielleicht berechtigt, daß Sophie diese Beziehungen pflegte und die Zusammenkünfte bedeutender Leute bei sich veranstaltete, um ihren litterarischen Ruf zu heben und sich günstige Beurteilungen zu verschaffen. Gegenüber dem jungen Dichter und Kritiker Goethe ließ sie nicht umsonst ihre Minen springen. Für mehrere Jahre geriet er in ihren Bann; und ihr Triumph war hier um so größer, weil ihre erste Bekanntschaft mit Goethe in Homburg durchaus in entgegengesetztem Sinne gewirkt hatte. Das Affektierte, das Unnatürliche, die Koketterie und Gefallsucht war den Darmstädtern und Goethe damals abstoßend gewesen. Wahrheit der Empfindung hatte Herder gelehrt, Natur, natürlich sein war die Losung aller; aber Frau Sophie kokettierte mit ihren Empfindungen, sie affektierte Gefühle, weil Sentimentalität Mode war und nur der sentimentale Schriftsteller Aussicht auf Erfolg hatte. Eben jene Unwahrheit, die die brave Frau Rat später kernig mit den Worten geißelte, sie verstünde es nicht, wie man Sternheim — und Frauenzimmerbriefe schreiben und doch die eigenen Töchter unglücklich machen könne, war auch dem Sohne abscheulich. Aber in Ehrenbreitstein selbst konnte er sich dem Zauber, der von der Frau des Hauses ausging, nicht entziehen. Ihm, der hier zum ersten Male in höhere Gesellschaftskreise kam, imponierte das sichere Auftreten der Frau, die immer sich selbst gleich blieb, ihre wahrhaft vornehme Art der Behandlung jedes einzelnen, „die Eleganz der Gestalt und des Betragens", die geistreiche, sichere Führung der Unterhaltung in einem litterarischen Kreise, an dem Minister und hohe Adlige teil hatten. Und dazu trat ein zweites, um den jungen Dichter sicher zu fesseln: die Schönheit der ältesten Tochter, der damals 16jährigen M a x i m i l i a n e oder Maxe. „Eher klein als groß", so schildert er sie, „von Gestalt, niedlich gebaut; eine

freie, anmutige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte.“

Dem Jüngling, der eben vom Hausmütterchen Lotte, dem liebenswürdig be-



scheidenen Bürgermädchen, kam, tritt hier eine glanzvoll vornehme Erscheinung wie aus anderen Sphären entgegen; eine neue Leidenschaft entspinnt sich, für die in des jungen Enthusiasten Herz trotz Lotten Raum genug ist. „Seit den

ersten unschätzbaren Augenblicken, die mich zu Ihnen brachten, seit jenen Scenen der innigsten Empfindung, wie oft ist meine ganze Seele bei Ihnen gewesen. Und drauf in der Glorie von häuslicher mütterlicher Glückseeligkeit, umbetet von solchen Engeln Sie zu schauen, was mehr ist mit Ihnen zu leben," so schreibt er bald nach der Rückkehr an Frau La Roche.

Auch der Unterredungen in dem litterarischen Kreise gedenkt Goethe in jenem Briefe mit Begeisterung; der Greis berichtet in Dichtung und Wahrheit darüber mehr in launig spöttischem Ton. Der Allerweltsfreund Leuchsenring, der von Goethe so prächtig und derb gezeichnete „Pater Brey", der mit Empfindsamkeit handelnd durch Briefe und Bänder empfindsamer Seelen immer neue für sich zu gewinnen suchte, derselbe, von dem Herder das treffende Wort sagte: „Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren", war, wie schon bei dem Wielandschen, so auch bei diesem Kongreß zugegen. Er öffnete seine gefüllten Schatullen, mit denen er von Ort zu Ort reiste, um die geheimsten Regungen und Gefühle anderer zu offenbaren. Denn das gehörte auch zu den Eigenheiten der Empfindsamen, daß sie sich nicht mit ihren eigenen Gefühlen begnügten, sondern auch andern ins Herz sehen und über deren geheimste Gefühle wieder ihre Gefühle, ihre Thränen der Bewunderung oder des Abscheus äußern wollten. Nun denke man sich bei diesen Vorlesungen den spöttischen, scharfzüngigen Merck, der außerdem gegen den Friedensstörer Leuchsenring gar manches auf dem Herzen hatte, den freidenkenden und hellblickenden, aller Empfindsamkeit abholden Hausherrn, und man wird verstehen, daß Goethe Frau von La Roches Kunst, „alle Schärfe in der Gesellschaft zu mildern und das Unebene auszugleichen", zu bewundern genug Gelegenheit fand. Aber auch von anderen wichtigen litterarischen Dingen wird die Rede gewesen sein. Sophie war bisher die treueste Anhängerin Wielands gewesen; die neue, von Herder ausgegangene, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vertretene Strömung stand im Gegensatz zu Wieland. Aber Sophie verstand ihre Zeit und ging in das Lager der neuesten Richtung über, der offenbar die Zukunft gehörte. Auch das war ein Band mehr zwischen Sophie, dem „Mamachen", wie sie von jetzt in Goethes Briefen heißt, und dem jungen Dichter.

Die Rückreise machten Merck nebst Gattin und Sohn mit Goethe zusammen und zwar bis Mainz zu Schiff. Es ist das der schönste Teil des Rheins, der von Coblenz bis Bingen; an Rheinfels, St. Goar und der Loreley und Bingen führt er vorbei, jene vielbesungenen und vielgepriesenen Ufer des

Rheins, die durch die Großartigkeit der Landschaft und die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Bilder unvergleichlich und einzig sind. Man genoß nicht nur durch bewunderndes Anschauen diese Herrlichkeit, die Schönheit der Natur weckte den Künstler in Goethe und regte ihn an, durch Zeichnung die Erinnerung lebendiger zu erhalten. Und so sehr schlossen sich die beiden Freunde Goethe und Merck durch diese Tage innigsten Verkehrs aneinander, daß Merck mehrere Tage bei ihm in Frankfurt blieb, wo der zum Besuch dort anwesende Kestner beide am 22. September eintraf, und Goethe Merck sobald als möglich nach Darmstadt zu folgen versprach. „Wir bespiegeln uns ineinander und lehnen uns an einander und teilen Freud und Langeweile auf dieser Lebensbahn," so bezeichnet Goethe dem Freunde Herder ihr Verhältnis, war doch auch der innere Zusammenhang mit der „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen" in Wetzlar und Ehrenbreitstein genährt und verstärkt worden.

So eilt er denn im November nach Darmstadt und bleibt dort vier Wochen, während die Schwester sehnsuchtsvoll in Frankfurt seiner harrt. Ein an den Darmstädter Freundeskreis gerichteter musikalischer Scherz von Goethe: Concerto dramatico composto dal Sigr. Dottore Flaminio detto Panurgo secondo, eine Art Fastnachtsspiel, hat sich als ein Zeichen heiterer Geselligkeit erhalten. Auch im beginnenden Frühjahr war Goethe mehrmals in Darmstadt, aber bald begann der Freundschaftsbund sich aufzulösen. Es waren nicht nur die äußeren Ereignisse, daß Fräulein von Roussillon nach vielen Leiden im April starb, daß Merck sich zu der Reise nach Petersburg rüstete, Caroline nach ihrer Verheiratung mit Herder am 2. Mai, der Goethe beiwohnte, in die Ferne zog, nein, die Freundschaft nahm auch innerlich ein Ende. Leuchsenrings Minierarbeit und sein Bestreben, Merck und besonders Herdern bei den Frauen zu verleumden, führte endlich zu offenem Bruch und zu allgemeiner gegenseitiger Verstimmung; es lag eine schwüle Gewitterluft „über den Heiligen". Auch Herders Anwesenheit löste nicht die Verwirrung. Nur die Gewißheit baldiger Trennung hielt stärkere Gefühlsausbrüche zurück.

Goethe hatte damals bereits mit den empfindsamen Aposteln gebrochen; er warf die Krankheit seiner Zeit, die er hier an der Quelle durchgemacht hatte, von sich wie ein unnützes Kleid; aber der Dichter wußte auch das Ungesunde und Kranke zu seinem Zweck zu nutzen.

Wie schon angedeutet, bezieht sich Goethes Pater Brey auf Ereignisse im Darmstädter Kreise. Was Merck in einem Briefe an Frau La Roche andeutete: „Leuchsenrings große Arbeit war, Herdern in der Seele des Mädchens

(Caroline) auszuthun", wurde hier dramatisch dargestellt. Herder nahm das harmlos gemeinte Stück übel auf. Die bald darauf eintretende Kühle der Beziehungen zwischen ihm und Goethe, die bis zum Januar 1775 anhielt ging hierauf zurück.

Das Drama Satyros wird von Goethe im engsten Anschluß an Pater Brey genannt und zugleich die Person des Satyros als aus dem damaligen Umgange herausgegriffen bezeichnet. Näheres darüber ist aber nicht bekannt. Jedenfalls hütete sich Goethe damals, dies „Dokument göttlicher Frechheit" drucken zu lassen; es erschien erst 1817. Die Bezeichnung wäre fast noch zu mild, wenn, wie schon Heinse nach Mitteilungen der Jacobi's im Mai 1774 behauptete, Goethe wirklich Herder unter jenem Wesen — halb Tier, halb Gott — gemeint hätte. Ohne Zweifel sollte die Rousseau'sche, von dem Dichter früher selbst gepredigte Lehre vom Evangelium der Natur, die hier in der Forderung gipfelt, Kleider und Schmuck von sich zu werfen und Kastanien zu essen, verspottet werden. Der Prophet, der von der abergläubischen Menge als Gott angebetet wird, entpuppt sich als gemeinsinnlicher, brünstiger Satyr. Die Leichtigkeit, mit der er die gedanken- und haltlose Menge und besonders die liebeseligen Frauen bethört, wird sehr ergötzlich geschildert.

Ganz sicher gehört in die Frankfurt-Darmstädter Kreise das Schönbart-Maskenspiel (1773): Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; es ist voll von Beziehungen auf Goethes nächste und weitere Umgebung, und die eingefügte Tragödie von Haman und Esther war ursprünglich gegen die Empfindsamkeit und die Aufklärer gerichtet; aber auch ohne diese Beziehungen giebt das Jahrmarktsfest ein lebensvolles Bild, das sich auch bei den späteren Aufführungen in seiner Kraft bewährte. Ein „mikrokosmisches Drama", Hanswursts Hochzeit, das Goethe selbst ein tolles Fratzenwesen nach Art eines älteren deutschen Puppen- und Budenspiels nennt, ist nur Fragment geblieben. Nicht weniger als hundert Personen, die mit sehr lustigen und derben, körperliche oder geistige Fehler bezeichnenden Schimpfnamen ausgestattet waren, sollten dabei auftreten.

Gleich als sollte Darmstadt all seine Anziehungskraft verlieren, so hörte auch Mercks und Goethes Thätigkeit an der Frankfurter gelehrten Zeitschrift, die des Wanderers Schritte manchmal nach Darmstadt gelenkt hatte, mit dem Beginn des Jahres 1773 auf. Die Klagen der Autoren über allzugroße Härte und Schärfe der Kritik, der Neid der „Mitbrüder an der kritischen Innung" über das Aufsehen und den Erfolg der Zeitschrift, die Unzufriedenheit im Publikum mit der bisher ungewohnten Art und Sprache der Kritik, gewiß auch die Verdrießlichkeiten und Prozesse, die sich die Zeitschrift durch die

orthodoxen Geistlichen Frankfurts zuzog und bei denen Schlosser und Goethe als Anwälte, der letztere wohl auch als Rezensent beteiligt waren, alles das hatte den Rücktritt der genannten Freunde und Herders verursacht. War das auch für die Kritik und für die Litteratur zu beklagen, ihre große Aufgabe hatte die Zeitschrift auch schon mit diesem einen Bande erfüllt. Ihre Bedeutung liegt darin, daß einmal in ihr für Herder und seine Freunde ein Organ vorhanden war, in dem die neue Lehre den Gebildeten Deutschlands mitgeteilt werden konnte, und andererseits für Goethe darin, daß er durch die kritische Thätigkeit gezwungen wurde, bevor er seine große schöpferische Thätigkeit begann, sich Rechenschaft über die Art des künstlerischen Schaffens abzulegen und die neu gewonnenen Kunstanschauungen mit kritischem Auge auf ihre Wahrheit zu prüfen.

Mag er nun über die Griechen oder über Shakespeare, die Anakreontiker oder die Bardenpoesie, über die bildende Kunst oder über theologische Schriften sprechen, immer sind die Herderschen Ideen der kritische Maßstab, Wahrheit der Empfindung, Natur die Hauptschlagworte. Rhingulfs Bardenpoesie wird nicht weniger als Georg Jakobis süßliche Anakreontik, Zachariäs zierlich in Reime verfaßte Märlein nicht weniger als der „gereinigte", verwässerte Shakspeare als Unwahrheit und Unnatur mit der Lauge des Hohnes und Spottes übergossen. „Warum sind," ruft der Schüler Herders aus, „die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — treibt ein gemachtes Gefühl . . . . zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder nur nachgeahmte Kopien." Das Wort, in dem wir den Dichter des Werther zu hören meinen, könnte als Motto seiner Rezensionen dastehen: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigenes Herz die kostbarste und unter Tausenden haben sie kaum zween." Nun verstehen wir es, daß Goethe von diesen Kritiken sagt, es wären nicht eigentlich Rezensionen, sondern „wild, aufgeregt und flüchtig wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen meines jugendlichen Gemüts nennen". Man erwarte nicht objektiv gehaltene, logisch fortschreitende, kalt abwägende Urteile ruhiger Erwägung, nein es sind leidenschaftliche, im Ton der direkten Anrede sprunghaft vorgebrachte Anklagen oder Verteidigungen, mehr rhetorische Musterleistungen als sachliche Erörterungen, so subjektiv, so auf persönlicher Anschauung und Erfahrung beruhend, daß der Kritiker sich nicht scheut, mitten in eine Rezension über die „Gedichte von einem polnischen Juden" seine eigene Liebe zu verflechten und seine Lotte zu verherrlichen. Und grade deshalb konnte Goethe mit Recht „in diesen Kritiken die anfängliche Richtung seiner Natur er-

kennen", jener Richtung, die er durch Herder gewonnen und die wir im einzelnen klarzulegen ausführlich versucht haben.

Wie wichtig auch diese Thätigkeit für den angehenden Dichter war, sie bezeichnete doch nur ein Durchgangsstadium, das er mit Freuden wieder aufgab. Denn „am kleinsten die Hand anlegen und sich bearbeiten, ist in allem mehr wert, als von der vollkommensten Meisterschaft eines andern kritisch Rechenschaft geben". Das gilt für jede künstlerische Thätigkeit; daß aber



Maler Andreas Benjamin Nothnagel.

diese Erkenntnis dem jungen Goethe bei der bildenden, nicht bei der dichtenden Kunst aufging, ist charakteristisch für seine damalige Anschauung über seine eigene Begabung. Noch immer war er im Zweifel, ob er ein Maler werden sollte oder ein Dichter. Das auf der Wanderung von Wetzlar nach Ems gefragte Orakel hatte den Zweifel nicht gehoben. So fanden wir ihn auf der Rheinreise eifrig beschäftigt, die herrlichen Natureindrücke durch die Zeichenkunst festzuhalten, so lehrt er jetzt Merck in Darmstadt

zeichnen und beide zeichnen und stechen in Kupfer, wie einst Stock und Goethe in Leipzig, oder die Freundinnen sitzen beim „Wintertisch" um ihn herum, bewundern seine Zeichnungen und raten ihm ernstlich, Maler zu werden. „Die bildenden Künste", lesen wir im Herbst 1773, „haben mich nun fast ganz. Was ich lese und treibe, thue ich um ihretwillen." Er ist ein eifriger Besucher der Frankfurter Gemälde= und Kupferstichsammlungen des Schöffen Ettling und des Malers Ehrenreich, in denen die Niederländer, wie auch schon früher, sein höchstes Entzücken bilden, und im Winter 1774 finden wir ihn beim Maler Nothnagel in einem ihm eingeräumten Kabinett eifrig beschäftigt in Oel zu malen. Die Worte an Frau La Roche, im November geschrieben: „Heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oelpinsel in die Hand nehmen", zeigen, wie ernst es ihm darum zu thun war.

Wie er einmal meint, daß man den Menschen nach den Möbeln, die ihn umgeben, ja nach der Tapete, die er für sein Zimmer verwendet, beurteilen könne, so sollte auch das traute Stübchen seinen künstlerischen Sinn verraten, das uns ein Heiligtum geworden ist. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1772, in feierlich frommer Stimmung, schildert er dem lieben Kestnerschen Brautpaar sein Heim: „Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen guten Morgen sagen. Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiste, einen davon hab ich nachgezeichnet und bin zufrieden mit, obgleich nicht so froh. Es grüßt Euch meine Schwester, es grüßen Euch meine Mädchen, es grüßen Euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur Rechten, die goldene Venus dort und der Bote Merkurius . . . ."

Der Dichter sagt von sich selbst, was er in Künstlers Morgenlied singt:

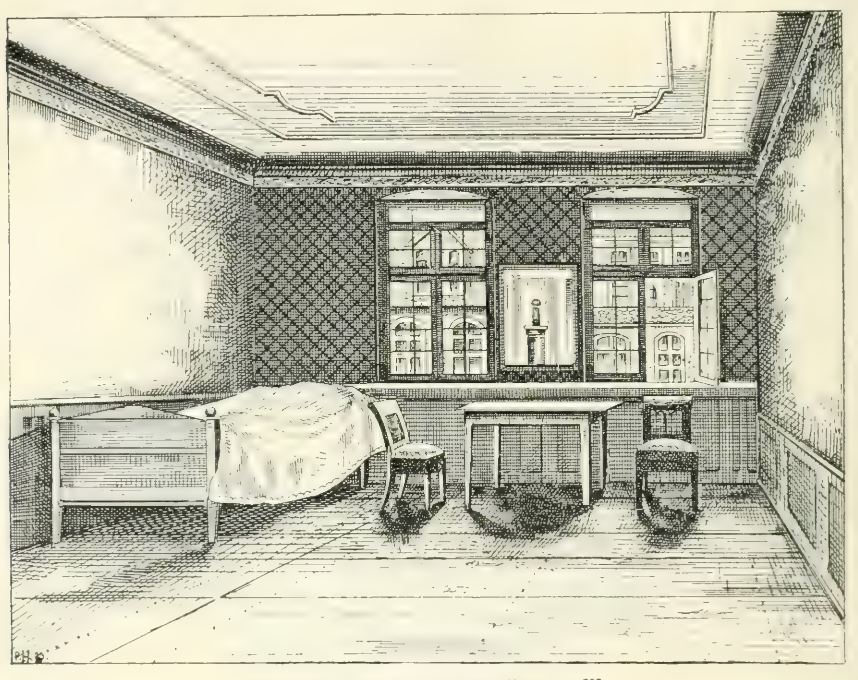
Der Tempel ist euch aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste.

Wenn morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau umher,
Steht rings Ihr Ewiglebenden
Im heilgen Morgenglanz.

Aus derselben Zeit, den Jahren 1773/74, stammen: das kleine Drama Des Künstlers Erdenwallen und Des Künstlers Vergötterung, die Gedichte Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog des Liebhabers, Sendschreiben, die alle denselben Gedanken aussprechen, das Glück in der

Ausübung der Kunst, die Begeisterung für die Kunst, die Nachahmerin der Natur.

Nicht nur der Muse der bildenden Kunst war hier ein Altar gebaut; die wahre Richtung des Genies konnte sich nicht verleugnen; grade seit der Rückkehr aus Wetzlar strömt eine solche Fülle nach Verwirklichung verlangender Ideen und Gestalten auf den Jüngling ein, daß es nur seines Willens bedurfte, um Großes und Herrliches zu schaffen. Nun geht der



Goethes Zimmer in Frankfurt a. M.

Same auf und trägt tausendfältige Frucht. Was Goethe zum ersten Dichter Deutschlands gemacht hat, ist damals geschaffen worden; der Götz wurde vollendet und der Faust, Mahomet und Werther begannen sich zu gestalten. Daneben entstand eine Fülle von lyrischen und epischen Gedichten, wie Mahomets Gesang und Der Adler und die Taube.

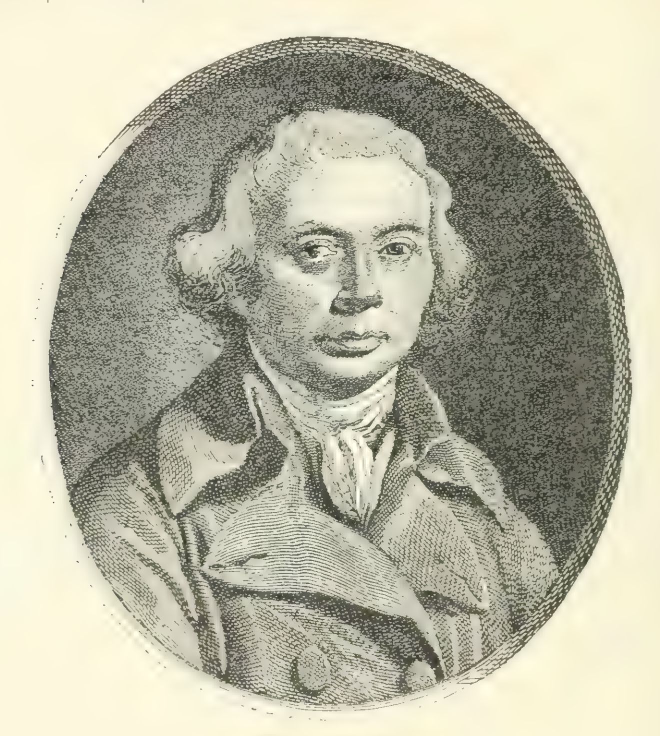
Dem Gefühl dieser Fülle, dieser gewaltigen Schöpfungskraft, nicht eitler Prahlerei, entstammen die Worte an Kestner vom September 1773: „Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftsteller, meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Grösse, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt

und meine Liebe, so solls noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch sein Teil."

Wie Klopstock in seiner Meta die Vertraute, Beraterin und erste Stimme der Kritik bei seinen Schöpfungen besaß, so war Goethes geheime Vertraute und auch Mahnerin die geliebte Schwester Cornelia; beim Götz war sie, wie er selbst erzählt, „liebevolle Förderin". Er las zuerst mit ihr Homer und um sie schneller einzuführen, improvisierte er die Uebersetzung des lateinischen Clarkeschen Homer, der wörtlich aus dem Griechischen übertragen ist. Dann wurde sie in Ossian eingeweiht, und ihr und den Freundinnen wurden Stücke der nordischen und indischen Sage vorgetragen. Dem allen drohte Corneliens Verlobung ein schnelles Ende zu bereiten.

Schon kurz bevor Goethe Wetzlar verließ, hatte Georg Schlosser ihm von seinen Herzensbeziehungen zu Cornelia Mitteilung gemacht. Schlosser war ein feingebildeter, kenntnisreicher, auch litterarisch berühmter Mann, aber er besaß wenig, was ein Mädchen hätte bestechen können, daher Goethes Verwunderung bei der Mitteilung der Verlobung; aber Cornelia sah es ja längst als ihr Schicksal an, einem ungeliebten Manne die Hand reichen zu müssen. Von Schlossers Liebe konnte sie überzeugt sein; seine Briefe an Lavater sind voll seines Glücks und der schwärmerischen Liebe. Auch der Vater hatte nichts gegen Schlosser als Schwiegersohn einzuwenden, nur wollte er ihn „erst wo fixiert" sehen, ehe er ihm die Tochter überließ. So blieb denn vorläufig die Verlobung geheim; die Hoffnung Schlossers, in badischem Dienst angestellt zu werden, ging nicht sofort in Erfüllung, zur Freude Wolfgangs, der nun noch ein volles Jahr den Verkehr mit der geliebten Schwester genießen konnte. Auch war das Verhältnis zum Vater, der mit der Erledigung der Amtsgeschäfte des Sohnes nicht unzufrieden und auf den wachsenden Ruhm stolz war, in dieser Zeit dank der liebevollen Vermittelung der Mutter ganz erfreulich. Darum wurde auch der gesellige Verkehr der Geschwister im Jahre 1773 besonders lebhaft, nicht bloß durch den Besuch der Damen Jakobi und Fahlmer, Frau La Roche und Tochter im Sommer, sondern auch durch den Umgang mit den Frankfurter Freunden. Im Winter saß man „abends zusammen am Ofen und schwatzte", oder Wolfgang las aus seinen Lieblingsautoren oder eigene Gedichte vor, oder man traf sich mit Riese, Horn, Passavant, den Schwestern Krespel und Gerock zu Abendgesellschaften und im Sommer zu Lustfahrten, Wasser- oder Landpartieen. Hierbei wurde manch scherzhaft Spiel, so auch das Mariagespiel, wobei die Mädchen um einen Gatten würfelten, vorgenommen. Da Goethe zu seiner Freude die um vier Jahre jüngere Susanne Magdalene Münch zu teil wurde, hatte er

nichts schleuniger zu thun, als sich in dieses hübsche Mädchen zu verlieben. Aber am nächsten standen ihm in dieser Zeit die Schwestern Gerock, die Merck einmal „formées d'après l'idéal de notre Goethe" nennt, vor allem die hübsche Antoinette; mit ihnen machte er im Winter Abendwanderungen durch die Stadt, brachte sie nach Hause und weihte sie in seine Lieblingsschriften ein. Eine solche Wanderung durch die Vaterstadt schildert er uns in einem Briefe an Kestner:



Georg Schlosser.

„Auf der Brücke hielt ich still. Die düstre Stadt zu beiden Seiten, der still leuchtende Horizont, der Widerschein im Fluß machten einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerocks, ließ mir Bleistift geben und Papier, und zeichnete zu meiner grossen Freude das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand."

Aber die neuen und alten Freundinnen konnten doch das Bild Lottens nicht in seiner Seele verdrängen. Lottens und ihrer Schwester Lenchen

Schattenbilder hängen in seinem Zimmer an Nadeln befestigt und „schweben um sein Bett wie Engel Gottes“. In der Dämmerung und vor Schlafengehen unterhält er sich mit ihr, erzählt ihr morgens seine Träume, in denen er gar häufig von ihr träumt, borgt sich eine Nadel von ihr beim Anziehen und fragt erst um Erlaubnis. In ihrem Anblick überdenkt er „die Glückseligkeit von vier Monaten“ von der Stunde an, da er, im Grase in Garbenheim liegend, Kestner kennen lernte, bis zu dem verhängnisvollen Abendgespräch. Immer hat er Lottchens blaugestreiftes Jäckchen vor Augen, das ihm auch dann erscheint, „wenn ihre Gesichtszüge aus dem Nebel der Imagination sich nicht losmachen können“.

Den für ihn schmerzlichen Freundesdienst, die Eheringe für Lotten zu besorgen, läßt er sich nicht nehmen. Zum Hochzeitstage, Palmsonntag 1773, an dem er Lottens Silhouette begraben wollte, gratulierte er ihr, um mit seinem Lieblingsdichter zu reden: mit einem lachend', einem weinend' Auge. Auch ein kleines Gedicht mit seiner Silhouette, die wir umstehend abgedruckt, übersendet ihr der getreue Verehrer: dann werden die Briefe etwas seltener. Bei Lottens erstem Buben wurde Goethe Pathe, und das Verhältnis blieb freundschaftlich, bis das Erscheinen von Werthers Leiden es auf eine harte Probe stellte.

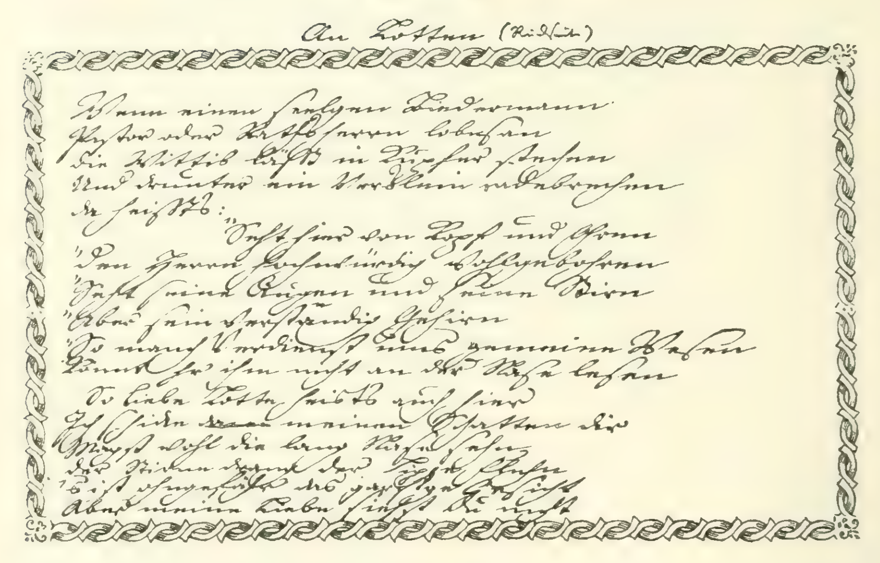
Unterdessen hatte Schlosser nach langem Warten eine Anstellung im Badischen als Hof- und Regierungsrat erhalten; so konnte denn am 1. November 1773 die Hochzeit stattfinden und Mitte November das junge Paar nach der neuen Heimat Karlsruhe übersiedeln. Aus dieser Zeit stammen die Worte Wolfgangs an Johanna Fahlmer und Frau La Roche: „Ich verliere viel an ihr. Ich sehe einer trüben Einsamkeit entgegen. Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte — Um unsern Zirkel sieht's scheu aus, meine Schwester macht einen großen Riß.“

Bei dem Verluste der Geliebten und der Schwester fügte es sich glücklich, daß eine Verwandte des Textorschen Hauses und gute Freundin der Frau Rat und Cornelia nach Frankfurt zog, in der der Jüngling, der nie ohne Herzens- oder freundschaftliche Beziehungen leben konnte, einen trefflichen Ersatz fand.

Es war Johanna Fahlmer, die Tochter des aus Frankfurt nach Düsseldorf verzogenen Kaufmanns und Kurpfälzischen Kommerzienrates Georg Christoph Fahlmer aus seiner zweiten Ehe mit der Tochter des Predigers Starck in Frankfurt, des Schwagers der Frau Rat. Fahlmers Söhne seiner Tochter aus der ersten Ehe waren die von uns schon mehrfach genannten Brüder Fritz und Georg Jakobi, die also, obgleich älter

als Johanna Fahlmer, ihre Neffen waren. Daher rührt die Bezeichnung Tante oder Tantchen, die sie allgemein führte und die sogar Goethe, obgleich nur fünf Jahre jünger als sie, ihr gegenüber anwendete. Er hat zwar in seiner Lebensbeschreibung nur einmal Gelegenheit genommen, von ihr, die einige





An Lotten (Rückseite)

Wenn einen seligen Biedermann
Pfarrherrn oder Ratsherrn lobesan
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen
Da heißt's:
„Seht hier von Kopf und Ohren
„Den Herrn Hochwürdig Wohlgeboren
„Seht seine Augen und seine Stirn
„Aber sein verständig Gehirn
„So manch Verdienst ums gemeine Wesen
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen
So liebe Lotte heißt's auch hier
Ich schicke meinen Schatten dir
Magst wohl die langen Nasen sehen
Der Stirne Drang der Lippen Flehen
's ist ohngefähr das garstge Gesicht
Aber meine Liebe siehst du nicht

Jahre lang ihm außer der Mutter und Schwester am nächsten stand, zu sprechen, aber hier geschieht es in Ausdrücken der größten Verehrung. „Demoiselle Fahlmer gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen . . . sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ,

daß wir derselben auch wohl bedürften.“ Der Dichter zielt damit auf ihre schöne, echt weibliche That, seine Versöhnung mit den Brüdern Jakobi.

Der Vater Johannas war schon 1759 gestorben, mit ihrer Mutter harmonierte sie wenig, um so vertrauter war ihr Verkehr mehrere Jahre mit der Jakobischen Familie. Das schon von Natur melancholisch angelegte Mädchen hatte hier im Anfang der siebziger Jahre neben schwerer Krankheit trübe seelische Erfahrungen durchgemacht, sodaß sie diese Jahre „eine große Krisenzeit ihres Lebens, auch anderer als physischer Leiden“ nannte. Der Gegensatz zwischen dem Vater Jakobi und Fritz dem jüngeren Sohn, der durch ihn zum Kaufmannsstande gezwungen worden war, hatte zu offenbaren Mißhelligkeiten geführt. Zwischenträgereien, böse Gerüchte über des Sohnes Vorleben, die dem Vater überbracht wurden, veranlaßte diesen, den Verkehr mit ihm ganz aufzuheben. Für Johanna, die vergeblich vermittelt hatte, war das um so schmerzlicher, als zwischen ihr und Fritz, der seit frühester Kindheit ihr Spielgenosse gewesen und später ein treuer Freund war, eine zarte und herzliche Neigung bestand, wie sie jene schwärmerische Zeit auch neben der ehelichen Liebe zeitigte und gestattete. Vielleicht wurde auch dieses ideale Verhältnis durch jene Gerüchte in roher Weise berührt.

So hatten denn beide, Johanna und Goethe, seelische Erschütterungen durchgemacht, und darum schlossen sie sich so schnell und fest aneinander. Anfang März 1773 beginnt der Briefwechsel, der, bis ins Jahr 1777 in stets gleicher Freundschaft geführt, uns wie kaum ein anderer, einen Einblick in das äußere und in das Seelenleben Goethes gewährt. Johanna tritt an Corneliens Stelle. Wie Cornelien wird ihr alles mitgeteilt, was Goethes Herz oder seinen Geist bewegt; selbst als Vermittlerin zwischen dem Vater und ihm versuchte sie sich im Bunde mit Frau Aja; oft schreibt er ihr, was für die Mutter bestimmt war, oder er schreibt an beide zugleich. Ihre Herzensangelegenheit, ihren geliebten Fritz mit dem nun nicht minder geliebten Wolfgang zu versöhnen, betrieb Johanna von Anfang an. Sie hatte darin eine treue Bundesgenossin an Fritz Jakobis Gattin Betty und seiner Halbschwester Lolo, von Goethe oft die Hannoversche Lotte genannt, die sich beide im Sommer 1773 eine zeitlang in Frankfurt aufhielten und in den Kreis der Freundinnen Corneliens eintraten.

Mit wenigen, aber sehr treffenden Worten hat uns Goethe die Gattin Jakobis, Helene Elisabeth, Betty oder Mamachen genannt, geb. von Clermont, gezeichnet:

„Sie war geeignet“, sagt er, „mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche

14*

Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte." Die Schilderung paßt sehr wohl zu dem Bilde, das wir von der trefflichen Frau bringen, nicht weniger zu dem geistigen Bilde, das ihr Briefwechsel mit Goethe von ihr entwirft. Auf den Glückwunsch Goethes zur Geburt eines Buben, auf die Uebersendung seines Jahrmarktsfestes, seiner Gedichte: wie z. B. Wanderers Sturmlied und anderer Lektüre folgt ein köstliches Schreiben der jungen Mutter:



Betty Jakobi.

„Herr Doctor Goethe Lobesan. Hier kommt Mamachen," so beginnt der Brief, „an den bösen Menschen mit dem guten Herzen," um mit Ihnen ein wenig zu plaudern. Zwar Mamachen schreibt selbst nicht, sie sitzt hinter einem Vorhang mit schwach halb erloschenem Aug und schickt Worte und Gedanken in Tantchens Feder." Die humorvolle und kräftige Art, wie sie sich ihres Buben annimmt, der von Vater und Tante mißachtet wird, weil man ein Mädchen erwartet hatte — „ich nahm den Jungen, Gott weiß, zu mütterlichen Gnaden auf, versteckte ihn in mein Bett und ließ ruhig die Leute darob murren," die hübsche Form, in die sie ihr Urteil über die übersandte Lektüre kleidet, die offene

und freie Weise, mit der sie menschliche Dinge behandelt, die edle und schöne Auffassung der Neigung Johannas zu ihrem Gatten, all das verrät eine Festigkeit und Bestimmtheit des Wesens, so viel natürliches Gefühl und prächtigen Humor, daß wir die Worte in Goethes Antwort verstehen: „Ihre Stimme, Ihr Wesen ward durch Ihren Brief um mich lebendig und Sie müssen fühlen, wie wert mir Ihre Gegenwart ist."

Die Abneigung Goethes gegen die Brüder Jakobi war ursprünglich nicht persönlich, sondern beruhte auf litterarischen Gegensätzen. Der ältere Johann Georg Jakobi, zuerst Professor in Halle, dann Canonicus in Halberstadt, war ein Anakreontiker süßlich-widerlicher Schreibart und unwahrer Empfindung. Auch sein Bruder Fritz hatte eine schwärmerische Anlage; sie waren beide rechte Kinder der empfindsamen Zeit. Goethe, der selbst der Empfindsamkeit nicht fremd geblieben war, empörte diese Art des Lebens und Dichtens; er schrieb eine höchst spöttische Rezension oder, wie Fritz Jakobi sagt, einen „infamen Artikel", in dem er sich über „das gute Herz des Herrn Jakobi" lustig machte. Als Fritz mit Wieland zusammen den Merkur, Georg mit Heinse die Iris gründeten, gab es immer wieder Anlaß zu Sticheleien auf „die Kerls oder die Jackerls, die mit ihrem Namen Wucher treiben".

Der „zügellose, unbändige Mensch", wie Fritz Jakobi Goethe nennt, schrieb sogar ein Pasquill auf die Brüder: „Das Unglück der Jakobi". Daß er diese Farce aber wieder vernichtete, war gewiß dem Einfluß von „Tantchen und Mamachen" zuzuschreiben. Zuerst war diese echt weibliche Thätigkeit der beiden Frauen, Versöhnung zwischen Goethe und den beiden Jakobis zu stiften, nicht von Erfolg, aber endlich erreichten die prächtigen Frauen doch, was sie in stiller und edler Weise vorbereitet hatten. Damit beginnt dann eine neue Phase ihrer Freundschaft mit Goethe.

Betty und Johanna geistig und freundschaftlich nahe stand die La Roche'sche Familie; wenn irgend noch eine Abneigung Goethes gegen Frau La Roche vorhanden war, im Verkehr mit Jakobis wurde er auch davon befreit. Im Sommer 1773 folgten wechselseitige Besuche der drei Familien. Zu Anfang August „machten" Sophie La Roche und die schöne Maxe der Goethischen Familie durch ihren Besuch „acht glückliche Tage"; der Eindruck, den Maxens Gegenwart auf Wolfgang ausübte, hallt in seinen Worten an Kestner: „es ist ein Ergötzen, mit solchen Geschöpfen zu leben", nach, und in dem Geständnis, mit dem der erste Brief an die Mutter schließt: „Von Ihrer Maxe kann ich nicht lassen, so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen." Cornelia begleitet Maxe nach Ehrenbreitstein, und die Jakobischen Damen reisten im September ebendorthin. So tritt denn bald an Stelle

der Klage über die Einsamkeit nach Corneliens Abreise Freude und Jubel, als zugleich mit der Rückkehr des stürmisch begrüßten Freundes Merck aus Petersburg die Nachricht nach Frankfurt kommt, daß Maxe La Roche den Frankfurter Kaufmann Peter Brentano heiraten werde.

Betty erfährt das zuerst durch Goethes Neujahrsbrief von 1774: „Maxe la Roche heuratet hieher. Ihr künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also heysa!! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt . . .“, und mehrere Wochen nach der Hochzeit berichtet er an dieselbe Freundin: „Denn gewis das ist die erste Gabe, seit das Schicksal mir meine Schwester nahm, die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschafften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano ist ein würdiger Mann, eines offnen starcken Charakters, viel Schärfe des Verstands, und der thätigste zu seinem Geschäft.“

Man merkt es dem ruhigen Ton des Briefes und dem reichen, hier wohl absichtlich stark ausgedrückten Lobe der Ehegatten nicht an, daß sich kurz vorher ein kleines Drama in dem Brentano'schen Hause abgespielt hatte, das leicht ohne Goethes edles und weises Benehmen ein tragisches Ende hätte nehmen können.

Die empfindsame, in ihren Schriften von Edelmut und idealer Auffassung des Lebens triefende Frau La Roche war im Leben bewundernswürdig praktisch. Wie eine Mutter gewöhnlichen Schlags und materiellster Gesinnung ging sie darauf aus, für ihre Töchter reiche Partien zu gewinnen; daß sie beide durch Schönheit des Geistes und Körpers ausgezeichnete Mädchen dadurch tief unglücklich machte, schien ihr nichts zu bedeuten. Für die älteste Tochter Maximiliane hatte Frau La Roche durch Vermittelung des Dombechanten Du Meix in dem Witwer Peter Brentano, einem reichen Frankfurter Kaufmann, den geeigneten Gatten gefunden. Auf die am 15. Januar erfolgte Rückkehr des kurz vorher in Ehrenbreitstein getrauten Paares, das von der Schwiegermutter begleitet worden war, folgten Familienfeste und Vergnügungen, bei denen Goethe mit den reichen katholischen Kreisen Frankfurts, dem Dombechanten Du Meix, den Familien Servière und Allesina-Schweitzer in nähere Berührung kam. Zwei und eine halbe Woche wird „geschwärmt“. Gemeinsame Essen wurden unterbrochen von Ausflügen oder, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, von dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens auf den Rödelheimer Wiesen an der Nidda. Schon seit dem Winter 1771 auf 72 hatte Goethe, angeregt durch Klopstocks Eisoden, sich

der Kunst des Schlittschuhlaufens gewidmet, die er leidenschaftlich bis in sein hohes Alter geübt und in einem seiner Romane auch dichterisch verwendet hat. Die beiden Mütter, Frau Rat und Sophie La Roche, die eine Mutter, die andere Mamachen genannt, wurden im Wagen mit den „Bübchen", den Stiefkindern Maxens, abgeholt. Sie trafen an der Wiese außer vielen anderen Schlittschuhläufern auch Maxe und Goethe, und nun spielte sich jene Scene ab, die Dichtung und Malerei in gleicher Weise beschäftigt hat. Goethe zog seiner Mutter Sammtpelz an, „schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin," wie die Frau Rat später Maxens Tochter erzählt, „wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettina, wenn Du ihn gesehen hättest!! So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug, damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Und nicht nur bei Festlichkeiten, auch im Hause und der Familie verkehrt Goethe intim mit der jungen Freundin. Er bleibt ihr Vertrauter, sucht sie über das Heimweh wegzutäuschen und begleitet sie zum Klavier auf dem Violoncell, oder wie das Merck in seiner Sprache ausdrückt: „Goethe hat die kleine Brentano über den Geruch von Oel und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten."

Frau Rat hat in ihrer Abneigung gegen Brentano vielleicht etwas übertrieben, wenn sie von Peter, wie sie ihn kurzweg nennt, meint, daß er zum vornehmen Mann sich eigne wie der Esel zum Lautenschläger, und daß er nur über wenig Gehirn zu verfügen hätte; aber ähnlich klingt doch auch Mercks Urteil. „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat," schreibt Merck seiner Gattin, „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Häringstonnen und Kisten aufzusuchen. Du hättest Frau La Roche sehen sollen, wie sie allen diesen Redensarten und Scherzen dieser derben Kaufleute stand hielt, ihre prächtige Diners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt; es haben sich schreckliche Scenen zugetragen, und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last dieser Reue erliegen wird."

Jedenfalls kann man daraus ermessen, wie unglücklich die junge, geistreiche Frau, die bisher in einem vornehmen Kreise geistig bedeutender Männer und Frauen gelebt hatte, in dieser Atmosphäre sich fühlte; man nehme dazu, daß sie trotz ihrer großen Jugend an fünf Kindern Mutterstelle vertreten mußte, und man wird es verstehen, daß sie nach einer fühlenden Brust suchte, der sie sich vertrauen konnte und die sie verstand. Die junge Frau gab dabei wohl ihrer Neigung für den schönen Hausfreund allzustarken Ausdruck; es kam

zu „schrecklichen“, für Goethe höchst peinlichen Scenen, die ihn veranlaßten, Brentanos Haus zu meiden. Ebenso wie einst Lotten gegenüber handelte er auch hier so, wie es für alle Beteiligten zum Heil und Glück war; er blieb bei seinem Vorsatz, sah Maxe nur selten und nur am dritten Ort, wie auf der goldenen Hochzeit des Allesina'schen Paares am 30. Mai zu Sindlingen bei Höchsts, aber jedesmal, wenn sie ihm begegnet, „ist sie ihm eine Erscheinung vom Himmel“; kann er auch ihre schwarzen Augen nicht vergessen, so verspricht er doch der Mutter „brav zu sein“. Als Maxe in Ehrenbreitstein im März 1775 eines Knaben genas, ging Goethe zuerst wieder in das Brentanosche Haus; er hofft nun „der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr zu machen“. Brentano brauchte auch nicht mehr eifersüchtig zu sein, da damals des Dichters Herz für eine andere Schöne entflammt war. So kann Goethe Ende März der Mutter La Roche melden, daß das alte Verhältnis mit Brentanos wieder hergestellt ist. Die Worte bilden einen schönen Abschluß der Episode: „Ich versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt ich wiederkehren, ich bin wieder da, und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt“.

* * *

3.

Ein Ereignis dieser Zeit und grade das bedeutendste für ihn und für uns fehlt noch in der Schilderung der Jugend unsers Dichters. Ihm soll hier eine besondere Betrachtung gewidmet sein. Im Juni 1773 war das erste große Drama Goethes, „Götz von Berlichingen“ vorerst anonym und im Selbstverlag von Goethe und Merck, erschienen.

Unser größter Dichter nimmt auch dadurch eine Sonderstellung ein, daß er nicht allmählich die Stufen des Ruhms emporklomm; plötzlich und mit einem Schlage wurde er der berühmteste Dichter Deutschlands, und sein acht Monate später geschriebener „Werther“ trug diesen Ruhm so hoch und weit, daß die großen Thaten der folgenden fünf Jahrzehnte ihn kaum haben erhöhen oder überbieten können. Der allgemeinen Begeisterung für den Götz folgte, wenn auch zögernd, die Kritik. Die groben Fehler und Verstöße gegen alle ästhetischen Regeln der Zeit lagen ja auf der Hand, aber das „schöne und bezaubernde Ungeheuer“ riß auch die Gegner zur Bewunderung und Anerkennung hin. Die Begeisterung steigerte sich noch, als man mit dem Namen des Dichters zugleich erfuhr, daß der Götz das Erstlingswerk eines reichbegnadeten Jünglings sei. Aus dem beispiellosen Beifall erklärte sich, daß die Kochsche Theatergesellschaft trotz der Schwierigkeiten, die das durchaus nicht für die

Bühne bestimmte Werk bot, schon am 12. April 1774 in Berlin, der Hochburg des französischen Geschmacks, eine Aufführung veranstaltete, der noch fünf hintereinander in Berlin und spätere in Hamburg und Mannheim folgten.

Das Geheimnis der ungeheuren Wirkung lag in der Wahl nicht weniger als in der Ausführung des Stoffes. In beiden verrät sich das Genie des Dichters. Auch Klopstock hatte ein national-deutsches Drama schaffen wollen; aber er hatte mit seinen Hermannsdramen blutleere Schatten aus der Unterwelt heraufgeholt, Namen, die den Deutschen der Gegenwart nichts mehr bedeuteten, er hatte eine Zeit behandelt, die niemand und er selbst nicht mehr verstand. Goethe griff mit genialem Blick die Zeit heraus, wo die Entwickelung des deutschen Volkes durch die Folgen des Religionsstreites aufgehalten worden war bis in das Jahrhundert, in dessen Mitte er selbst geboren war. Diesen großen Gedanken, auf den niemand vor Goethe trotz aller Versuche, ein deutsch-nationales Drama zu schaffen, gekommen war, hatte schon der junge Student gefaßt, als er am 10. Oktober 1766 bei der Eröffnung des Leipziger Theaters das patriotische Stück, den Schlegelschen „Hermann" sah, „das nun freilich ungeachtet aller Thierhäute und anderer animalischer Attribute sehr trocken ablief".

Und nun die Ausführung des neuen und großen Gedankens! Nirgends ist Goethe so der Verkünder der Volksseele gewesen als im Götz; niemals so der begeisterte Verteidiger des biederen und derben Deutschtums, ein braver und treuherziger Patriot, der glühende Vertreter der Freiheit des Volkes und des einzelnen. „Ich habe sogleich an dem Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel der Kritik anzufahren," schrieb er damals an den Freund aus der Leipziger Zeit, E. Th. Langer. Was der Dichter hier durch seinen Götz sagen läßt, das dachte der biedere Deutsche; und was der einzelne in seinem Innern fühlte, der Dichter sprach es in herrlichen Worten aus.

Damals hätte sich Goethe den Ruhm des populärsten Dichters erhalten können; er brauchte nur das zu thun, was ein findiger Verleger ihm vorschlug, ein Dutzend solcher Dramen zu schreiben. Er warf aber das Geschenk, das sein Volk ihm entgegenbrachte, weg; er dichtete einen Clavigo, die Geschichte eines Spaniers, und die Iphigenie, oder schrieb Dramoletts für den Hof. Viele machen ihm das zum schweren Vorwurf; andere bewundern die Weisheit des jungen Dichters, der sich durch den großartigen Erfolg nicht auf eine Bahn verlocken ließ, die seinem Genius fern lag. Die meisten Dichter haben freilich auf der einen, ihnen von der Natur vorgezeichneten Bahn immer wieder neue Lorbeeren gepflückt. Bei Goethe gehört jedes neue Werk zu einer andern Gattung und ist zugleich der Gipfel in dieser Gattung.

Wer vor seinem geistigen Auge die großen Werke Goethes vorüberziehen läßt, gleicht dem Wanderer, der auf der Brücke in Luzern die Höhen des Rigi und Pilatus, des Bürgenstock und des Titlis und wie alle die Bergriesen heißen, staunend betrachtet; ein jeder ist eine abgeschlossene Welt für sich und von der anderen Höhe durch unermeßliche Tiefen getrennt.

Bekannt wurde Goethe mit der Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen in der Frankfurter Zeit 1769 oder 1770. Goethes Mutter war die erste, die davon etwas erfuhr. „Eines Abends," so erzählte im Jahre 1802 Frau Rat dem Engländer Crabb Robinson, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: ‚Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas herrliches — die Eisenhand." Durch einen anderen Bericht der Mutter, der sich in ihrer schönen Verteidigung des Sohnes gegen das abfällige Urteil Friedrichs des Großen über den Götz findet, sind wir noch genauer darüber unterrichtet. „Er fand," erzählt sie, „einige Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche," das heißt bei seinen Studien über das 15. und 16. Jahrhundert stieß er in der Frankfurter Bibliothek auf die Schrift von Pistorius: Historische Nachricht von dem Ursprung der Fehden, die eigentlich der Lebensbeschreibung Götzens in der Ausgabe von Steigerwald beigegeben, aber sonst eine selbständige Schrift war. Die Spur, von der Frau Rat spricht, ist die Beziehung, die hier gleich im ersten Paragraphen auf die Lebensbeschreibung des Götz genommen wird. „Darauf ließ er," um mit Frau Rat weiter zu reden, „sich die Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen" wo sie 1731 von Verono Frank von Steigerwald herausgegeben worden war „glaubte, daß es anschaulich wäre in der Gestalt wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt."

Die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen ergriff Goethe mächtig, wie noch jeder, der sie liest, von ihrem treuherzigen, einfachen, frommen und biederen Ton ergriffen werden wird. Jeder Leser hat das Gefühl, daß hier die lautere und reine Wahrheit spricht, und doch steht die Darstellung im Widerspruch mit der landläufigen historischen Auffassung vom Landfrieden. Hier ist Götz nicht der Friedensbrecher und Raubritter, sondern ein Freund und Beschützer der Unterdrückten, ein Verteidiger der Rechte und der persönlichen Freiheit und der Rechte des Kaisers gegen die selbstsüchtigen, habgierigen Fürsten, die allein Schuld an dem schmählichen Zustande des Reiches haben und den Landfrieden nur deshalb durchsetzen wollen, um die letzten freien Leute im

Reiche, die Ritter, zu Grunde zu richten. Diese Darstellung, die, wenn auch nicht die richtige, jedenfalls die poetischere war, nahm den jungen Dichter ganz gefangen, „die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers", erzählt er später, „in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Anteil".

Der Stoff zu dem neuen Drama war gefunden. Daß Goethe diesen Plan in Straßburg vor Herder sorgfältig verbarg, werden wir ihm nach der Schilderung des Verhältnisses der beiden Männer zu einander gern glauben, aber auch das wird uns klar sein, daß gerade der Götz niemand anderem mehr verdankt, als dem gewaltigen Erwecker des Goethischen Geistes. Die Herdersche Lehre, deren Ausgangspunkt das nationale Prinzip war, mußte den jungen Dichter in der Wahl eines Helden aus dem eigenen Volke nicht bloß bestärken, sie machte sie fast zur Notwendigkeit; auch ist es nicht Zufall, daß Goethes Studien der Poesie des Hans Sachs der deutschen Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts und des Faust- und Fehderechts, die Beschäftigung mit Götzens Lebensbeschreibung und der Faustsage, die begeisterte Verehrung des Straßburgers Münsters und seines Erbauers in ein und dieselbe Zeit fallen. Wie er zum Preise des fast vergessenen und so arg verkannten Erwin seine Schrift von der deutschen Baukunst schrieb, so wollte er mit seinem Götz „das Andenken eines der edelsten Deutschen retten".

Doch das war nicht der eigentliche Gewinn der Straßburger Zeit für den Götz. Hatte Frankfurt über das Was Klarheit gebracht, so löste Straßburg die viel schwierigere Frage, das Wie; und die Antwort gab Shakespeare durch Herder. Wie Goethe, Herders Lehren folgend, „die niedere, mechanisch einengende Technik" der Franzosen aufgab, auf die Regeln von der Einheit von Ort und Zeit, der Bindung der Scenen, der Zahl der Personen verzichtete und der Natur, d. h. Shakespeare, folgte, haben wir schon berichtet. So war auch die Form gefunden. Nicht ein Drama in griechischer Art oder gar in französischem Geschmack, überhaupt nicht ein Bühnendrama sollte es werden, sondern die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen" dramatisiert, wie Shakespeares Theater „ein schöner Raritäten-Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeirauscht", oder mit andern Worten: nicht Götz allein sollte dargestellt werden, sondern das Zeitalter Götzens, die Staatsverhältnisse Deutschlands, des Kaisers und der Stände, die Fürsten, Ritter, Geistlichen, Bürger, Bauern bis zu den Zigeunern, die Justiz vom Reichsgericht bis zur Vehme und der Selbsthilfe durch das Faustrecht, das Heer in seiner bunten Zusammensetzung und dazu das allgemein Menschliche, weibliche List und Mannestreue, das Wüten gräßlicher Leidenschaften und das Walten herrlicher Tugenden, diese ungeheure

Vielheit verbunden allein durch den Helden, dessen Leben der Dichter schildert.

So klar stand der Plan aber erst vor der Seele des Dichters, als er, von Straßburg zurückgekehrt, nach eingehenden Studien des 16. Jahrhunderts die Ausführung begann. Und als er nun mit sicherer, fester Hand ans Werk ging, überkam ihn, wie noch nie, die Wonne des Schaffens. „Sie kennen mich so gut,“ schreibt er am 28. November 1771 an Salzmann: „Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft.... Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer, Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Menschen, rette das Andenken eines braven Mannes.“ Nach ausführlichen Gesprächen mit Schwester Cornelia schrieb er eines Morgens die ersten Scenen, die abends Cornelien vorgelesen wurden. Der ihm völlig geläufige Stoff und Corneliens Zweifel an des jungen Dichters Beharrlichkeit trieben ihn zu eifriger Arbeit. Nach sechs Wochen war Gottfried von Berlichingen fertig; schon im Dezember 1771 erhält Freund Merck das Manuskript mit einem kleinen scherzhaften Gedicht und ebenso noch Ende des Jahres Herder mit den uns schon bekannten Worten, die so recht die Verehrung Goethes und das Bewußtsein seiner Abhängigkeit von dem großen Manne kennzeichnen.

In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, daß Herder ihm unfreundlich und hart auf diese Sendung geschrieben habe. Nach der Art, wie Herder sein Verhältnis zu Goethe auffaßte, brauchen wir an der Richtigkeit dieser Worte nicht zu zweifeln, wenn er auch an seine Braut über den Götz schrieb: „Sie werden einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist.“ Dieser Vorwurf findet sich und zwar sehr verstärkt in dem Urteil Herders, das er Goethe nach vier Monaten Stillschweigen schickt und das wir nur aus der Antwort Goethes kennen, wo es ein Trostschreiben genannt wird mit dem bezeichnenden Zusatze: „ich setze das Stück schon weiter herunter als Ihr.“

Echt Herderisch war ein zweiter Vorwurf. Derselbe Mann, der die Begeisterung für Shakespeare in Goethe wachgerufen hatte, schreibt dem jungen Dichter, der ihm den praktischen Erfolg, die schöne Frucht seiner Lehre übersendet zu haben glaubte, die Worte: „Shakespeare hat euch ganz verdorben“. Aber der, an den diese rätselhaften Worte gerichtet waren, erkannte ihren tiefen Sinn sofort „in seiner ganzen Stärke“; „es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und

umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen," so lautet die demütige Antwort. Der Gedanke, den „Skizzo" neu zu bearbeiten, folgt dem jungen Dichter nach Wetzlar, wo er sich mit Gotter darüber beriet und in der Tafelrunde den Namen seines Helden führte. Auch Freund Merck, Salzmann und Lerse ließen es nicht an guten Ratschlägen fehlen; so begann er denn im Februar 1773 das Ganze von neuem umzuschreiben; in wenig Wochen war das neue Manuskript fertig, das dem Helden den richtigen Namen Götz von Berlichingen wiedergab. Durch Mercks Drängen wurde der junge Autor zum baldigen Drucklegen und zwar in Mercks Druckerei in Arheiligen bei Darmstadt veranlaßt. Man ersparte sich einen Verleger, indem Merck für den Druck, Goethe für das Papier sorgte. So erschien denn im Juni 1773 das Werk in der Gestalt, die wir im Sinne haben, wenn wir von Goethes Götz von Berlichingen sprechen.

Die erste Bearbeitung, oder wie wir sie mit ihrem eigentlichen Titel zum Unterschied von der zweiten, dem Götz, nennen wollen, Gottfried von Berlichingen, ist erst in Goethes Todesjahre gedruckt worden; sie erschien unter Goethes nachgelassenen Werken; in den meisten neueren Ausgaben fehlt sie ganz. Darum ist sie auch wenig bekannt, und doch ist sie der unmittelbare, unverfälschte Ausdruck der revolutionären Richtung, die wir Sturm und Drang nennen, und doch besitzt sie Scenen an Großartigkeit und Kraft, die der Dichter kaum wieder erreicht hat; und doch giebt nichts ein besseres Bild der gewaltigen, geradezu bewunderungswürdigen Entwicklung des Dichters, als ein Vergleich der beiden nur um sechzehn Monate von einander getrennten Ausgaben. Auch hier mag Herder uns zum Führer dienen.

„Es ist nur gedacht," so hatte der eine Vorwurf Herders gelautet. Goethe ärgerte sich über diesen Vorwurf, gab ihn aber als berechtigt zu mit der Bemerkung, „Emilia Galotti ist auch nur gedacht". Dies Drama war soeben (1772) erschienen, von Goethe eifrig gelesen und für ein Meisterwerk erklärt, aber was hatte dieses Werk der Kunst und des Verstandes, das für die Bühne geschaffen und nach den Regeln der dramatischen Technik aufgebaut war, mit dem Produkte der Natur, der Empfindung und dem Gefühl, dem vom Genius diktierten, ohne Maß und Ziel, ohne Regel und Zwang, ohne Rücksicht auf Bühne und Kunst geschriebenen Götz von Berlichingen gemein? Der jugendliche Dichter hatte die Scylla vermeiden wollen und war in die Charybdis geraten; in dem Streben, die Natur, die nackte Wirklichkeit darzustellen, hatte er übers Ziel hinausgeschossen; in der Absicht, nicht das Schöne, sondern das Charakteristische darzustellen, und am Häßlichen und Schrecklichen nicht vorüberzugehen, hatte er das Maßlose, das Gräßliche, das

Ungeheure dargestellt. So werden seine Gestalten hin und wieder „gedacht“, das heißt, sie sind nicht der Wirklichkeit entnommen, gleich wie die der Emilia Galotti, die nicht aus der Natur, sondern aus der Reflexion des Dichters hervorgegangen sind. Daraus ergab sich der eine leitende Gesichtspunkt für die zweite Bearbeitung des Götz, das Prinzip der Mäßigung.

Mit der andern anscheinend noch rätselhafteren Anklage Herders: „Shakespeare hat euch ganz verdorben“, dringt der Kritiker noch tiefer in das Mark des Stückes. Selbstverständlich soll der Vorwurf sich durchaus nicht auf Shakespeare erstrecken. Aus Herders früher entwickeltem Ideengang wissen wir schon, daß er sich gegen die Nachahmung an für sich und gegen die falsche Nachahmung richtet. Daß er mit jenen Worten nicht den Mangel an Einheit von Ort und Zeit, oder die unaufhörliche Abwechselung in den Scenen meinte, brauchen wir wohl nicht erst hervorzuheben, es war Herder um die Bühnenwirkung gar nicht zu thun; aber daß der Dichter, in Anlehnung an den falsch verstandenen Shakespeare, durch übermäßige Ausdehnung der Nebenscenen auch die höhere Einheit, die der Handlung verletzt und seinen Unmassen von Scenen und Charakteren keine andere Verbindung als die äußerliche, das Leben des Helden, gegeben hatte, das war der Kernpunkt des Tadels. Hieraus ergaben sich die beiden anderen Prinzipien der Umarbeitung, das Streben nach Konzentrierung und größerer Einheit, und die bessere Motivierung. Und eine andere, eben jetzt gewonnene Einsicht führte zu demselben Ergebnis; die sechzehn Monate, die zwischen beiden Abhandlungen liegen, sind in der Entwicklung Goethes von großer Bedeutung. Es ist die Zeit, wo er mit einem Eifer, als wollte er klassischer Philologe werden, auf Herders Veranlassung die Griechen studiert. Hier sah er an seinem mit Begeisterung gelesenen Homer, wie Wahrheit der Empfindung und Schönheit sich vereinigen lassen; es war zugleich die Zeit, in der er die Herderschen Fragemente las, von ihnen beiden lernte er, daß nicht bloß die Empfindung, sondern auch der Fleiß und die Sorgfalt für die äußere Form den Dichter mache.

So sehen wir denn den jungen Autor besonders eifrig in der Besserung seines Stils; daß die Empfindung und der Ausdruck sich decken müssen, diese Herdersche Forderung war ja „wie eine Göttererscheinung“ auf ihn herabgestiegen. Das Maßlose und Gräßliche wird entfernt, vieles Bildliche, auch alle Gleichnisse, Personifikationen, Allegorien, die meisten Fremdwörter, ebenso alles allzu Drastische und Hyperbelhafte unbarmherzig getilgt; die Sprache wird charakteristisch, mehr der natürlichen Sprache, dem Ton des Jahrhunderts, dem Stil der Stände und des Alters und des Geschlechts, dem die Personen angehören, angepaßt, die Dialoge sind lebendiger, mehr zugespitzt, dramatischer geworden.

Mehr schon in das Innere des Stückes, als diese übrigens sehr umfangreichen Aenderungen, dringen die Neuerungen, die einer besseren Motivierung dienen. Götzens Schuld besteht bekanntlich darin, daß er die Führung der Bauern übernimmt; dafür fehlt in der ersten Bearbeitung die Begründung, die zweite läßt das vor unseren Augen geschehen, was im „Gottfried“ nur als Absicht der Bauern erzählt wird. Die sichere Aussicht, durch seine Führung dem entsetzlichen Morden und Brennen ein Ende zu machen, giebt den Ausschlag. Die neueingeführte Scene der Bauernhochzeit, die uns Götz im nahen Verkehr mit den Bauern zeigt, hat ähnlichen Zweck; sie erläutert zugleich die elende Justiz jener Zeit. Mariens Neigung für Weislingen tritt im „Gottfried“ plötzlich und unvermittelt hervor. Der „Götz“ läßt sie wahrscheinlicher auch dadurch erscheinen, daß Weislingen sympathischer geschildert und seine schwankenden Handlungen besser begründet werden; endlich werden statt der abergläubischen Elemente, deren sich Adelheid bei ihren Unthaten bedient, wahrscheinlichere Mittel verwandt.

Solche Verbesserungen, die die künstlerische Einsicht verlangte, nahm der Dichter zahlreich und gern vor; aber nicht bloß eine künstlerische, nein, fast eine sittliche That kann man die Aenderungen nennen, bei denen der Dichter Scenen, die zu dem Kraftvollsten gehören, was die deutsche Dramatik überhaupt geschaffen hat, kalten Herzens der besseren Ueberzeugung geopfert hat. Nur mit Schillers Selbstkritik der „Räuber“ läßt sich diese That vergleichen; es ist ein Grad der Selbstverleugnung, der zugleich den Charakter des Dichters im besten Lichte zeigt:

Im 5. Akt hatte der Autor fast die Fäden aus der Hand verloren. Die Neigung zu einer seiner Gestalten hatte den Adelheidscenen eine Ausdehnung gegeben, die das eigentliche Drama überwucherte. Daß die Schönheit in der Poesie allein durch die Wirkung dargestellt werden müsse, hatte Lessing im Laokoon überzeugend nachgewiesen. Der junge Autor schwelgte förmlich in der Befolgung dieser schönen Lehre; nicht nur Weislingen wird durch den unwiderstehlichen Zauber dieses Machtweibes der eben erst erworbenen Braut, der sanften Marie, abtrünnig gemacht, nicht nur der getreue „Bube“ Weislingens durch sie zur rasenden Leidenschaft und bis zur Ermordung seines Herrn gebracht, in der ersten Bearbeitung unterliegt auch der edle Sickingen, der Gemahl Mariens, Adelheids Lockungen, wird der Zigeunerjüngling durch ihren Anblick von leidenschaftlicher Begierde ergriffen, und selbst der Rächer, der Abgesandte der heiligen Vehme, läßt vor diesem „königlichen Weibe“, das ihn um das Leben bittet, den Stahl sinken, „um in ihren Armen ein Gott zu sein“. Auf die grausige, nächtliche Zigeunerscene that sich Goethe besonders viel zu=

gute; sie fiel, und anstatt dessen wurden die Zigeuner mit Götz in Verbindung gebracht; damit fiel auch Sickingens Rettung der Adelheid und Franzens rasende Eifersucht; der „Liebeshandel“ zwischen Franz und Adelheid wurde auf wenige Scenen beschränkt, und so mußte denn auch die herrliche Liebes-Abschiedscene zwischen Adelheid und Sickingen gestrichen werden, die an ihr Vorbild in Romeo und Julie heranreicht.

In „Götz“ begnügt sich der Dichter mit der Verurteilung der Adelheid durch die Vehme, in der ersten Bearbeitung hatte er es sich nicht nehmen lassen, in einer gruseligen Kraftscene die Erdrosselung Adelheids uns vor Augen zu führen. Die Natur wurde hier zur Unnatur; hier verstieg sich die Phantasie zum Unmöglichen oder Unglaublichen, zum Empörenden, Scheußlichen. Aehnlicher Erwägung fiel die Bauernkriegscene zum Opfer, die uns die erste Fassung zu unserem Entsetzen vorführt. Nicht die allgemeine Not hatte hier die Anführer zu ihren schändlichen Thaten getrieben, sondern persönliche Rache. Metzlers Bruder nebst drei anderen Bauern waren vom Ritter Otto von Helfenstein wegen Wilddiebstahl in den Turm geworfen worden und dort verhungert. Aus Rache haben die Bauern das Schloß Helfensteins verbrannt, ihn und mehrere andere Ritter in das „Beinhaus“ geworfen: Die Scene spielt in der Nacht an einer halbverfallenen Kapelle auf dem Kirchhofe; die Gattin des Ritters Helfenstein erscheint mit ihrem kleinen Sohn, um die Bauern auf den Knieen um das Leben des Mannes zu bitten. Unter rohen Mißhandlungen reißt Metzler sie an die Mauern des Beinhauses: Komm, lege dein Ohr hier wider, du wirst sie ächzen hören; in dem Gewölbe hierbei auf Todtengebein ist ihre Ruhstätt. — Du hörst nichts. Ihr Jammer ist ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurn und seine Gesellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hört ich sie heulen; ich rief, und sie hörten mich nicht. Drei Nacht kam ich, zerkratzte die Mauern mit Nägeln, und zerbiß sie mit Zähnen. — Die vierte hört ich nichts mehr. Keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horchte auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war stumm. — Ich wälzte mich an der Erde und riß sie auf, und warf mich in Dornsträucher und fluchte bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mördergeschlecht.“

Die Aenderungen, so tief sie auch eingriffen, haben doch das Werk seiner Eigenart nicht beraubt; als sein Probestück bezeichnet Goethe es später, an dem er nicht mehr geändert wissen wollte. Es sollte, wie man heute sagen würde, ein Manifest der Modernen sein; es sollte endgültig brechen mit dem französischen Drama und als Musterdrama der neuen Schule gelten.

In einem anderen Zusammenhange hat Goethe einmal gesagt: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres", ein gutes und weises Wort, das auch unsere modernsten Stürmer und Dränger sich merken könnten, weil es die Unmöglichkeit jeder Darstellung der nackten Wirklichkeit in der Dichtung schlagend ausspricht. Damals aber glaubte er und Herder, und die sogenannten Naturalisten haben es immer wieder geglaubt, durch die Negation der hergebrachten Regeln, durch die Nachahmung der Wirklichkeit eine neue Kunstgattung zu schaffen. Man „lachte der Grenzscheidungen der Kritik". Hier wurde der falsch verstandene Shakespeare für das deutsche Drama geradezu verhängnisvoll, und mit demselben Recht hätte man Herder den Vorwurf: „Shakespeare hat Euch ganz verdorben" zurückgeben können. Die Armseligkeit der Bühne war allein die Ursache der schrankenlosen Freiheit Shakespeares. Er hatte es leicht, mit Ort und Zeit umzuspringen wie er wollte, denn ein Bühnenraum, der gar keine Dekoration und keine Kulissen kannte, stellte alles dar, was der Dichter wollte. Je nach den Wünschen und kleinen Andeutungen des Dichters hielten seine genügsamen Zuschauer den Vordergrund der Bühne bald für eine Straße, bald für ein Zimmer, bald für einen Garten. Was aber bei Shakespeare natürlich war, war zu Goethes Zeiten bei völliger Veränderung der Bühne Unnatur; und, wunderbarer Weise, nahm derselbe Mann, der die Verschiedenheit des Sophokleischen und Shakespeareschen Drama so schön auf die verschiedenen Bühnen beider Zeiten zurückgeführt hatte, keine Rücksicht auf die Verschiedenheit der Shakespeareschen Bühne und der der eigenen Zeit.

Die höchst eigentümliche Folge war, daß Shakespeare, der wohl bei jedem Worte seine Bühne vor Augen hatte, der Urheber einer Dichtung wurde, die ihm gewiß ganz unverständlich gewesen wäre, der Lesedramen. Denn als ein solches hat Goethe auch seinen Götz geschaffen. Das wußte Frau Rat recht wohl, da sie König Friedrichs abfälliges Urteil: „Goetz de Berlichingen qui paraît sur la scène, est une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises" mit den Worten zurückwies: „Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben". Goethe selbst hat wenige Jahre vor seinem Tode den Mißerfolg aller Versuche, Götz auf der Bühne zu halten, auf diese ursprüngliche Absicht zurückgeführt.

Und noch viel verhängnisvoller wurde ein anderes Mißverständnis. Herder in seinem Briefe an Gerstenberg über Shakespeare und ebenso Goethe in seiner Rede zur Shakespearefeier, beide nehmen an, daß der englische Dichter überhaupt kein Drama schreiben wollte, sondern Geschichte.

„Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten," so sagt Goethe zu derselben Zeit, als er den „Götz" schrieb, „in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt." Aus beiden Irrtümern ergab sich die Unform des Sturm- und Drangdramas, die Thatsache, daß der Götz auch in der zweiten Bearbeitung kein Drama wurde. Gewiß nur mit Aerger und Wehmut hat Lessing im Jahre 1774 den „Götz" gelesen, der alles das umwarf, was die Lebensarbeit des großen Kritikers gewesen war. „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit" lautete sein scharfes Urteil, und „wenn ihn die Bühnenangelegenheit noch interessierte", so „wollte er noch mit Goethen trotz seines Genies, worauf er so pocht, anbinden." Was er beklagte, war der Mangel einer einheitlichen Handlung. Das Drama will den Untergang eines edlen, großen Mannes durch die Erbärmlichkeit der ihn umgebenden Welt darstellen. Endlich hat Adelheid ihr Ziel erreicht; das Todesurteil Götzens ist unterschrieben — und in der nächsten Scene wird es auf Bitten Mariens zerrissen; so steht auch Götzens Tod nicht mit seiner That im Zusammenhange; man weiß nicht recht, woran er stirbt. Die größte Zahl der Personen, wie Liebetraut, Clearius, Martin, Lerse, Selbitz, Franz, Georg, Marie und ebenso sehr viele Scenen sind mehr oder weniger episodisch und stehen nur ganz äußerlich mit dem Götzdrama in Verbindung. Auf die Frage, woher Weislingens Feindschaft gegen Götz, Adelheids Verlangen nach Götzens Tod stammt, sucht man vergeblich eine Antwort.

Auch schon diese den inneren Bau des Dramas treffenden Mängel hätten jedes andere Drama vernichtet. Götz von Berlichingen lebt aber noch immer, war und ist das Entzücken tausender. Sieht man von den Forderungen der Bühne ab, so ist es ein herrliches, ein unvergleichliches Stück. Für die Einheit der Handlung tritt ein die Einheit der Idee, wie Goethe von Shakespeares Dramen sagt, der geheime Punkt, in dem das „Eigentümliche unseres Ich's, die prätendierte Freiheit unseres Wollens mit dem notwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt", es tritt dafür die Macht des Dichters ein, die das Weitgetrennte in uns wunderbar verbindet, die uns alles glauben macht, was sie will, und die großartige Gestaltung der Charaktere. Herder und Lenz hatten den Begriff der Charaktertragödie Shakespeares aufgebracht. Und so sind auch im Götz die Charaktere, nicht die Handlung das erste, auch bei ihm steht das Unglück, wenn auch nicht der Tod des Helden im Zusammenhang mit seinem Charakter. Bei so herrlichen Gestalten wie dem

Götz und dem verjüngten Götz, dem prächtigen Reiterjungen Georg geht jedem Leser das Herz auf. „Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit und gelassen und treu im Unglück“, dies Urteil Fremder, über das Frau Elisabeth sich freut „als wenn sie einen Sohn geboren hätte“, ist die beste Charakteristik. Daher tritt auch die Peripetie in dem Augenblick ein, als Götz, halb gezwungen, halb aus eigener Neigung und unwiderstehlicher Thatenlust sein Wort bricht; er ist von da ab ein gebrochener Mann, wie das tiefsühlend Elisabeth im Gespräch mit Lerse ahnungsvoll voraussagt. Und bei der lieblichsten Gestalt des ganzen Dramas dieselbe Reinheit der Gesinnung; mit der Sehnsucht, das zu werden, was Götz ist, verbindet Georg echte Kindlichkeit und Naivietät; gerade dieser Gegensatz giebt der Gestalt etwas Rührendes. Diese Unschuld strahlt um so heller, als ihr in Franz die verkörperte Sinnlichkeit gegenübertritt. Er ist der verjüngte Weislingen, der aus Liebe in Ohnmacht und Raserei fällt, der durch sinnliche Begierde völlig die Macht über sich selbst verliert, seinen eigenen Herrn ermordet und sogar seinen Vater ermorden würde, wenn er ihm den Platz bei der Geliebten streitig machen sollte.

Wie im Götz eine Seite des Goethischen Charakters sich verbirgt, so in Weislingen eine andere. Die Wiederholung dieses Charakters in einer ganzen Reihe Goethischer Gestalten, von Clavigo und Werther bis zum Eduard in den Wahlverwandtschaften, beweist den inneren Zusammenhang mit dem Dichter; der Mangel an Entschlossenheit, ein Gewährenlassen, bis ein äußeres Ereignis entscheidet, der zauberhafte, durch eine glänzende Erscheinung unterstützte Einfluß auf Frauenherzen, liebenswürdige Schwäche und Neigung für das weibliche Geschlecht, das sind die Goethischen Eigenschaften, die hier dichterisch gesteigert das tragische Ende Weislingens herbeiführen.

Nicht nur seine Liebe, seine ganze Kunst hat Goethe der Gestalt der Adelheid zugewendet. Gleich in seinem ersten Drama zeigt er sich als ein Kenner des weiblichen Herzens in seinen tiefsten Geheimnissen, Launen und Wirkungen. Dieses wunderbare Gemisch von Sinnlichkeit und Berechnung, Leidenschaftlichkeit und Kälte, grauenerregend und doch wahr, berückend und abscheulich, entzückend und entsetzlich, ist überhaupt nur einmal in unserer Litteratur geschaffen worden. Die Einheit in diesem anscheinend verworrenen Charakter, der in einem Atemzuge liebt und mordet, giebt die Herrschsucht, der alle anderen Triebe, auch die Sinnlichkeit, unterthan sind. Welch ein Gegensatz zu ihr Elisabeth, die Frau mit dem edlen, freien Herzen, die ihrem Gatten getreu bleibt bis zum Tod, und die madonnenhafte, scheue, etwas schwächliche Maria!

Dieselbe Kunst, durch den Gegensatz zu charakterisieren, zeigt die Darstellung der Stände und der Zeit, die zu schildern ja des Dichters eigentliche Absicht war. Es war das Jahrhundert, von dem Hutten sang: „es ist eine Lust, in dir zu leben!“ Das Erwachen der freien Forschung, der Kampf gegen die geistige Unterdrückung, das Hervortreten des Individuums und die Verteidigung seines Rechts, der Anbruch einer neuen Zeit auf den Trümmern der zusammenbrechenden alten, das war es, was Goethe mächtig anzog. Der gute, aber machtlose Kaiser und die schmählichen Zustände des Reiches, besonders der Justiz und des Heeres, die egoistischen, tyrannischen Fürsten, die verzweiflungsvoll kämpfenden Ritter, die Verteidiger der alten Rechte, die sittenlose und verderbte Geistlichkeit, der neu erwachende Ideen den Untergang drohen, die bis zur Empörung getriebenen unterdrückten Bauern und die umherirrenden Zigeuner, welche Fülle lebensvoller, wahrer Gestalten! Dramatisch belebt geben sie ein unübertreffliches Bild der Zeit, das auch durch Einfügen einiger moderner Züge nichts an Wahrheit und Wirkung verliert. Die gewaltige Gestalt Luthers mußte freilich diesem Bilde genommen werden, weil sie jede andere und so auch den Helden unterdrückt hätte; aber doch konnte einfacher, schlichter und wahrer das, was in der Seele des Mönches Luther lebte, nicht gesagt werden, als es der Bruder Martin thut.

Und zur Charakteristik dieser Vielheit gebraucht Goethe nicht bloß ihre Thaten und Worte, auch die Form ihres Ausdrucks muß dazu dienen. Nach Shakespeares großem Vorbild hatte Lessing in der Minna von Barnhelm die charakteristische Sprache eingeführt und jeder einzelnen Person nach Stand, Art und Geschlecht ihre eigene Sprache gegeben und in den Reden seiner Personen, von dem rohen Gebrumme des Just bis zur unnachahmlichen Grazie Minnas alle Abstufungen der Sprache durchlaufen und ihr Töne und Farben entlockt, die man bisher nicht für möglich gehalten hatte; Goethe ist hierin Lessings eifriger Schüler. Aber der Drang nach Wahrheit und Wirklichkeit führte ihn über den Meister hinaus. Durch Benutzung der Sprache der Lebensbeschreibung und der altertümlichen Wendungen der Bibel gab er dem Stück die Farbe der Zeit, in der es spielt, und bediente sich des Dialekts zur Charakteristik der Personen. Der Kaiser, die Hofleute, Sickingen und die im Kloster erzogene Maria sprechen schrifthochdeutsch, Götz und seine Genossen dialektisch gefärbt und derb, die Bauern und Zigeuner den unverfälschten Dialekt. Sehr weise hat der Dichter die Sprache seines Helden benutzt, um dessen Stimmungen zu charakterisieren. Den Frauen gegenüber spricht Götz eine andere, gewähltere, mildere Sprache als zu seinen Leuten und im Kampfe,

wo ihm auch hin und wieder ein allzu derbes Wort entschlüpft. In Heilbronn vor dem Rat spricht er reines Hochdeutsch, bei der Abschiedsscene in Jaxthausen hat seine Sprache der Stimmung entsprechend etwas Gehobenes, Feierliches.

Es war eine Folge der Absicht des Dichters, daß man die Personen bei der Aufführung auch durch ihre äußere Erscheinung als Menschen ihrer Zeit auftreten ließ. Die Ankündigung in der Vossischen Zeitung für die Berliner Aufführung macht besonders auf diese Neuheit aufmerksam. So ist der „Götz" auch hierfür epochemachend gewesen.

Es ist überall derselbe Gedanke, der mit und durch den „Götz" sich Bahn bricht: Zurück zur Wahrheit und Natur!

Dazu gehört auch eine kleine Neuerung in der Technik des Dramas, die einen alten Zopf beseitigte und die von höchst wichtigen Folgen für die Entwickelung des deutschen Dramas geworden ist. Im Götz bleiben zum ersten Male im deutschen Drama am Schlusse eines Aktes — es ist der vierte — die Personen auf der Bühne, oder, um es ganz genau zu sagen, zum ersten Male wird nicht angegeben, daß die Personen die Bühne verlassen und warum sie sie verlassen. Die Regel der Franzosen von der Bindung der Scenen und Akte hatte Goethe fallen gelassen, nun erkannte er auch mit sicherem Blick, was Lessing entgangen war, daß mit dem Fallen des Vorhangs im Zwischenakt die Möglichkeit gegeben war, die Personen auf der Bühne zu lassen; damit ist ein wirklicher Abschluß des Aktes erreicht.

Was Goethe hier begonnen, hat er im Egmont weitergeführt. Der dritte Akt schließt mit der Liebesscene Egmonts und Klärchens. Egmonts Schlußwort: „Das ist Dein Egmont" und darauf Klärchens Antwort: „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!" werden gesprochen, während der Vorhang fällt: ein schöner harmonischer Abschluß, der zugleich die Höhe des Aktes bildet und in unserer Phantasie das Bild, das uns der Akt bot, lange bewahrt, gerade deswegen, weil er mitten in der Situation schließt. Es ist ein Schluß, der bei Lessing undenkbar wäre. Lessing hätte die Liebenden von der Bühne gebracht und das herrliche Bild zerstört, er hätte ein Motiv erfinden müssen, das beide entfernt, das sie im Zwischenakte beschäftigt und wieder auf die Bühne geführt hätte. Wer fühlte hier nicht den großen Fortschritt des Dichters, der das technische Mittel, das Fallen des Vorhangs, so weise für das Drama zu benutzen verstand?

* *

*

5.

Der Götz erschien im Juni des Jahres 1773; im Februar des nächsten Jahres wurde der Werther geschrieben. Welch ein gewaltiger Gegensatz zwischen beiden! Dort der kühne Haudegen, die Verkörperung der alten deutschen Kampfeslust, der da, wo das Recht gebeugt wird, sich selbst an die Stelle des Gesetzes stellt, hier der sentimental-weinerliche Liebhaber, der, zu schwach zum Entsagen, aus unglücklicher Liebe elend zu Grunde geht; dort Tollkühnheit, Thatkraft, Mannhaftigkeit, hier überschwängliche Gefühlsseligkeit, Unentschlossenheit, Thatenlosigkeit. Wer hätte wohl den Götz und den Werther für Werke desselben Autors gehalten? Und doch ist bei beiden ein großer, gemeinsamer Zug, es ist der Freiheitsdrang, im Götz der politische, im Werther der soziale, der dort in kräftiger That, hier in tiefempfundenen Worten sich äußert und zuletzt doch auch mit einer That endigt, die aus dem Drang nach Befreiung von einem elenden Leben entspringt. Die Zeit vor der französischen Revolution war in Frankreich und Deutschland eine Zeit der größten Unzufriedenheit, unerträglicher politischer und sozialer Zustände; die sentimentale, gefühlsselige Stimmung war eine Folge hiervon. In einem Exemplar des Werthers, das Goethe verliehen hatte, fand er die Worte geschrieben: „Tais toi Jean Jaques, ils ne te comprendront point.“ Ein wahres Wort, auch deshalb wichtig, weil es auf die nahen Beziehungen des Romanes zu Rousseau hindeutet. Nur in einem sehr wesentlichen Punkte unterscheidet sich Goethe von Rousseau. Die gesamte Litteratur des vorigen Jahrhunderts und mit ihr Rousseau steht unter dem Bann des moralischen Zwecks, der Tendenz. Bessern wollten und sollten alle Dichter, das war Gottscheds und auch der Schweizer Meinung und deswegen sah man in der Fabel die Blüte der Poesie; selbst Lessing hatte sich von diesem Standpunkt noch nicht losgesagt. Er verlangte, nachdem er den Werther gelesen hatte, von Goethe einen kräftigen Schluß, der vor der Sünde des Selbstmordes warnen sollte. Goethe, der Jüngling, stand auch hier auf einsamer Höhe. Daß das Kunstwerk sich selbst Zweck sei, daß es gleich wie die Werke des Schöpfers erst durch das Denken des Menschen gut oder böse werde, daß es nicht absichtlich, sondern allein durch die ihm innewohnende Schönheit und Wahrheit veredelnd auf die Menschen wirken solle, das hat uns erst Goethe gelehrt. Rousseaus Neue Heloïse ist eine Tendenzschrift, der Werther ist ein Kunstwerk.

Doch die Entstehungsgeschichte des Romans wird uns am besten über die Absichten des Dichters aufklären. Die Erlebnisse in Wetzlar, die den

Jüngling tief ergriffen hatten, rangen nach künstlerischer Gestaltung. Das „schleppende, geistlose“ Leben in Frankfurt, die ihm verhaßte juristische Thätigkeit, die Versenkung in sentimentale Lektüre, der Umgang mit den gefühlsseligen Sentimentalen in Darmstadt ließen ihn, dessen Werke der Ausdruck der Lebensfreude sind, eine Zeit lang teilnehmen an der allgemeinen trübseligen Stimmung, die sich schon von Klopstocks Oden her gern mit dem Tode und dem Leben nach dem Tode beschäftigte. Die Frage nach der Berechtigung des Selbstmordes als des einzigen Mittels der Befreiung aus unerträglichen Verhältnissen wurde damals lebhaft erörtert, grade sie wurde auch später der Mittelpunkt aller Erörterungen über den Werther. Die falsche Nachricht von dem Selbstmord eines Wetzlarer Bekannten veranlaßte Goethe zu den Worten: „Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit und lasse alle . . . Philister Tobacksrauchbetrachtungen drüber machen und sagen: ‚Da habt ihr's‘. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ So sehr beschäftigte ihn die Frage, daß er allabendlich mit seinem wohlgeschliffenen Dolch versuchte, ob es ihm wohl gelingen wollte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Doch „lachend warf er bald den Dolch und alle hypochondrischen Grillen weg und beschloß zu leben“. Um sich aber ganz von dieser Stimmung zu befreien, griff er zu der poetischen Beichte. Er suchte nach „einer Begebenheit, einer Fabel, in der sich diese Gedanken verkörpern könnten“. Sie wurde ihm noch in demselben Monat durch den Selbstmord des jungen Jerusalem in Wetzlar am 30. Oktober 1772. Die Nachricht ergriff Goethe deswegen so gewaltig, weil ihm hier das in schrecklicher Wirklichkeit entgegentrat, was in Wetzlar beinahe sein Los gewesen wäre, weil das Hauptmotiv zu der unseligen That unglückliche Liebe war. Darum reiste Goethe selbst acht Tage nach der That nach Wetzlar und ließ sich außerdem noch von Kestner im November einen genauen Bericht senden, der zum Teil wörtlich später in den Werther aufgenommen wurde.

Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn eines Braunschweiger Geistlichen, war mit Goethe seit der Leipziger Zeit, wenn auch nur oberflächlich, bekannt. Sein mißliebiges Urteil über den Studenten Goethe zeigt den Gegensatz der beiden Charaktere. Ein tief angelegter, ernst und fast schwermütiger Mensch, lebte er einsam, dem Grübeln über philosophische Fragen hingegeben. Ernste Fragen, besonders die vom Tode und von dem Leben nach dem Tode beschäftigten ihn hauptsächlich, und seine Lieblingslektüre war Mendelsohns „Phädon“, nur daß er die Berechtigung des Selbstmordes mit Leidenschaft verfocht. Verdrießlichkeiten in seinem Amte, dem Sekretariat bei dem braunschweigischen Sub=

delegierten der Kammergerichtsvisitation, die zu einem völligen Zerwürfnis mit seinem Vorgesetzten, dem Hofrat Johannes von Hoefler führten, und die Verweigerung des Zutritts zu der adligen Gesellschaft machten ihm den Aufenthalt in Wetzlar verhaßt. Die aussichtslose und unerwiderte Liebe zu der Gattin des Sekretärs Herdt, die ihm, als er ihr knieend seine Liebe erklärte, durch ihren Gatten das Haus verbot, brachte den Gedanken an Selbstmord in ihm zur Reife. Er lieh sich von Kestner durch ein Billet, das Goethe wörtlich in den Roman aufgenommen hat, dessen Pistolen und machte seinem Leben ein Ende.

Die erste Andeutung der Absicht Goethes, dieses tragische Schicksal mit seinen Wetzlarer Erlebnissen dichterisch zu verbinden, finden wir im April des nächsten Jahres (1773). Dem Bräutigam Kestner waren, wie wir früher erzählt haben, Goethes an Lotte gerichtete Liebesbeteuerungen unbequem geworden. Er hatte Goethe einen „Neider und Nexer" genannt und einen Ausdruck des Triumphes gebraucht. In der kräftigen Antwort Goethes findet sich ein Satz, den der Herausgeber der Briefe Goethes an Kestner sonderbarer Weise ausgelassen hat: „Und nun seht, in wie fern ich neidisch bin und es seyn muß und das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen laßt eifersüchtig zu werden, so halt ich mirs aus, euch mit den treffendsten Zügen auf die Bühne zu bringen und Juden und Christen sollen über euch lachen."

Und daß es nicht bloß Scherz war mit der Absicht eines Dramas, beweisen die Worte aus dem Juli 1773: „Heut vorm Jahr war's doch anders, ich wollt schwören, in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bey Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Troste Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt und ich weiß, was ich ihr sagen werde."

Im September endlich erfahren wir, daß er sich zu einem Roman entschlossen hat. Der Herbst und Winter desselben Jahres ließen ihn, wir wir wissen, das an sich selbst erfahren, was der zweite Teil des Romans schildert, die Liebe zu einer verheirateten Frau und die Eifersucht des Gatten. Maxe Brentano wird die Lotte des zweiten Teils des Werther. Damals lag die Darmstadt-Wetzlarer Zeit lange hinter ihm, und dazwischen fällt die Abfassung des Götz. Wenn also Werther Goethe ist, wenn auch Stimmung und Handlung des Werther von Goethe selbst erlebt, so ist er doch aus der mildernden Ferne der Erinnerung geschrieben. Nicht zum Schaden des Kunstwerkes hat der Genesende, nicht der Leidende die Krankheitsgeschichte Werthers geschrieben.

Am 1. Februar 1774 begann Goethe den Werther zu schreiben und beendigte ihn noch im März; ja er glaubte sogar, das Büchlein schon zur

Ostermesse auf den Markt bringen zu können. Aber der Druck verzögerte sich, sodaß der „Clavigo“ einen Monat früher erschien; erst Ende September konnte Goethe die ersten Exemplare an Frau von La Roche und an Lotte senden.

Der Erfolg des kleinen Buches war viel größer als der des Götz, so groß, wie noch keiner in Deutschland gewesen. Hören wir den Dichter selbst darüber, der dem Ehepaar Kestner, das unwillig war wegen der anscheinenden Profanierung ihres Verhältnisses zu Goethe, Ende November mit den Worten antwortete: „Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und



Das Ehepaar Kestner.

sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aequivalent gegen die Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinem Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. Wenn ihr brav seyd und nicht an mir nagt; so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt so glaubt daſſ alles wohl seyn wird, und Geschwätz nichts ist, und beherzige deines Philosophen Brief — den ich geküſſt habe.“

Aus den Briefen jener Zeit tönen uns Laute der staunenden Bewunderung, ja der Ergriffenheit und Rührung entgegen über das Schicksal des Helden und mehr noch über die Erhabenheit seiner Gesinnung. Der be-

kannte Arzt Zimmermann wurde von Rührung und Bewunderung des ersten Teiles so ergriffen, daß er 14 Tage bis zur Fortsetzung der Lektüre warten muß, und der Dichter Bürger schreibt im Februar 1775 an Goethe: „Gestern abend erst hab ich Werthers Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe in deinen Armen überlaut geschluchzt", und auch Frankreich und England, ja alle Kulturländer wetteiferten, sich den Werther anzueignen. Durch ihn hat Goethe der deutschen Litteratur das Ausland erst eröffnet, der Ruhm verfolgte den Verfasser des Werther bis nach Palermo, und daß selbst Napoleon ihn bei sich führte und genau über seine Komposition sich unterrichtet hatte, ist oft genug erzählt worden. Die Gründe zu dieser ganz außerordentlichen Wirkung liegen natürlich nicht in dem Inhalt, wie wir ihn bisher durch die Schilderung der Entstehung des Werkes skizziert haben. Die Kunst des Dichters war die alleinige Ursache, der ein vollendetes Kunstwerk schuf und zugleich den Ausdruck fand für die innersten und tiefsten Gefühle der Menschen seiner Zeit.

Aehnliches hatte längst vorher Rousseau verkündet, und sein großer Erfolg erklärt sich daraus, daß er zuerst große gewaltige, die heiligsten Menschenrechte berührende Fragen behandelte, und der unglücklichen Menschheit ein Heilmittel bot, das sie von allem Unheil befreien zu können schien.

Herder war ein begeisterter Verehrer Rousseaus, seine Lehren waren eine Anwendung Rousseauscher Ideen auf die Poesie; es war nicht etwa unlogisch, daß die Herdersche Schule, die die Franzosen zurückwies, an Rousseau sich anschloß. Man wollte ja nur von der unnatürlich gewordenen französischen Dichtung sich trennen, und Rousseaus Ideen verkündeten gerade das, was Herder laut predigte: Rückkehr zur Natur und das Recht des Individuums. Auch im Darmstädter Kreise hatte Goethe begeisterte Rousseauverehrerinnen gefunden; kein Wunder, daß Kestner in der Charakteristik Goethes seine Neigung für Rousseau besonders hervorhebt, und daß der Werther als Ausdruck der Anschauungen seiner Zeit von Rousseauschen Ideen erfüllt ist.

Es ist ein gewaltiges, großartiges Bild, wie der einsame, bisher ganz unbekannte Philosoph sich erhebt, und gerade in der Zeit, da das Wissen die herrschende Macht, die Bildung der Stolz der Menschheit war, die Wertlosigkeit eben dieses Wissens, die Verderbtheit der Menschen durch die Civilisation predigte: Es giebt nur ein Heilmittel gegen alle Leiden der Gesamtheit und des Einzelnen, das heißt Aufgebung der soviel gepriesenen Civilisation, Rückkehr zur Natur. Alle anderen Rousseauschen Ideen sind nur Folgerungen, Ableitungen von dieser einen, die der kühne Autodidakt mit rücksichtsloser Logik zog: „Alles ist gut, so wie es aus den Händen des Schöpfers

hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen." Die Schrift, die so begann, Rousseaus „Emil", ist eine Anklage gegen die damalige geist=



J. J. Rousseau.

tötende Erziehung, die einseitige Bildung des Verstandes, die Unterdrückung des Gefühls, die Vernachlässigung der Bildung des Körpers. Ein „Evangelium der Natur" nennt Goethe diese Schrift, die die Grundlage der modernen

Pädagogik bildet: Wissen und Kenntnisse, die Ausbildung des Verstandes, die Büchergelehrsamkeit unterdrücken die Freiheit des Gefühls, die Entwicklung des Charakters; darum fort mit dem toten Wissen der Bücher.

So wie die Kinder von Natur sind, das sind die wahren, die guten Menschen. Erziehung soll nur bestehen in der Abwehr schlechter Einflüsse, in der Sorge für die ruhige Entwicklung der natürlichen Anlage zu Freiheit und zur Selbständigkeit. Auch in der Religion werde der Jüngling nicht mit Dogmen gequält. Gleich fern von Orthodoxie und leichtfertigem Atheismus will Rousseau den von der Natur gegebenen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit gelehrt wissen, im übrigen mehr zu rechtschaffenem Handeln und zur Liebe der Tugend durch Beispiele erziehen.

War schon diese Lehre neu, überraschend der Gegensatz gegen alles bisher Geltende, so mußte die Schrift „über die Ungleichheit unter den Menschen“ in einer Zeit, die unter dem Despotismus seufzte und litt, geradezu revolutionär wirken. Die Natur kennt nur, so lehrt unser Philosoph, den Unterschied des Alters, der körperlichen und geistigen Kraft; der Unterschied der Stände, das Hauptübel des menschlichen Unglücks, ist erst eine Folge der sozialen Verbände. Durch die Gründung des Eigentums und des Besitzes hat dieser Unterschied gesetzlich Bestand erhalten. Mit dem Besitz begann der Despotismus. Die sozialen Unterschiede widersprechen dem Naturrecht. Als der Prophet, der gottgesandte Heiland, erschien Rousseau auch den jungen Deutschen, die sich um Herder und Hamann scharten, und Goethe, der spätere Aristokrat, ist in seinem Werther ganz Rousseauschwärmer, Verfechter der Naturrechte und der Menschenrechte. Die einfachen Urzustände Homers, die schlichten Verhältnisse der Landleute, die sind Werther die wahrhaft glücklichen: „Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simpel, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthume seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.“ Die geringeren Leute in Wetzlar kennen und lieben ihn, nachdem sie erfahren daß er ihrer nicht spotten wolle, sondern es gut mit ihnen meine.

Je höher er die einfachen, bürgerlichen Verhältnisse, besonders wie sie ihm in dem Hause seiner Lotte entgegentreten, preist, um so verhaßter ist ihm die adlige Gesellschaft. Was Goethe uns hier durch Werther schildert, konnte er aus der unmittelbaren Umgebung entnehmen; auch von anderen, so vom Freiherrn von Stein, sind höchst ergötzliche Proben von der Beschränktheit

und dem Hochmut der adligen Gesellschaft am Kammergericht gegeben worden. Es war alles in Wirklichkeit so, wie Werther es schildert, „ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich platt zu prostituieren", damit schließt er eine Schilderung der Erbärmlichkeit in jener Gesellschaft. Jerusalem hatte gerade hierunter schwer zu leiden gehabt. Seine Ausweisung aus der adligen Gesellschaft, die Goethe ihn mit der beißenden Ironie schließen läßt: „Ich machte der vornehmen Gesellschaft mein Kompliment, ging und setzte mich in ein Kabriolet und fuhr nach M. Dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulysses von dem trefflichen Schweinehirten bewirtet wird", ist in Wirklichkeit und in dem Romane eines der Motive zu seinem Selbstmord. Stärker konnte der Dichter diese Rousseausche Idee nicht in seiner Dichtung verweben, aber wie Kestner sehr richtig in seiner Charakteristik Goethes bemerkte, er war kein blinder Anbeter Rousseaus. Daß trotz aller Uebel die Ungleichheit der Stände bestehen muß, wird wiederholt von Werther betont, nur sollen wir selbst soviel als möglich dazu beitragen, dies Uebel zu lindern.

Wie die Menschen Homers Werthers Ideal, so sind ihm unter den Menschen der Gegenwart die Unverbildeten, die Kinder die liebsten. Und wie sich Goethe wohl und glücklich fühlte unter den Geschwistern Lottens, so läßt Werther zum Erstaunen der „dogmatischen Drahtpuppe", des Arztes, die Buben des Amtmanns auf sich herumkrabbeln und balgt sich mit ihnen, oder er erzählt ihnen Märchen und schneidet ihnen das Abendbrod; in Wahlheim gewöhnt er bald die Enkel des Schulmeisters an sich. Die Scene, in der Malchen am Brunnen den Kuß Werthers abwäscht, gehört neben der von Kaulbach gemalten Kinderscene zu den schönsten Kinderbildern, die ein Dichter geschaffen hat, geradezu ergreifend wirkt die naive Freude der Kinder auf Weihnachten durch den Gegensatz zu den Todesgedanken Werthers.

„Die sind die glücklichsten, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade herumschleichen, wo Mama das Zuckerbrod verschlossen hat . . . Aber die meisten Menschen verarbeiten den größten Teil der Zeit, um zu leben und das Bischen Freiheit, das ihnen bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel suchen, sie los zu werden." Um Ehre oder Lohn oder sonstige „Lumpereien" zu arbeiten hält Werther für des Menschen unwürdig. Nur das, was das Gefühl, die Leidenschaft verlangt, zu thun, das ist das Zeichen des selbständigen Menschen; Mensch zu sein, nicht Beamter, frei zu sein, nicht Sklave der Thätigkeit war die Losung Rousseaus und Werthers. Werthers

Vorgesetzter ist ihm der „pünktliche Narre“, die Beamtenthätigkeit eine Lumpenbeschäftigung, ein Käfig, eine Galeere. Darum sind ihm auch die Bücher, der tote Wissenskram verhaßt. Aber auch hier unterscheidet sich Goethe wesentlich von Rousseau. Werther verachtet nicht die Kultur und die Wissenschaft; er weiß vielmehr Kenntnisse wohl zu schätzen und steht selbst auf der Höhe der Bildung, nur darf der Verstand nicht das Gefühl unterdrücken, nur darf in dem Drang nach Bildung, in der wissenschaftlichen Thätigkeit das Herz nicht zu kurz kommen und das Gefühl für das Schöne der Natur und der Kunst nicht verkümmert werden.

Unter den Werken Rousseaus haben wir eins noch nicht genannt, das nach Form und Inhalt am meisten an Werther erinnert, und das Goethe sogar zum Vorbild gedient hat, „Die neue Heloïse“, die 1761 erschienen war. Schon die äußere Form zeigt die größte Aehnlichkeit. Beide sind Romane in Briefform, zwar nicht die ersten; Richardson hatte diese Form aufgebracht und schon der Knabe Goethe zu einem solchem Roman einen Plan entworfen. Aber neu war bei Goethe die Einheit der Komposition: alle Briefe und Tagebuchblätter sind von einer Hand, der Werthers geschrieben. Nicht ohne Grund citiert Goethe bei der Schilderung seiner Wetzlarer Erlebnisse die neue Heloïse. Was Rousseau persönlich erlebt hatte, es war nicht unähnlich den Erlebnissen Goethes, und was die neue Heloïse tragisch machte, der Unterschied der Stände, konnte auch in Werther als Motiv für den Selbstmord des Helden verwendet werden. Aber noch viel mehr Aehnlichkeit zeigen die Ideen, die beide Romane durchziehen. Das Gefühl sollte nach Rousseau den Menschen beherrschen. Herz und Empfindung die Handlung bestimmen und auch den Wert der Menschen. „Weh dem Menschen,“ ruft Werther, „an dem der Kopf alles ist.“ „Auch schätzt er,“ sagt Werther, „von dem Gesandten meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach, was ich weis, kann jeder wissen; — mein Herz habe ich allein“. Wie Werther keine Pflicht kennt, so soll auch nichts über ihn bestimmen, als sein Gefühl und Herz; er lacht über sein eigen Herz, aber er thut ihm seinen Willen, „er hält es wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet“; er ist ein schwacher unbeständiger Charakter, ein warmempfindender, aber energieloser Mann, dem trotz edelster Gesinnung die Kraft der Entsagung fehlt. So ist Werther auch ein Repräsentant seiner Zeit und an der Krankheit, an der er und seine Zeit litt, hatte auch Goethe gelitten. Die Empfindsamkeit, die Gefühlseligkeit jenes Darmstädter Kreises, den wir schon geschildert

haben, ist typisch dafür. „Empfindsam“ war die lobenswerteste Eigenschaft, kalt, „verständig“ der größte Tadel. Das Weinen, das sonst des Mannes für unwürdig gilt, war hier das Zeichen des wahren Menschen. Werther weint nicht bloß bei traurigen Ereignissen, er verläßt auch mit einer Thräne im Auge bei seiner Erzählung von den Folgen böser Laune, vor Rührung die Gesellschaft, ja er weint, als Lotte nicht zur Kutsche hinaus nach ihm gesehen hat, er sehnt sich nach einer seligen, thränenreichen Stunde, er bittet Gott in seinem tiefsten Unglück um Thränen, wie ein Ackersmann um Regen, und dankt ihm kurz vor dem Tode für das letzte Labsal der bittersten Thränen.

Dieses Uebermaß des Gefühls führt zu Schwermut und Ekel am Leben. Bei Rousseau wird über den Selbstmord nur theoretisch gehandelt. Im Werther, wo alles auf den tragischen Ausgang hinarbeitet, steht die Frage im Mittelpunkt. Mit großer Kunst hat der Dichter, der gar nicht Stellung zu dieser Frage nimmt, die Steigerung bei Werther dargestellt, von dem süßen Gefühl der Freiheit, den Kerker verlassen zu können, wenn man will, der Verteidigung des Selbstmörders als eines Kranken, und dem schönen Glauben, daß „ein Vater nicht würde zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn ihm um den Hals fiele und riefe: „Ich bin wieder da, mein Vater; zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger ausdehnen sollte“, bis zu der furchtbaren Alternative, Albert oder er, die ihm den Selbstmord als einziges Rettungsmittel erscheinen läßt.

In der Schilderung der Sentimentalität und der Schwermut, echt deutscher Eigenschaften, ist Goethe dem Franzosen überlegen, in der Darstellung einer andern Seite des Gefühls, der Leidenschaft, streiten der Autor der neuen Heloïse und Goethe um die Palme; freilich waltet auch hier zwischen ihnen ein charakteristischer Unterschied. Beide schildern zwar eine den ganzen Menschen erfassende beseligende oder vernichtende Leidenschaft, aber bei Rousseau tritt die bare Sinnlichkeit unverhüllt hervor mit jenen verführerischen Farben, wie sie dem Meister des Stils und dem Kenner der zügellosen Liebe zur Verfügung stehen; ein Feuer, das fast den Leser zu erfassen droht, tritt uns hier entgegen, eine Glut, um derentwillen wir den Liebenden ihren Fehltritt verzeihen. Man vergleiche St. Preux' Schilderung im Schlafzimmer Juliens mit der von ihr beeinflußten Szene Fausts im Zimmer Gretchens, oder man lese die Aufforderung Juliens an den Geliebten: „Komm unter dem Schutze der zärtlichen Liebe den Lohn deines Gehorsams und deiner Opfer zu empfangen; komm, um selbst im Schoße der Lust zu bekennen, daß erst der

Bund der Herzen derselben ihren größten Zauber leiht" und erinnere sich an Gretchen vor derselben Situation, dann hat man den Unterschied zwischen dem Franzosen und dem Deutschen. Auch Werther ist ein leidenschaftlicher Liebhaber, auch seine Liebe entbehrt nicht der Sinnlichkeit und das muß sie auch, da ihre Glut den Armen in den Tod treibt: im Traum umarmt er Lotte, hält sie an den Busen gedrückt und deckt ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen; aber wie schön wird das sinnliche Element veredelt: „In ihrer Gegenwart" gesteht er, „schweigt alle Begier, sie ist mir heilig." Er träumt seine Wünsche erfüllt; aber fast erhaben sind die Worte, die er nach diesem Traum an Gott richtet: „O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein"; und ebenso begleitet er die schwärmerisch-sinnliche Verherrlichung ihres Gesangs mit den Worten: „ich neigte mich und schwur: Nie will ich's wagen, einen Kuß euch einzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben". Den Bruch dieses Schwurs in der Glut der Leidenschaft büßt der Unglückliche mit dem Tode. Das wird immer ein Stern in der Ruhmeskrone Goethes bleiben, daß er es verstanden hat, alle Glut der Leidenschaft zu schildern, ohne ihr die Keuschheit zu nehmen.

Auf einem mehr objektiven Gebiet aber, der Schilderung der Natur, gehen der Franzose und der Deutsche wieder Hand in Hand. Hier war Rousseau Erwecker, Führer und Leiter. Viele Tausende, die alljährlich an den Wundern der Schweizernatur sich erbauen, ahnen nicht, daß sie den Genuß dieser Herrlichkeit zum großen Teil dem einsamen Philosophen aus Genf verdanken. Vor ihm hielt man die fruchtbarsten Gegenden, die weiten, großen, vom Wasser belebten Ebenen für die schönsten. Der Sinn für das Romantische, für die Schönheit der Berge, die bis dahin als etwas Schreckliches, Furchtbares angestaunt wurden, ist erst von ihm erschlossen worden.

Goethe steht im Werther noch nicht auf der Höhe seiner Naturschilderung. Dem Charakter Werthers entspricht die noch nicht zur Klarheit vorgedrungene, mehr stammelnde als beschreibende Naturbewunderung, aber mit Recht bleibt das Wort bestehen: „Es giebt kein Buch in irgend einer Sprache, das so durchtränkt und so durchzogen ist von der innigsten Sympathie mit der Natur, so erfüllt von Liebe und Andacht vor ihr, so durchglüht von heißem Empfinden und Versenken in das geheimnisvolle Weben und Leben in ihr wie Werther." Das letztgenannte, dieses Versenken in das Kleinleben, hat Goethe, der mit ihm das Schwärmen für die Einsamkeit, für die romantische Gegend, für das patriarchalische Landleben teilt, vor Rousseau

voraus. „Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte, wenn ich dann die Vögel um mich, den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, . . . wie umfaßt ich das all mit warmen Herzen, verlor mich in der unendlichen Fülle und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allebend in meiner Seele."

Bei so naher Verbindung mit der Natur findet auch das Verweben und Verflechten der Stimmung mit der Naturbetrachtung eine schönere und künstlerische Verwendung als bei Rousseau. Das Glück der Liebe hat ein schönes Echo in der Schilderung der Natur. Man denke an die Klopstockszene: „Wir traten an's Fenster, es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf." Dem Herzen, das eine ganze Welt liebevoll umfaßt, „schafft die Liebe ein Paradies von Wonne um sich her". An einer andern Stelle lesen wir: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger", aber mit dem Tage, da Albert erscheint und die Hoffnungslosigkeit der Liebe immer klarer wird, wird Werthern zur furchtbaren Pein, was bis dahin seine Wonne war. Jetzt ist „die Natur der Abgrund eines ewig offenen Grabes — der harmloseste Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. . . . Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig widerkäuendes Ungeheuer . . ." Mit den Gedanken an den Tod und Selbstmord verbinden sich grausige, schreckliche Scenen todbringender Ueberflutung und Verheerung: „Ach, mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund, und atmete hinab und verlor mich in der Wonne, all meine Qualen, all meine Leiden da hinabzustürmen, dahinzubrausen wie die Wellen." Auch soll uns nicht entgehen, was, wie Goethe einmal tadelnd sagte, seinen Kritikern entgangen war, „daß Werther den Homer lobte, solange er noch bei Verstand war, und Ossian, als er denselben verlor". Die trübe, graue, schwermütige, grausig erhabene Nebelwelt des Schotten tritt bei dem Wendepunkt an die Stelle der schönen, freundlich-hellen Welt des klaren Homer; die Vorlesung aus Ossian ist keine Episode,

die darauffolgende Scene, die den Entschluß zum Selbstmord fest werden läßt, entspringt aus ihr, aus der Lektüre der Ossianstelle, die durch die Aehnlichkeit der Lage und die Gewalt der Worte die Liebenden zur Verzweiflung und zum Vergessen der Wirklichkeit bringt.

Der Kunstgriff Goethes, von diesem krankhaften, sentimentalen Hintergrund des Romans eine so kerngesunde Gestalt wie Lotte, dieses echt deutsche Mädchen, Hausmütterchen, zugleich mit einem leisen Anflug von Schwärmerei, sich abheben zu lassen, ist schon oft gepriesen worden. Wo ist eine Gestalt in der Litteratur aller modernen Völker, die so schwärmerische Verehrung, solche Liebe und Bewunderung erfahren hat? Was an ihr und dem ganzen Roman entzückt, war das Neue, die Darstellung des Natürlichen, der Verzicht auf alles Romanhafte. Sie zu schildern war Goethe in Dichtung und Wahrheit und sind wir hier überhoben, da jeder unserer Leser Lottens Bild in seinem Herzen als unzerstörbares Gut besitzen wird. Hat sie doch auch unter allen Frauengestalten unseres größten Dichters und Kenners des weiblichen Herzens die Krone davongetragen. Das Geheimnis des Erfolges ist dasselbe, was der Sixtinischen Madonna ihren unwiderstehlichen Reiz verleiht, die Verbindung holder Jungfräulichkeit und Mutterliebe.

Die Tragik wirkt um so mehr, wenn unabwendbares Geschick, nicht Tücke und Schlechtigkeit der Menschen die Katastrophe herbeiführen. Albert ist der schuldig Unschuldige, ein Mann, zwar in allem das Gegenteil Werthers, aber ein guter, edel denkender Mann, wie ihn uns die neue Bearbeitung des Werther darstellt. Darum war auch die neue Bearbeitung ästhetisch eine Verbesserung, ganz abgesehen davon, daß dabei Kestners Bitten, das „elende Geschöpf von Albert“ zu ändern, den Dichter leiteten. In der ersten Bearbeitung ist Albert im zweiten Teil nicht Kestner, sondern hatte Brentano zum Vorbild. Hier ist er der eifersüchtige, kleinlich mißtrauische Ehemann, der der Frau gebietet, „dem Umgang mit Werthern um der Leute willen eine andere Wendung zu geben und seine allzu often Besuche abzuschneiden“, der spitze Redensarten, halb spöttische Fragen an sie richtet, so daß Lotte in dem Gefühl der Reinheit ihres Herzens seinen Grillen Trotz bietet, die ihr seine Gegenwart unerträglich machen. Alle die Aeußerungen, Handlungen, in denen Albert kalt, eifersüchtig erschien, sind später weggefallen oder werden als irrige Anschauungen Werthers bezeichnet. Aus denselben Gründen war der Dichter bestrebt, Lotte als Geliebte, nicht als Liebende in der neuen Bearbeitung, die in die Jahre 1782—86 fiel und die allein in die Ausgaben übergegangen ist, darzustellen.

6.

Mit den beiden Werken Götz und Werther trat Goethe, ohne es gewollt zu haben, an die Spitze der neuen großen Bewegung, die nach dem Klingerschen Drama den Namen „Sturm und Drang“ in der Litteraturgeschichte erhalten hat. Wir haben die Ideen der neuen Richtung sich allmählich entwickeln und klären sehen. Die negative Seite, von der ja eine jede Revolution ausgehen muß, die Auflehnung gegen die alten Autoritäten, der Kampf gegen die sozialen Einrichtungen des Staates, gegen die Herrschaft des Verstandes, und die positive, die Betonung des Natürlichen, der Muttersprache, des Vaterländischen in der Kunst, die Erhebung des Volksliedes, die Herrschaft des Gefühls, alle diese Tendenzen haben wir aus der einen abgeleitet, aus der „Tendenz zur unmittelbaren Natur“. Diese neue Richtung war eine Periode des Uebergangs. Nicht bloß Goethe, auch Schiller hat sie in der Jugend durchgemacht, die gewaltigen und fruchtbaren Anregungen auf sich wirken lassen, das Wahre und Ewige in jener Tendenz in sich aufgenommen; aber das Unwahre, das Verschrobene und Tolle, die Ausartungen der Tendenz haben beide Dichter wie die Jugendthorheiten hinter sich gelassen; doch für eine ganze Reihe der Originalgenies, die sich plötzlich um das neu auftauchende Meteor Goethe scharten, wurde die Lehre gefährlich. „Das Wort Genie“, sagt Goethe einmal später, „ward eine allgemeine Losung und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber Jedermann Genie von Andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen.“ Die „Genies aus Goethes Esse“ übertrugen die Lehre von der Freiheit des Individuums, von der Berechtigung des Genies, sich selbst Gesetz und Regel zu sein, aus der Dichtung in das Leben; sie sahen das Wesen der Freiheit in der Berechtigung, das Tollste zu thun, das Zeichen des Genies in dem Trotz gegen Sitte und Gewohnheit. Sie erkannten nicht, daß Sturm und Drang nur eine Uebergangszeit sein konnte; sie verstanden es nicht, zur richtigen Zeit einzulenken und gingen im Wahnsinn oder Aberglauben unter.

Eine lange Reihe von Dichtern ist hier zu nennen, die der neuen Richtung angehörten. Leopold Wagner, Lenz, Klinger, Maler Müller, Heinse, Leisewitz, Miller, Bürger, Lavater, sie alle folgen den Spuren des Jünglings, der das erlösende Wort gesprochen hatte. Goethe sieht sich auf einmal von einer Schar von Trabanten umgeben und ringsum die gesamte deutsche Dichtung auf seiner Spur oder in Feindschaft gegen ihn. In näherer Bekanntschaft und Freundschaft lebte mit ihm Leopold Wagner, Maximilian

Klinger und Jakob Lenz. Von Straßburg her war ihm Leopold Wagner, „ein guter, wenn auch nicht besonders begabter Geselle“, bekannt, der auch im Goethischen Hause verkehrte und mit Frau Rat, „dem Mamachen“, Maler Müllers neue Dichtungen las. Vielleicht wollte er eine frühere Taktlosigkeit gegen Goethe wieder gut machen, kurz, er beging eine neue, indem er die Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ ohne Goethes Wissen schrieb und darin unter offenbarer Anlehnung an Goethe die Rezensenten Werthers, u. a. auch Wieland, verhöhnte. Wieland, mit dem Goethes sich eben erst versöhnt hatte, war tief gekränkt, zumal er, wie auch die meisten andern, Goethe für den Urheber hielt. Goethe drohte dem unbekannten Verfasser mit dem Abbruch des Verkehrs. Wagner steckte sich voller Sorge hinter Frau Rat, die denn auch vom Sohne Verzeihung erzielte. Eine geharnischte Erklärung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ zeigte aller Welt das wahre Verhältnis an.



Litterarisch hat Goethe seit jener Zeit mit Wagner gebrochen. Er hatte ihn früher veranlaßt, die Schrift Merciers: „Du theâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique“, die auf den Spuren Diderots ganz im Sinne der Stürmer und Dränger das alte klassische Drama der Franzosen angriff, zu übersetzen und wollte selbst Anmerkungen und Beiträge dazu schreiben. Jetzt gab er das auf. Das Buch erhielt von ihm nur einen Anhang unter dem Titel: „Aus Goethes Brieftasche.“ Derselbe junge Dichter hat ihm, wie Goethe erzählt, sein Gretchenmotiv in seinem Drama „Die Kindermörderin“ weggeschnappt. Aber von einem wirklichen Plagiat kann wohl nicht die Rede sein. Das Sujet und die Wahnsinnscene findet sich fast bei allen Stürmern und Drängern, auch sonstige Uebereinstimmungen miteinander, da sie die Stoffe anderer wiederholten; doch trifft Wagner der Vorwurf, daß er vor der Veröffentlichung des Faust ihm vertraulich mitgeteilte Scenen nachgeahmt hat. Daß Goethe trotz dieser unerfreulichen Ereignisse nicht in feindlichen Gegensatz zu ihm trat, erkennen wir aus der Freundlichkeit und Liebe, mit der ihn Frau Rat bis zu seinem schon im März 1779 erfolgten Tode behandelt hat.

Noch näher stand dem Goethischen Hause Maximilian Klinger, der geborne Frankfurter. Wenn er trotzdem Goethe erst in seinem

21ten Lebensjahre kennen gelernt hat, so lag das an seiner niederen Herkunft. Die Mutter, Witwe eines Konstablers, mußte ihn und zwei Töchter allein ernähren; trotzdem ermöglichte sie es, daß Maximilian das Gymnasium besuchte. Aber nun war noch die schwierige Aufgabe zu lösen: wie sollte der Mittellose den Besuch der Universität bestreiten? Ein gütiges Geschick machte ihn mit Goethe bekannt. Wolfgang, der damals durchaus nicht glänzend gestellt war, gab ihm Geld zum Unterhalt in Gießen und Empfehlungen an seinen Freund Höpfer. Gewiß hat Frau Rat, der Klinger schwärmerisch zugethan war, das Ihrige dazu beigetragen. Bei Klingers Mutter trafen sich die Originalgenies jeden Sonnabend. Hier, wo man noch später an der niedrigen Lehmwand die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse und Füßli sah, wurden die Farcen und Satiren ausgeheckt, die neuesten Erzeugnisse der Dichter vorgelesen und bejubelt.



Maximilian Klinger.

Wie Klinger mit schwärmerischer Liebe an Goethe hing und ihn in seinem Drama „Das leidende Weib“ mit den Worten verherrlichte: „Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war“, so unterlag auch der Musiker Philipp Christoph Kayser, ebenfalls ein Frankfurter, dem Zauber der Persönlichkeit Goethes. Selbst in Aeußerlichkeiten, bis auf die Handschrift, ahmte er ihm nach. Seine Anhänglichkeit und seine musikalische Begabung machten ihn Goethe zu einem lieben und werten Freunde.

Den dritten der Goethe persönlich nahe stehenden Stürmer und Dränger kennen wir schon aus der Straßburger Zeit. Es war der unglückliche Jakob Michael Reinhold Lenz aus Livland, unglücklich noch mehr seelisch als wegen seines kranken Körpers. Er war einer der wunderlichsten Menschen; „ein seltsames und indefinibeles Individuum“ nennt ihn Goethe, bald gutherzig und liebenswürdig, bald hinterlistig und intrigant, bald überbescheiden, dann wieder stolz und eingebildet; „bald“, wie Wieland sagte, „gut und fromm, bald voller Affenstreiche“. Man hat oft das Gefühl, daß der später bei ihm ausgebrochene Wahnsinn schon in früheren Jahren hin und wieder seine Handlungen bestimmt hat. Vielleicht erklären sich auch so die intriganten Handlungen, die Goethe ihm vorwirft. Es war der wichtigste

Moment seines Lebens, als er Goethe kennen lernte. Ihn zu erreichen, dessen Erscheinung ihn jetzt noch blendete, wurde nun der heiße Wunsch seines Lebens. Mit ganzer Seele nimmt er die neue Lehre in sich auf, wird später



Philipp Christoph Kayser.

das Haupt der deutschen Gesellschaft in Straßburg, in der er mit Wärme, Eifer und Geschick für das Deutschtum im Elsaß eintritt, er widmet sich dem Studium Shakespeares und macht sich besonders an die Reden und Wortspiele der Narren und setzt in einer Abhandlung „Anmerkungen über das Theater“

u. a. den Unterschied zwischen der antiken Schicksalstragödie und der Charaktertragödie Shakespeares trefflich auseinander, er schließt sich allen Freunden Goethes mit Eifer an, wie Salzmann, Lavater, Herder, Merck, Klinger, Kayser, ja er sucht sogar Goethes verlassene Geliebte in Sesenheim auf,



Jakob Michael Reinhold Lenz.

um dort Näheres über Goethe, seine Gedichte und Briefe zu erfahren. Er verliebt sich selbstverständlich in Friederike und will sich trotz aller Ablehnung sogar als glücklicher Liebhaber aufspielen. Daß Salzmann den kleinen, unansehnlichen, schwachen Jüngling, der sich sogar auch hier als Nachfolger

Goethes zeigen wollte, auslachte, nimmt uns nicht wunder; auch für uns wäre diese Thorheit weiter nicht erwähnenswert, wenn wir ihr nicht ein dichterisches Zeugnis Lenzens über Friederikens unveränderte Liebe zu Goethe verdankten:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht.
Und jener Stunde Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Kaum war der Götz erschienen, kaum war der erste Wurf so herrlich gelungen, so drängt sich Lenz von Straßburg aus an Goethe und sendet ihm ein Schriftstück: „Ueber unsere Ehe“, worin er die Gleichheit ihrer Talente nachweisen wollte. 1774 schrieb er die Dramen „Der Hofmeister“ und „Der neue Menoza“. Welch ein Triumph für Lenz, als man seine Werke für Goethische hält! Goethe nahm diese Verehrung als wahr und aufrichtig gemeint entgegen: „den Jungen, den ich liebe, wie meine Seele“, nennt er ihn in einem Briefe an Betty Jakobi, ohne zu ahnen, daß Lenz Goethes Farce: „Götter, Helden und Wieland“ nur deshalb drucken ließ, um ihn mit Wieland für immer zu verfeinden oder sich selbst dabei aufzuspielen.

Alles was Lenz schrieb, war Nachahmung Goethes, auch Wagner und Klinger bewegten sich in denselben Ideen. Die Erscheinung Goethes war so riesengroß, daß sie die gesamte litterarische Welt in ihre Spuren zwang. Schon damals galt das Wort, daß man Goethe lieben oder hassen, daß man ihn aber nicht ignorieren dürfe. Die in Götz und Werther niedergelegten Ideen wurden von den jungen Dichtern Deutschlands mit Begeisterung ergriffen und über Goethe hinaus ins Ungeheure, selbst ins Absurde geführt.

Nach zwei Seiten hatte sich die Nachahmung und der Götz- und Wertherkultus bei den Stürmern und Drängern verirrt, einmal in der falschen und verwerflichen Auffassung des Genies und dann in der Steigerung der Empfindsamkeit bis zur Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die jungen Feuergeister glaubten die Lehre von der Unfehlbarkeit der Genies aus dem Reich der Dichtung in das Leben übertragen zu dürfen. Mißachtung der Kultur, der konventionellen Sitten hatte Rousseau gepredigt. Freiheit des einzelnen war

das Thema des „Götz“. Genuß und Aeußerung der im Menschen wohnenden Kraft erschien als die höchste Aufgabe. Aber Rückkehr zur Natur hieß ihnen ein wüstes, ungesittetes Gebahren, ein excentrisches Tollen und Schwärmen Aeußerung der Kraft; Freiheit war das Recht, das Ungeheuerlichste und Tollste zu thun, aller Sitte und allen Gesetzen Hohn zu sprechen.



Christoph Kaufmann.

So wanderte der Genie= und Kraftapostel Christoph Kaufmann, ein wahres Zerrbild der Ideen seiner Zeit, „mit mähnenartig flatterndem Haar, langem Bart, die Brust bis auf den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand“ durch die Welt, von verständigen, hochgebildeten Männern als wahrer Vertreter der unverbildeten Menschheit gepriesen, der das Evangelium der Natur verkündete. Es war nicht Zufall, daß alle Stürmer und Dränger für die Titanengestalten der

Goethischen Dichtungen, den Prometheus, Faust, Mahomet, Cäsar und auch den Götz begeisterte Bewunderung fühlten, daß sie alle, Klinger, Maler Müller, Lenz einen Faust schreiben oder wenigstens an der Schöpfung dieser Gestalt sich versuchten: das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können war ja ihr eigentliches Unglück. Lenz ging im Wahnsinn unter, Wagner starb eines frühen Todes. Klinger fand erst nach vielen Jahren den Halt wieder, den er verloren hatte; Maler Müller verkam im Auslande, und Heinse verdarb sein großes Talent durch die Zügellosigkeit seines Charakters und die Verherrlichung der niedrigsten Sinnlichkeit.

Die Tendenz der Revolution, die wir die Genieperiode nennen, war eine litterarische und eine soziale. In beiden suchten die sogenannten Originalgenies den Urheber der Bewegung zu übertreffen. Für Goethe war der Götz und Werther der Abschluß der Kämpfe; für jene wurde sie der Anfang. Wenn Goethe Götz bei dem Bestreben, die kümmerlichen Regeln der Franzosen zu durchbrechen, die Einheit der Handlung nicht streng festgehalten und auf die Bühne wenig Rücksicht genommen hatte, so erklärte Lenz, daß „in der Tragödie die Person die Hauptempfindung sei, der Schöpfer ihrer Begebenheit", hob also die dramatische Einheit völlig auf; man wechselte jetzt Ort und Zeit ganz nach Belieben und ohne zwingenden Grund und führte Episoden fast gleichberechtigt neben der Haupthandlung ein. Auf Klingers „Otto", der ersten Nachahmung des Götz, folgten eine ungezählte Menge von Ritterdramen, die das Nebensächliche, das ritterliche Leben, den Turnierspektakel, das Pferdegerassel zur Hauptsache der Darstellung machten.

Die unorganischen Regeln aufzuheben, die die französischen Dichter hinderten, die Natur darzustellen, das war die große Absicht Goethes. Mit Jubel folgte ihm die Schar der jugendlichen Eiferer. Das Alte wurde zertrümmert. Natur sollte an die Stelle treten. Aber was Natur ist, das Rätsel hatte jeder für sich zu lösen. Das eine war allen klar: Die Schönheit der klassischen Antike, die Formenpracht des französischen Dramas war nicht Natur. Und wie Revolutionäre sich nie genug thun können, setzen sie nicht das Charakteristische und Kraftvolle an Stelle des Schönen, sondern wetteifern, Wagner, Lenz, Klinger und wie sie alle heißen, darin das Maßlose, das Ungeheure, das Schamlose zur Darstellung zu bringen und mit entsetzlichen Gräueln die Leser zu peinigen. Es ist kein Zufall, daß die drei bei einem Hamburger Preisausschreiben eingelaufenen Tragödien, darunter der „Julius von Tarent" von Leisewitz und Klingers „Zwillinge", den Brudermord, behandelten. Was Wagner im ersten Akt seiner „Kinder-

mörderin“ zur Darstellung brachte, das ist nicht mehr Naturalismus, das ist Roheit. Und das geschah in einer Sprache, die Natur sein sollte, Nachahmung der charakteristischen Sprache des Götz war und ganz Unnatur wurde, weil sie in Toben und Wüten, in Cynismen und Kraftausbrüchen ausartete. Geniestil nannte man diese Tiraden und tobenden Flüche wie in Klingers erstem Drama oder Müllers „Genoveva“, eine Sprache, die immerfort unterbrochen wird von Ausrufen, Ellipsen, Aposiopesen; die eigentlich gar keine Sprache mehr ist.

Wie ihre Vorbilder blieben die Stürmer und Dränger bei der litterarischen Revolution nicht stehen, sie schrieben der sozialen Tendenz zu liebe und diese Tendenz war die Rousseaus. Das Unheil der Standesunterschiede zieht sich durch alle Klingerschen Dramen; seine Gestalten sind von Natur edel und nur durch die schändlichen Verhältnisse schuldig geworden; gegen den Adel und die regierenden Klassen wandte man allen Haß, den der Unmut und die Unzufriedenheit eingab, Minister und Hofleute werden von nun an ständig die Bösewichter der Bühne. In Verbrechern Unglückliche zu sehen war eine Grundanschauung Rousseaus. Goethe, Wagner und Lenz wählten sich jene wahrhaft unglücklichen Verbrecherinnen, die Kindesmörderinnen, zu ihrem Thema, um die wahren Schuldigen, die schändlichen Verführer, an den Pranger zu stellen.

Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß diese wutschnaubenden, oft rasenden Dichter nicht selten zarte Empfindungen verraten. Wie „Götz“ und „Werther“ von demselben Dichter fast zu gleicher Zeit geschrieben wurde, so finden sich in Klingers Werken oder in Müllers „Genoveva“, die er seinem Freund Goethe gewidmet hatte, oft Scenen weicher Empfindung und zarten Gefühls. Die Sturm- und Drangzeit war auch die Zeit der Empfindsamkeit.

Aus der unendlichen Reihe der Nachfolger Werthers, die Deutschland in ein Thränenmeer verwandelten, wird immer der „Siegwart“ von Miller als unübertroffenes Muster genannt werden. Aber diese Verheerungen und Verirrungen, die Werther angerichtet hat, können wir hier nicht weiter verfolgen. Daß jeder Jüngling und jede Jungfrau wünschte, so zu lieben, und daß, um auch das Aeußerliche nachzuahmen, die liebenden Jünglinge in Werthers blauem Frack und gelber Weste umhergingen, Mädchen in Lottens weißrotem Gewand, ist bekannt. Wie Werther nicht blos aus Trauer weint, so wurde das Weinen bald ein wahres Vergnügen. Man weint zuletzt gar bei der Lektüre vom Leben trefflicher Männer oder beim Denken an die Harmonie der Welt. „Mein Mädchen,“ sagt Miller, „muß weinen können und Thränen

lieben.“ Beim Abschied weint man in den Abschiedsbecher und der Scheidende leerte die Mischung.

Zu solcher Unnatur hatte das Streben nach Natur geführt.

Während so die Nachahmer Goethes Ideen bis ins Lächerliche übertrieben und seinen Götz und Werther übertrumpften, war der Urheber der ganzen Bewegung bereits in stiller Einkehr mit sich selbst darüber zu Rate gegangen, wie weit das, was die leidenschaftliche Begeisterung im ersten Eifer geschaffen hatte, Bestand und Dauer verspräche. Für Goethe war der Götz der höchste Ausdruck, aber auch der Abschluß einer maßlosen Shakespeareverehrung; für die anderen Stürmer und Dränger war er der Anfang und Ausgang, es ging ihnen wie dem Reiterjungen Georg: der Küraß war ihnen zu schwer, sie konnten nicht mit. Der Götz und seine Nachfolger ließen dem jungen Dichter bald einen Grundfehler der neuen dramatischen Richtung erkennen, an dem auch Herder, wie wir gezeigt haben, nicht ohne Schuld war, das war der Mangel an Rücksicht auf die Bühne, ein Mangel, der aufs engste mit der Shakespeareverehrung zusammenhing. Die Schwierigkeit der Aufführungen des Götz, und die Kritiken über ihn brachten dem jungen Dichter bald die Ueberzeugung, daß ein Drama, das nicht aufgeführt werden könne, ein Unding sei, und daß der Dichter, der sich kühn über die Forderungen der Bühne hinwegsetze, sich selbst am meisten schade. Und noch mehr als dies bewirkte die Lektüre und das Studium von Lessings „Emilia Galotti“, von denen wir im Juli 1772 zuerst erfahren, und das schon auf die Gestaltung der zweiten Bearbeitung des Götz nicht ohne Einfluß gewesen war. „Es ist nur gedacht,“ hatte er darüber geurteilt, „darum bin ich dem Stück nicht gut . . . und meinem ebensowenig.“ Die letzteren Worte verraten uns den Beginn eines Umschwungs in Goethes Anschauung. Er kommt zu der Einsicht, daß es mit der Naturnachahmung in seinem Götz nicht weit her, daß es auch unnatürlich sei, wenn derselbe Raum bald ein Zimmer, bald ein Schlachtfeld darstellen solle, wenn der Held zu Beginn des Dramas ein Mann in den besten Jahren, und am Schlusse ein Greis ist. Viel natürlicher ist es, so lautet die neue Erkenntnis, Rücksicht zu nehmen auf die gegebenen Verhältnisse der Bühne, Einheit der Zeit und des Ortes soviel als möglich festzuhalten, ohne darum sich sklavisch danach zu richten, und an Stelle einer Reihe von Scenen ein in sich abgeschlossenes, künstlerisch einheitlich aufgebautes Drama und so ein gutes Theaterstück zu schaffen, wie es soeben Lessing in seinem Musterdrama vollendet hatte. Man kann die Abhängigkeit des „Clavigo“ von der Emilia Galotti auch bis auf den innern Kern des Dramas und die Gestaltung der Charakter nachweisen, aber viel bedeu-

tender ist der Einfluß der Emilia auf die Form und Gestaltung dieses Dramas. So gab nicht bloß die Absicht des genialen Jünglings, den „Kerls“ zu zeigen, „daß es nur an ihm liege, Regeln zu beobachten“, den Anstoß zum „Clavigo“, sondern dieses Drama bezeichnet eine neue Stufe der Entwicklung des Dichters. Die neue Anschauung tritt zuerst theoretisch hervor in der freilich erst 1776 gedruckten Einleitung zu Wagners Uebersetzung von Mercier: Du theâtre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique. Hier finden sich wohl noch die Worte, daß es im Grunde besser sei, ein verworrenes Stück zu machen, als ein kaltes; aber zugleich die wichtige Stelle: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen; es ist, wie der geheimnisvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad . . . Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studiere die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Flittern, und lasse die Natur an ihrem Ort . . .“

Weshalb das erste Stück nach dem „Götz“ ein regelrechtes Drama wurde, ergiebt sich aus dieser Erkenntnis des Dichters. Es ist fast untadelig, was die beiden Einheiten, die Exposition und die Verteilung in die Akte betrifft. Die straffe Einheit der Handlung schließt jede Episode oder episodische Figur aus; keine Scene, fast kein Satz ist zu viel, alles drängt zur Entscheidung; effektvoll und ergreifend sind die Situationen, kurz es ist ein vollendetes Theaterstück. Daß es freilich bei Goethes Freunden wenig Beifall fand, daß Merck es sogar als „Quarck“ bezeichnete, das hatte seinen Grund in der allgemeinen Enttäuschung darüber, daß der neue deutsche Shakespeare sich so schnell dem Joch der Franzosen gebeugt und auf das deutsch-nationale Drama Götz einen französischen Stoff in dem verhaßten französischen Regelzwang behandelt habe. Aber diese Wahl war, wie wir wissen, aus inneren Gründen erfolgt. Nicht weil das 1774 zu Fastnacht ausgegebene Fragment „de mon voyage en Espagne; Mémoire à consulter pour P. A. Caron de Beaumarchais“ von einen Franzosen geschrieben war, sondern weil es einen für das Theater wie geschaffenen Stoff enthielt und weil es eine Seite seines eigenen Herzens berührte, deshalb war Goethe so schnell entschlossen, gerade dieses Abenteuer des Beaumarchais zu dramatisieren; deshalb gelang es ihm auch, das Drama in 8 Tagen zu vollenden und es seiner Freundin Anna Sibylla Münch, auf deren Wunsch es geschrieben wurde, zur versprochenen Stunde zu überreichen. Das geschah Ende Mai 1774. Am ersten Juni war das Drama vollendet; es erschien

noch vor dem Werther im August 1774 als erstes Werk Goethes, das seinen Namen trug.

Im Jahre 1748 waren zwei von den fünf Schwestern des Dichters und Musiklehrers Beaumarchais nach Madrid übergesiedelt: Josephe mit ihrem Gatten Guilbert und der damals 17jährigen Marie Luise. Ein Geschäftsfreund des Vaters hatte sie zu sich gezogen, mit dem Versprechen, sie zu seinen Erben zu machen. Zehn Jahre später näherte sich der Zweitgenannten ein von den Canarischen Inseln gebürtiger junger Mann, Namens José Clavijo y Fayardo, dem es durch seine schriftstellerische Thätigkeit und die Gunst eines Ministers gelungen war, Archivar des Königs zu werden. Nach sechsjährigem Verkehr verlobte er sich mit Marie Louise, zog sich aber plötzlich wieder von ihr zurück. Da die Sache Aufsehen erregt, nähert er sich ihr wieder, erhält ihre Verzeihung und bricht sein Wort zum zweitenmal. Die Verlassene fällt bei dieser Nachricht in Krämpfe, und die besorgte und empörte Schwester ruft den Bruder aus Paris zur Rache herbei. Beaumarchais kommt mit einem Freunde eilends nach Madrid, und am 19. Mai 1764 spielte sich die Scene zwischen Beaumarchais und Clavigo ab, die Goethe als ein Meisterstück dramatischer Darstellung aus dem Bericht fast wörtlich in sein Drama übernommen hat. Clavigo, durch Beaumarchais in Angst gesetzt, leistet vor Zeugen Abbitte und erhält Verzeihung, um gleich darauf Beaumarchais des Hausfriedensbruchs und der Erpressung anzuklagen. Aber dem gewandten Franzosen gelingt es, eine Audienz beim Könige zu erhalten, und Clavigo wird seiner Aemter entsetzt.

Mit geschickter Hand hat der junge Dichter diese „moderne Anekdote“ dramatisiert, „mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit“, wie er selber sagt. Alle die kleinen Intriguen, alle Nebenpersonen hat er entfernt, und an deren Stelle den Schwager Guilbert und den unglücklichen Liebhaber Buenco, in jedem Zug einen Widerpart Clavigos, eingesetzt, die Rückkehr Clavigos zu Marie und die Versöhnung in eine Scene, die zugleich den folgenden Treubruch im Keime in sich trägt, zusammengezogen und das Ganze tragisch in Anlehnung an ein altes deutsches Volkslied, die Ballade vom Herrn und der Magd, geschlossen. So wurde der Stoff trotz wörtlicher Entlehnungen sein Eigentum, und siegesgewiß konnte er das „kritischste Messer auffordern, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde nicht zu sagen der Historie, sondern der Struktur, Lebensorganisation des Stückes zu versetzen.“ Aber was ihn weit erhob über den Tadel des Plagiats, den kurzsichtige Kritiker erhoben, das waren nicht diese äußeren Aenderungen, es war die Kunst des Dichters, den Stoff

zu idealisieren, ihn aus der Sphäre des Gewöhnlichen und Gemeinen emporzuheben und das Individuelle zum Typischen zu gestalten.

„Daß mich die Memoiren des Beaumarchais de cet avanturier français freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten," so schreibt der Dichter im August 1774 an Jakobi, „sich sein Charakter, seine Thaten mit Charakteren und Thaten in mir amalgamierten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück denn ich hab' Freud gehabt drüber." Das war das Geheimnis. Die Anekdote wurde zum Drama dadurch, daß der Dichter aus seinem eigenen Herzen, seinem eigenen Leben das Beste, jenes etwas, das erst die Dichtung zur Dichtung macht, hinzuthat. Ein zweiter Weislingen, „in der ganzen Rundheit einer Hauptperson", sollte Clavigo werden, ein halb groß, halb kleiner Mensch. Wie Weislingen und wie Clavigo hatte Goethe ein Herz aufs tiefste verwundet. Das Bild der verlassenen, leidenden Friederike stieg bei der Lektüre jenes Berichts vor den Augen des Dichters auf. Wie Clavigo hatte der Jüngling nicht den Mut besessen, einen festen Entschluß zu fassen, und aus Scheu vor der Ehe und der seine Kräfte hemmenden Fessel ein Herz gebrochen. Wie Clavigo mag er damals ausgerufen haben: Welch ein kleiner Mensch bin ich! In der Phantasie malt er sich die schrecklichen Folgen seines Treubruchs weiter aus, und so nimmt Marie die seelenvollen Züge Friederikens an. Bei Beaumarchais steht nichts von ihrer Liebe zu Clavigo, bei Goethe ist diese Liebe ihr wesentlichster Charakterzug. Solche naiv schönen Worte wie die des „lieblichen, munteren Geschöpfes": „Woher weiß er, daß ich ihn so liebe", oder das Geständnis: Im Grunde, worüber klag ich? . . . Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? . . . Und er soll der Meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht wert! Und jetzto bin ich's viel weniger", dieser Ausdruck rührender Bescheidenheit und bewundernder Liebe paßt sehr wohl zu dem Bilde der sanften hingebenden Friederike, ja sie erheben auch den, dem sie gelten, zu einer höheren Sphäre; er kann wohl ein schwankender, haltloser, aber kein ganz schlechter Mensch sein. Der Tod vollends und die aufrichtigste Reue vor dem Tode sichern ihm trotz seines Treubruchs unser Mitleid.

Sein Verführer ist Carlos, eine selbständige und zugleich ganz neue Schöpfung Goethes. „Der Bösewichter müde," so motiviert er selbst diese Figur, „die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere

Bedrängnis wirken lassen.“ Die antike Tragödie stürzt die Helden durch das Schicksal, die moderne durch den Intriganten, den Bösewicht. Goethe suchte die Tragik ganz wo anders. Er stellt zwei an und für sich berechtigte Gegensätze, die Vertreter zweier Anschauungen, die von ihrem Standpunkte aus beide Recht haben, nebeneinander. Mögen sie feindlich wie Egmont und



P. A. Caron de Beaumarchais.

Alba, Tasso und Antonio gegeneinander wirken, oder aus freundschaftlichem Gefühl die Oberhand zu gewinnen suchen, wie Carlos, der Vertreter des Verstandes bei dem Gefühlsmenschen Clavigo, das gemeinsame bei ihnen ist, daß nur eine der beiden Anschauungen bestehen kann, die andere trotz ihrer Berechtigung unterliegen muß. Als ein wesentliches Erfordernis des Tragischen erklärt der alte Goethe einmal das „injustum“, das Ungerechte. Trotz der

Schuld des Clavigo fehlt dieses Merkmal auch hier nicht. Die von Carlos vorgebrachten Gründe, die Clavigos Handlung zuletzt bestimmen wird niemand, so roh sie klingen, widerlegen können. Er spricht das deutlich und rücksichtslos aus, was Clavigo seit jenem Augenblick, da er die todkranke Marie wiedergesehn hat, im Innersten mit Schaudern und Entsetzen fühlt. Dieser Clavigo wird eher sterben als sein Wort halten. Er kann nicht anders handeln; mit zwingender Notwendigkeit folgt der neue Treubruch aus seinem Charakter.

Wenn auch die äußere Technik des Clavigo in schroffem Gegensatz zum Götz steht, in dem Charakter und in der Sprache des Dramas fehlt es nicht an Anklängen an Sturm und Drang. Der thatkräftige, aber gutherzige Beaumarchais, der, einer Wallung der Empfindung folgend, die Erklärung Clavigos zerreißt und nach dessen zweitem Treubruch in maßloser Uebertreibung wie außer sich geraten, selbst an Uebermaß der Leidenschaftlichkeit die aufständischen Bauern im „Götz“ übertrumpft, ist ganz eine Gestalt nach dem Herzen der Klinger und Lenz.

Noch mehr innerlichen Zusammenhang mit den Ideen, die Götz und besonders Werther predigten, zeigt das, im Aeußeren ebenso wie „Clavigo“, trefflich aufgebaute Schauspiel „Stella“, das im März 1775 geschrieben wurde und im nächsten Jahre erschien. „Stella“ ist ein gesteigerter Werther. Die Verherrlichung der Empfindung, der Leidenschaft ist das Thema beider. Dort führt die haltlose Schwäche gegenüber den Forderungen des Gefühls zum Selbstmord, hier zu einem unsittlichen Zustand. Dort wird der Konflikt durch die Liebe zweier Männer zu demselben Mädchen herbeigeführt, hier lieben zwei Frauen denselben Mann, mit der Steigerung, daß die Gedankensünde Werthers bereits zur That geworden ist. Die Atmosphäre ist unreiner, unsittlicher und unwahrscheinlicher.

Fernando hat seine Gattin Cäcilie und seine Tochter Lucie plötzlich verlassen, ein junges Mädchen, Stella, entführt und nach längerem Zusammenleben mit ihr auch sie verlassen und das alles ohne erkennbaren Grund, nur den Launen des Herzens folgend. Als ihn eben diese Launen wieder zu Stella zurücktreiben, findet er bei ihr seine Gattin und Tochter. Man einigt sich dahin, wie der Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen, ein Leben zu Dreien zu führen. Namen und vielleicht auch die Anregung zur Bearbeitung des Stoffes gab dem Dichter Swifts Verhältnis zu Stella und Vanessa, aber auch hier mußten eigene Erlebnisse hinzutreten, bis der Stoff sich dramatisch gestaltete.

Als Goethe das gedruckte Drama von Weimar aus an Lili sandte, fügte er die Worte hinzu: „Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe ein Herz das andere zieht und wie vergebens Liebe vor Liebe flieht.“ Als das Stück entstand, war seine Liebe zu Lili in der Blüte und zugleich trat der Gedanke an die gefürchtete eheliche Fessel und an die Möglichkeit, sich ihr zu entziehen und Lili zu verlassen, wie er Friederike verlassen hatte. Zwei Mädchen, von demselben Manne verlassen! Das Thema der „Stella“ durchlebt er nun selbst in der dichterischen Phantasie. Und noch ein anderes trat hinzu. Wir wissen schon, daß Tante Fahlmer zu Fritz Jakobi in einem zarten, sehr freundschaftlichen Verhältnis stand, „das,“ wie Frau Betty sagte, „immer ein Rätsel blieb für Herrn Dr. Goethe lobesam.“ Dieser Seelenbund stand dem Dichter bei seiner Schöpfung vor Augen, ja Jakobi und Johanna Fahlmer waren die Liebenden, für die Goethe die Stella schrieb: „Ich wußte,“ schreibt er in demselben März 1775 an Johanna, „was Stella Ihrem Herzen sein würde. . . Was wird Fritz eine Freude haben.“ Sie soll es für Jakobi abschreiben, dem es von ihrer Hand zehnmal lieber sein wird, und an Fritz Jakobi schreibt er: „Wenn Du wüßtest, wie ich Stella liebe, und um Deinetwillen liebe“. Bei ihm hoffe er Verständnis und ein liebevolles Urteil zu finden. Aber wie sehr auch Jakobi über die ersten Akte erfreut war, über den Schluß kam er nicht hinweg und schrieb Goethe eine geharnischte Antwort. Merck und andere Freunde urteilten ähnlich. Mochte Goethe die Auffassung, daß sein Stück mit einer Bigamie schlösse, als roh zurückweisen, da doch Cäcilie, die hochherzige, in Wirklichkeit verzichte, unsittlich blieb der Schluß doch. Es hieß die Forderung der Stürmer und Dränger auf die Spitze treiben, die dem einzelnen gestatten wollten, sich eine eigene Moral, unabhängig von Sitte und Gesetz, zu schaffen. Dem allgemeinen Urteil hat sich Goethe später gefügt; er erklärte selbst, daß dieser Schluß gar kein Abschluß wäre, sondern nur ein Fallen des Vorhangs. Der Konflikt drängt auf einen tragischen Ausgang hin. In der Ausgabe von 1815 wurde daher aus dem Schauspiel ein Trauerspiel. Stella und Fernando nehmen sich das Leben. Aber auch in dieser Form hat das Drama sich wenig Freunde erworben. Alle die Vorzüge, der straffe Aufbau und die sichere, dramatische Gestaltung mit der ergreifenden Peripetie am Schlusse des dritten Aktes, der glühende Ausdruck der Leidenschaft, der das ganze Stück durchdringt, der schöne Gegensatz in den weiblichen Charakteren, der hochherzigen, charakterfesten Cäcilie und der liebseligen und leidenschaftlichen Stella, der naiv-schnippischen Lucie, die allein in dieser siedenden Atmosphäre nichts von Liebe weiß, die leidenschaftliche, alle Schmerzen und Freuden der Liebe erschöpfende Diktion, alle diese

Vorzüge helfen uns nicht hinweg über den haltlosen, unsittlichen und, was noch schlimmer ist, ganz unwahrscheinlichen Jammerhelden Fernando.

Etwas abseits von Sturm und Drang, aber in vielem mit ihnen verbunden, standen die Dichter des im September 1772 gegründeten Göttinger Hainbundes und ihre Freunde, wie Boie, Voß, Miller, Hahn, Hölty und die Grafen Stolberg. Mit einigen von ihnen war Goethe persönlich befreundet. Für Boies Almanach, den dieser mit Gotter herausgab, sandte er im Jahre 1774 die Gedichte: Der Wanderer, Die Sprache, Mahomets Gesang, Der Adler und die Taube; für 1776 die Gedichte: Der Kenner und Kenner und Künstler; mit Friedrich Ernst Schönborn, der als dänischer Gesandtschaftssekretär nach Algier ging und ihn 1773 besuchte, schloß Frau Rat und er Freundschaft, von deren Wärme ein Brief der Eltern und ein eingehender Bericht Goethes über seine litterarische Thätigkeit (vom Juni 1774) noch jetzt schöne Kunde giebt.

In der Betonung des Nationalen, in der Verherrlichung des Genies und in dem Streben nach Freiheit und Gleichheit waren die Stürmer und Dränger und die Göttinger Hainbündler einig; aber die letzteren verstanden etwas anderes unter dem Nationalen, als Herder und Goethe, die zuletzt doch Kosmopoliten blieben. Herder meinte mit dem Nationalen das Volkstümliche und das Individuelle, mit der Freiheit die Unbeschränktheit des einzelnen in seinen Meinungen und seinen Worten, die Göttinger faßten das Nationale in patriotischem Sinne mit dem Zusatz des Hasses gegen das Fremde auf, was ja Goethe und Herder ganz fern lag. Die Freiheitsbestrebungen der Göttinger waren also politisch gemeint; sie hatten ein greifbares Angriffsobjekt, die Fürsten und Tyrannen. Und wenn Goethe ebenso wie sie seine Blicke in die deutsche Vergangenheit richtete, so behielt er doch die engste Fühlung mit der Gegenwart, indem er dort eingriff, wo die deutsche Entwickelung stehen geblieben war, die Göttinger jedoch gingen in die graue Vorzeit zurück, zu Idealen, die sie gar nicht mehr verstanden, sie wollten eine erträumte deutsche Dichterkaste kopieren. Und ein zweiter, nicht weniger wichtiger Unterschied! Der Kampf gegen die Franzosen entsprang bei ihnen nicht bloß ästhetischen oder politischen Rücksichten; es war zugleich ein Kampf gegen die sittenlose Poesie. Wurden doch bei ihren Hainbundfesten die Werke Wielands, des „Sittenschänders", zerrissen. Tugend und Unschuld zu verherrlichen war die ausgesprochene Tendenz. Nicht bloß der Geschmack, sondern auch die Moral sollten die Kriterien der Dichtung sein. Mit einem Worte, nicht Hamann und Herder, sondern Klopstock war ihr fast vergöttertes Muster.

Die Verehrung des Knaben für Klopstock, den Sänger des Messias,

war auch dem Jüngling Goethe geblieben. Voller Ehrfurcht schaute er zu ihm hinauf, dem ersten Genius Deutschlands, dessen Poesie das Kind in seinem ersten Gedicht als unerreichbares Ideal vor Augen gehabt hatte. Als der berühmt gewordene Verfasser des Götz und Werther an Klopstock schrieb, redete er ihn „Lieber Vater“ an.

Durch den Umgang mit Herder vollzog sich in Goethe eine völlige Umwandlung in fast allen bisherigen künstlerischen Anschauungen und Neigungen; die Liebe zu Klopstock wurde nur noch durch ihn verstärkt. Das Ideal, das Herder sich vom Genie und insbesondere vom lyrischen Dichter geschaffen, es war ihm in Klopstock schon verkörpert. Seine Oden sind für ihn und Hamann der Gipfelpunkt der deutschen Lyrik; er stellt ihn gleichberechtigt neben Homer und Ossian: alle seine Vorgänger verfertigten Gedichte, erst Klopstock dichtete.

Mit Klopstock trat in die Erscheinung, was Hamann und Herder verlangten: Ein Dichter, der einer göttlichen Eingebung folgend, in den Stunden der Weihe aus eigenem, tiefem Gemüt, aus der Empfindung allein, der Eingebung seiner Phantasie, ohne Rücksicht auf Lehre und Regel, wie die Natur selbst, herrliche Werke schuf. Hier war ein selbständiger, von der Würde der Poesie durchdrungener Geist, der die Poesie als ein heiliges, unantastbares Gut auffaßte, als ein Mittel, die höchsten Fragen, die Rätsel der Menschheit zu lösen, die tiefsten Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Und nun erst die Sprache Klopstocks! Wenn Herders schöne Lehre für die jungen Dichter Theorie blieb, hier war des Lebens goldner Baum. „In der Sprache des Herzens,“ rief Herder begeistert aus, „ruht Klopstocks große Kraft.“ Bodmer und Breitinger hatten gegenüber der künstlichen litterarischen Buchsprache Gottscheds auf die natürliche, die Sprache der Empfindung hingewiesen. Was sie geahnt und gewollt, Klopstock führte es glänzend durch. Nach langen Jahrhunderten ertönte hier zum ersten Male wieder die Sprache wirklicher Leidenschaft und wahrer Empfindung. In den Oden Klopstocks lernte Goethe, was lebendige Sprache gegenüber der Buchsprache ist. Ihre Offenbarung war die Erweckung der bisher schlummernden dichterischen Elemente der deutschen Sprache, der Beweis der Möglichkeit, der Empfindung den ihr entsprechenden, sie erschöpfenden Ausdruck zu geben. Sprachschöpferisch und zugleich begabt mit der Fähigkeit, der Sprache die tiefsten Geheimnisse abzulauschen, schuf Klopstock die Sprache der Dichtung, auf der Goethe weiter baute. Zum Entsetzen und Staunen der Gottschedschen Schule hörte man hier kühne Wortverbindungen, die neu geschaffen wurden, um dem Simplex stärkere Kraft zu verleihen. Statt abgeblaßter Composita gebraucht er das Simplex, das nun

kraftvoller klingt und statt des verbrauchten Simplex ein neues Compositum; transitive Verba verbindet er mit einem inneren Objekt, oder macht sie zu Transitiven durch die Verbindung mit Präpositionen; den Infinitiv verwendet er als Substantivum und den Comparativ zur Verstärkung, nicht nur zur Steigerung des Begriffes. Auch in diesen Neuschöpfungen, die der Sprache Lebendigkeit, Kraft, Erhabenheit geben sollten, war Goethe Klopstocks gelehriger Schüler. Man vergleiche nur seinen Gesang Mahomets, seine Seefahrt, seinen Werther und alle Werke jener Zeit:

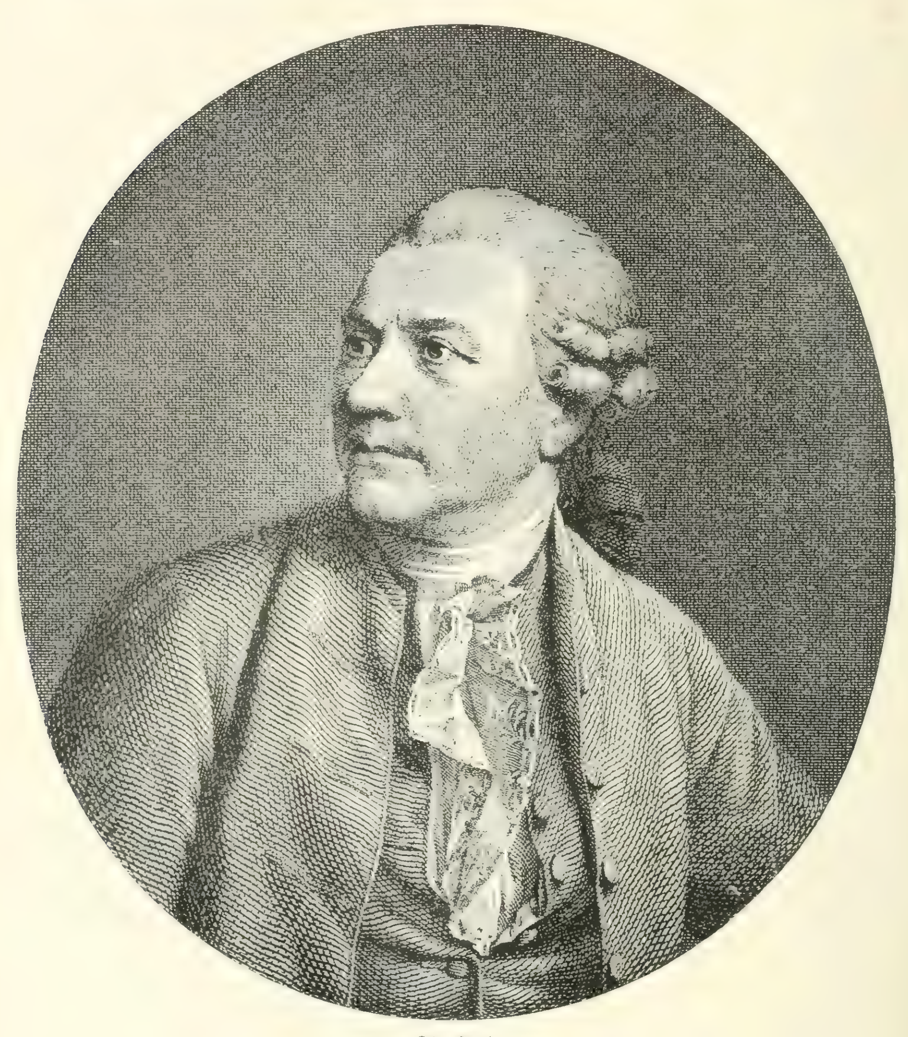
> Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
> Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose
> . . . .
> Und die Segel blühen in dem Hauche
> Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
> Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
> Hoffnungslieder nach . . . . . .

Nur Klopstock, dem Lyriker, galt die große Verehrung und die Nachahmung Goethes. Die Schwächen des Epikers und vor allem des Dramatikers blieben ihm nicht verborgen. „Ich ließ sein Vortreffliches auf mich wirken und ging übrigens meinen eignen Weg." Diese später an Eckermann gerichteten Worte weisen auf die Grenzen des Klopstockschen Einflusses.

Es bedarf nicht der Erinnerung, geschweige der Erörterung der Thatsache, daß Klopstock ein Dichter der Empfindung und der Empfindsamkeit ist. Der Ernst und das tiefe Gefühl seines Gemüts verlor sich in den meisten Oden in Gedanken über den Tod, das Grab und die Unsterblichkeit, die von Thränenergüssen begleitet werden. So war er denn auch der vergötterte Liebling des Darmstädter Kreises und die drei Oden, die Goethe den Darmstädter Freundinnen widmet, verraten nicht nur im Inhalt und in der Sprache, sondern auch im Versmaß ihr Urbild. Nicht nur die berühmte Scene im Werther, wo Werther und Lotte in seligem Gedenken an Klopstocks Frühlingsfeier schwärmerisch schwelgen, der Werther selbst ist ein Denkmal des großen Dichters. Er ist in seinen Ideen und seiner Sprache ganz durchtränkt von Klopstockschem Geiste.

Aus dieser Verehrung erklärt sich wohl auch das günstige Urteil Goethes über Klopstocks abstruses, für uns unverständliches Werk „Die Gelehrtenrepublik" (1774). „Klopstocks herrliches Werk," schreibt er an Schönborn in Algier, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen; die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind!" Durch eben diesen Freund erfuhr Goethe von Klopstocks Wunsch, „seine Prologe gegen

Wieland und Jakobi zu sehen." Mit Freuden ergreift der junge Verehrer die Gelegenheit zur Anknüpfung eines schriftlichen Verkehrs. „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?" so lesen



Klopstock.

wir in dem Briefe vom 28. Mai 1774. Welche Freude für ihn und Frau Aja, als der erste Dichter Deutschlands im Herbst desselben Jahres auf der Reise nach Karlsruhe im Goethischen Hause einkehrte. Die Würde, mit der

er gleichsam als Vertreter der Religion, der Sittlichkeit und der Freiheit auftrat, und seine diplomatische Haltung ist Goethe in der Erinnerung besonders haften geblieben. Die an Frau La Roche im November gerichteten Worte: „Klopstock ist ein edler, großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht“, geben den Eindruck des Verkehrs am schönsten wieder.

Daß eine mit so revolutionären, umstürzenden Ideen auftretende Partei, wie die Stürmer und Dränger, nicht ohne Kampf sich behaupten konnte, ist selbstverständlich, ebenso, daß ihr Führer in den Kampf eingriff; nur insoweit er dies gethan hat, sollen uns die Gegner der Partei beschäftigen.

Die Anhänger der französierenden Richtung, deren Hauptvertreter Wieland war, sind ihre natürlichen Gegner, und zweitens einigten sich die beiden religiösen Gegenfüßler in der Feindschaft gegen die neuen Ideen. Die Orthodoxen fürchteten für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen und sahen mit Schaudern, welche Lehre im Werther gepredigt wurde. Der durch Lessing unsterblich gewordene Hauptpastor Götze griff zu dem alt bewährten Mittel, die hohe Obrigkeit gegen ein Buch anzurufen, das den Selbstmord verteidige. Die Aufklärer dagegen fanden sich unmittelbar in der neuen Lehre angegriffen. Um sie zu vernichten, hatte ja Hamann hauptsächlich seine Waffen geschmiedet. Die Kraft des Glaubens an etwas Göttliches, Uebernatürliches im Menschen war für Herder die Quelle aller Tugend und alles Guten, auch der Poesie. Der fade Rationalismus, der den Verstand zur Norm nahm, ohne das Gefühl zu fragen, für den nichts existierte, was er nicht verstand, der die Wunder kümmerlich als natürlich nachweisen wollte und zwischen unnötigem und nötigem Glauben schied, er war der geborene Gegner der Richtung, die das Gefühl auf den Thron setzte. Gegen einen der seichtesten Hauptvertreter wandte sich Goethe 1774 in seinem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“. Bei ihm machte sich gegenüber der Ehrfurcht und Verehrung, die Goethe der Bibel entgegenbrachte, ein philisterhaft hochmütiger Standpunkt breit, der an den Evangelien so viel für wahr und richtig halten will, als der Verstand begreift. Darum läßt Goethe in seinem Prolog die vier Evangelisten in ihrer biblischen Gestalt vor ihrem Erklärer auftreten, aber alle sich wieder heimlich wegschleichen, als er von ihnen verlangt, ihre rauhen Sitten, Bart und Gewand abzulegen, um „geputzt, gestutzt und glatt in seidenem Mantel und Kräglein flink“ sich mit ihm der Gesellschaft zu produciren.

Wohl in dieselbe Zeit fällt der Plan zu einem großen religiösen Epos: „Der ewige Jude“, von dem nur Fragmente einiger Fetzen, wie Goethe in dem übermütigen Ton, in dem das Ganze geschrieben ist, die Gesänge

nennt, ausgeführt worden sind. Die Idee hatte Goethe von dem alten Volksbuch: „Von einem Juden mit Namen Ahasverus“, doch änderte Goethe den



Sinn des Ganzen, indem er den ewigen Juden nicht bloß zum Zeugen der Christenverfolgungen, sondern auch der Verweltlichung und der allmählichen

Verderbnis des ursprünglichen Christentums machte. „Christus selbst," so erzählt er später, „als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, gerät in Gefahr, zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden." Die Hans Sachsische Form, der heiter-parodistische, zum Teil burleske Ton schien ihm gewiß später so wenig mit dem Ernste des Dargestellten übereinzustimmen, daß er den Plan völlig aufgab.

Wie die Orthodoxen mit den Waffen der Religion, so griffen die Aufklärer und Philister den Werther mit den Gründen des Verstandes an; es gehört freilich wenig Witz dazu, die krankhafte Empfindsamkeit Werthers zu verspotten. Das Haupt der Philister, Christoph Friedrich Nicolai, ließ unter Mendelsohns Segenssprüchen eine Parodie drucken, „veranlaßt," wie er selbst sagt, „durch einige von einer schalen Philosophie erzeugte Grundsätze, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romancharakter aufgestutzt sind." Es ergiebt sich schon hieraus, daß Nicolai sich nicht gegen die Kunst des Dichters wendet, sondern gegen die Gefährlichkeit der im Werther gepredigten Lehren. Der Hauptwitz der „Freuden des jungen Werther", der die Lacher auf Nicolais Seite ziehen sollte, bestand darin, daß Albert ahnungsvoll die Pistole, mit der Werther sich erschießen wollte, mit Hühnerblut geladen hat. Der unglückliche Handel endigt mit einem „schmutzigen Spektakel". Werther heiratet Lotte, und es folgen nun „die Leiden und Freuden Werthers, des Mannes", die ebenso platt wie geistlos sind. Goethe ärgerte sich über das „Berliner Hundezeug" mehr, als es wert war. Sein derbes Gedicht Nicolai auf Werthers Grabe sandte er im ersten Zorn an Boie zum Abdruck, der es aber, als Redakteur kühler denkend, zurücklegte. Mehr humoristisch behandelte Goethe die Parodie in seiner „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers", einem Gespräch zwischen Lotte und dem durch den Schuß fast erblindeten Werther, das erst in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts gedruckt worden ist.

Daß selbst ein Mann wie Wieland, ein so reich begnadeter Dichter, diese Nicolaische Parodie für „ein Wort geredet zu rechter Zeit" erklärte, ist nur aus der persönlichen Gereiztheit dieses leicht bestimmbaren und veränderlichen Mannes gegen Goethe und die Genossen von Sturm und Drang zu verstehen. Zu dem einst in Leipzig und Frankfurt gepriesenen Dichter war Goethe in offenen Gegensatz getreten. Auch über Wieland hatte ihm Herder in Straßburg die Augen geöffnet. Lernte er doch hier sich abwenden von der „antik-gallischen Kultur", deren Hauptvertreter in Deutschland Wieland war. Jenes von Goethe gebrauchte Wort kennzeichnet den Gegensatz am allerbesten. Die Nachahmung der Franzosen und die französischen Auf-

fassung der Griechen war der jungen Schule an Wieland besonders verhaßt. Die keuschen deutschen Jünglinge, die Verehrer Klopstocks, haßten Wieland, weil er die frivole, unmoralische, leichtfertige Art der Franzosen, wenn auch



Christoph Friedrich Nicolai.

mit Grazie nachahmte. Aber es war nicht bloß Nachahmung, was den sittenstrengen Prinzenerzieher zu so lasciven Schriften veranlaßte, es war ein tiefgreifender, grundlegender Unterschied zwischen seiner Poesie und der neuen. Wieland faßte die Poesie als heiteres Spiel auf, als einen Gegensatz zum Ernst des Lebens; in eine erträumte Welt wollte er den Leser führen, in

ein Paradies, wo keine strenge Moral an dem Genuß der Freuden hinderte, kein Gesetz und keine Rücksicht die Freiheit beschränkte. Hier konnte sich der Dichter um so mehr der Leidenschaft, den Trieben des Herzens, auch der Sinnlichkeit hingeben, je deutlicher er durch sein Leben die Absicht einer Darstellung phantastisch erdichteter Zustände bewies. Dem trat Herders neue Lehre von der Dichtung, als Ausdruck ureigner Empfindung, als der Einheit vom Leben und Dichten, vom Fühlen und Schaffen schroff entgegen. Einst hatte Goethe Wieland als den Erneuerer der Antike gepriesen. In Straßburg und Wetzlar lernte er die Griechen durch eigenes Studium kennen und voller Ingrimm verbrennt er nun, was er früher angebetet hatte. Als nun gar Wieland seine „Alkestis“, die der Musiker Schweizer komponiert hatte, im „Merkur“ mit einigen bescheiden-prahlenden Bemerkungen über Euripides veröffentlicht hatte, da brach der von den Freunden, besonders von Lenz genährte Unwille Goethes hervor. Eines Sonntags Nachmittags erfaßt Goethe „die Wut zu dramatisieren“ und in einer Sitzung wurde niedergeschrieben und gleich darauf vorgelesen die Farce: „Götter, Helden und Wieland“, die, wie wir schon wissen, Lenz im März 1774, nachdem er die Erlaubnis Goethe abgerungen hatte, drucken ließ.

Die Absicht der Farce war, zu zeigen, daß Wieland weder Griechen noch andere Menschen, sondern Puppen, „abgeschmackte, gezierte, hagere, blasse Püppchen, die sich einander Alceste! Admet! nannten . . . dargestellt hätte, daß die Süßlichkeit und Mattherzigkeit der Darstellung das Werk ganz ungriechisch erscheinen ließe.“ Boshafte Anspielung auf Wielands lächerliche Ueberhebung über Euripides und Shakespeare, auf die von ihm so hochgepriesene Kunst, ein regelrechtes Stück zu schreiben und auf seine frivole und sittenlose Schriften erhöhten die Würze der Lektüre.

Wieland benahm sich wie ein guter, mehr noch, wie ein kluger Mensch. Mit Spannung wartete Goethe auf das Juniheft des Merkur: es brachte einmal eine Verteidigung des Götz gegen einen früheren Renzensenten im Merkur, von Wieland geschrieben, und zwar so fein geschrieben, daß Goethe nach der Lektüre ausrief: „Besser als Wieland versteht mich doch keiner . . . . Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus; Dir kann ich nichts mehr thun.“ Und dieselbe Nummer des Merkur enthielt eine Besprechung der Farce, die, ohne sich auf den Inhalt oder ihre Berechtigung einzulassen, sie „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz empfiehlt, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!“ Als Tante Fahlmer

Goethe diese Rezension übergab, wurde er rot und rief aus: „Besser hätte er es gar nicht machen können, sehr gut! . . . Wieland gewinnt viel bei dem Publico dadurch und ich verliere. Ich bin eben prostituiert.“

* * *

6.

Die führende Stellung, die Goethe in der Litteratur einnahm, war nicht ohne Einfluß auf das Privatleben des jungen Dichters. Die bedeutendsten Männer drängten sich danach, die Bekanntschaft des jungen Genies zu machen. Der Vater, an und für sich nicht unempfänglich für litterarische Ehren und für Ruhm, aber gern zurückgezogen und für sich lebend, mußte sich zu ausgedehnter und ihm sehr unbequemer Gastfreundschaft entschließen. Seine üble Laune wurde noch vermehrt durch die Beobachtung, daß dem Sohne sein Beruf als Nebensache erschien. Er gönnte ihm Zeit und Muße genug für seine dichterischen Liebhabereien und arbeitete mit dem gewandten Schreiber auch in der Abwesenheit des viel reisenden und viel besuchten Autors; aber es durfte nur nicht die Hauptsache versäumt werden, die brotlosen Künste sollten den jungen Juristen nicht an seiner Laufbahn hindern, die der Vater ihm fest vorgeschrieben hatte. Zu dieser gehörte auch ein Aufenthalt in Regensburg und Wien, eine Reise nach Italien und endlich eine feste Stellung in Frankfurt. „Er suchte ihn deshalb täglich mehr in die Stadtcivilverhältnisse einzuspinnen.“ Wie Wolfgang darüber dachte, erfahren wir aus einem Briefe an den vertrauten Kestner: „Ich lasse es geschehen. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß! und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei!“ Schließlich würde der Vater selbst gegen eine Anstellung in fremdem Staate nichts gehabt haben; aber die Abneigung Wolfgangs lag tiefer. „Unter allen meinen Talenten“, gesteht er einmal selbst, „ist meine Jurisprudenz der geringsten eins.“ Der Sohn, genial im Vollgefühl seiner großen Kraft, durchdrungen von dem Recht der individuellen Selbstbestimmung, der Vater, alt, pedantisch, philiströs, kleinlich in seiner Art für das Wohl des Sohnes besorgt, aber nicht des Gedankens fähig, daß große Geister auch auf anderen als den vielbetretenen Pfaden zum Ziele kommen, so stehen sich die beiden gegenüber. Wir verstehen die Klage Wolfgangs, nachdem er einen Brief des Vaters gelesen hatte: „Lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird

immer irdischer und kleiner." Die Klage über den Geiz des Vaters, auf den die letzten Worte sich beziehen, war nicht unberechtigt. Wolfgang hatte dem Namen Goethe schon so viel Ehre zugefügt, daß er wohl einen Zuschuß verlangen konnte, der ihm seinem Ruhme gemäß zu leben gestattete. Aber der einzige



Goethes Vater.

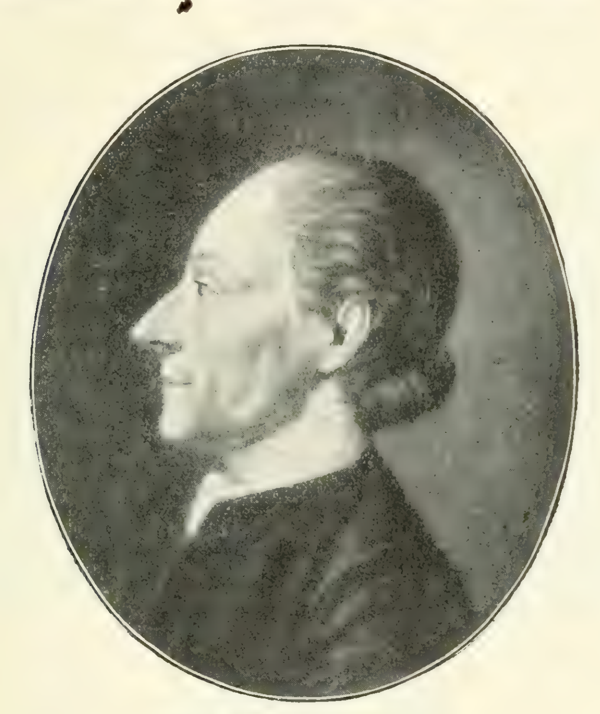
Sohn des wohlhabenden Herrn Rat mußte bei Freunden und sogar bei Frau La Roche Geld borgen, und nicht einmal die Summe für das Papier des Götz wollte der geizige Vater bezahlen. So wuchsen denn die Gegensätze, die tiefe Verstimmung zwischen Vater und Sohn anstatt abzunehmen, von Jahr zu Jahr, und es mag wohl zu heftigeren Scenen zwischen ihnen, die sich nicht ver-

standen und verstehen konnten, gekommen sein, als uns der Sohn berichtet hat. Hier war die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, die milde, begütigende Thätigkeit der Frau Rat, die des Gatten und des Sohnes Vertrauen besaß, so recht am Platze. Ihre wunderbare Kunst, drohende Gewitter zu verscheuchen, das Ueble zu vertuschen und auszugleichen, ist dankbar vom Sohne gepriesen worden; und treulich zur Seite stand ihr die „schöne Seele", Fräulein von Klettenberg, die dem Sohne eine mütterliche Freundin und dem Vater eine Respektsperson war.

Der erste bedeutende Mann — abgesehen von dem schon erwähnten Besuch Klopstocks und Schönborns —, der damals im Goethehause einkehrte, war der berühmte Prophet und Züricher Prediger Johann Kaspar Lavater. Durch Goethes Rezension seiner Schrift: „Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an Zimmermann" war der um acht Jahre ältere Lavater auf den jungen Dichter aufmerksam geworden. Der Goethische „Brief des Pastors zu ***", der das Gefühlschristentum predigte, war ihm aus der Seele geschrieben. Die Lektüre erhöhte sein Interesse für den jungen Autor. „Des Herren Pfarrhelfer Seele", schreibt er am 1. September 1773, „dürstet danach, von einem Dr. jur. Theologie zu lernen"; er bittet Goethe, sein Lehrer zu bleiben. Als nun Lavater den Götz gelesen hatte, da ist sein unaussprechlicher Wunsch, ein Bild des großen Dichters für seine Physiognomik zu erhalten. Große Erwartung beweisen Lavaters Briefe an Herder aus dem Winter desselben Jahres: „Goethe nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?" . . . „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie." Sobald er von Herder erfährt, daß Goethe „ein großer Zeichner sei", wendet er sich selbst an ihn mit der Bitte, Mitarbeiter an der Physiognomik zu werden und gleich im ersten Briefe vom 26. April 1774, der im brüderlichen Genieton geschrieben ist, spendet Goethe einen Beitrag, das Bild eines vagabondierenden Seemanns, den er nach dem Leben gezeichnet hatte; zugleich als Zeichen seiner großen Verehrung kündigt er ihm die Ankunft des Manuskripts des Werther an, den Lavater also vor dem Druck lesen sollte.

Am 23. Juni 1774 kam der sehnsuchtsvoll Erwartete in Begleitung des Zeichners Schmoll in Frankfurt an. Es war selbstverständlich, daß sein erster Weg zu Goethe war und daß er dort Wohnung nahm. Er selbst schildert die Begrüßungsscene mit den Worten: „Bist's?" „Ich bins." „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens!" Sein Erscheinen erregte ungemeines Aufsehen in Frankfurt. Man drängte sich herbei, den be-

rühmten Prediger zu sehen und zu hören. Seine Predigt über das Buch Jonas erwarb ihm in Frau Rat eine begeisterte Freundin. „Die seligen Augenblicke," schreibt sie später an ihn, „da wir zusammen am Tische saßen, da Ihr abends 9 Uhr in meine Stube kamt, da ich Euch kaum sah und doch gleich wußte, auf welche Staffel von der großen Leiter, auf der meine Söhne stehen, ich Euch stellen sollte." ... „Tausend Dank, nochmals, liebster, bester Sohn, für Euren Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich



Johann Kaspar Lavater (1774).

nicht nehmen, mein Herz war zu voll. Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele."

Man fragt sich heute, wenn man Lavaters Schriften liest, befremdet, woher sich dieser Eindruck, der noch außer Frau Rats begeisterten Worten von vielen hunderten bezeugt ist, herschreibt. Seine fast dämonische Persönlichkeit, sein fester, durch nichts zu beirrender religiöser Standpunkt, der Glaube an sich selbst und seine göttliche Sendung, seine gewaltige Rednergabe, die tiefe Sanftmut seines Blickes, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treu=

herzige Schweizerdialekt und der innere Zusammenhang seines Wirkens mit der Zeitströmung, alles das vereinigt sich, um jene Wirkung hervorzubringen. Lavater gehört der neuen Richtung nur insoweit an, als sie ein religiöses Element in sich barg. Der Kampf gegen die Aufklärung und der feste Glaube an die Bibel, sie waren Hamann in Königsberg und Lavater in Zürich gemeinsam; beider Thätigkeit war derselben Quelle entsprungen, sie wollte an Stelle der Herrschaft des Verstandes das Gefühl und die Empfindung setzen; nur daß Lavater von einer Bibelforschung, von den Forderungen des Verstandes überhaupt nichts wissen wollte, nur daß er beim Aberglauben nicht Halt machte und nicht nur alle Wunder glaubte, sondern sich selbst für einen gottgesandten Wunderthäter hielt und Christus und Johannes als jetzt noch lebend annahm. Und seine ganze Existenz ging so auf im Glauben und in der Bibel, daß er von jedem, der ihn nicht überzeugte, auf seine Ueberzeugung zu schwören verlangte, daß er die Alternative stellte: Christ oder Atheist! Er war ein religiöser Schwärmer, aufs engste verwandt in der Gesinnung mit den Herrnhutern; daher die innigen seelischen Beziehungen zu Fräulein von Klettenberg. Am Tage nach seiner Ankunft eilt er zu ihr. In ihren theologischen Gesprächen können sie zwar sich nicht völlig einigen, ihm fehlte die demutvolle Hingebung an Christus und die tolerante Auffassung Andersgläubiger; aber ihm imponierte die mystisch angehauchte, ganz in seinem Anschauungskreise lebende bibelfeste Herrnhuterin, sodaß er sie den Sabbat seiner Reise nennt. Goethe hatte nun freilich innerlich mit der Anschauung der Herrnhuter und Lavaters gebrochen. Worin er aber mit Lavater übereinkam, das war der Kampf gegen die Aufklärung, die Betonung des Gefühlschristentums, der Glaube an die göttliche Liebe und die Religion der That, das praktische Christentum.

Das große Lebenswerk Lavaters, die schon genannte Physiognomik, scheint auf den ersten Blick keine Beziehung zu seinem religiösen Standpunkt zu haben, und doch ist sie mit ihm, wie seine gesamte Thätigkeit, aufs engste verbunden. Er war vor allem praktischer Theolog, geistlicher Berater und Seelsorger. Der Menschen Charaktere in ihren geheimsten Regungen kennen zu lernen, erschien ihm als wesentlichste Pflicht. Seinem scharfen Blick für das Aeußere entging nicht die Beobachtung, in wie nahen Beziehungen körperliche und seelische Beschaffenheit des Menschen stehen. Die um 1750 von Frankreich nach Deutschland gebrachte Kunst des Silhouettierens gab der eben berührten Frage allgemeineres Interesse. Das bestärkte Lavater in seiner Absicht durch Veröffentlichung und Erläuterung eines ungeheuren Materials, das er durch öffentliche Aufrufe und auf seinen Reisen durch seine Zeichner

sich verschaffte, eine systematische Darstellung seiner neuen Wissenschaft „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" zu geben. So entstand die Physiognomik. Daß sie so großen Beifall fand, daß selbst Goethe, der übrigens ihren Hauptwert „als einen Beitrag zur bildenden Kunst" schon damals ansah, eifriger Mitarbeiter wurde, das erklärt sich aus ihrem Zusammenhang mit der Zeitströmung. Das Ueberwiegen des Empfindungslebens führte es mit sich, daß man die Seelenstimmungen anatomierte, die Gefühle zergliederte, jeder Regung des Herzens lauschte, um ihr nachzugehen. Hier bot sich nun ein treffliches Mittel zu der Erkenntnis des Charakters und der



Goethe,
Von Lavater silhouettiert 1774.



Klopstock,
Von Goethe silhouettiert.

Seele, noch dazu in wissenschaftlichem Gewande. Hier konnte ein jeder seine Beobachtungsgabe zeigen und schärfen; hier war ein geradezu unerschöpflicher Stoff zur Unterhaltung und Belehrung.

Goethe läßt seine Stella vor dem Bilde Fernandos sagen: „Mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." Das war des Dichters eigene Meinung; So wurde es denn Lavater nicht schwer, in den Tagen der gemeinsamen Reise auf der Lahn und dem Rhein den jungen Enthusiasten zum Mitarbeiter zu gewinnen. Den Zeichner und Maler Goethe, der gerade damals, wie er selber sagt, „besonders glücklich im Porträt war", reizte die künstlerische

Aufgabe; und die echt dichterische Thätigkeit, Charaktere der Menschen zu enträtseln, versprach auch dem Dichter lohnende Arbeit. Er übernahm eine Art Redaktion über das Ganze; über drei Jahre, bis zur Vollendung der vier Bände, ging das gesamte Manuskript durch seine Hände an den Leipziger Verleger. 22 Beiträge, meist mit Lavaters Erläuterungen vermischt, sind als Goethische nachgewiesen worden, darunter eine von Goethe gezeichnete Silhouette Klopstocks, zwei Köpfe nach Rafael, wahrscheinlich dieselben, die Goethes Zimmer schmückten, und der herrliche Beitrag Brutus, aus dem wir die Worte anführen:



Brutus.
Aus Lavaters physiognomischen Fragmenten.

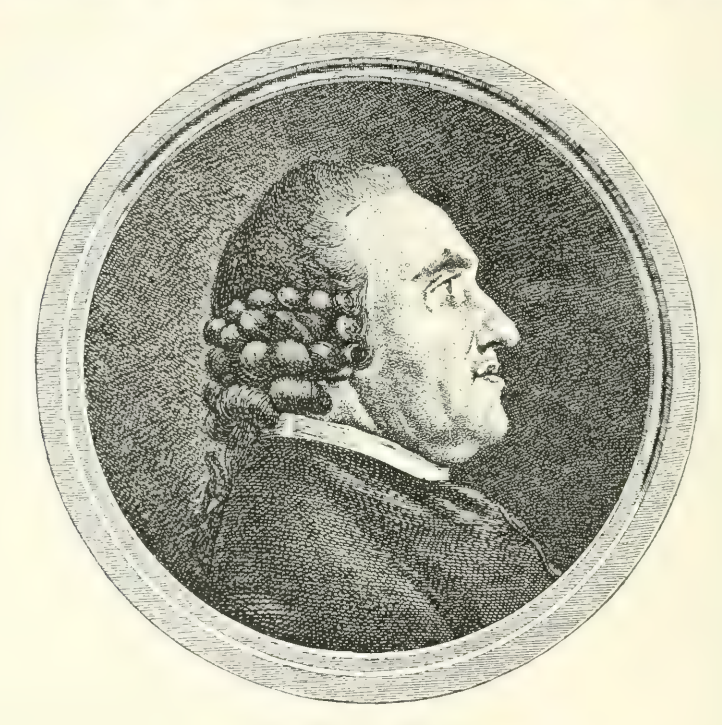
„Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann und diesen zusammengeknoteten Drang. Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewirkt . . . Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte." Es folgen die wenigen Worte über Julius Cäsar, nach einer schönen Vermutung „der leise klagende Abschied von einer Gestalt, die seit Jahren

vergeblich rang, vom Geiste und Herzen Goethes sich loszulösen zu dichterischer Wiedergeburt". Der Schluß des ersten Bandes brachte unter dem Titel Lied eines physiognomischen Zeichners das Gedicht Goethes: Ach daß die innre Schöpfungskraft durch meinen Sinn erschölle! —

Je mehr es sich zeigte, daß Lavaters Erwartung unerfüllt blieb, und je mehr Goethe einsah, daß es ihm fast unmöglich wurde, den Ton Lavaters zu treffen, um so seltener wurden seine Beiträge; im dritten und vierten Bande findet sich überhaupt nichts Goethisches. In späteren Jahren blickte der exakte Forscher auf diese Spielereien mit Geringschätzung herab; sie standen so sehr in Widerspruch mit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, daß er seinen Anteil daran möglichst zu verbergen suchte. Aber damals bezeichnete er das Werk „als einen vortrefflichen Text zu allem, was sich über das Geistesleben des 18. Jahrhunderts sagen und empfinden ließe."

Der fünftägige Aufenthalt Lavaters im Goethischen Hause gab bei den Ansprüchen der vielen Verehrer des Gastes nicht die Zeit zu der gewünschten Aussprache. Eine bessere Gelegenheit zu religiösen und litterarischen Gesprächen bot die gemeinsame zweitägige Reise nach Ems, die der geistvolle und lebenslustige Jüngling durch Mitteilung seiner neuesten Dichtungen und durch seinen Humor zu würzen verstand. Bald nach der Ankunft in Ems überließ Goethe den Propheten seinen um ihn sich scharenden Bewunderern und eilte nach Frankfurt zurück; die Dichtung Erwin und Elmire beschäftigten ihn auf der Rückreise. Kaum in Frankfurt angelangt, erhielt er die Nachricht von dem baldigen Eintreffen eines nicht minder berühmten Gastes. Es war der damals 50jährige pädagogische Reformator Johann Bernhard Basedow, der in Frankfurt den berühmten Dichter des Götz kennen lernen und in dessen Hause Lavater treffen wollte. Die klassische Schilderung dieses Mannes, die uns Goethe gegeben hat, darf auch an dieser Stelle nicht fehlen, weil sie durch nichts zu ersetzen ist: „Einen entschiedenern Kontrast konnte man nicht sehen als Lavater und Basedow. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegenteil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedow'schen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavater's Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenliedern, Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedow's heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater

verwöhnt hatte.“ Dazu kam noch ein anderer Gegensatz, daß Basedow ein entschiedener Rationalist war und als geborener Satiriker und Cyniker das, was Lavater das Heiligste war, zum Gegenstand seines Hohnes und Witzes machte. Nach längeren Irrfahrten hatte er die Reform des Erziehungswesens sich zur Lebensaufgabe gemacht. Seine Absicht war, die Rousseausche Erziehungsmethode zu verwirklichen, und der große Erfolg, den er anfangs aufweisen konnte, der Beifall von Hoch und Niedrig erklärt sich eben daraus,



Joh. Bernhard Basedow.

daß er Ideen, die fast zum Gemeingut der Gebildeten geworden waren, mit Energie und Begabung verfocht. Wir dürfen auch wohl annehmen, daß hauptsächlich die pädagogischen Scenen in Götz sein Interesse für Goethe erweckt hatten. Lebendiger und naturgemäßer Unterricht, Erziehung weniger als Entwicklung der von der Natur gegebenen Kräfte, Betonung der Körperpflege, Betrachtung der Sinnenwelt, das waren die Mittel; die Kinder nicht sowohl zu kenntnisreichen als zu tugendhaften und weisen Menschen ohne Arbeit und Anstrengung zu erziehen, das war das Ziel Basedow's; es war das

Ideal der Zeit. Auch Lavater hatte früher Basedows Lehre als echtes pädagogisches Evangelium empfohlen, und so flossen denn zu seinem großen „Elementarwerk“ von allen Seiten, von Fürsten und Städten und Privatpersonen große Summen zusammen. Schon hatte ihn der Fürst von Anhalt zur Gründung einer Schule, des Philanthropins in Dessau, berufen, und noch in demselben Jahre sollte die Eröffnung dieser Musterschule der Zukunft erfolgen. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Frankfurt reiste Basedow zu Lavater nach Ems, und Goethe folgte ihm am 15. Juli nach. Das ausgelassene, heitere Leben dieser Tage, das nur von den Gesprächen mit beiden Propheten unterbrochen wurde, der Besuch bei Frau von Stein, der Mutter des späteren großen Staatsmannes, in Nassau, die Reise von Lavater, Schmoll, Goethe und Basedow die Lahn herab bis nach Lahneck, wo Goethe angesichts des Schlosses das Gedicht: Geistesgruß in Lavaters Tagebuch diktierte, und von dort nach Koblenz, wo das berühmte, von Goethe schalkhaft besungene gemeinsame Diner im Gasthofe zu den drei Reichskronen stattfand, das ist alles aus Dichtung und Wahrheit wohlbekannt.

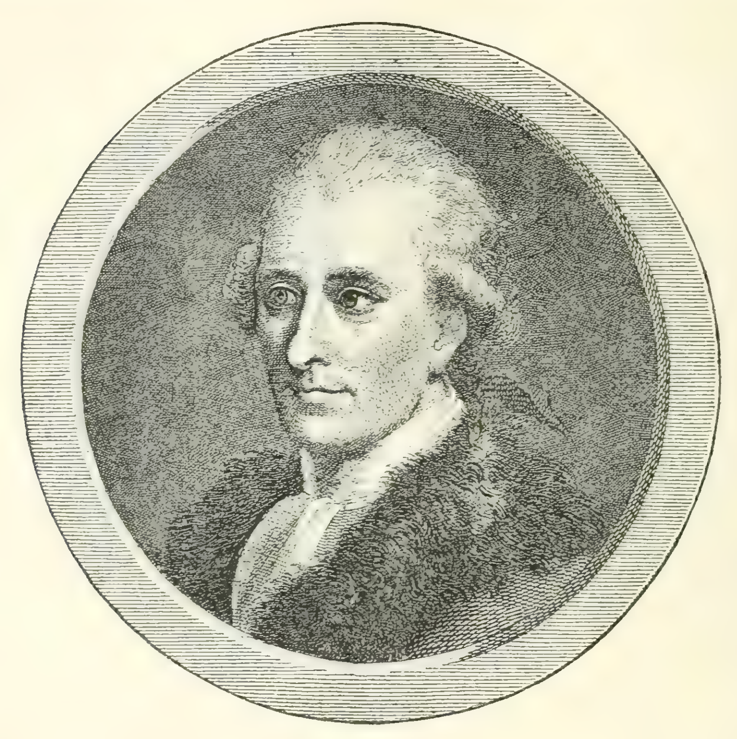
Nach einem Abstecher Goethes nach Vallendar zu der Familie des Kommerzienrats Dester, wo Goethe Maxe Brentano traf, besuchte man den Hof in Neuwied und fuhr dann ohne Basedow nach Bonn. Von hier eilte man ohne Aufenthalt nach Köln, Goethe und Schmoll von dort nach Düsseldorf.

Nicht die Sehnsucht nach den Düsseldorfer Kunstschätzen trieb Goethe zu diesem Abstecher, es war ein Akt der Freundschaft für Betty Jakobi und Tante Fahlmer, die seine Abneigung gegen die Jakobis besiegt hatte. Da ihn innerlich nichts mehr von Fritz Jakobi trennte, faßte Goethe den Entschluß, ihm persönlich die Hand zur Versöhnung zu reichen. Da er ihn in Düsseldorf und Pempelfort nicht antraf, reiste er ihm nach Elberfeld nach. Hier fand er auch seinen alten Freund Jung-Stilling wieder, lernte den Dichter Heinse oder Rost, wie er sich damals nannte, kennen, und den Pietisten Hasencamp; auch Lavater stellte sich in Elberfeld ein.

„Nicht eingeführt,“ so schildert er Frau Betty voller Freude die Begegnung, „marschelliert, excuriert; grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jakobi hin. Und er endlich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten.“ Vor Goethes persönlicher Erscheinung schwand aller Groll und Zorn. „Da ist kein Widerstand,“ so schildert Heinse den Dichter aus eben jenen Tagen, er reißt alles mit sich fort; . . . vom Wirbel bis zur Zehe ist er Genie, Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer.“ Man eilte

nach Pempelfort, um im Kreise der Freunde den Bund noch fester zu schließen; hier findet sich auch Georg Jakobi, der Lyriker, mit versöhntem Gemüt ein.

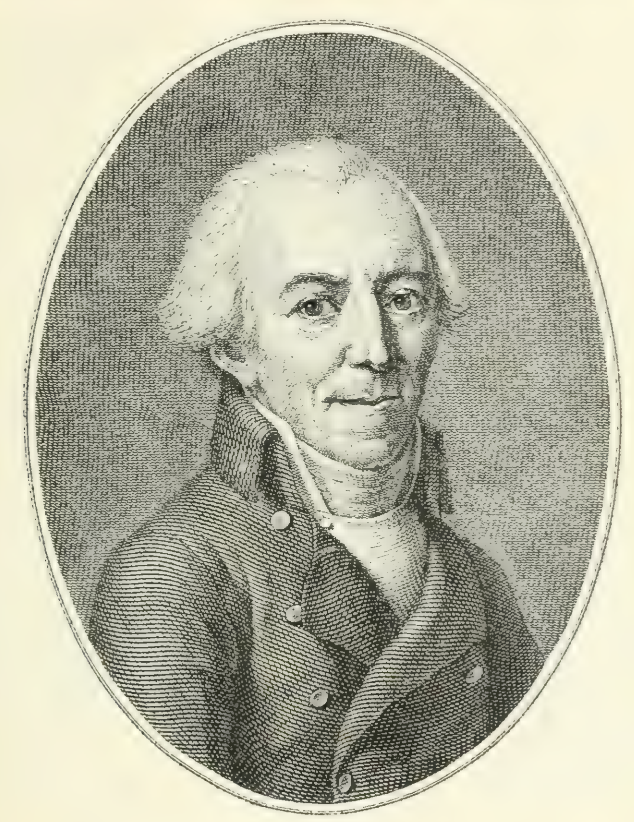
Auf dem Schloß zu Bensberg verlebten die Freunde Stunden vertrautester Aussprache, an die der greise Jakobi noch im Jahre 1813 in begeisterten Worten Goethe erinnerte. In Köln galt der erste Besuch dem Rubensschen Gemälde der Kreuzigung des Petrus; dann führten die Brüder und



Fritz Jakobi.

Heinse den jungen Kunstfreund in den Jabach'schen Hof, wo Goethe vor dem Bilde der Familie Jabach von Charles Lebrun von der Vollkommenheit des Gemäldes überwältigt, seiner verzückten Begeisterung Ausdruck verlieh, die auch noch in dem Bericht nach 40 Jahren sich verrät. Und ein herrlicher Abend beschloß den der Freundschaft und der Kunst geweihten Tag: Es war in dem Saale des Gasthofes zum Geist; die Dämmerung war hereingebrochen; schweigend sahen die Freunde dem Schauspiele zu, wie der Mond über das Siebengebirge langsam heraufstieg. Da begann Goethe seine

Balladen, die eben damals entstanden waren: Es war ein König in Thule und Es war eine Buhle frech genug, vor den lauschenden und tief ergriffenen Freunden zu recitieren. „Welche Stunden! Welche Tage!“ schreibt Jakobi nach 40 Jahren. „Um Mitternacht suchtest Du mich noch im dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich



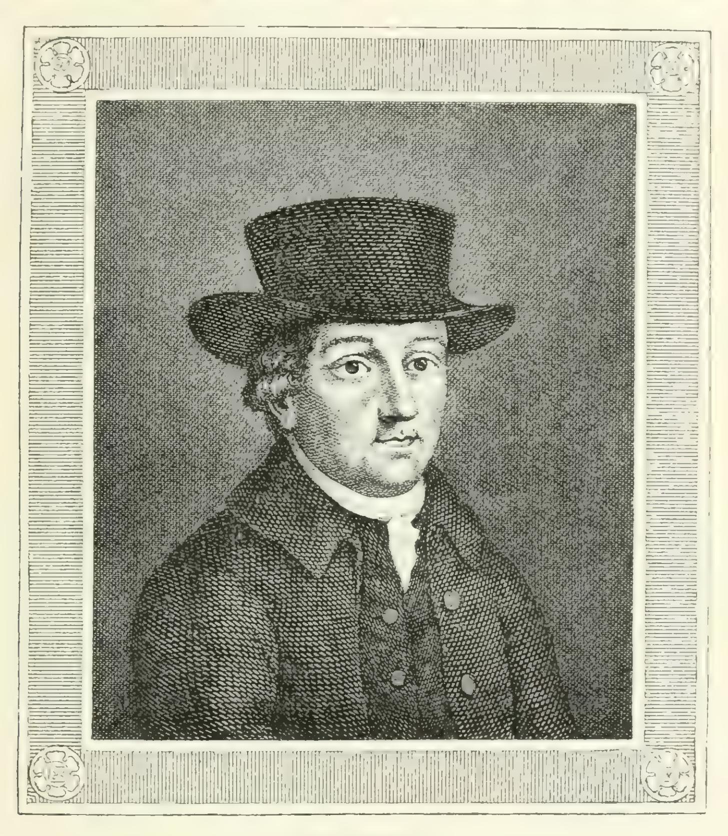
Georg Jakobi.

Dich nicht mehr lassen.“ Der Hauptinhalt der Gespräche zwischen Goethe und Fritz Jakobi waren die Schriften Spinoza's. Goethe hatte sich nach seiner Trennung von den Herrnhutern den pantheistischen Anschauungen Spinoza's und besonders seiner Ethik genähert. Die sich widersprechenden Anklagen gegen den „bösen Gottesleugner“, von dessen Leben und Wirken man doch nur Gutes sagen konnte, reizten ihn zur Lektüre seiner Schriften. Die grenzenlose Uneigennützigkeit, die der Philosoph als wichtigsten ethischen Grundsatz predigte,

fesselte den Mann an ihn, der von Merck als der uneigennützigste aller Menschen gepriesen worden ist.

Nachdem sich Goethe, Lavater und Basedow in Ems wieder getroffen hatten, trat Lavater die Weiterreise an, während Basedow und Goethe noch zwei Wochen in Ems blieben. In der Mitte des August ist Goethe wieder in Frankfurt, besucht seinen Freund Merck, schwärmt mit Klinger und Wagner in alter Weise und sieht sehnsüchtig dem Erscheinen des Werther und seiner Wirkung entgegen. Außer dem Besuch Klopstocks, dem er einige Scenen seines Faust vortrug, ist das Eintreffen des Dichters und Herausgebers des Musenalmanach, Heinrich Christian Boie's, in der Mitte des Oktobers bemerkenswert, der die in Frankfurt verlebten Tage nicht genug zu preisen weiß und wiederholt hervorhebt: „Goethes Herz ist so groß wie sein Geist", und der Besuch des Pädagogen und Begründers des Philanthropins in Haldenstein Karl Ulysses von Salis. Kleinere Dichtungen, das leidenschaftlich gepflegte Zeichnen und Malen und die durch Klopstock wieder angeregten Eisfreuden nahmen im November und Dezember die freie Zeit in Anspruch. Aber das Jahr 1774 sollte nicht enden, ohne daß die folgenschwerste Verbindung angeknüpft wurde. Im Dezember lernte Goethe den jungen Erbprinzen von Weimar, Karl August, kennen. Am 11. Dezember abends trat ein großer, schlanker, wohlgebildeter Fremder in Goethes Zimmer, der sich ihm als preußischer Major und seit kurzem Instruktor des Weimarschen Prinzen Constantin vorstellte. Von Knebel, so war sein Name, damals 30 Jahr, hatte als ein in der deutschen und in den fremden Litteraturen wohl bewanderter Offizier die Freundschaft Nicolais, Mendelssohns, Gleims und Ramlers gewonnen und benutzte seinen Aufenthalt in Frankfurt, wie natürlich, um den Dichter des Götz und Werther zu sehen. Aber nicht nur sein Wunsch war dies; auch die Weimarischen Prinzen, die, begleitet vom Grafen Görtz und dem Stallmeister von Stein sich auf der Bildungsreise nach Paris befanden, wollten gern die Bekanntschaft Goethes machen. Noch an demselben Abend wurde Goethe Karl August vorgestellt. Das Gespräch ging, wie selbstverständlich, bald auf das litterarische Gebiet über. Mösers patriotische Phantasien lagen zufällig auf dem Tisch, Goethe waren sie wohlbekannt, und ihre warme Verteidigung der kleinen Staaten Deutschlands und deren Notwendigkeit für die Ausbreitung der Kultur, ihre geistreiche Beredsamkeit, der tiefe Ernst in anmutiger poetischer, oft humorvoller Form, die verklärende Betrachtung deutscher Großthaten der Vergangenheit wie die der Hansa fand seine volle Anerkennung. Ein Gespräch über dieses Thema war zugleich das beste Mittel, dem jungen Fürsten zu zeigen, daß der Dichter des

Werther kein schwärmerischer Träumer sei, sondern ein klardenkender, in Politik und Staatswissenschaft wohlbewanderter Mann. Das erste Gespräch und die Unterhaltung bei Tisch waren entscheidend. Der Wunsch Karl Augusts, diesen Feuergeist, der ihm wie bisher kein anderer Mensch imponierte, an sich zu fesseln, entstand damals und wurde festgehalten. Er lud ihn nicht nur ein,



Justus Möser.

ihm nach Mainz zu folgen, die Prinzen ließen sich auch die Eltern vorstellen, wie wir aus ihren Briefen an Anna Amalie erfahren: „Wir hoffen uns schmeicheln zu dürfen, die so sehr verehrte Frau Goethe, mit der es sich gut zu leben scheint, und deren Sohn ganz ihre Augen besitzt, hat auch uns ein wenig lieb gewonnen.“ Am Tag darnach folgten Goethe und Knebel den Prinzen nach Mainz. Knebel war hingerissen von dem Geist und dem Auftreten des jungen Dichters. „Der Verfasser des Werther ist der liebenswürdigste

Mensch der Welt," schreibt er in einem von ihm und Goethe gemeinsam an die Schwester gerichteten, aus Mainz datierten Briefe, und auch er wurde in der Goethischen Familie herzlichst willkommen geheißen; nahm ihn doch Frau Rat unter ihre lieben Söhne auf.

Grade in diesen Tagen beschloß in Frankfurt Fräulein von Klettenberg ihr gottgefälliges Leben. Goethe war tief erschüttert: „Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war," schreibt er an Frau La Roche gegen Ende des Monats.

Ein Band hatte sich gelöst von denen, die ihn das Vaterhaus fesselten; denn in Susanne von Klettenberg war eine Versöhnerin und Vermittlern zwischen ihm und dem Vater gestorben; auch die neue vornehme Bekanntschaft deutete verheißungsvoll nach der Fremde. Er ahnte damals wohl nicht, daß noch kurz vor der Entscheidung ein neues, liebes Band sich um den Ruhelosen schlingen würde, das kraftvoll genug erschien, ihn für immer an die Vaterstadt zu bannen.

* *
*

7.

Den nach der Ferne sich sehnenden Sohn durch die Liebe der Heimat zu erhalten, hatte unterdeß Frau Rat nicht unversucht gelassen. War doch Platz genug in dem großen Hause für eine zweite Familie, und eine behagliche Existenz für sie zu schaffen schien nicht schwer; auch die Hauptperson, „der passende Schlußstein zu dem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe", ein Mädchen, wie man sich eine bessere Schwiegertochter nicht denken konnte, war gefunden; es war die Frankfurterin Anna Sibylla Münch, die Goethe als die „Mäßige Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" bezeichnet.

Aber leider fehlte eins zur Verwirklichung des schön ausgedachten, auch vom Vater gebilligten Planes, die Zustimmung Wolfgangs. Die ersten Tage des neuen Jahres 1775 machte all den flüchtigen Neigungen des leicht entflammten und viel begehrten Jünglings ein Ende. Eine wahre, tiefe Leidenschaft ergriff ihn, der bis dahin tändelnd von Blume zu Blume geflogen war in diesen Tagen. An einem dieser Abende wurde Wolfgang durch einen Freund zu einem Concert in das schöne Haus „zum Siebeneck" auf dem großen Kornmarkt, unfern dem Hirschgraben gelegen eingeführt, das die Besitzerin, die verwitwete Frau Bankier Schönemann, einige Jahre vorher hatte aufbauen und glänzend einrichten lassen. In den zu ebener Erde gelegenen

geräumigen Wohnräumen war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Als Goethe eintrat, saß die einzige, damals sechzehnjährige Tochter des Hauses, Lili Schönemann, am Klavier und spielte „mit bebedeutender Fertigkeit und Anmut“. „Ich stand,“ erzählt er selbst, „am unteren Ende



Lili Schönemann.

des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht.“ Als sie geendigt hatte, traten die beiden Hauptpersonen des Liebesdramas, das sich nun abspielen sollte, zueinander: ein schönes, herrliches Paar, wie geschaffen zu glückseliger Verbindung. „Auf zierlich gestalteten Schultern,“ so wird sie

in Berichten von Zeitgenossen geschildert, „schwebte ein anmutiger Kopf vom schönsten Oval, mit feingeregelten Zügen; blondes Haar, große, dunkelblaue Augen mit dem Ausdruck reinster Herzensgüte, ein reizend lächelnder Mund und eine durchsichtige Haut voller Jugendfrische.“ Noch kurz vor seinem Tode, beim Besuch von Lilis Enkelin, brach Goethe durch die Erinnerung begeistert in die Worte aus: „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili.“

Es folgten selige Stunden und Tage. Nicht nur in großen, prächtigen Gesellschaften sah er jetzt häufig staunend Lili ihre gesellschaftlichen Talente entwickeln, in trautem Verkehr öffnete sich ihm ihr edles, liebevolles Herz. Das Kindlichreine, Unschuldige ihres Wesens, zugleich das Charakterfeste offenbarte sich dem bewundernd Liebenden um so mehr durch den Gegensatz zu ihrer oberflächlichen Umgebung und zu dem Glanz ihres äußeren Lebens. Ohne daß er es merkte, schloß sich um den Widerwilligen ein liebes, aber starkes Band; erstaunt über die mächtige Veränderung besang er die Geliebte und ihre Macht in den unsterblich gewordenen Gedichten: Herz, mein Herz, was soll das geben? und An Belinden:

> Reizender ist mir des Frühlings Blüte
> Nun nicht auf der Flur,
> Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
> Wo du bist, Natur.

Inniger und vertrauter wurde der Verkehr, als die wärmere Jahreszeit Lili nach Offenbach zu ihren Verwandten führte. Der Komponist und Musikverleger Johann André, bei dem Goethe in Offenbach wohnte, Johann Nicolaus Bernard, der Gründer der großen Schnupftabakfabrik, von Goethe Onkel Bernard genannt, Johann Georg d'Orville, ein Frankfurter Kaufmann, mit dem ersteren nahe verwandt, und der reformierte Prediger Ewald, das waren die beiderseitigen Bekannten und die Verwandten Lilis, deren Mutter eine geborene d'Orville war. Sie wohnten unweit von einander am nördlichen Ende der Herrengasse, an der Ecke des Linsenberges; die prächtigen Gärten, „Terrassen, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend“, wie sie Goethe bezeichnet, gehörten den Familien Bernard und d'Orville;

Baa

Aus einem Briefe Goethes an Gräfin Auguste von Stolberg vom 3. August 1775.

(Nach dem Original im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig)

Aus einem Briefe Goethes an Gräfin Auguste von Stolberg.

[illegible]
Vollendung in dem Abend dein Bruder
[illegible] stürzen, und ihren Begünstigung
freuen — — —

Morgen, grad drüben liegt [illegible]
[illegible] hinter [illegible]. [illegible]
[illegible] haben Sie wohl gesehen.
[illegible] liegt das grüne freund-
[illegible] ungeschickten Beine, das
[illegible] ist alles mit [illegible]
[illegible] durch [illegible] Dörf-
[illegible], die [illegible]
[illegible] hinunter. — [illegible]
[illegible], ein [illegible]
[illegible], das [illegible] lie-
[illegible]. [illegible] hat [illegible]
[illegible] ein [illegible]
[illegible] Schafställen, und [illegible],
[illegible] — [illegible] für [illegible]
[illegible] bleiben, [illegible]
[illegible]. — [illegible] ich [illegible]
[illegible] mich [illegible] mit [illegible]
der [illegible] Blick zu [illegible]
[illegible] auf der
[illegible] [illegible]. Sie [illegible]
[illegible]. [illegible] ist. [illegible]
[illegible] Sie [illegible]
die [illegible] werden [illegible]
[illegible] haben [illegible] hat die [illegible]
[illegible] glücklich [illegible].
[illegible]
[illegible]

sie reichten damals noch bis an den Main, auf dessen anderer Seite das hochgelegene Bergen sichtbar wird, zur linken „liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Turm, ... da rechtsauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter". Das war der Schauplatz der Festlichkeiten der Familien und zugleich der Liebe Goethes im Sommer 1775.

Eine bessere Quelle als die durch lange Zwischenzeit verblaßte Erinnerung Goethes in Dichtung und Wahrheit besitzen wir in seinen Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg. Als die Tochter des frühverstorbenen Hofmarschalls der Königin von Dänemark lebte Gustchen, wie sie stets von Goethe genannt wird, in Kopenhagen, seit dem Tode der Mutter als Stiftsdame in Uetersen. Durch ihre Brüder in die Bestrebungen der Stürmer und Dränger und der Hainbündler eingeweiht, war sie begeisterte Anhängerin Klopstocks. Von Werthers Leiden aufs tiefste ergriffen, schrieb sie an den damals 22jährigen Verfasser des Romans einen anonymen Brief, der durch ihre Brüder an seine Adresse befördert wurde. Der Dichter wurde durch die Teilnahme einer Unbekannten gerührt, so mächtig ergriff ihn der Inhalt und die Frage, ob er glücklich sei, daß er „die teure Ungenannte" zur Vertrauten seines Herzens, zur Beichtigerin seiner Schmerzen und Freuden machte. Als ihm ihr Name verraten wurde, nennt er sie die liebe Schwester, das liebe Gustchen und giebt ihr das brüderliche Du. Sie, die er nie gesehen hatte, wird allein in sein Verhältnis zu Lili eingeweiht.

Gleich der zweite Brief von Mitte Februar führt uns in die Gesellschaft im Haus Siebeneck: „Wenn Sie sich, meine liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Conzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie gegenwärtigen Fassnachts Goethe."

Es war jener Goethe verhaßte Kreis von Verwandten und Bekannten und Anbetern, deren fades Gespräch ihm widerwärtig, deren „onkelhaft aufdringliches Benehmen" Lili gegenüber seine Eifersucht weckte. Launig-grimmig hat er in dem Gedicht Lilis Park die Schar dieser Anbeter und seine Lage geschildert. Mit einem Ball zu Fastnacht werden die Festlichkeiten geschlossen, und schon Anfang März führen uns die Briefe nach dem lieblichen Offenbach. „Auf dem Lande bei sehr lieben Menschen," in dem (jetzt abgebrochenen) Hause André's schreibt er den Anfang des Briefes: „Gott

weiß, ich bin ein armseliger Junge. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!" Von seiner Liebe und von seinen Gedichten, „den aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens" berichtet er, besonders von der Stella die ja Züge der geliebten Lili aufweisen sollte, und vom Faust; der Schluß des Briefes, der in Frankfurt geschrieben ist, enthält die von uns in Goethes Mutter veröffentlichte Zeichnung seines Zimmers. Schon der nächste Brief führt uns mitten in die Liebesfreuden und -Leiden, jene Stimmung, die an das damals entstandene Lied Clärchens in Egmont anklingt. Es ist die Zeit, da die Liebenden nicht mehr getrennt voneinander leben können und der Gedanke, Lilis Geschick an das seinige zu knüpfen, an Goethe herantrat. „In mir ist viel wunderbaares neues, in drei Stunden hoff ich Lili zu sehn. — Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz, es wird euch beyden wohlthun", schreibt er an Gustchen und einige Wochen später: „Sie war schön wie ein Engel, und lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön." Seine Liebe und Leidenschaft zauberte ihm ein herrliches Gemälde vor Augen: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon solange in rotierender Oscillation auf und zutrille, sich endlich knüpfen wollten."

In dieselben Tage (Februar) fällt die Vollendung des Schauspiels mit Gesang: Erwin und Elmire, das Goethe schon früher beschäftigt hatte; es ist eine dramatische Darstellung der Romanze von Edwin und Angeline aus dem Vicar of Wakefield, die von André komponiert und von dem Dichter der geliebten Lili-Belinde gewidmet wurde; ihr folgte bald ein zweites Schauspiel mit Gesang: Claudine von Villa Bella, dessen Heldin die Züge der Geliebten erhielt. Beide sind nicht als Dramen sondern als Libretti zu Operetten aufzufassen. Nicht ihr etwas dürftiger Inhalt, sondern die in ihnen eingestreuten Lieder sind das Wesentliche. Wir brauchen nur an die Lieder: „Ein Veilchen auf der Wiese stand" und „Ihr verblühet, süße Rosen", sowie an die Ballade: „Es war ein Buhle frech genug", zu erinnern, um auch die Unsterblichkeit für diese Parerga zu erweisen.

Aber mitten in dem Liebesglück befiel ihn wie eine böse Ahnung der Gedanke, daß dieses Glück nicht dauernd sein werde, daß er nicht geschaffen sei, um eine Lili, so wie sie es verdiente, glücklich zu machen. Er kannte seine unbezwingliche Liebe zur Freiheit; mit Schaudern dachte er an die einstige Trennung von Friederike. In solchen Augenblicken schreibt er flehend an Gustchen: „Rette mich von mir selbst". Dem Schwanken Wolfgangs machte eine energische Freundin der Mutter Lilis, die „Handelsjungfrau" Dorothea Delph, ein Ende. Sie holte die Einwilligung der beiderseitigen

Eltern und trat eines abends zu dem jungen Paare. „Gebt Euch die Hände," rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. „Ich stand," so lautet Goethes Schilderung, „gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme."

Ein wunderlicher Bräutigam! Zu eben der Zeit, die andere für die glückseligste ihres Lebens halten, spricht er in Briefen an Knebel und Klopstock von der Verworrenheit seines Lebens, von dem Kelch, den er wie jeder andere austrinken müsse, von den Falten seines Gesichts, die sich in seinen Briefen abdrücken und nicht ungern ergreift er die Gelegenheit, durch eine Reise mit den Brüdern Stolberg nach der Schweiz den Versuch zu machen, wie lange er es ohne Lili aushalten könne. Eine Flucht vor Lili nennt er diese Reise, sich selbst einen durchgebrochenen Bären, eine entlaufene Katze. Aber so leicht wurde das herrliche Mädchen nicht aus dem Herzen gerissen. Die „goldenen Träume" ließen sich nicht verscheuchen, und bei dem Anblick der herrlichen Alpenlandschaft bricht der flüchtige Bräutigam in die Worte aus: „Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte, Wär', was wär' mein Glück?" Auf dem Gotthardt sieht er das seit frühester Kindheit geliebte und heiß ersehnte Italien vor sich. Es bedarf nur des Entschlusses, und die Sehnsucht ist gestillt. Aber der Frankfurter Magnet war stärker.

> Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
> Durch fremde Lande,
> Durch fremde Thäler und Wälder wallen!
> Ach, Lilis Herz konnte sobald nicht
> Von meinem Herzen fallen.

Ende Juli ist Goethe wieder in Frankfurt. Die Scenen vom Frühjahr wiederholen sich, auch die Lage ist dieselbe geblieben, ärgerliche Auftritte mit Lilis Mutter mögen dazu gekommen sein; manchmal hält er sich für unglücklicher als Gustchens Bruder Fritz, dessen Liebe nicht erwidert wurde. Es ist derselbe Widerstreit seiner Gefühle, der einst Friederike unglücklich gemacht hatte. Er will sich nicht binden und kann doch ohne Lili nicht leben. In seinem klassischen Gedicht „Herbstgefühl", das dort im Hause André's entstand, hat er das Leid seiner Liebe verewigt. Als Galgenhumor möchte man es bezeichnen, wenn er der Sendung eines Käses an Rahel d'Orville die Worte hinzufügt: „Der Kerl ist wie ich, solange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfre Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wo ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube." Und in solcher Stimmung möchte er manch-

mal von neuem entfliehen und fragt bei Merck an, ob er ihn mit etwas Geld für diesen Fall unterstützen wolle.

Die Briefe jener Zeit lassen auf vertrautesten Verkehr in Offenbach schließen; so schreibt er aus dem Zimmer Lilis: „auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel, Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappdeckeln zu Hauben und Hüten", und ein andermal schreibt er an Gustchen, während Lili im Negligee am Kaffeetisch sitzt „und ihm den Rücken zukehrend ihr Frühstück schlürft".

Die gemeinsam verlebten Tage in Offenbach, die Feste wie Ewalds Hochzeit und Gartenfeste, wo er an Lilis Seite „in der grausamst feierlichst süßesten Lage seines ganzen Lebens war", sie schließen das Band immer fester, das zu lösen sein Wille war. Nur Gustchen erfährt von diesem Willen. „Wär ich das los," schreibt er mitten in den Offenbacher Freuden (am 18. September), „O Gustchen, und doch zittre ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehen." Noch einige Wochen qualvollen Kampfes, dann hat er entschieden. Er sagt sich allmählich los; seine Abreise nach Weimar war der deutliche Ausdruck seines Willens. Auf der Reise schrieb er in Eberstadt in sein Tagebuch: „Lili adieu, Lili zum zweitenmale! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht."

Man vermißt bei der Goethischen Schilderung ein überzeugendes Motiv für die Notwendigkeit der Trennung. In der Koketterie Lilis haben viele es sehen wollen; sehr mit Unrecht. Lili hat durch ihr späteres edles und großes, man kann sagen, heldenhaftes Leben einen solchen Vorwurf entkräftet; auch hat sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele an Goethe festgehalten und wäre ihm überallhin gefolgt. Der Hauptgrund lag in der Ehescheu Goethes und in dem Gefühl, daß er zu etwas anderem auserlesen sei, als in der Tretmühle seiner bisherigen Thätigkeit für eine Familie zu sorgen und philisterhaft damit sein Tagewerk für vollendet zu halten. „Unseeliges Schicksal," so lautet ein an Gustchen gerichteter Stoßseufzer, „das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde." Die anderen Hindernisse hätte der ernste Wille des Bräutigams beseitigt oder unbeachtet gelassen. Es waren dies besonders die Gegensätze in den äußeren Verhältnissen der beiden Familien. Die Schönemanns gehörten zur reichsten Handelsklasse und hielten sich zur adligen Gesellschaft. Die Familie

Goethe gehörte nicht zu den Patriziern Frankfurts, und der Vater, der das wohl wußte, war zu stolz, eine Gesellschaft aufzusuchen, der er sich weder an Herkunft noch an Reichtum gleichstellen konnte und wo er Gefahr lief, wegen seiner Abstammung gering geschätzt zu werden. Darum hören wir auch gar nicht von einem Verkehr der beiden Familien, trotz der Verlobung und trotz der Nähe der Wohnungen. Frau Aja vollends hätte sich nie in dem vornehmen Ton zurechtgefunden. Frau Schönemann andrerseits konnte den bürgerlichen, als Jurist noch wenig bekannten und mäßig begüterten Rechtsanwalt kaum für eine glänzende Partie erachten. Auch war Goethes launenhaftes, eifersüchtiges Benehmen, seine Abneigung gegen Lilis Verwandte, seine plötzliche Abreise und mehrwöchige Abwesenheit nur zu sehr geeignet, die Mutter gegen ihn einzunehmen. So untergruben denn beide Parteien das Glück des jungen Paares. Auf der Schweizerreise kam nun Goethe zur Schwester Cornelia. Mit eindringlichen, warnenden Worten setzt die selbst in der Ehe unglückliche Cornelia ihm auseinander, daß ihre Eltern und Lili sich nie verstehen würden und daß es eine Grausamkeit wäre, das in Glanz und großen Verhältnissen aufgezogene Mädchen in ein ganz anders geartetes Haus zu verpflanzen.

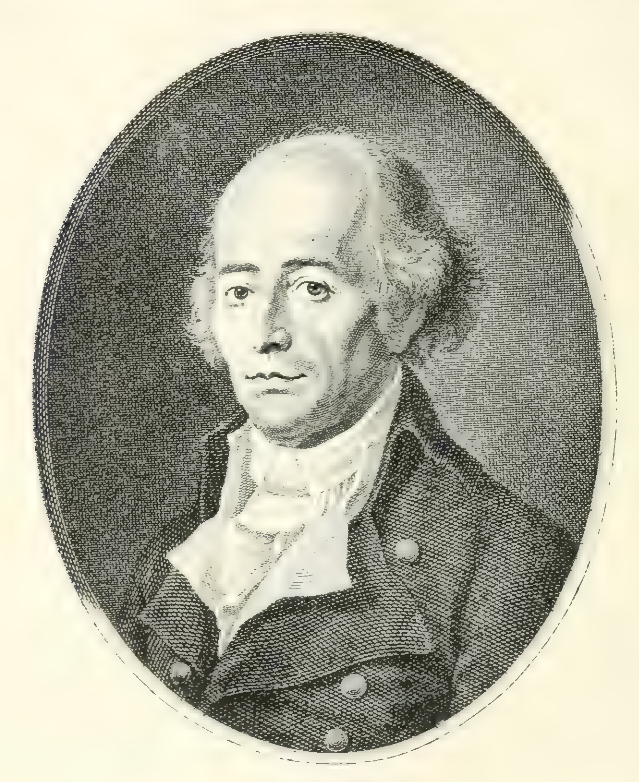
Kein Wort der Klage hat Goethe oder ein anderer von dem herrlichen Mädchen vernommen. Ruhig und stolz verbarg sie den Schmerz verschmähter Liebe in ihrem Innern. Wenn Goethe in ihrer Gegenwart getadelt wurde, hat sie ihn mit den Worten verteidigt, daß man den großen Dichter mit keinem andern, noch so ausgezeichneten Liebhaber auf eine Stufe stellen dürfe. Die Erinnerung an die Zeit seiner Liebe trug sie als ein heiliges Vermächtnis in ihrem Herzen. „Ich lasse ihn grüßen,“ so sprach sie im Jahre 1795, nachdem sie trübe Schicksale mit Heldenmut ertragen, zu Bäbe Schultheß, der wackeren Schweizerin, „und freue mich beim Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen.“ „Es war mir so wohl,“ fügt Bäbe diesem Bericht hinzu, „neben ihr, als wenn ich in deiner Iphigenie lese.“

Bei Goethe machte in Weimar die Leidenschaft einer ruhigen, bewundernden Verehrung Platz, von der er ihr selbst, wo ihre Lebenswege sich noch kreuzten, und der Mit- und Nachwelt in Wort und That rührendes Zeugnis abgelegt hat.

Kurz vor seiner Abreise nach Weimar, in der erzwungenen Ruhe der letzten Wochen, warf Goethe einen Rückblick auf die verflossenen neun Monate des Jahres und nennt sie „die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten,

leersten, kräftigsten und läppischsten seines Lebens. Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht." Liebe und Freundschaft, Besuch und Reisen, Berufsthätigkeit, Dichtung und Zeichnen — kaum reichte der Tag aus, um dem allen zu genügen.

Der Besuch vieler bedeutender, edler Menschen, die aus allen Gegenden



Heinrich Jung.

des Vaterlandes zu ihm kamen, machte ihn damals ganz glücklich. Der erste Besuch im neuen Jahr war der von Fritz Jakobi, der im Januar und Februar zweimal mehrere Wochen in Frankfurt weilte und die neu gewonnene Freundschaft befestigte. Ihm schloß sich der alte Straßburger Freund Jung-Stilling an. Dieser, der mehrere Augenkuren „mit gutem Mut und frommer Dreistigkeit" glücklich vorgenommen hatte, war von dem Frankfurter Patrizier von Lersner, aufgefordert worden, nach Frankfurt zu kommen und

ihm den Staar zu stechen. Goethes Eltern luden den Freund des Sohnes für die Zeit seines Aufenthaltes zu Tisch, nahmen ihn einige Tage in ihre Wohnung und mieteten ihm später ein hübsches Zimmer in der Nachbarschaft. Besonders Frau Rat, die sich zu dem frommen, von der unmittelbaren göttlichen Einwirkung überzeugten und durchdrungenen Mann hingezogen fühlte, nahm sich seiner eifrig an. Wahrscheinlich ist seine gegen Nicolais „Sebaldus Nothanker" gerichtete Schrift: Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister damals im Goethischen Hause und unter Frau Rats Mitwirkung entstanden. Aber der freudige und freundliche Verkehr wurde bald getrübt durch den völligen Mißerfolg der Operation, der den Arzt fast zur Verzweiflung brachte. So hatte denn der Vater, der nur widerwillig den geselligen Verkehr erweitert hatte, an Stelle der gehofften ersprießlichen Gespräche täglich den Jammer und die Trauer über eine Sache, die er doch nicht ändern konnte, auszustehen. Daher traf es sich gut, daß bald ein anderer Besuch Abwechslung brachte. Die Prinzen von Meiningen berührten im Februar Frankfurt auf ihrer Reise und ließen den jungen Dichter zu sich rufen, auch kam am 30. März Klopstock wieder nach Frankfurt, ließ sich von Wolfgang morgens auf dessen Zimmer die neuesten Scenen des „Faust" vorlesen und beehrte die Eltern mittags mit seiner Anwesenheit. Bald darauf meldete sich wieder vornehmer Besuch. Die beiden Grafen Stolberg, deren Schwester wir schon kennen gelernt haben, langten in Begleitung ihres Freundes, des Freiherrn von Haugwitz, Mitte Mai in Frankfurt an. Friedrich Leopold und Christian, Grafen von Stolberg, waren von ihren Eltern fromm erzogen und in der Verehrung Klopstocks, des Freundes der Eltern, aufgewachsen. Der Götz hatte sie in Goethe den genialen Führer und Leiter der neuen Richtung erkennen lassen, der Werther steigerte die Begeisterung zu glühender Verehrung. Jetzt ruhten sie nicht, bis sie „den herrlichen Goethe, den wilden, aber sehr, sehr guten Jungen, voll Geist, voll Flammen" näher kennen gelernt hatten; in überschwänglichen Briefen baten sie ihn um ihre Freundschaft.

Die jungen Brauseköpfe begnügten sich nicht damit, die neue Lehre anzuerkennen oder in ihren Gedichten zu befolgen, in das Leben übertrugen sie, was sie für recht erkannt hatten. Werther hatte die Gleichheit der Stände gepredigt; die adligen Herren führten sie durch. Sie bieten Goethe der ihnen gegenüber die Aeußerung wagen kann: „Hol's der Teufel, daß Gustchen Reichsgräfin ist", nicht nur das brüderliche Du an, auch mit dem armen, von geringen Eltern abstammenden Klinger schließen sie innige Freundschaft und nehmen ihn in ihre Wohnung auf, weil er „ein treffliches Herz hat

und ein herrlicher Dichter ist". Das Recht des Individuums verfochten Götz und Werther; sie faßten es auf als das Recht, das Tolle und Maßlose, das aller konventionellen Sitte Entgegengesetzte zu thun.

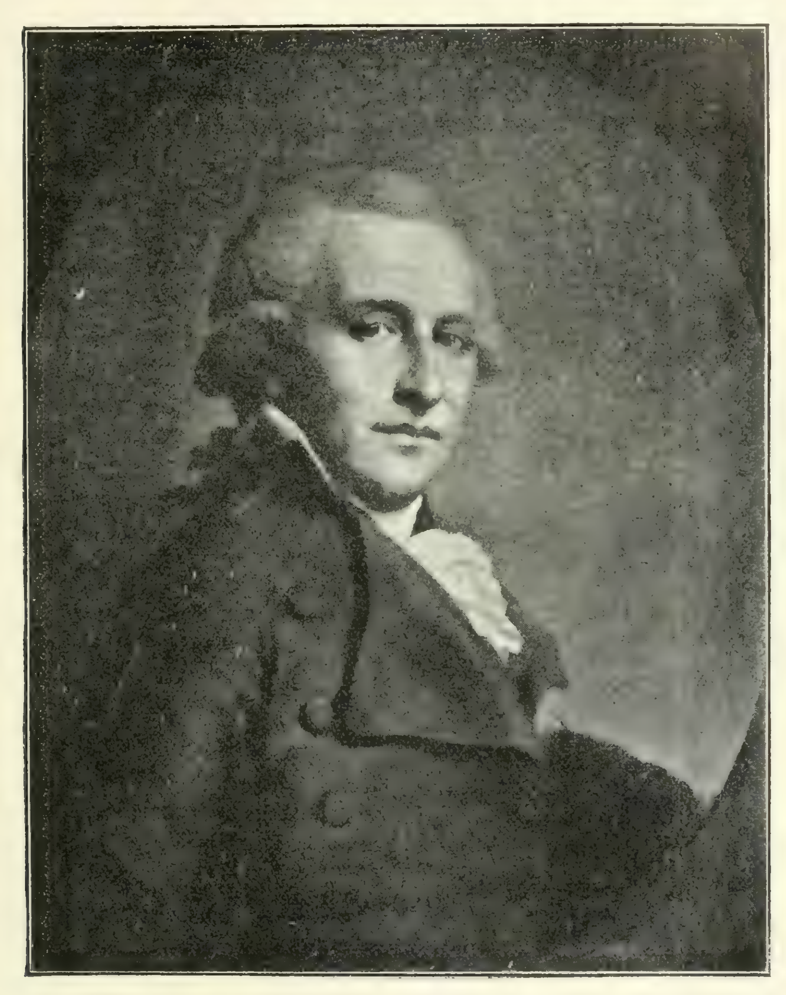
Schon der Stil, in dem sie miteinander verkehrten, ging an Natürlichkeit und Derbheit über das Erlaubte. Ihre Freiheitsliebe artete in rohen, unverständigen Tyrannenhaß aus, und Vater und Mutter Goethes mußten Zeuge



Christian von Stolberg.

sein der ungeheuerlichsten Brandreden, denen bekanntlich Frau Aja durch ihr „Tyrannenblut" eine andere Richtung zu geben wußte. Der Vater war wohl froh, als die rauhen Naturburschen sein Haus verließen, wenn sie ihm auch den Wolfgang auf einige Zeit entführten. Nach dem Lande der Freiheit, nach der Schweiz, war ihr Sinn gerichtet. In Wertheruniform, dem blauen Frack mit gelber Weste und Hosen, dazu runden grauen Hüten, traten die vier Freunde die Geniereise an. Man begann die Reise gleich mit einer Menge

Tollheiten, unter denen das offene Baden bei hellem Sonnenschein noch die geringere war. In Karlsruhe traf man den Erbprinzen Karl August mit seiner Braut, „dem Engel Louise, dem blinkenden Stern"; auch wurden die



Fritz von Stolberg.

Freunde dem markgräflichen Paare vorgestellt. Dann eilte Goethe nach Straßburg, um Salzmann und Lenz wiederzusehen; drei prächtige Maitage schwelgte er dort in freundlicher Erinnerung, suchte mit Lenz den Wasserzoll auf, bestieg das Münster und verkehrte mit den meiningenschen Prinzen, mit denen

er schon im Februar Freundschaft geschlossen hatte. Am 27. Mai reiste er in Begleitung Lenzens nach Emmendingen zu der an Körper und Seele kranken Schwester, die durch mehrtägige Anwesenheit des vielgeliebten Bruders sich wunderbar erholte, von hier über Schaffhausen, wo er bewundernd vor „dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins“ stand, nach Zürich (am 8. Juni). Hier warteten auf ihn mit Verlangen und Sehnsucht Lavater und Pfenniger und die Frankfurter Jugendfreunde, der Theolog Jakob Ludwig Passavant und der Musiker Philipp Christoph Kayser. Eine Tafel an Lavaters ehemaligem Hause „Zum Waldries“ in der Spiegelgasse erzählt noch heute dem Wanderer von dem achttägigen Aufenthalt unseres Dichters. Die ersten Tage nahmen Gespräche über die Physiognomik und die Besichtigung der Naturschönheiten Zürichs in Anspruch, bis die drei adligen Freunde, von denen sich Goethe in Straßburg getrennt hatte, in Zürich eintrafen.



Ludwig Passavant.

Zürichs große litterarische Bedeutung gehörte der Vergangenheit an. Von hier war der neue Gedanke, der Eckpfeiler der neueren deutschen Litteratur, daß nicht das Wissen, sondern die schöpferische Phantasie den Dichter mache, ausgegangen; von hier aus war der tyrannische Leipziger Diktator gestürzt worden, hier stand die Wiege der Klopstockschen Poesie. Bodmer, Breitinger und Geßner lebten noch, aber ein neues, undankbares Geschlecht war über sie hinweggeschritten. Die einstigen Führer und Leiter waren litterarisch tot, Paläophron und Neoterpe begegneten sich, als der jugendfrische Dichter Bodmer „die griesgrämige litterarische Mumien“ respekt- und pietätvoll begrüßte.

Während sich die Grafen Stolberg, die sich ein kleines Landhaus gemietet hatten, ihren extravaganten Neigungen überließen, unternahmen Goethe und Freund Passavant eine Reise durch die Schweizer Hochwelt. Am 15. Juni, „an einem glänzenden Donnerstagmorgen", fuhren die Freunde über den vielgerühmten See, der einst Klopstock seine schönste Ode entlockt hatte, nach Richterswyl. Auch Goethes Dichtermund entquoll hier das prächtige Lied:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne:
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind beflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Und nun hieß es hinauf! hinauf! zu den in der Sonne glänzenden Höhen. Unter fröhlichem Scherzen und Jauchzen erstieg man den Bergpfad am linken Seeufer nach Maria Einsiedeln, den nächsten Tag ging es nach Schwyz, „von Platte zu Platte, von Klippe zu Klippe hinunter"; dann über den Lowerzer See zu Rigi Klösterli und am 18. Juni nach Rigi Kaltbad, wo sie „in Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt" erblickten. Der nächste Tag war für die schönste der Schweizer Herrlichkeiten bestimmt. Von Vitznau aus fuhren die Freunde mit einem Nachen nach Gersau und dann über den Urner See, am Rütli und der Tellsplatte vorbei nach Flüelen. Zum ersten Male sah der Dichter das Paradies der Erde Gottes, das noch keines Menschen Sprache hat würdig schildern können. Die bekannte und viel begangene Gotthardstraße führte die Reisenden am 20. über Amsteg nach Wasen, am nächsten Tage nach Göschenen, über die Teufelsbrücke nach Andermatt, wo man in den „drei Königen" sich an einfachster Kost erfreute, abends langte man nach mühsamer Wanderung auf dem Gotthardhospiz an. Das Bild, das wir abdrucken (eins von den 16 Blätterzeichnungen, die sich aus dieser Reise erhalten haben), der Scheideblick nach Italien vom Gotthard, ist am andern Morgen von Goethe gezeichnet worden. Es ist der Augenblick, da ihn die Erinnerung an Lili überwältigt und den Entschluß, nach Italien, das heißersehnte Land, hinabzusteigen, aufgeben läßt.

Nun eilte man schnell zurück über Andermatt, Küßnacht und den Zuger See nach Zürich, wo die Freunde am 26. wieder ankamen. Hier sollte Goethe dem Kranze seiner Freundinnen eine neue Blume hinzufügen. Mit Barbara oder Bäbe Schultheß, der damals 30jährigen Gattin des Kauf-



Scheideblick nach Italien vom Gotthard. Zeichnung Goethes.

manns David Schultheß, knüpfte er hier einen Freundschaftsbund, von dessen Stärke und Innigkeit wir erst kürzlich genauere Nachricht erhalten haben.



Barbara Schultheß.

Die „Immergleiche“ nennt sie Lavater und preist als ihre Haupttugend „die Stäte“. Der ernste Zug ihres Wesens schreckte Goethe nicht ab; er erkannte

die darunter sich verbergende Innigkeit und Treue. „Wer durch diesen Nebel durchdrang," sagte ihr Schwiegersohn später von ihr, „der ward von ihrer heiteren und warmen Sonne erquickt." Goethe verkehrte mit ihr bald in dem Tone des brüderlichen Du, gab ihr nicht nur Einblick in sein geistiges Schaffen, das sie mit Verständnis verfolgte, sondern öffnete ihr auch sein Herz und weihte sie in seinen Liebeskummer ein.

Auf der Rückreise über Basel traf er in Straßburg den berühmten Arzt von Zimmermann, der ihn mit einem Schattenriß von Frau von Stein beglückte und beunruhigte; am 13. Juli war er wieder auf dem Münster. Seine Gefühle, die die Erinnerung an die gewaltigen Werke der Natur und die Gegenwart der großen Werke der Kunst in ihm aufregte, ergossen sich in ein Gebet, die dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe: „Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzlenden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl des, das da ist und da war und da sein wird."

Nachdem er noch in Darmstadt Merck und das Herdersche Ehepaar begrüßt hatte, traf er am 24. Juli bei Frau Aja ein, die sehnsüchtig seiner harrte. Sobald der berühmte Sohn des Hauses wieder bei den Eltern war, stellten sich neue Besuche ein. Außer dem Verfasser der Theorie der schönen Künste, Professor Sulzer aus Berlin, erschien in demselben September Pestalozzi, als Verehrer Lavaters von Goethe freundlich aufgenommen, und endlich der kurz vorher in Straßburg mit ihm bekannt gewordene Arzt Johann Georg von Zimmermann, der unterdessen Goethes Schwester besucht und ihr mit seiner Kunst beigestanden hatte und nun nach Frankfurt kam, um seine aus der Pension abgeholte achtzehnjährige Tochter Katharina der Obhut der Mutter Goethes einige Zeit anzuvertrauen.

Körperliche Leiden, Härte und grausame Strenge des Vaters, der frühe, schmerzvolle Tod der Mutter, der Selbstmord eines geliebten Jünglings, alles das hatte zusammengewirkt, das Mädchen ängstlich, zurückhaltend und furchtsam zu machen. Hier war so recht eine Aufgabe für Frau Rat. Es gelang ihrer heiteren, liebevollen Art bald, dies verschüchterte Herz aufzuschließen. Unter Thränen warf sich Katharina ihr zu Füßen und bat, sie



Georg von Zimmermann (Spottbild).

dazubehalten. Und wirklich hatte Frau Rat nicht übel Lust, „das süße, liebe Mädchen“, das sie gleich unter ihre Adoptivtöchter aufnahm, als Schwiegertochter zu begrüßen. Das schöne Wort Wolfgangs: „Zimmermanns Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thür leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber, als ein pochender Vater öffnen“, verrät sein Interesse an ihr, aber in Wirklichkeit konnte der Mann, der eben im Begriff war, aus Ehescheu eine Lili aufzugeben, nicht daran denken, durch ein anderes Mädchen sich fesseln zu lassen.

Der wichtigste Besuch war der des Herzogs von Weimar, der Anfang September die Regierung angetreten hatte und am 29. September auf der Reise zur Vermählung in Frankfurt eintraf. Die Einladung Goethes wurde dringend wiederholt, auch die junge Herzogin schloß sich bei der Durchreise des jungen Paares nach Weimar der Bitte ihres Gatten an. Die Mutter setzte nach längeren Verhandlungen die Erlaubnis des Vaters, wenn auch mit großer Mühe, durch. Vater Goethe hatte in der letzten Zeit Grund genug, mit seinem Sohne unzufrieden zu sein. In seiner Advokatur war er so saumselig, daß er Briefe halbe Jahre lang nicht beantwortete und die Prozesse verschleppte. Und dazu noch diese Reise, diese ewigen Besuche, dies Tollen und Schwärmen. Was sollte, so fragte sich der besorgte Vater, aus seiner Zukunft werden? Aber gerade dieser „Vaterton“ brachte den Jüngling auf. Er konnte in dieser Luft nicht länger leben. „Unter solchen fortwährenden Umständen,“ schreibt er später der Mutter, „wäre ich gewiß zu Grunde gegangen. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.“

Solche Gegensätze auszugleichen, vermochte kein Mensch, aber allzu starke Reibungen zu verhindern, drohendem Ausbruch vorzubeugen, das hat Frau Rat mit Meisterschaft fertig gebracht Nach den Stürmen des Sommers trat im Beginn des Herbstes Ruhe und ein friedlich schönes Verhältnis im Hause ein. Ein Brief Goethes an Lavater schildert uns eine Scene dieses Familienfriedens: „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn im Bett liegen blieben, um einen Catharr auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher diskurirt, ich hab meinen Thee getrunken und so ists besser. Ich hab wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden wie lange es währt.“

Die Erzählung des Mißgeschicks, das Goethe durch das Ausbleiben des Weimarischen Wagens traf, seines vergeblichen Wartens vom 13. bis



Goethe: Relief von Joh. Peter Melchior 1775.

29. Oktober, wo er nur in der Dunkelheit und in einen Mantel gehüllt, auszugehen wagte, gehört zu den bekanntesten Episoden der Selbstbiographie. Die unfreiwillige Ruhe und Muse kam dem Drama Egmont zu gute und wohl auch der Durchsicht der Uebersetzung des Hohenliedes aus dem Urtext, die er kurz vorher vollendet hatte. Am 30. Oktober früh sechs Uhr verließ er Frankfurt, des langens Wartens müde, um von dem Burschen Seidel begleitet, nach Italien zu reisen. „Ich packte für Norden," so heißt es im Tagebuch, „und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also, die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und eh es tagt und mein Nachbaar Schuhflicker seine Werkstäte und Laden öffnet: fort. Adieu Mutter!"

In Heidelberg nahm ihn die uns schon bekannte Freundin Delph auf; sie war durchaus nicht über das Scheitern des von ihr protegierten Heiratsplans unwillig geworden, sondern bereitete schon einen andern, der mit einer von ihr geplanten Anstellung Goethes in kurfürstlichen Diensten zusammenhing. Auf eine von den vier Töchtern des Oberamtmanns von Wreden, doch wohl dieselbe, die zu den Adoptivtöchtern der Frau Rat gehörte, hatte sie es abgesehen. Aber auch diesmal hatte „Delphin politika", wie sie von Frau Rat genannt wurde, kein Glück. Das Eintreffen des Weimarischen Kuriers, der von Frankfurt Goethe nachgereist war, machte allen Plänen, auch dem einer Reise nach Italien, ein Ende. Nach kurzer Rast in Frankfurt lenkte Goethe nach dem gastlichen Lande Weimar, ohne zu ahnen, daß ihm das Schicksal hier eine zweite Heimat bereiten wollte.

* *
*

8.

Unter den Entwürfen von größeren und kleineren Dichtungen, die Goethe mit nach Weimar nahm, befand sich auch das Manuskript der ersten Bearbeitung des Faust. Die Klage über den Verlust dieses „alten, noch vorrätigen, höchst confusen Manuscripts", wie er es in dem Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798 nennt, ist verstummt, seitdem durch Erich Schmidts glücklichen Fund im Jahre 1887, wenn auch nicht der Urfaust selbst, so doch in sorgfältiger Abschrift des Fräulein von Göchhausen, der Hofdame der Herzogin Anna Amalie, eine zusammenhängende Reihe ältester Faustscenen, wie sie Goethe in der ersten Weimarer Zeit am Hofe vorgelesen hat, wieder ans Tageslicht

gezogen worden ist. Der Kürze halber bezeichnet man diese Abschrift als Urfaust.

Dieser sogenannte Urfaust enthält 21 Scenen in folgender Reihe. Er beginnt nicht mit der Zueignung, dem Vorspiel und dem Prolog im Himmel, sondern setzt mit Fausts erstem Monolog ein, worauf die Beschwörung des Erdgeistes und das Gespräch mit Wagner folgt, ohne daß sich hier wichtige Verschiedenheiten von der endgültigen Fassung zeigten. Unmittelbar darauf folgt ohne weitere Einführung die Schülerscene, so daß der zweite Monolog mit Fausts Entschluß zum Selbstmord, die Rettung Fausts durch den Ostergesang, die Scene vor dem Thore und das Gespräch mit Wagner, Fausts Monolog im Studierzimmer, die Beschwörung des Pudels, das Gespräch mit Mephisto, der Gesang der Geister, das zweite Auftreten Mephistos und der Geisterchor, der Pakt zwischen Faust und Mephisto in dem Urfaust nicht enthalten sind. Die Scene Mephisto und Student bringt von den sarkastischen Ergüssen über die vier Fakultäten nur den Ausfall gegen den Betrieb der Philosophie und Medizin und ergeht sich im übrigen in höchst derben Auslassungen über das Privatleben der Studenten. Daran knüpft sich ohne Uebergang die, außer den ersten acht Versen, in Prosa geschriebene Scene Auerbachs Keller, in der Faust und nicht Mephisto die Hauptrolle spielt. Die vierzeilige Scene vor dem Kreuz: Was giebts, Mephisto, hast du Eil? u. s. w., hat Goethe später ganz gestrichen.

Es folgt im Urfaust in einer ununterbrochenen Reihe Scenen die Gretchentragödie. Sie ist als die höchste und gewaltigste Schöpfung des jungen Goethe in den Faust übergegangen und nur in der Form verändert worden. Später hinzugekommen ist die ihr im Faust vorangehende Hexenküche, die Scene Wald und Höhle: Erhabner Geist u. s. w., der Zweikampf und der Tod Valentins, die Walpurgisnacht; im Urfaust findet sich nur der erste Monolog Valentins und zwar steht er hinter der Domscene. Die Scene „Trüber Tag, Feld", wie sie im „Faust" heißt, und die Kerkerscene sind in Prosa geschrieben.

Die viel erörterte Frage, wie viel Goethe dem alten Puppenspiel und dem alten Volksbuch vom Faust verdankt, können wir hier bei Seite lassen. Diese Beziehung ist für das Verständnis der Dichtung nur insofern von Wichtigkeit, als Goethe durch sie gezwungen wurde, den Geisterapparat und die Magie in seinem Drama als eine wenn auch leicht durchsichtige Hülle zu verwenden. Den Zug des titanenhaften Strebens Fausts nach übermenschlicher Erkenntnis, den das Volksbuch nur nebenher benutzt, wollte Lessing in seinem Faust zur leitenden Idee seines Dramas machen. Sein Faust hat keine Leiden-

schaft, keine Schwachheit, nur den unbezwinglichen Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit. Die Worte des Engels im Lessingschen Faust: Ihr sollt nicht siegen! kennzeichnen den Unterschied der Auffassung des achtzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts. Worin die ältere Zeit strafwürdige, mit ewiger Verdammnis bedrohte Vermessenheit gegen Gott sah, das war der Zeit Lessings der höchste, heiligste Trieb des Menschen, der trotz Verirrung und Schuld durch die in ihm wohnende ideale Kraft über die Mächte der Hölle den Sieg erhalten mußte. Darum ist es auch nicht Zufall, daß Goethe, unabhängig von Lessing, demselben Ziele zustrebte. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit als den Sieg Fausts, und insofern war die Konzeption des Dramas dem jugendlichen Dichter von Anfang an klar, ganz abgesehen davon, daß er dies in einer freilich viel umstrittenen Briefstelle an Humboldt kurz vor seinem Tode bezeugt hat. Nur darin unterscheidet sich Goethe von Lessing, daß nicht der Drang nach der Erkenntnis der überirdischen Dinge, sondern der Drang nach Lebensbethätigung, nach übermenschlichem Erfassen aller Leiden und Freuden der Menschheit, nach Erkenntnis der Kräfte der Natur, um wie sie wirken und schaffen zu können, den Goethischen Faust dem Teufel in die Arme treibt. In ihrer verschiedenen Formulierung des Themas verkörpern Lessing und Goethe die verschiedenen Ideale ihrer Zeit. Deutlich weist die Gestalt des Goethischen Faust auf die Zeit, da ein Prometheus, Julius Cäsar, Mahomet in des Dichters Brust sich bildeten, sie ist die gewaltigste und größte Schöpfung der Sturm- und Drangzeit, und wenn wir auch in die Zeit vor 1773 keine Faustscene verlegen können und einige Scenen sicher erst in den Jahren 1774 und 1775 entstanden sind, so wurzelt doch, wie der Götz, auch der Faust in der Straßburger Zeit.

Es wird nur einiger Andeutungen bedürfen, um den innigen Zusammenhang des Faust mit den Hamann-Herder-Rousseauschen Lehren zu erweisen. Das Grundthema der Rousseauschen Lehre von der Wertlosigkeit alles Wissens ist auch der Ausgangspunkt des Faust. Die satirischen Scenen und besonders die Gestalt Wagners scheinen eigens dazu geschaffen zu sein, um auf diesem Hintergrund die neuen Ideen von der Verachtung des toten Wissens und der Buchgelehrsamkeit und von dem alleinigen und hohen Wert der Empfindung und des Gefühls glänzend und überzeugend darzustellen. Was Faust hier dem phantastischen Buchgelehrten entgegenhält, es sind die Lehren, die der Jüngling Goethe begierig in Straßburg einsog, um sie in diese unübertroffene Form zu gießen, die, ein Zeichen ihrer Unsterblichkeit, Gemeingut der Gebildeten geworden ist. Es ist bezeichnend, daß Goethe zur Charakte-

ristik des Lebens in dem Straßburger Kreise in Dichtung und Wahrheit die Verse des Urfaust wählte:

> Und Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
> Trägt die sich nicht von selber vor?

In Mephistos höhnenden Reden über den Betrieb der Wissenschaft und über ihre Lehrer vernimmt man deutlich Herders gallige Satire. Seine Forderung einer Betrachtung der Vorzeit und ihrer Kunstwerke von dem individuellen Boden ihres Entstehens aus hat wohl niemals, um nur dies eine hervorzuheben, eine glücklichere Formulierung gefunden, als sie in Fausts spöttischen Worten enthalten ist: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

Aus der Unbefriedigung, der Verachtung der Kultur und des Wissens und der Welt überhaupt entspringt Fausts Ueberdruß am Leben. Aus inneren Gründen ist darum wahrscheinlich, was Goethe einmal zu Eckermann gesagt hat, daß Werther und Faust zu gleicher Zeit concipiert seien. Auch Werther sollte ja ursprünglich ein Drama werden. Was Werther in den Tod treibt, das hatte der Dichter an sich selbst erlebt. Die andere Lösung: die Heilung durch die Erfahrung und das Leben selbst, war in der Brust des jugendlichen Dichters noch nicht ausgereift. Darum wurde der Werther beendet, darum blieb die Vollendung des Faust der späteren Lebenszeit vorbehalten.

Das Gebiet, auf dem das Streben nach Erkenntnis und Wissen ganz wertlos ist und das allein von dem Gefühl beherrscht werden soll, ist das der Religion. Man denke an Kants und Herders Ablehnung der Metaphysik und an Fausts erschütternde Worte: „Und sehe, daß wir nichts wissen können", um auch hierin die gleiche Anschauung zu finden. Herders schöner Ausspruch: „Der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles" — ist das Thema der Antwort Fausts auf Gretchens kindlich bewegte Frage:

> Erfüll davon dein Herz so groß es ist,
> Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
> Nenn das dann wie du willst:
> Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür. Gefühl ist alles!

In der kleinen theologischen Schrift vom Jahre 1773 hatte Goethe in gleicher Weise gegen die Einzwängung der christlichen Lehre in ein unantastbares Dogma wie gegen den Atheismus gekämpft und ein Gemüts- und Gefühlschristentum gegenüber dem Christentum des Verstandes gepredigt. Die

erste Berührung mit Spinoza näherte ihn bald darauf der pantheistischen Auffassung. Die Gedichte Ganymed und Grenzen der Menschheit, von denen das erstere auch mit der Konzeption jener Faustscene etwa gleichzeitig ist, sind der dichterische Niederschlag der religiösen Empfindung des jugendlichen Dichters:

> Es schweben die Wolken
> Abwärts, die Wolken
> Neigen sich der sehnenden Liebe
> . . . .
> Aufwärts an deinen Busen
> Allliebender Vater!
> . . . .
> Küß' ich den letzten
> Saum seines Kleides,
> Kindliche Schauer
> Treu in der Brust.

Schon die Thatsache, daß Goethe diesen Gedichten seinen „Prometheus" unmittelbar in der Ausgabe vorangehen läßt, schließt die Annahme aus, daß der Dichter in dem Titanentrotz des Prometheus seine eigene Auflehnung gegen Gott und seine Leugnung der göttlichen Vorsehung habe darstellen wollen. Das Gedicht Prometheus ist als Teil des Dramas gleichen Namens gedacht, das wahrscheinlich in eine Versöhnung des Prometheus und des Zeus ausklingen sollte; es ist gar nicht der Ausdruck der Stimmung des Prometheus überhaupt, sondern des Prometheus im dritten Akte des Dramas, und noch viel weniger giebt es die religiöse Stimmung des Dichters wieder. Die Wesensgleichheit Goethes und seines Helden liegt auf einem ganz anderen Gebiete. Prometheus ist die dichterische Verkörperung und Erfüllung der Hamann-Herderschen Forderung, die wir als das Hauptkennzeichen der Genieperiode kennen gelernt haben. Dem eignen Genius allein folgend, auf sich selbst allein stehend, trotzend der Welt und ihrem Widerstand, aus sich selbst heraus wie die Natur gewaltige Werke zu schaffen, das war das Ideal, das die Stürmer und Dränger sich aufgebaut hatten. Die gewaltige Schöpfungskraft, das ungeheure Wollen darzustellen im Kampfe mit dem Können, mit den Grenzen der Menschheit und der in der Natur des Menschen liegenden Beschränkung war das Thema des „Mahomet" und des „Prometheus". Daß es auch das Thema des Faust ist, wem brauchen wir das erst zu sagen? Um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, um gleich der Natur schaffen und wirken zu können, hat sich Faust der Magie ergeben. Er schlägt das Zeichen des Makrokosmus, des Weltgeistes, der Gottheit selbst auf. Aber

gleich wie Goethe nach vielen Versuchen, sich Gott selbst zu nähern, von der Unmöglichkeit einer Erkenntnis Gottes tief durchdrungen wurde, so wendet sich Faust von dem Schauspiel ab, das eben für ihn nur ein Schauspiel bleibt: Wo faß ich dich, unendliche Natur? Befriedigung seines übermenschlichen Dranges scheint ihm der Erdgeist, die Verkörperung der Lebenskraft, zu versprechen. Der Erdgeist neigt sich „seinem mächtigen Seelenflehn", dem gewaltigen Streben, in sich die Leiden und Freuden des Lebens aufzunehmen, zu erfahren und zu durchleben, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist". Zuerst von der gewaltigen Erscheinung wie gebrochen, dann sich mutig erhebend, erblickt Faust in überschwellender Begeisterung in dem Wirken des Erdgeistes sein eigenes heißersehntes Ziel. Seine vermessene Hoffnung, dies Ziel erreichen zu können, bestraft der Erdgeist, indem er ihn in sein menschliches Nichts zurückweist. Faust hat das Wesen des Erdgeistes nicht begriffen, indem er sich ihm gleichstellte. Was dieses Wesen ausmacht, die Bethätigung der Lebenskraft, das fehlte ihm gerade bisher; aber der innere Drang Fausts zu dieser Bethätigung, die Sehnsucht, die Leiden und Freuden der Menschheit in sich aufzunehmen und dadurch geläutert ein wahrer Mensch zu werden, hat den Erdgeist gerührt. Er sendet ihm daher einen seiner Geister, den Mephisto. „Großer, herrlicher Geist," so ruft Faust in der Verzweiflung über Gretchens Geschick in der vorletzten Scene des Urfaust aus, „der du mir zu erscheinen würdigtest . . . warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden . . . Wandle du ihn, unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt . . ." Der anscheinende Widerspruch, daß der Teufel von dem Geist des Himmels, dem Erdgeist, gesandt wird, erklärt sich aus der spinozistischen Gottesanschauung Goethes. Von Gott kommt das Gute und das Böse. Das Gute ist gar nicht vorhanden ohne das Böse. So ist Mephisto im Urfaust kein anderer als der im vollendeten Drama: „Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Ohne Verführung giebt es keine Ueberwindung, ohne Kampf keinen Sieg. Mephisto soll den Faust auf seiner Lebensreise begleiten, soll versuchen, ihn von seinem idealen Streben ins Gemeine, in Schuld und Laster zu verlocken, um ihm durch den Kampf den Sieg zu ermöglichen, um, wie Goethe später hinzugedichtet hat, beschämt einzugestehn:

> „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Schon die Thatsache, daß der Erdgeist den Mephisto zum Begleiter sendet, macht den Plan der schließlichen Errettung Fausts für den Urfaust nötig.

Dieser enthält somit den Plan der ganzen Dichtung. Auch die Tötung Valentins durch Faust ist in ihm wenn auch nicht ausgeführt, so doch angedeutet.

Die Ausführung stockte und unterblieb vorläufig. Aber was den Dichter innerlich am meisten bewegte, das Schicksal Gretchens, erscheint schon hier als abgeschlossene, tief erschütternde Tragödie vollendet. Wenn auch dieser Teil des Urfaust in der Form durch die tief einschneidende klärende und idealisierende Umwandlung des Sturm- und Drangstils in die stilvolle, die Kraft dem Gesetze der Schönheit unterordnende klassische Sprache des gereiften Goethe gewonnen hat, an innerem Werte und an Wirkung hat er hierdurch und durch Einschiebungen oder Umstellungen eingebüßt. Grade deshalb ist der Fund des Urfaust als Glück zu betrachten, weil er uns die erste Gestalt der Gretchentragödie in ihrer geschlossenen Einheit und in ihrem zwar derberen und sinnlicheren, dafür aber auch ursprünglicheren und wirkungsvolleren Gepräge von neuem geschenkt hat. Sie ist die reifste und höchste Frucht der Genieperiode und zugleich das Gewaltigste, was Goethe und die Poesie aller Völker überhaupt geschaffen hat.



Auf der Höhe.

Erster Teil: 1775—1788.







I.

Im Staatsdienste.

Es war ein sonderbarer Zufall, daß das erste Gespräch zwischen Karl August und Goethe an Justus Mösers patriotische Phantasien anknüpfte. Was dieser weitblickende Philosoph und Jurist mitten in dem Unglück der deutschen Kleinstaaterei zum Vorteil der kleinen Staaten, und was er von ihrer wichtigen Bedeutung für die Kultur Deutschlands gesagt hatte, niemand hat das so glänzend verwirklicht, als grade Karl August. Die Hohenzollern und die Wettiner, die Millionenstadt Berlin und das bescheidene Weimar, sie stehen ebenbürtig neben einander; beide zusammen erst umfassen das, was Deutschlands Ruhm und Größe ausmacht.

Ein lied- und sangfrohes, mit der Geschichte unserer Dichtung unauflöslich verbundenes Land war es, in das der junge Dichter Wolfgang Goethe am 7. November 1775 einzog. Schon den großen Meistern mittelhochdeutscher Poesie hatte Thüringen und sein Landgraf Hermann eine gastliche Stätte bereitet. Hier hatte Wolfram von Eschenbach seinen Parcival gedichtet; hier hatte Walther von der Vogelweide seine Lieder erschallen lassen, und die Sage vom Tannhäuser und dem Sängerkrieg auf der Wartburg wird noch den spätesten Geschlechtern von dem Glanz des Musenhofes, von dem Beschützer der Dichtung, dem freigebigen Landgrafen verkünden. Ein Jahrhundert später finden wir in Eisenach eine der ersten Spuren der Aufführung eines deutschen Dramas. Weiter bot eben die Wartburg dem geächteten Luther schützendes Obdach: hier vollzog sich die Geburt der deutschen Schriftsprache. So hatte denn



Weimar

(Stich aus dem 18. Jahrhundert.)

Karl August von seinen Vorfahren ein teures Erbe, den Schutz deutscher Dichtung, empfangen. Die klassische Zeit Weimars und der edle Bund Schillers und Goethes, der ohne Gleichen ist in der Geschichte des Geisteslebens der Völker, war nicht der Beginn, es war die Höhe des Ruhmes.



Herzogin Anna Amalia.

Aber Anna Amalia, die sechzehnjährige Gattin des Herzogs Konstantin von Sachsen=Weimar=Eisenach, brachte dem Geschlecht, das mit dem letzten Sproß, dem siechen und kraftlosen Herzog, auszusterben drohte, noch ein anderes Gut als Mitgift. Es war das Erbteil ihrer Väter, der Welfen, des ältesten deutschen Fürstengeschlechts: Thatkraft, Entschlossenheit und Ausdauer. Karl August war der glückliche Erbe Welfischer Energie und Tapferkeit und des wissenschaftlichen und künstlerischen Sinnes der Wettiner.

Der braunschweigischen Prinzessin Anna Amalia waren nicht Tage voller Freude und Wonne, von denen kindlicher Volksvorstellung nach das Leben der Götter dieser Erde ausgefüllt ist, beschieden gewesen. Schon von der eben geborenen Prinzeß wandte sich der Vater, Herzog Karl von Braunschweig, der an ihrer Stelle den heißersehnten Stammhalter erwartete, unmutig und grollend ab, und auch die Mutter verbarg ihren Schmerz und ihre Enttäuschung nicht. Diese Stimmung der Eltern verfolgte das körperlich wenig anmutige Mädchen die ganze Kindheit hindurch. „Nicht geliebt von meinen Eltern," so schildert sie selbst die ersten Jahre ihres Lebens, „immer zurückgesetzt, meinen Geschwistern in allen Stücken nachgesetzt, nannte man mich nur: den Ausschuß der Natur." So schien es ihr eine Erlösung zu sein, als ihr Vater sie, ohne ihr Herz zu fragen, im Jahre 1756 mit dem neunzehnjährigen Herzog Ernst August Konstantin von Weimar verheiratete. Auch er war soeben erst einer drückenden und harten Erziehung der Vormundschaft in Gotha, die fast einer Gefangenschaft gleich kam, entronnen. Ein neues, glückliches Leben, segensreich für das arg vernachlässigte Land, wollte das jugendliche Paar beginnen, und die Geburt des Erbprinzen (am 3. September 1757) war glückverheißend für die Eltern und das so lange herrenlos gewesene Land; aber schon im Mai des nächsten Jahres standen die Unterthanen und die Herzogin am Grabe des im zweiundzwanzigsten Lebensjahre dahin gerafften Fürsten.

Vor zwei große Aufgaben stellte das Schicksal die selbst noch unmündige Herzogin und Mutter: die Verwaltung des Landes in schwerer Zeit und Kriegsnot und die Erziehung des Erbprinzen und des vier Monate nach dem Tode des Vaters gebornen Prinzen Constantin. Die erste hat Anna Amalia, selbstlos Tag und Nacht über das Wohl ihrer Unterthanen wachend, auch nach dem Urteile ihres Oheims, des großen Friedrich, glänzend gelöst. Daß ihr auch die zweite gelungen ist, hat Karl Augusts Regierung bewiesen. Sie selbst war freilich in den Jahren ihrer Vormundschaft mit der Erziehung des Erbprinzen und ihren Ergebnissen nicht immer zufrieden. Eben das, was die Mutter manchmal an ihm irre werden ließ, die Gegensätze in seinem Charakter haben zu widersprechenden, oft sich gegenseitig aufhebenden Urteilen über ihn geführt. Derselbe Goethe, der ihn Eckermann gegenüber „als gebornen großen Menschen und dämonisches Wesen mit fast unbegreiflicher That- und Anziehungskraft" gepriesen, hat ihn in Stunden des Unmuts scharf getadelt, der sich sogar zu dem Ausspruch verstiegen haben soll: „Karl August hat mich nie verstanden." Und noch in jüngster Zeit ist der „August und Mäcen" unserer klassischen Litteratur von einem der feinsinnigsten Goethe-

forscher als eine rohe Natur bezeichnet worden, die sich nur durch den Verkehr mit dem großen Freunde in ein Interesse für geistige Dinge hineinlog.

Der Grundzug des Charakters des Herzogs Karl August war ein leidenschaftlicher Drang zur Bethätigung der Kräfte des Geistes und des Körpers, sei es im Guten oder im Bösen. „Ein Herzogtum geerbt zu haben," sagt einmal Goethe von ihm, „war ihm nichts, aber hätte er es sich erringen,



Karl August, 1775.

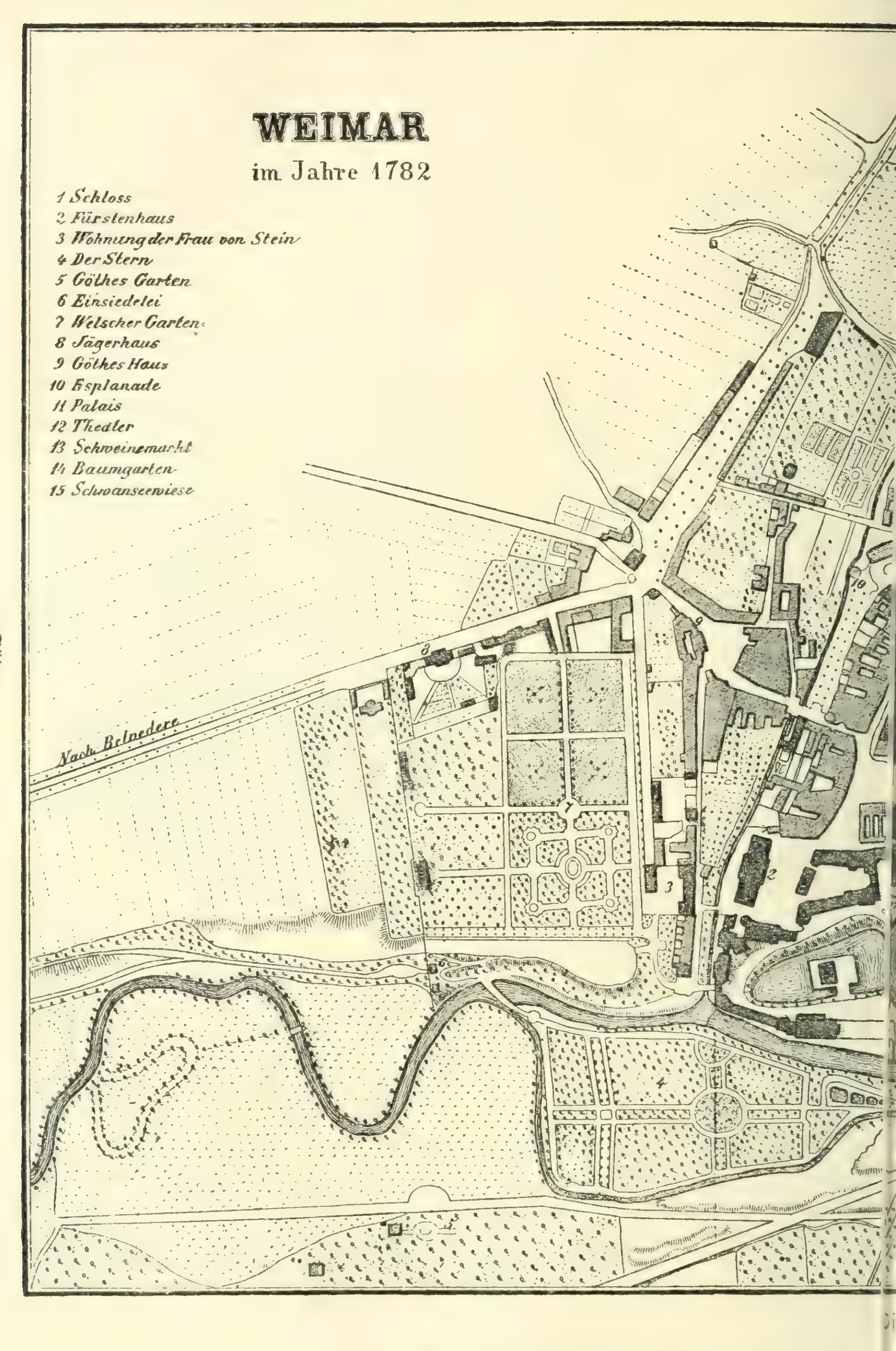
erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen". Solche Naturen schaffen und arbeiten weniger um des Zieles, als um der Aufregung willen; die Bergspitze verliert für sie den Reiz, wenn sie erklommen ist. Um die innere Unruhe zu beschwichtigen, suchen sie Gefahren; darum wurde Karl August Soldat mit Leib und Seele, ein leidenschaftlicher Jäger, ein tollkühner Reiter; darum ward ihm auch nicht wohl im eigenen Hause, auf der Jagd und auf Reisen verbrachte er einen großen Teil seines Lebens. Das Un=

bändige äußerte sich auch in der Form des Auftretens. Einem burschikosen Leben zugethan, ein Verächter aller Etikette, hieß noch der alternde Herzog „der Student von Jena". Nicht selten aber sah dieser Mangel an Form Gefühl- und Herzlosigkeit täuschend ähnlich. So derbe, auf das Wirkliche gestellte Naturen wie Karl August ahnen gar nicht, daß sie mit ihrer Derbheit zartbesaitete und empfindungsreichere Menschen beleidigen und sich für immer verschließen. Sie beleidigen, wo sie es nicht gewollt, und fühlen es nicht, wo sie beleidigen.

Es ist, als wenn das treue, scharfblickende Auge der Mutter das alles vorausgesehen hätte. Sie hätte glücklich und beruhigt sein können, denn der Knabe entwickelte sich geistig gradezu glänzend, und auch sein Großoheim, Friedrich der Große, versicherte, nie einen jungen Fürsten gesehen zu haben, der zu so großen Hoffnungen berechtigte. Aber wichtiger als die Geistesbildung erschien der Mutter die Bildung des Charakters und zu ihrem Schmerze sah sie, daß der unbändige Trotz und die Härte des Charakters, die sie für ein großes Laster „und ein doppelt großes bei einem Regenten" hielt, von Jahr zu Jahr zunahm. Sie glaubte seinem Erzieher, dem Grafen Görtz, der früher ihr volles Vertrauen besessen hatte und ihr nun „ehrgeizig, intrigant und unruhig" erschien, die Hauptschuld beimessen zu müssen. In der Wahl eines zweiten Erziehers, Wielands, des Verfassers des Buches von der Fürstenerziehung, „des goldenen Spiegels", war sie nicht glücklicher. Denn der geistreiche, liebenswürdig schwache, launenhafte Dichter war wohl geeignet, des Prinzen Geist zu fördern, aber nicht auf seinen Charakter zu wirken. Was Anna Amalia durch ihre Strenge, in der sie dem Sohne sogar die ihm zukommenden herzoglichen Rechte verweigerte, erreichte, das schienen ihr die Schmeicheleien der

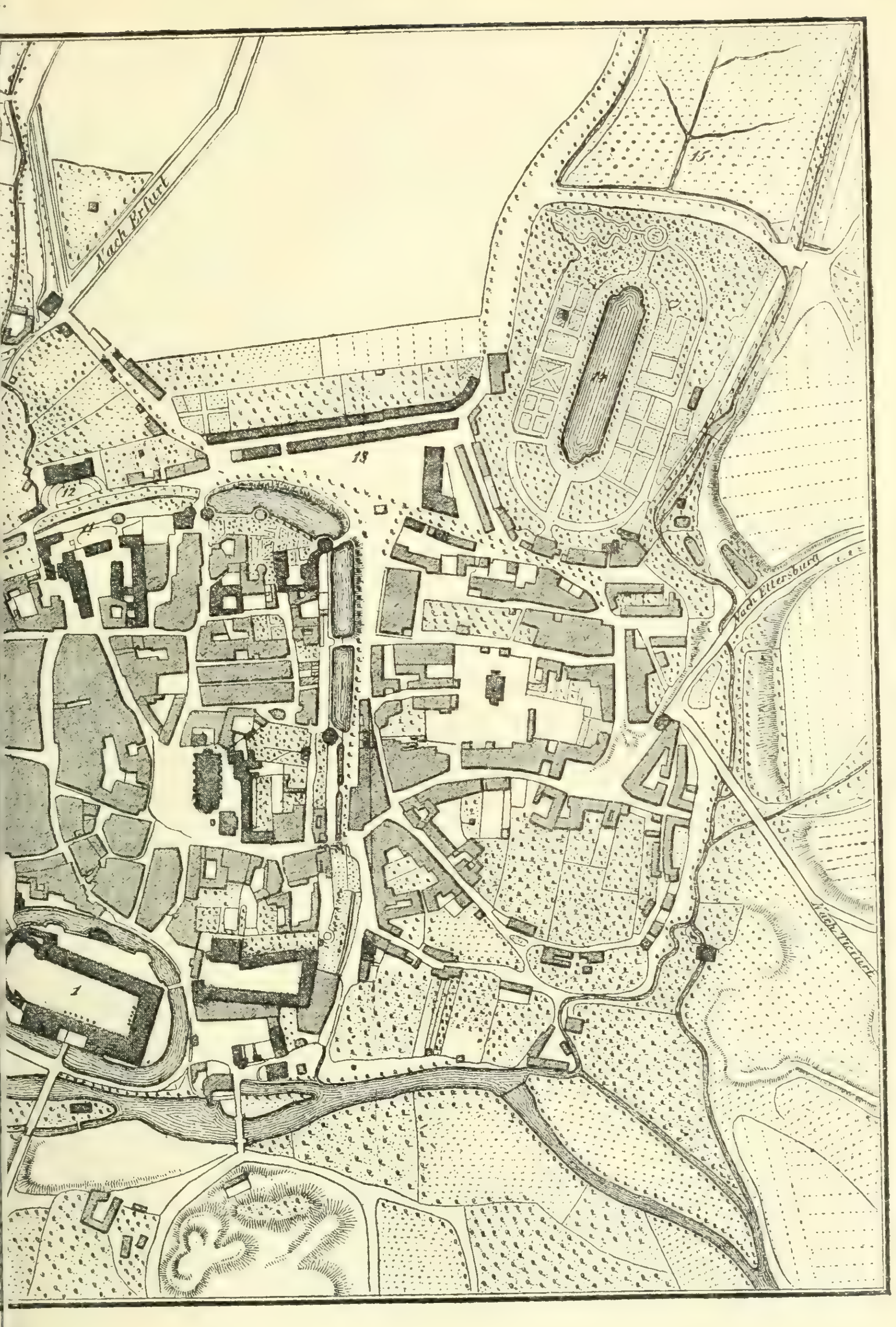
Graf von Görtz.





Plan von Weimar 1782. (Aus Dien

t.



Norden.

en.

nn, Goethe und die lustige Zeit in Weimar.)



Erzieher der aufgehenden Sonne gegenüber wieder zu verderben. Der Gegensatz und Widerstreit zwischen ihr und dem Sohne in den letzten Jahren ließ sie, wenn auch nicht ohne Bangen für das Land, die Zeit herbeisehnen, wo sie das verantwortungsvolle Amt niederlegen könnte, nachdem es ihr noch gelungen war, Karl Augusts Vermählung mit einer der edelsten deutschen Prinzessinnen, Luise von Hessen, durchzusetzen und ihm, wie sie hoffte, in dieser Lebensgefährtin einen sicheren Halt zu geben. So übernahm denn Karl August am 3. September 1775 die Regierung. Die bangen Befürchtungen der Mutter scheinen zuerst nicht unberechtigt gewesen zu sein. Ohne von jemandem sich raten zu lassen oder auf jemandes Warnung zu hören, gab er sich wilden und rauschenden Vergnügungen hin und genoß das Recht, Alleinherrscher zu sein in vollen Zügen. Aber hinter all dem Trotz und dem Ungestüm sah Goethe zwei Tugenden: den guten Willen, dem die Thatkraft nicht fehlte, und das treue Festhalten an dem einmal gewonnenen Freund. Die Freundschaft dieses treuen begabten Fürsten brachte in Goethe, der nur als Gast gekommen war, zuerst den Gedanken auf, hier ein neues Heim zu suchen. Denn die Stadt Weimar und das Leben darin hätte ihn nicht locken können.

Man denke nur nicht bei Weimar an die schmucke und stolz-vornehme Residenz der Gegenwart; das damalige Weimar war ein armseliges Landstädtchen mit etwa 6000 Einwohnern. Der Plan des alten Weimar, den wir zur Orientierung für unsere Leser abdrucken, entstammt dem Buche Diezmanns: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar". Derselbe bewährte Kenner Alt-Weimars ist auch für das folgende unsere Quelle. Die Stadt war ringsum von Wasser umschlossen, im Osten durch die Ilm, im Süden und Westen durch Arme der Lotte, im Norden durch eine Reihe Teiche. An dieser Wassergrenze zog sich außen an der Ostseite eine Mauer hin, mit Ueberresten der Festungswerke und vier Thoren, durch die der strengbewachte Verkehr der Außenwelt mit der Stadt vermittelt wurde. Den dritten Teil der ganzen Stadt hatte das Schloß mit seinen Nebengebäuden bis zum Jahre 1774, da es völlig niederbrannte, eingenommen. Goethe fand an seiner Stelle einen großen Trümmerhaufen vor. Der jetzige Platz vor dem Schlosse nach dem Parke zu war damals ein großer Teich. An ihm standen an der Seite nach der Ilm zu eine Reihe Wirtschaftsgebäude und die Bibliothek, an der andern Seite des Teiches das rote Schloß, der Gleich'sche Hof und das gelbe Schloß. Südlich davon auf einem freien Platz stand das Fürstenhaus. Es ist dies für die Zeit des Goethischen Aufenthalts eines der wichtigsten Gebäude Weimars. Nach der Zerstörung des Schlosses wurde es trotz seiner Einfachheit und blieb es trotz seiner Enge und Beschränktheit dreißig Jahre lang die Residenz des

jungen herzoglichen Paares; den ersten Stock bewohnte Herzogin Luise, den zweiten Karl August. Hier fanden die Sitzungen des geheimen Conseils statt, hier öffnete sich in vertrautem Gespräche dem Freunde die Brust seines hohen Gönners, der ihn oft Tag und Nacht nicht von sich ließ. Anna Amalia bewohnte seit dem Schloßbrande das sogenannte Palais, später Wittumspalais genannt. Und nicht weniger bedeutungsvoll und teuer war Goethe das dem Fürstenhaus gegenüber liegende Gebäude, in dem Frau von Stein wohnte, die spätere russische Kirche. Von dem Palais bis zum inneren Frauenthor zog sich die Esplanade hin, jetzt der belebteste Stadtteil Weimars, damals ein unbedeutender Spazierweg, an dem erst später einzelne Häuser, wie das Schillerhaus, angebaut wurden. Hinter dem innern Frauenthor folgte der Frauenplan, mit dem Hause, das später Goethe gehörte. Die Gegenden jenseits der Mauer, die heute von großen Straßen durchzogen werden, waren Gärten und Feld. Im Westen lag der Welsche Garten, wo Tänze und Spiele abgehalten wurden, im Süden der eine Insel bildende Stern, der seinen Namen von den in seiner Mitte strahlenförmig auslaufenden Gängen erhalten hat. Südlich von ihm lag das Goethische Gartenhaus. Im Nordwesten ist der Schweinemarkt mit seinen strohgedeckten Magazinscheunen und Bürgerscheunen den monumentalen Gebäuden des Carlsplatzes gewichen, der zu Goethes Zeiten zum Teil sumpfiger Teich war. „Weimar ist," so schildert ein Zeitgenosse die Stadt, „ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit und Anlagen, noch an Bauart der Häuser dem heitern und luftigen Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist alle dürftig gebaut, und es hat fast alles das armselige Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Löcher zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, der der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe." Frau von Staël hat mit ihrem bekannten Ausspruche das Richtige getroffen: Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château. Alles lebte mit oder vom Hofe. Auch die lieblichen Lustörter in der weiteren Umgebung, wie Belvedere im Süden, Tiefurt im Osten, Ettersburg im Norden, waren nur für die hohen Herrschaften vorhanden; ihre jetzige Gestalt ist ihnen zum Teil erst nach Goethes Ankunft gegeben worden.

Ebensowenig wie die Stadt konnten Goethe die Verhältnisse am Hofe fesseln. Anna Amalie hatte freilich die Schwiegertochter sich ausgesucht, aber größere Gegensätze als diese Frauen konnte man sich kaum denken. Schon das Aeußere verriet diesen Gegensatz. Die kleine, unansehnliche Gestalt mit dem kurzen Hals und dem großen unschönen, unruhigen Kopf und den durch-

dringenden Friedrichsaugen der verwitweten Herzogin, und daneben die schlanke, ungewöhnlich große Herzogin Luise, aus deren klassisch ruhigen Zügen Vornehmheit, ja Majestät sprach. Wenn die heitere, lebenslustige, nicht selten burschi-



Herzogin Luise.

kose Anna Amalie, gerade so wie ihr Sohn, die Etikette haßte, und es liebte, Mensch unter Menschen zu sein, wenn ihr lebhafter Geist sich in vielen, oft über dilettantischen Versuch hinausgehenden Talenten, dem musikalischen, zeichnerischen und schriftstellerischen offenbarte, bei Luise waren die Musen ausgeblieben,

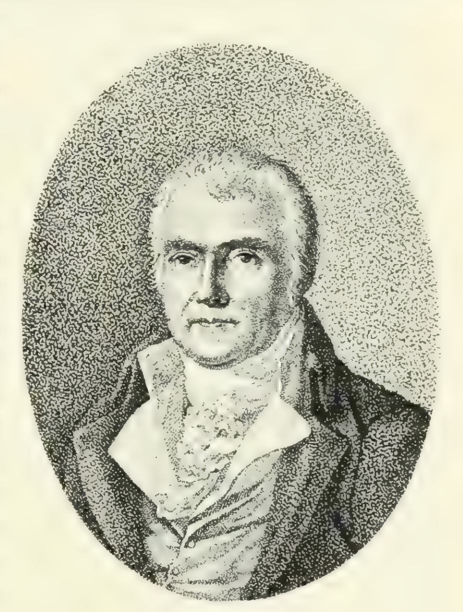
„sie hatte kein Talent, welches ihr Wesen einölte und biegsam erhielt“, und ihre scheue, ungesellige Natur empfand die Etikette nicht als Zwang und die Abschließung vor dem profanum vulgus als Wohlthat. Der großen, edlen Fürstin fehlte das Liebliche, der Gattin das schmiegsame Element, das sich in alle Lagen zu finden weiß, und jene schöne Gabe, ihre Umgebung zu beglücken; ihr Charakter, nicht der mangelnde gute Wille, machte ihre Ehe unglücklich. Rührend klingen ihre Worte aus der ersten Zeit der Ehe an Lavater: „ich war fast zur Kleinmütigkeit gesunken — aber stark! hinauf bin ich wieder gestiegen! nichts von denen liebevollen Aussichten, alles düster und dumpf um mich her, alle Hoffnung erloschen“... Der Freund des Herzogs, der zugleich ihr begeisterter Verehrer war, suchte oft zwischen den beiden im Grunde ihres Herzens guten Menschen zu vermitteln. Der derbe Ton, das rücksichtslose Benehmen, das tolle Jagen und Hasten Karl Augusts waren ihr bis auf seine Vorliebe für den Tabak und die Hunde und seine handfeste Komik in der Seele zuwider. Sie zog sich vom Hofe und ihrem Gatten beleidigt zurück, und er suchte draußen das Glück, das ihm zu Hause nicht geboten wurde. „Sie haben immer beide Unrecht,“ ist Goethes abschließendes Urteil über die jungen Gatten.



Kammerherr Hildebrand von Einsiedel.

Daß der Hof auch innerlich in zwei Parteien geteilt war, ergab sich hieraus fast mit Notwendigkeit. An der Spitze der Mißvergnügten stand der Oberhofmeister der Herzogin Luise, Graf Görtz, uns schon bekannt als früherer Erzieher des Herzogs. Ihm zur Seite in nörgelndem Benehmen und Verbreitung übertriebener Nachrichten über das Treiben Karl Augusts und seiner Intimen trat Karl Siegmund von Seckendorf, Komponist und Dichter, früherer sardinischer Oberlieutenant, dann Kammerherr in Weimar, dem Karl August früher auf die Stellung Hoffnung gemacht hatte, die Goethe erhielt, und der nun mißgünstig und immer wieder vertröstet auf die Erfüllung der Versprechungen wartete. Zu der Partei des Herzogs gehörten außer Knebel, der aber mehrere Jahre mit dem Prinzen Konstantin in Tiefurt lebte, und

Wieland, der Kammerherr und spätere Oberhofmeister Amaliens, Hildebrand von Einsiedel, ein gutmütiger Mann, allgemein als l'ami bezeichnet. Als lustiger Geselle mit Feuereifer an dem tollen Treiben beteiligt, machte er sich besonders durch seine reiche musikalische und dichterische Beanlagung nützlich; ferner der ob seiner Schönheit berühmte Kammerherr Moritz von Wedel, der stete Begleiter und Freund Karl Augusts, ein vorzüglicher Jäger und um drollige Einfälle nie verlegen; der geheime Sekretär und Schatzmeister des Herzogs, Joh. Justus Bertuch, der Oberhofmarschall von Witzleben und der Reisemarschall von Klinkowström. Von den zahlreichen Hofdamen sei außer Frau von Stein die Gesellschafterin und Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein Louise von Göchhausen, genannt. Körperlich mißgestaltet und sehr kleiner Statur, hatte sie um so mehr geistige Vorzüge aufzuweisen. Ihre frische und derbe Lebenslust, ihr lebhaft geistreiches Wesen machte sie zum Liebling ihrer Herrin und zugleich zum Gegenstand witziger, von ihr stets mit gleicher Münze bezahlter Neckereien Karl Augusts und Goethes, die ihr wegen ihrer Verehrung Klopstocks nach Stolbergs Vorgang den Namen Thusnelda gaben und für sie sogar einen Orden stifteten. Auch einen Landsmann, den Maler Kraus, fand Goethe in Weimar als Leiter einer Zeichenschule. Wie ein glänzendes Meteor erschien der berühmte Dichter, der beneidete Götterjüngling in dieser Gesellschaft. Frauen und Männer huldigten ihm, dem bevorzugten Gast des jungen Herrschers, in gleicher Weise. Seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit, sein Geist, alles wirkte zusammen, um den Eindruck bezaubernd zu machen. Selbst Wieland vergaß ob der herrlichen Erscheinung allen Groll und warf sich dem Zauberer an die Brust. Vom 10. November, drei Tage nach Goethes Ankunft, haben wir einen glühenden Bericht von ihm an Jacobi erhalten: O bester Bruder, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem



Joh. Justus Bertuch.

Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tisch saß! Seitdem ist meine Seele so voll von ihm wie ein Thautropfen von der Morgensonne.

> Mit seinem schwarzen Augenpaar,
> Zaubernden Augen mit Götterblicken,
> Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
> So trat er unter uns herrlich und hehr,
> Ein echter Geisterkönig, daher.
> — — — — — — — — —
> So hat sich nie in Gottes Welt
> Ein Menschensohn uns dargestellt.

Es war ein Abend in Stetten bei Erfurt, wo Goethe aus seinen Werken vortrug, den jene begeisterten Verse Wielands schildern wollten: „Heute war eine Stunde," schreibt er an Zimmermann, „wo ich ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah: außer mir, kniet' ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an."

Nicht weniger war der Herzog bezaubert. Freilich, nicht nach dem Dichter verlangte er, nicht ahnte er die staatsmännische Begabung Goethes, nein, er glaubte in dem Führer des Sturmes und Dranges, in dem Titanen Prometheus den Mann gefunden zu haben, der ihm helfen würde, die verhaßten konventionellen Fesseln des Hergebrachten zu durchbrechen und in das langweilige Hofleben Bewegung und Freiheit zu bringen. Den Stürmer und Dränger auf dem Thron könnte man den jugendlichen Herzog nennen. Er gebrauchte nicht nur die derbe Sprache des Götz; was Rousseau, was der Götz und Werther gepredigt hatten, das sollte hier am Fürstenhofe durchgeführt werden. Mensch wollte Karl August vor allem sein, die lästigen Fesseln des Standes warf er ab und machte den Bruderbund mit Goethe und anderen Freunden; zur Einfachheit und Natur kehrte er zurück, verachtete fürstliche Pracht und Komfort und regierte von demselben überbescheidenen Zimmer des Borkenhäuschens aus, in dem er oft aß und schlief. Und wie die Stürmer und Dränger predigten, die Kräfte des Körpers auszunutzen, und wie sie unter einem die Gesundheit zerrüttenden Wüten und Tollen genialische Aeußerung der Selbstbestimmung verstanden, so war auch nach Karl Augusts Meinung tolles Jagen, Reiten und Schwimmen, nachts draußen campieren oder die Nacht durch tanzen und trinken das wahrhaft geniale Treiben. Jetzt sollte der berühmte Führer und Begründer von Sturm und Drang sein maitre de plaisir werden.

Der Gast des Herzogs war in einer schwierigen Lage. Er selbst war jenen



Belvedere.

Ideen bereits entwachsen, und den zehn Jahre jüngeren, so treu und innig an ihm hängenden Fürsten zu einer höheren, würdigeren Auffassung seiner Aufgabe zu erziehen, erschien ihm Freundespflicht, noch bevor er den Plan in Weimar zu bleiben gefaßt hatte; aber zugleich war ihm klar, daß bei dem Starrsinn des Herrschers Warnung oder Klage nicht helfen würde. Daher nahm der weise Erzieher, um das Vertrauen des jungen Fürsten zu gewinnen und zu erhalten, mit der ganzen Genußfähigkeit seines starken Geistes und Körpers an den geräuschvollen Vergnügungen teil. So wurde denn gehetzt und gejagt, gespielt und getanzt, oder auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Fluren geritten und nachts unter freiem Himmel campiert, oder die Nacht bei Musik und Fackelbeleuchtung auf dem Schwanenteich Schlittschuh gelaufen, eine Kunst, die Goethe erst in Weimar heimisch machte. Teufelszeug nannte Goethe es selbst, was er hier dem Herzog zu Gefallen trieb. Beide vergnügten sich in Werthertracht gekleidet an studentischem Scherz, Trinkgelagen und Liebeleien, wobei beide mit den „Misels" nicht wählerisch waren, und als nun noch die Stolbergs, wie wir schon wissen in extravaganten Ideen Meister, erschienen, da wurden wahre Orgien gefeiert, die Brüderlichkeit bis zur Gemeinschaft des Besitzes durchgeführt, die Kleider vertauscht, der Wein aus Schädeln getrunken, die Philister in der Nacht nach Kräften verhöhnt und geärgert und andere Späße mehr gemacht, wie sie überschäumende Lebenskraft der Jugend zeitigt.

Spätere Aeußerungen Goethes über diese Zeit, wie die aus Ilmenau, dem Hauptschauplatz der Jagden: „Die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt," zeigen uns, wie er darüber dachte; und er selbst nennt sich in dem Gedicht Ilmenau: „Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt."

Er war der leitende Schutzgeist der Gesellschaft, der maßhaltende, maßgebende ältere Freund, der wie ein Zuschauer jener „Uebelthaten" treffend sagt, „durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt die Möglichkeit erhielt, von der anderen Hälfte desto gewisser den heranreifenden, mächtigen Freund abzuhalten"; er sorgte dafür, daß das Abenteuerliche, Verwegene, wenn es schon geschehen mußte, mit Humor und Geist geschah und das Rohe durch den Beistand der Grazien und der Kunst gemildert wurde.

Und wenn der Fürst, überdrüssig des rohen Vergnügens, bei seinem großen Freunde die Ruhe suchte, die ihm sein Inneres nicht bot, so führte dieser ihn unmerklich und leise zu den höheren Vernügungen des Geistes, die auch innerlich befriedigen. „Er schloß sich bald," sagt Goethe in seinem aus-

führlichen Bericht über den Großherzog nach dessen Tode, „auf das Innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahr älter war als er, kam unserem Verhältnis zu gute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefsten Gesprächen über Gegenstände der Kunst und der Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam." Sein erstes Ziel hatte Goethe erreicht. Die Freundschaft und Liebe des Herzogs hatte er für immer gewonnen. Nun hieß es, ihn auf dieser Grundlage durch Beispiele in Wort und That zu dem Ziele zu führen, der selbstgewählten Einschränkung, zur Ueberwindung des eigenen starren, selbstherrlichen Charakters. Diese Erziehung hat Goethe anfänglich viel Not und Sorge gemacht. Welcher Art diese waren, schildert Goethe in dem Gedicht Ilmenau:

„Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal:
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da-, bald dorthinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus" —

Auch die mehr übellaunig-humoristischen Klagen an Frau von Stein beweisen, daß das Ziel nur allmählich erreicht wurde. Unter vielen bitteren, allein für das Ohr der Beichtigerin bestimmten Aussprüchen, finden sich hier die Worte: „So passioniert er für das Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darin wohl als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann und doch, wenn er sich etwas zu gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's Wachslichter zerknaupeln wäre." Eigensinn und Trotz, Launenhaftigkeit und Uebermut, auch leidenschaftliche Neigungen des Herzogs, so für die Sängerin Corona Schroeter und die Gräfin Werther auf

Neunheiligen, zerstörten nicht selten die schönsten Hoffnungen; aber zuletzt mußte der angeborne gute Charakter und der Verstand des Herzogs siegen.

> Wer kann der Puppe, die am Boden liegt,
> Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
> Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los,
> Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Die im Jahre 1779 unternommene gemeinsame Reise in die Schweiz, die den jungen Fürsten herausreißen sollte aus dem alltäglichen, trivialen Hofleben, verhalf durch die großen, erhabenen Eindrücke der gewaltigen Natur und den innigen Verkehr mit Goethe dem Großen und Guten in Karl August zum siegreichen Durchbruch. Anfang der 80er Jahre war der Herzog dort, wo ihn Goethe haben wollte. Der stürmisch-überschäumende Jüngling war zum zielbewußten Manne herangereift. Den festen Vorsatz, dem treuen Führer zu folgen, spricht der Brief Karl Augusts an Merck aus, in dem er ihm für den Glückwunsch zur Geburt des Erbprinzen (1783) dankt. „Wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethes und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fù pittore.“

Während Goethe auch in der Zeit des lustigen Lebens seine Aufgabe nicht aus dem Auge ließ, drangen die übertriebensten Gerüchte durch die Briefe der Herzogin Luise, des Oberhofmeisters Görtz und des Kammerherrn von Seckendorf in die Welt. Auch andere Neider und Hasser am Hofe thaten das ihrige, dem Klatsch immer neue Nahrung zuzuführen. Es war ja auch zu toll. Ein Fremder, ein Bürgerlicher, ein Belletrist der vertrauteste Freund und Ratgeber des regierenden Herzogs! Frau Rat hat wieder den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn sie Freund Krespel über die böswilligen Angriffe schrieb: „Sie können nicht begreifen, wie man ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne.“

Diese Gerüchte waren auch zu Klopstock gedrungen. Er betrachtete sich als Vater und Gönner des jungen Dichters. Sein Wirken hatte ja dem Dichter und der Dichtung in Deutschland erst eine würdige Stellung verschafft. Die glänzende Aufnahme Goethes in Weimar begrüßte er daher als ein Zeichen der Anerkennung der deutschen Poesie auch am Fürstenthrone. Und nun mißbrauchte eben der begünstigte Dichter seine Stellung, um einen edlen jungen Fürsten durch tolles Leben und maßloses Wüsten körperlich und geistig

zu ruinieren. Deshalb schrieb er einen Brief im Tone des warnenden Meisters, der die übertriebenen Gerüchte für wahr annahm und Goethe als den Anstifter des Unglücks hinstellte. Goethes scharf ablehnende Antwort vom 21. Mai: „Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. . . . Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie ebendas" . . . versetzte dem Freundschaftsverhältnis der beiden Dichter den Todesstoß.

Aber nicht überall waren die Gerüchte so übel aufgenommen worden. Mit Freude und Entzücken hörten die alten Freunde aus der Götz- und Wertherzeit von dem erstaunlichen Glück Goethes und dazu noch von der Absicht des Herzogs, Weimar zum Sammelplatz der Schöngeister Deutschlands zu machen. Man entnahm daraus für sich eitel Wonne und eine rosige Zukunft, und so machte sich denn Jakob Reinhold Lenz baldigst auf die Reise nach dem gelobten Lande. Der wunderliche Dichter hatte sich unterdes, nachdem er mit Schlosser bekannt geworden war, in Cornelia verliebt und sogar einen Liebesroman, der von erwiderter Liebe sprach, gedichtet, viele Bekannte Goethes aufgesucht und bei Frau Rat freundliche Aufnahme gesucht und gefunden. Seine Worte an Zimmermann: „Die Reise nach Weimar wird für das Vaterland wichtiger sein als für mich", deuten darauf hin, daß er Karl August überreden wollte, seine militärischen und wirtschaftlichen Pläne durchzuführen.

Zu seiner Ueberraschung fand Goethe am 1. April 1776 in seiner Wohnung einen Zettel vor: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze." Goethe brachte den Freund in einem Gasthofe unter, und der Herzog bezahlte die Verpflegung. Der früher von Lenz schnöde angegriffene Wieland war natürlich sofort Feuer und Flamme: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben! So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! so ein zartes Maulwurfsgesicht und so ein nebliger Blick, und der ganze Mensch so befangen, so liebevoll! Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und solange er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden." Der Herzog nahm ihn zuerst als Vorleser in seine Nähe; aber die vielen Thorheiten, die er beging, und sein excentrisch-krankhaftes Wesen machte das bald unmöglich. Er zog sich nach Berka in die Einsamkeit zurück.

Unterdes war Ende Juni ein anderer Stürmer und Dränger angerückt, der durch die günstige Aufnahme seines Dramas „Die Zwillinge" stolz gewordene Dichter Klinger, der hier durch Goethe Anstellung zu erhalten hoffte, was ihm angenehmer erschien, als ein Examen zu machen. Goethe

nahm den alten Freund herzlich auf: „Ich lag an Goethes Hals, und er umfaßte mich mit inniger Liebe: Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm! Toller Junge! und immer mehr Liebe", so schildert Klinger den Empfang; aber bei dem Mißtrauen, das man gegen Goethe in den Kreisen der Beamten hegte, war es ihm unmöglich, etwas für ihn zu thun.

Goethe hatte auch längst das Wesen und das Aeußere abgethan, worin jene Freunde den eigentlichen Kern der Richtung sahen. Er wollte sich jetzt zum Staatsmann ausbilden; es graute ihm vor sich selber, wenn ihm in dem derben und grob natürlichen, wild genialen Auftreten der alten Freunde sein Bild aus früherer Zeit entgegentrat. Als nun gar noch der Hanswurst der Sturm- und Drangzeit, der berüchtigte, uns schon bekannte Kraft- und Genieapostel Kaufmann, in Weimar erschien, da mußte Goethe mit der ganzen Sippschaft brechen.

Schon im Juli hatte Goethe, der sich durch Klingers Auftreten gedrückt fühlte, diesem Freunde reinen Wein eingeschenkt; Kaufmanns Hetzereien führten zum Bruch. „Lenz ist," schreibt Goethe Mitte September an Merck, „unter uns wie ein krankes Kind. . . . Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt mit aus, und er wird sich herausschwären." Bald darauf verließ Klinger, halb unfreiwillig und betrübt und traurig darüber, die Gunst seines Freundes und Wohlthäters verscherzt zu haben, Weimar; Lenz verwirkte durch eine „Eselei" im November seinen Aufenthalt in Goethes Nähe.

Man wird begreifen, mit welchem Mißtrauen die Staatsräte der immer inniger werdenden Freundschaft des Herzogs mit dem Belletristen, der eine ganze Schar höchst zweifelhafter Gesellen um sich versammelt hatte und versammeln wollte, sich entwickeln sahen. Man brauchte nicht erst in die Vergangenheit zurückzugehen, um Beispiele anzuführen, wo männliche und weibliche Günstlinge Hof und Land ruiniert hatten. Und schon schien Goethe Einfluß auf Hof- und Staatsgeschäfte zu gewinnen. Stolbergs Berufung in eine Kammerherrnstelle war sein Werk, jetzt sollte gar die höchste geistliche Stelle von einem der Genies nach Goethes Wunsch besetzt werden. Nach dem Tode des Generalsuperintendenten Basch (1771) war die Stelle noch nicht wieder besetzt worden. Karl August fragte Goethe, der Herder vorschlug, worauf der Fürst sofort einging; freilich galt es erst den Widerstand der ersten Geistlichen zu besiegen, die aber Karl August, wie Goethe sich kräftig ausdrückt, mit der Hetzpeitsche zusammentrieb.

Am 1. Februar 1776 war trotz aller Einsprüche und Widerreden die offizielle Anfrage in Herders Händen. Wie hatte sich das Blatt gewendet! Für all den Hohn und Spott in der Straßburger Zeit konnte Goethe sich

dadurch rächen, daß er dem Meister eine sichere Lebensstellung verschaffte. Trotz einiger bei Herders Charakter fast unausbleiblichen Verstimmungen hatte Goethe Herder nicht undankbar vergessen. In die Rechte, die ihm Herder von neuem bot, schlug er gern und freudig ein. „Laß uns ein neues Leben beginnen miteinander," antwortete er ihm im Januar 1775. „Denn im Grunde habe ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich ... mir wird's recht wohl, daß ich an euerm Buben und Haushalt wieder Teil habe. ..." Nun folgt ein herzlicher schriftlicher Verkehr, bis Anfang Oktober 1776 die alten Freunde sich die Hand drücken konnten zum Beginn gemeinsamen Lebens unter dem Schutze des edlen jungen Fürsten. So ist denn jetzt auch Herder des Lobes voll über den früher oft verlachten Freund. „Goethe schwimmt," schreibt er im März an Zimmermann, „auf den goldnen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit!" und er, der für den Götz nur höhnische Worte übrig hatte, nennt Stella „ein paradiesisch Stück, das Beste, was Goethe geschrieben hat".

Die Festigkeit Karl Augusts in dieser Angelegenheit hätte den Räten sagen müssen, daß seine Absicht, Goethe in den geheimen Rat zu ziehen, sobald er sie geäußert hatte, unabänderlich war. Im Januar erfahren wir zuerst durch einen Brief Goethes an Merck, daß er mit dem Gedanken, in Weimar zu bleiben, sich zu befreunden beginnt: „Die Herzogtümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde." Ebenso spricht dafür die Mietung einer eigenen Wohnung, während er bis Ende März beim Präsidenten von Kalb gewohnt hatte. Die neue Wohnung, die er aber erst im Juni bezog, und deren Möblierung brachte Ausgaben mit sich, zu deren Bestreitung der bis dahin „gehaltlose" Gast des Herzogs nach Hause schreiben mußte, damit die Mutter, die schon nach Kräften zugesteuert hatte, die schwierige Aufgabe, vom Vater Goethe Geld zu erhalten, auf sich nehme. Unterdes war Minister von Fritsch energisch gegen Goethes Ernennung vorgegangen. Er erklärte, mit Goethe wegen dessen Unkenntnis der Geschäfte und weil durch seine Ernennung andere ungerecht zurückgesetzt würden, nicht in einem Kollegium zusammensitzen zu wollen und bat um seine Entlassung. Der Herzog antwortete am 11. Mai in einem prächtigen Briefe, der allein schon genügen würde, die Einsicht und die edle Denkungsart des achtzehnjährigen Fürsten zu beweisen; der Schluß sei hier mitgeteilt: „Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Einige Tage darauf mußte von Kalb, der in Goethes Vaterhause nicht unbekannt war, Goethes Eltern im Namen des Herzogs die Ernennung Wolfgangs mitteilen: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn," so beginnt der Brief, „das unbeschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, seinem Goethe eine andere Stelle, einen anderen Charakter als den von seinem Freunde anzutragen . . . wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsrates mit einem Gehalt von 1200 Thaler in sein Ministerium ziehen..." Das Dekret der Ernennung lautete vom 11. Juni 1776. Am 25. Juni fand die Einführung in das Conseil und die Eidesleistung statt. „Der Herzog," so teilte Goethe die freudige Kunde dem alten Freunde Kestner mit, „mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden. Aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne."



Geheimrat von Fritsch.

* *

*

Nicht deshalb ist Goethes Leben glücklich zu nennen und beneidenswert, weil er die Not und die Bedürftigkeit nicht gekannt hat, sondern weil ihm alle Dinge, auch die seinem Wesen widerstrebenden, seine Entwickelung anscheinend niederhaltenden, zum Besten dienten. Mit Sorge und Betrübnis sahen Freunde und Eltern, wie den zur Dichtkunst geweihten Jüngling „gott=

gesandte Wechselwinde seitwärts von der vorgesteckten Fahrt abtrieben"; aber er „blieb treu dem Zwecke seines Lebens auch auf dem schiefen Wege" und zeigte am Schlusse seiner Weimarer Dienstjahre der Welt, die bereits den Dichter des Götz aufzugeben oder zu vergessen anfing, daß auch die Jahre des Staatsdienstes ein notwendiger Durchgang waren, eine Stufe auf der Leiter, die ihn zur Unsterblichkeit führen sollte. „Der Druck der Geschäfte," so war seine Meinung, „ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt das Leben. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel."

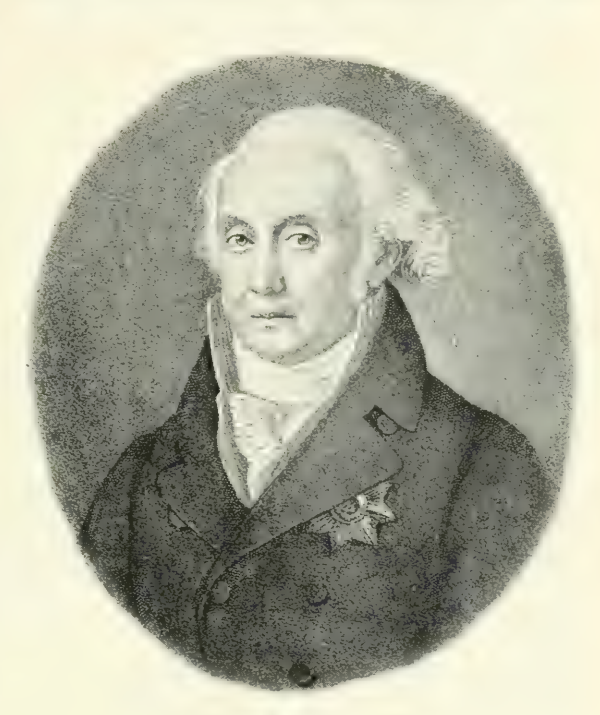
Schon bevor Goethe offiziell zum Mitgliede des geheimen Rats ernannt worden war, hatte Karl August keine wichtige Sache ohne seinen Rat entschieden. Das Streben des Staatsbeamten Goethe ging dahin, die Fäden der gesammten Verwaltung in die Hände zu bekommen und die Finanzen des Staates auf eine solidere Grundlage zu stellen. Zuerst hatte er auf die Bitten des Herzogs sich bereit erklärt, den Staatsdienst zu versuchen. „Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann." Aber bald sieht er ein, daß ihm hier ein weites, großes Arbeitsfeld, wert seiner Thätigkeit, gegeben war, das aber nur dann erfolgreich bestellt werden konnte, wenn sein ganzer Umfang und alle Teile ihm bekannt und von ihm mit gleicher Liebe und Sorgfalt gepflegt würden. So sehen wir ihn denn einen Zweig nach dem andern an sich ziehen; nicht der immer wachsenden Mühe und Sorgen achtet er, nicht der begonnenen Dichtungen, die lockend und reizend ihn zu lohnenderer, schönerer Thätigkeit rufen; er ruht nicht eher, bis er in Theorie und praktischer Thätigkeit über allen anderen steht.

Vom Jahre 1783 an ist er der leitende, regierende Minister im Lande, der nur den Herzog über sich hat, mit dem er sich eins weiß. Zuerst nahm beider eifrigstes Interesse die Wiederherstellung des Ilmenauer Bergbaues in Anspruch. Die alten Oefen, die noch von dem seit über dreißig Jahren aufgegebenen Silberbergwerk als traurige Ueberreste dastanden, erinnerten an eine bessere Zeit des nun verarmten, von der Natur mit so schönen Reizen ausgestatteten Ilmenau. Die Hoffnung, diese Zeit wiedererstehen zu lassen, trieben den Herzog und Goethe zu schnellen Maßregeln. Die Bergkommission, bestehend aus dem Juristen Dr. Eckardt in Jena, von Kalb und Goethe, nebst dem Herzog und dem zur Prüfung herbeigeholten Sachverständigen, dem Vicebergahuptmann von Trebra aus Marienberg, begab sich am 20. Juli nach Ilmenau. Man fuhr in den offen gehaltenen Treuefriedrichschacht und fand ihn in so gutem Zustande, daß man die Wiederaufnahme des Werkes

beschloß. Goethe läßt sich von Trebra in das Bergwerkswesen einweihen, ein Geschworner-Meister aus Marienberg wird nach Ilmenau berufen. Am ersten August fuhren der Herzog, Dalberg, Trebra und Goethe in den Karl August-Schacht des Kammerberger Kohlenwerkes, der etwa anderthalb Lachter abgeteuft war, und besuchten auch das Eisenwerk. Nachdem am nächsten Morgen die Silberprobe zur Zufriedenheit ausgefallen und ein ausführlicher Plan des Verfahrens aufgestellt war, überließ Trebra das weitere der Kommission und ihrem thatkräftigen Mitgliede Goethe, der sich nun häufig nach Ilmenau begab, um die Sache eifrig zu betreiben, jeden Mittwoch in der Kommissionssitzung berichtete und sogar die Hennebergische Bergordnung eifrig studierte. Um den Bergbau und den lebendigen Betrieb genauer kennen zu lernen, reiste er unter dem Namen eines Malers Weber, ohne jemand, selbst dem Herzog nicht, noch Frau von Stein etwas zu sagen, Ende November 1777 in den Harz, wo er in den Hütten an der Ocker die Messingarbeit und das Hüttenwerk besichtigt und in Klausthal in die Schächte und in die tiefe Silbergrube Samson bei Andreasberg einfuhr. Nach mehrjähriger Thätigkeit konnte nun am 28. August 1783 die von Eckardt nach eingehender Beratung mit Goethe verfaßte „Nachricht von dem ehemaligen Bergbau bei Ilmenau im Hennebergischen und Vorschläge, ihn durch eine neue Gewerkschaft wieder in Aufnahme zu bringen", ausgegeben werden. Der 15. Februar 1784, der Fastnachtsdienstag, war ausersehen als der Tag, an dem mit der Eröffnung eines neuen, des Johannisschachtes, der Bergbau wieder begonnen werden sollte. Nach beendigtem Gottesdienste zogen die Bergleute nach dem Bergwerke, wo sie von Goethe mit einer feierlichen Rede begrüßt wurden. Dann that er selbst den ersten Hieb zu dem neuen Schacht; er schenkte dem anfänglich gut gedeihenden Werke anhaltende Sorgfalt und Thätigkeit, solange er an der Spitze der Regierung stand. Gerade diese Thätigkeit brachte ihn in nähere Berührung mit einem als Mensch und Beamten gleich ausgezeichneten Kollegen Christian Gottlob von Voigt, mit dem ihm auch später gemeinsame Thätigkeit für die Universität Jena und gemeinsame wissenschaftliche Interessen und nicht weniger freundschaftlichere Beziehungen verknüpften. Bis zu Goethes italienischer Reise war Voigt Goethes treuer Mitarbeiter, später, von 1794 an als wirklicher Geheimrat, je mehr sich der Dichter zurückzog, sein Nachfolger und die Seele der Verwaltung.

Auch in die Baukommission war Goethe sofort als thätiges Mitglied eingetreten. Schneller als die schwierige Frage des Neubaues eines Schlosses, der sich noch viele Jahre hinzog, wurde der Bau eines Redoutensaales mit einer Bühne erledigt.

Selbstverständlich war Goethe der Leiter aller hier oder in Ettersburg und Tiefurt veranstalteten Aufführungen des Liebhabertheaters. Ebenso wie diese Thätigkeit war auch die Anlage eines großen Parkes mehr eine Arbeit für den Hof als für den Staat. Der Besuch in Dessau und der Anblick der dortigen großartigen Anlagen erregten bei Goethe den Gedanken, den sogenannten Stern zu einer großen künstlichen Gartenanlage umzugestalten. Die Errichtung des Einsiedelei oder Kloster genannten Borkenhäuschens, bei einem am 9. Juli 1778 zu Ehren der Herzogin veranstalteten Fest, gab die Veranlassung zum weiteren Ausbau und zur Verschönerung der Anlagen, zumal der Herzog dieses Häuschen zu seinem Lieblingsaufenthalt wählte. Es entstand die schönste landschaftliche Zierde Weimars, der vom Süden der Stadt bis nach Oberweimar sich erstreckende köstliche Park, die eigenste Schöpfung Goethes. Zuerst wurden die vier Teiche des sogenannten Sterns und der zwischen ihm und einem großen Wiesengrund sich hinziehende Flößgraben zugeschüttet und das gewonnene Terrain mit Baumgruppen besetzt, so daß der Stern mit ihm ein harmonisches Ganze bildete. Dann wurde der auf dem linken Ilmufer gelegene große Welsche Garten nebst Privatgärten und der öde bisherige Exerzierplatz mit zum Park einbezogen. Nach Goethes Angaben zauberten hier die Hofgärtner Reichert und Eckell aus wilder Natur oder geschmackloser Unnatur eine liebliche Schöpfung der Kunst hervor, die durch die „weise Verteilung der landschaftlichen Scenen, den anmutigen Wechsel sanft



Christian Gottlob von Voigt.

abgetönten Buschwerkes, den tiefen Ernst dunkler Koniferengruppen, durch Einfügung passender Staffagen, durch reich abwechselnde Stimmungsbilder" von dem Schönheitssinn und dem Verständnis des Schöpfers zeugte. Goethe-Gedichte nannte Wieland diese köstlichen Anlagen, um anzudeuten, daß die Seele und das tiefe Gemüt des Dichters ebenso großen Anteil an dieser Schöpfung hatten als die Kunst. Ein großer Felsblock mit der Inschrift: Francisco Dessaviae Principi soll dankbar bezeugen, wer Goethes Lehrmeister in dieser Kunst gewesen ist. Auch der Plan für den Tiefurter Park ist von Goethe entworfen worden.

Weniger erfreulich waren die Thätigkeiten in zwei anderen Kommissionen, deren Führung sich Goethe im Januar 1779 übertragen ließ; es war die Kriegs- und die Wegbaukommission. Das Herzogtum hatte damals nur 600 Soldaten; aber auch diese Zahl war eine zu große Last, und die ungerechte willkürliche Auswahl erregte große Unzufriedenheit. Goethe stürzte sich mit dem Feuereifer der Jugend in das ihm bisher ganz fremde Geschäft. Auf eigene Kosten reist er durch das ganze Land, das genauer kennen zu lernen er gleich von Beginn seiner Thätigkeit für eine seiner ersten Pflichten gehalten hatte, und nimmt die Aushebung überall persönlich vor. So mißt denn der Dichter die jungen Leute des Landes und wählt die Rekruten aus, während seine Gedanken bei den Tauriern weilen und in seinem Innern Iphigenie nach Gestaltung ringt. Für die Soldatenkinder sorgte er durch Errichtung einer Spinn- und Strickschule. Um die Reise recht fruchtbar zu machen, nahm er zugleich, unterstützt von dem Artilleriehauptmann de Castrop, die Besserung der Straßen und Fahrwege in die Hand, während die Sorge um die Wasserbauten ihn häufiger nach Jena führte.

War sein Hauptaugenmerk auf die Erleichterung des großen Steuer-drucks und bessere Ausnutzung der natürlichen Quellen des Landes gerichtet, so wurde ihm bald klar, daß eine eingehende Kenntnis der Landwirtschaft für ihn unumgänglich notwendig war. Freund Merck, der im Sommer 1779 zum Besuche in Weimar war, bestärkte ihn in seiner Meinung, daß die Ergiebigkeit des Bodens durch Wiesenbewässerung erhöht werden könnte. Auf Mercks Empfehlung wurde ein Engländer namens Batty nach Weimar berufen, der bald der dankbar anerkannte Lehrer Goethes wurde und in seiner Thätigkeit das höchste Lob Goethes und des Herzogs erlangte. Mit ihm gemeinsam bereitete Goethe eine Verbesserung der Bodenverwertung und Pachtordnung vor und beriet sich über die Güterzerschlagung.

Daß er auch schon damals der Universität Jena's, der Berufung der Professoren und der Errichtung wissenschaftlicher Institute, soviel sich bei der



An der Klause im Parke bei Weimar (G. M. Kraus, 1788).

Beschränktheit der Mittel thun ließ, seine Aufmerksamkeit schenkte, ist selbstverständlich. Hier geschah nichts ohne seinen Rat und seine Einwilligung. Für die Besserung der Schulen, konnte er, trotz Herders Mahnungen, vorläufig nichts erreichen. Der Zeichenschule widmete er aus alter Vorliebe sein besonderes Interesse; er hielt selbst Vorlesungen über das menschliche Skelett. Und so vielseitig war die Thätigkeit des jungen Rates, daß er selbst für die Löschung der in Weimar sehr häufigen, zumeist sehr gefährlichen Feuer eine besondere Brandordnung besorgte.

Die Verleihung des Titels Geheimrat am 6. September 1779, zwei Jahre später die Erhöhung des Gehalts auf 1400 Thaler und endlich die Besorgung des Adelsdiploms (1782) waren der äußere Ausdruck des Dankes, den Karl August für Goethes hingebende Thätigkeit zollte. Aber er wollte und konnte noch nicht rasten; noch harrte seiner eine große Aufgabe. Wenn Karl August an Goethe trotz aller Einwendung zum Segen des Landes festgehalten, in der Wahl des Kammerpräsidenten bewährte sich dieser Blick nicht. Kammerrat von Kalb, dem Karl August trotz seiner Jugend den Vorsitz in der Kammer übertragen hatte, der von Goethe als Bruder und von Frau Rat als Sohn begrüßt worden war, hatte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen vereitelt, er hatte sich „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt". Der gewissenlosen Verwaltung Kalbs war Goethe oft scharf entgegengetreten. Im Juni 1782 machte der Herzog durch Entfernung Kalbs der Sache ein Ende. Die Mißbräuche in der Verwaltung des fürstlichen Vermögens und der Domänenwirtschaft und des Rechnungswesens hatte der junge Staatsbeamte nach langem Studium erkannt. Daß die Finanzen das A und O der Verwaltung sind, war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Die Quelle des Uebels zu verstopfen und durch geordnete Finanzen die Staatsverwaltung auf eine gesunde Grundlage zu stellen, war daher schon lange sein sehnlichster Wunsch, und ein sorgfältig ausgearbeiteter Reformplan wartete auf seine Verwirklichung. Nun stellte ihn das Vertrauen des Herzogs an den ersehnten Platz. Er übernahm das Präsidium der Kammer, wenn er auch den Titel eines Präsidenten ablehnte, und die Oekonomie der Verwaltung; jetzt liefen alle Fäden bei ihm zusammen. „Was nun geschieht," schreibt er an Knebel, „muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich." Zwei Jahre seines Lebens wollte er der großen Aufgabe widmen. Es wurden derer vier, und was er gewollt und ersehnt hatte, erfüllte sich nur zum kleinen Teil. Seine wichtigste Absicht, die er einmal

die Sorge nennt, daß das ganze Land gedeihe und nicht bloß ein privilegierter Garten, stieß auf zwei unüberwindbare Hindernisse, einmal das unglaublich komplicierte Staatswesen selbst, das aus drei getrennten Ländern mit besonderen Ständen und besonderer Verwaltung und eigenen Landtagen bestand, und zweitens die Weigerung Karl Augusts, auf eine politisch-militärische, außerhalb seiner Stellung als regierender Fürst liegende Rolle zu verzichten.

Es führt uns das auf Karl Augusts und Goethes politische Thätigkeit während der zehn Jahre gemeinsamer Regierung. Sich mit Politik zu befassen, war Karl August trotz der kleinen Macht, die er vertrat, auch abgesehen von Neigung und Vorliebe durch die Feindschaft und Rivalität Oesterreichs und Preußens genötigt. Der plötzliche Einfall preußischer Werber im herzoglichen Gebiet gab Goethen, dem Leiter der Kriegskommission, Veranlassung zu einem ausführlichen Gutachten, das nicht sowohl durch die Vorschläge zur Heilung des augenblicklichen Uebels, als vielmehr durch eine neue Beleuchtung der politischen Lage wichtig, ja für die Entwickelung der Dinge höchst bedeutungsvoll geworden ist. Dieses Gutachten enthielt die Aufforderung, Karl August solle sich an Hannover, Mainz und die sächsischen Höfe mit dem Plan wenden, eine nähere Verbindung zwischen ihnen zum Zweck der Abwehr österreichischer oder preußischer Zumutungen oder Uebergriffe, zu schaffen. „So wenig Sie im Falle seien, diese Forderung, wenn sie durchgesetzt werden wollte, mit Nachdruck abzuweisen, so sehr wünschten Sie durch eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Länder diesen, oder ähnlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seien, solchen Zumutungen sich standhaft widersetzen zu können..... Zu wünschen wäre es, daß andere glückliche Umstände zusammenträfen, die Fürsten des Reichs aus ihrer Unthätigkeit zu wecken, und sehr glücklich wäre es, wenn man durch die Not gedrungen von hier aus zu einer geschwinderen Vereinigung beigetragen hätte."

Es war wohl selbstverständlich, daß der Mann, von dem der Gedanke ausgegangen war, in die diplomatische Verhandlung eingeweiht wurde; auch in dem kleinen Zuge zeigt sich das, daß die diese Verhandlung betreffenden Korrespondenzen von Goethes Hand für den Herzog abgeschrieben wurden. Es ist hier zuerst von Goethe der Gedanke ausgesprochen, der die Ursache des Fürstenbundes wurde. Wenn dieser Bund auch später unter preußischer Führung stand, ursprünglich war seine Spitze gegen Oesterreich und Preußen gerichtet, ja man dachte sogar an eine Anlehnung an England oder Frankreich. Allen diesen eifrigst betriebenen diplomatischen Unterhandlungen machte der große König Friedrich ein Ende. Er schuf kurz vor seinem Tode den sogenannten Dreifürstenbund zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, dem die andern

Staaten wohl oder übel beitreten mußten, und machte aus dem gegen Preußen und Oesterreich gerichteten Fürstenbund einen preußisch-deutschen Bund, dessen Führung Preußen hatte.

Wie weit dieser Bund sich von dem ursprünglichen Goethischen Plan entfernte, so weit waren Karl Augusts und Goethes politische Anschauungen auseinander geraten, oder immer getrennt gewesen; man möchte fast sagen die alte und die moderne Zeit traten sich gegenüber. Goethe ist in politischen Dingen immer sehr konservativ gewesen. Der Aufbau auf gegebenen Verhältnissen war seine Forderung. Deshalb war er von Mösers patriotischen Phantasien so erbaut, weil hier die Ausbildung auf dem gegebenen Boden der Reichsverfassung von dem Einzelstaate, man möchte sagen vom Individuum, dargestellt und die Blüte des Ganzen als eine notwendige Folge der Blüte des einzelnen unabhängigen Teiles, der steten Besserung des Individuums an sich selbst und der ihm gewordenen Aufgabe angesehen wurde. „So wie Möser in dem kleinen Osnabrück," sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit, „durfte nur jeder Staatsverweser an seinem Orte und auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs Beste kennen zu lernen und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurteilen." So mißbilligt er die von den meisten Zeitgenossen gepriesenen kirchenfeindlichen Maßregeln Josephs II. und schreibt dem gleichgesinnten Johannes von Müller die bezeichnenden Worte: „So wenig wir uns dem Strome der Zeit entgegenstellen können, so ist es doch immer um der einzelnen willen gut, wenn eine Stimme dem Beifall widerspricht, den das Menschengeschlecht oft Handlungen und Begebenheiten zujauchzt, die sie ins Verderben führen. Und wer eine Anlage hat klug zu werden, mag's nächst dem Leben in der Geschichte suchen." Ruhige Entwickelung und Bewahrung der Selbständigkeit innerhalb des Staatenbundes war Goethes Wunsch für Weimar. Die Kriege könnten, meinte er, die großen Staaten ausfechten. Man wird an Frau Rat erinnert, der trotz der furchtbaren Leiden der wehrlosen, von niemandem beschützten Stadt die Hauptsache ist, daß Frankfurt freie Reichsstadt bleibt. Etwas von dieser Anschauung hat dem gebornen Reichsstädter immer angehangen.

Ganz anders dachte Karl August. Er, der wegen seines Eifers für den Bund „Kurier des Fürstenbundes" hieß, war mit der Wendung der Dinge durch das Eingreifen des großen Königs nicht unzufrieden, ja er hatte durch Verbindung mit dem Thronfolger ähnliches schon geplant. Denn ihm stand das felsenfest, wozu er Goethe nicht bekehren konnte: daß nur in einem kräftigen und starken Preußen das Heil Deutschlands zu suchen sei, und daß

die kleinen Fürsten sich nicht auf den guten Willen Oesterreichs oder Preußens zur Verteidigung des Reichs verlassen dürften, sondern selbst das Ihrige zur Aufstellung einer Truppenmacht beitragen müßten. Er selbst schloß eine Militärkonvention, trat in preußische Dienste und ließ sich ein Kürassierregiment übertragen. Man lese die Briefe, die Karl August an den neuen König nach dessen Thronbesteigung schrieb, und man wird eine hohe Meinung von seinen patriotischen Absichten und seiner staatsmännischen Begabung erhalten. Karl August verlangte, den zur leeren Form herabgesunkenen Reichstag wirksam zu machen durch vorhergehende Verständigung und Einigung der Fürsten des Bundes und durch ihr gemeinsames Vorgehen; ferner die Aufstellung einer bedeutenden Truppenmacht, damit das Reich gegen Angriffe von außen sich selbst verteidigen könne und nicht von dem Willen Oesterreichs oder Preußens abhängig sei, zugleich sollte damit ein Mittel gegen die Pläne des ländergierigen Oesterreich getroffen werden. Endlich forderte der Herzog ein allgemeines deutsches Gesetzbuch für Civil- und Kriminalrecht. Durch den Bund, so meinte er, sollte dem Geist der Trägheit, der die Fürsten seit dem Westfälischen Frieden befallen hatte, ein Ende gemacht und der nationale Geist, der in den letzten Zügen lag, wieder geweckt werden. Die Leitung und Führung sollte Preußen übernehmen.

Auf welcher Seite die höhere, die patriotischere Gesinnung war, brauchen wir nicht zu erörtern; es war schön, daß Karl August so dachte und sein Unglück war, daß er allein so dachte; aber auch Goethe, dem Minister, gereichte es nicht zur Unehre, daß er seine warnende Stimme erhob. Zehn Jahre hatte er geschaffen und gearbeitet, um das Land auf sichere Grundlagen zu stellen; jetzt sah er den Boden wanken, da der Fürst sein Interesse außerhalb des Landes suchte, und immer neue Lasten dem Lande auferlegt wurden, um eines Zieles willen, dessen Erstrebung Goethe nicht billigen konnte; er sehnte sich danach, eine Thätigkeit aufzugeben, bei der der Wille eines Mannes jahrelange heiße Arbeit vergeblich machen konnte. Schon 1782 hatte er über Karl August in mißmutiger Stunde geschrieben: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reiften, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdische Krone dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen." Jetzt war sein Entschluß unabänderlich. Unter diesem Gesichtspunkte bekommt die sogenannte Flucht nach Italien eine besondere Beleuchtung.

Welch' ein Gegensatz, der himmelstürmende Prometheus, der Verfasser des Götz und des Werther, und dieser ruhig überlegende und überlegene, alle Ver-

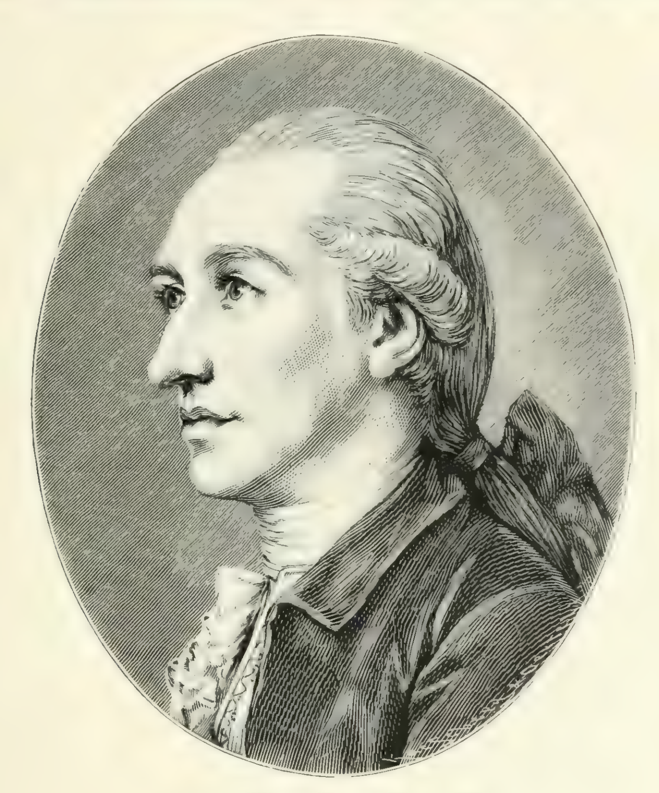
hältnisse ängstlich abmessende, fast furchtsame und auf das sicher Erreichbare sich beschränkende Staatsmann!

Das Jahrzehnt vor der italienischen Reise ist die Entwicklung des Stürmers und Drängers zum praktischen, maßvollen Geschäftsmann, des demokratischen Reichsstädters zum Adligen und Hofmann. Die Arbeit im Weimarischen Staatswesen und der Einfluß der Frau von Stein bringen diese große Wandlung zuwege.

In stolzer Ueberhebung hatte der jugendliche Dichter, sobald ihm das Gefühl seiner gewaltigen Kraft deutlich geworden war, durch einen genialen Wurf Großes schaffen zu können geglaubt. Daß nur dem Fleiß, den keine Mühe bleicht, Unsterbliches zu schaffen vergönnt ist, konnte das dichterische Schaffen den verschwenderisch ausgestatteten Dichter nicht lehren. Die prosaische Thätigkeit des Staatsmannes, die seinem Talente heterogene Arbeit, war von einem gütigen Schicksal dazu bestimmt. Und wenn er in Stunden des Zweifels über den Erfolg sich mit einem Schwimmenden vergleicht, dem im Anfange der Atem versagt, oder dem Vogel im Zwirn, der wohl merkt, daß er Flügel hat und sie doch nicht brauchen kann, gerade in der Schwierigkeit der Aufgabe lag ihr Segen. Die Beschäftigung mit dem einfachsten Erwerb, dem Ackerbau und der Landwirtschaft, führte ihn von den himmelstürmenden Phantasieen auf die feste Erde zurück, auf das Einfache, Natürliche, Erreichbare. „Gar schön ist der Feldbau," steht in seinem Tagebuche, „weil alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache..... Der Meister geht, wenn er etwas bemerken soll, gerade auf das los, wie Batty auf einem Landgut, er träumt nicht ins allgemeine, wie unsereiner ehemals um die bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er gerade das an, was jetzt nötig ist." An Stelle des maßlosen Schwärmens, des unablässigen Projektierens, des Aufbauens und Abbrechens immer neuer Pläne lehrt die stille Arbeit ihn „Ordnung und Präcision" und Ausharren trotz aller Mißerfolge bei der gegebenen Arbeit. „Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsere Wirtschaft, Stille und Vorahnung der Weisheit, immerfortwährende Freude an Wirtschaft, Ersparnis, Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen gegen vorm Jahr," lesen wir im Februar 1778 und ein Jahr später: „Ich lasse nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, sollte ich mir die Hüfte ausrenken.... Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen."

In dem Monat seiner Geburt im Jahre 1779 finden wir in seinem Tagebuch einen Bericht über die Fehler seiner Jugend:

„Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunkeln, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurz-



Goethe, Porträt von Juel, 1779.

sinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschafft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nun dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen.“

Wenn er früher im selbstgefälligen Kraftgefühl mit Geringschätzung auf die philiströsen Pedanten der Pflicht herabsah, jetzt macht das Gefühl erfüllter Pflicht sein ganzes Glück aus, sie wird „die Begierde, die Pyramide seines Daseins", und er, der noch in der ersten Weimarischen Zeit im Taumel der Vergnügungen, im lärmenden Leben Befriedigung suchte, er ruft jetzt aus: „Das Beste ist die Ruhe und Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können," er zieht sich vom Hof in die Einsamkeit und in sich selbst zurück, und die Einschränkung, „die zugleich die wahre Ausbreitung ist", wird das Zauberwort seines Lebens.

Darum preist er, wenn auch Stunden des Mißmuts nicht fehlten, seine Lage, hält sich für glücklicher, als er es verdient, und beruhigt die um seine Gesundheit und seine Zufriedenheit besorgte Mutter in einem schönen Briefe, der alle Klagen über Goethes Verpflanzung in kleine Verhältnisse und die Vergeudung seiner Kräfte in einer dem Dichter fremden Thätigkeit verstummen machen sollte: „Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen, Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nöthig seyen mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen der für mich etwas unendliches hat."

Nach glücklich beendeter Schweizerreise, die für Karl August so bedeutungsvoll wurde, kann er im Gefühl des Geleisteten bei einem Vergleich mit dem gewissenlosen von Kalb ausrufen: „Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich, wie Polykrates, mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen." Als er nun auch das Schwierigste, die durch Kalbs Nachlässigkeit verwahrlosten Finanzen übernehmen muß, merkt er mit Freuden, wie unendlich es ihm hilft, daß er bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet hatte: Hic est aut nusquam quod quaerimus.

Die Freude und das Glück beruht in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung und der Ueberwindung des eigenen Selbst. Was er von Karl August sagt, „Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will", gilt ebenso von ihm selbst. Die Wandlung Goethes im ersten Weimarer Jahrzehnt ist ein ununterbrochener Kampf mit sich selbst. Niemand als wer sich ganz

verleugnet, so lautet die neue Lehre, ist wert zu herrschen und kann herrschen. Wie er von seinem Fürsten in dem Geburtstagsgedichte rühmend sagt:

Du kennest lang die Pflichten deines Standes
Und schränktest nach und nach die freie Seele ein —

so wird Einschränkung, Selbstverleugnung, Abtötung der Eigenliebe und Leidenschaft das Losungswort für ihn. Gerade zu jener Zeit ist das Gedicht Die Geheimnisse entstanden, das für das Lob der Selbstüberwindung die schönsten Töne findet:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Der „strengen Pflichten tägliche Bewahrung“ hatte die Erziehung zum reifen Manne vollendet und Goethe vor dem Schicksale eines Lenz oder Wagner bewahrt. So erfüllt ist er von der Größe und dem Werte seiner Aufgabe, daß er dem geistigen Vater von Sturm und Drang, dem Freunde Herder, zurufen kann: „Schöne Wissenschaft und Künste knüpfen dem Regenten keinen so schönen und dauerhaften Kranz, als eine wahre, lebendige, auf das Nötige und Nützliche gerichtete Wirksamkeit.“

Fast zu derselben Zeit, da Goethe das Kammerpräsidium übernahm, übersandte ihm Karl August das von Kaiser Joseph II. unterm 10. April 1782 ausgestellte Diplom seiner Erhebung in den Adelstand. Karl August und Anna Amalie hatten die Bedenken Goethes gegen die Annahme verscheucht. Dieser brauchte den Adel auch nicht als unwahr, als widerstreitend mit seinen damaligen Anschauungen zurückzuweisen. Der Frankfurter Demokrat war zum Aristokraten, der jugendlich-leidenschaftliche Stürmer ein vornehmer Hofmann geworden.

Der leidenschaftliche Verehrer Rousseauscher Umsturz- und der wüsten Freiheitsideen war durch die Arbeit zur Anerkennung des Satzes gekommen: das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Und an Stelle „des gottlosen Schwärmens, des ruhelosen Wanderns und Suchens“ tritt nun eine Ruhe und Stille in seinem Herzen ein, die uns zeigt, daß er den Frieden in sich selbst gefunden hat. „Ich bin stille und fleißig,“ lesen wir in vielen Briefen an Frau von Stein. „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt,“ wurde damals gedichtet.

Man klagte wohl über seine Zurückgezogenheit, seine „Zugefrorenheit“ gegen andere, und auch die lebensfrohe Mutter fragt darum besorgt bei ihm an. Er weiß nur das zur Erklärung, daß „man vom ernsthaften Suchen ernsthaft wird, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.“

Diese vornehm ruhige überlegene Stimmung hat der einst so leidenschaftliche Jüngling nicht ohne Kampf gewonnen. Der Verfasser des Werther, der sich kühn über die Schranken der konventionellen Sitte hinwegsetzen wollte, hatte das Recht der Leidenschaft laut verkündet. In Weimar wird er von glühender Leidenschaft zu Frau von Stein ergriffen.



Goethe, etwa 1779.

Aber wenn der leidenschaftliche Liebhaber, auf das Recht des Herzens pochend, die Schranken der Sitte durchbrechen wollte, so hieß die Reinheit und Hoheit der geliebten und angebeteten Frau die sündige Begierde schweigen, sie lehrte ihn, was auch seine Thätigkeit ihn lehrte, daß nicht die Befriedigung der Leidenschaft, sondern die Entsagung und das Gefühl edler und guter Handlungsweise und Gesinnung das wahre und reine Glück der Menschen ausmachen. „Sie kommen mir eine Zeit her vor," schreibt der Zurückbleibende an die Scheidende, „wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nun in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt. Adieu doch, Liebe!" Sie ist ihm „die Heilige, zu der er betend emporsieht, die edle Besänftigerin

der wilden Triebe seines Herzens, die eherne Schlange, an der er sich von seinen Leiden und Fehlern emporrichtet. Und immer und immer von neuem preist er ihren segensreichen, veredelnden Einfluß:

> Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
> Da er dankbar dir zu Füßen lag,
> Fühlt sein Herz an deinem Herzen schwellen,
> Fühlte sich in deinen Augen gut,
> Alle seine Sinne sich erhellen
> Und beruhigen sein brausend Blut.

„Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig. Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben andern duldetest, so wär ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen .... Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte, und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's nicht nur, wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe." Die Würde und Hoheit des Weibes, die sich hier so schön verband mit der wahren Vornehmheit der adligen Dame, sie fesselte den Dichter über ein Jahrzehnt in den Dienst einer Frau, die weder jung noch schön war und dem Liebhaber statt der ersehnten Liebe nur Freundschaft bieten konnte. Es war etwas überraschend Neues, etwas Imponierendes in dem Wesen dieser Frau und einiger andrer wahrhaft vornehmer adliger und fürstlicher Personen, das ihm im Verkehr an den Höfen zum ersten Male entgegentrat. Der Sänger der Freiheit und Schrankenlosigkeit, der Rückkehr zur Natur und Unkultur, hatte mit eingestimmt in die Tiraden der Stürmer und Dränger gegen Tyrannen und Fürsten. Der Werther preist gegenüber dem korrumpierten geistlosen „adligen Geschmeiß" die Armen und Niedrigen als die wahren unverfälschten, die wahrhaft adligen Menschen, und noch auf der Harzreise schreibt Goethe von seiner Liebe zu der Klasse der Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist. Mit den Hofleuten machte er zwar die Vergnügungen und das tolle Hetzen in der ersten Zeit mit, aber innerlich findet er keine Verbindung zu ihnen: „ich spüre sie kaum, denn mein inneres Leben geht unveränderlich seinen Gang", er lächelt über ihre arme Kunst, „sich künstlich zu betragen". Vom Jahr 1782 an zieht er sich ganz vom Hofleben zurück; in der Stille, in der Arbeit findet er sein

Glück. Aber dennoch vollzieht sich grade in der ersten Weimarischen Zeit in Goethe eine Wandlung, die um so wichtiger ist, weil sie ihm das bleibende Gepräge für sein späteres Leben aufdrückt. In dem Verkehr mit vornehmen oder fürstlichen Persönlichkeiten wie Frau von Stein, der Herzogin Luise, der Gräfin Werther, lernte er staunend die ungeheuren Vorteile kennen, die adlige Geburt und Erziehung edeln Menschen verleihen, „wenn sie nicht in gespreiztem Hochmut auf diese Vorteile pochen, sondern sie sich von neuem erobern und sich zu eigen machen durch Bekämpfung der Leidenschaft und der Naturtriebe, durch Selbstverläugnung und Uneigennützigkeit". Geburt und Selbsterziehung gemeinsam erzeugen jene überlegene reine Lebensauffassung, jene imponierende Sicherheit in allen Lebenslagen, jene beneidenswerte Behandlung der Menschen, die zwischen ablehnendem Stolz und Mangel an Selbstgefühl die rechte Mitte zu halten weiß. Das sieht er staunend in der ihm bisher fremden Welt der Höfe; ein Hofmann in diesem Sinne des Wortes zu werden, ist nun sein Ideal, dem er in rastloser Arbeit an sich selbst zustrebt. Sein Roman schildert die Erziehung Wilhelm Meisters zu eben diesem Ideale. Daß er hierin ein gelehriger Schüler der geliebten Frau war, beweisen viele Stellen aus seinen Briefen, so auch die vom 31. März 1782: „Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben." Das gehaßte, weil so oft gehörte Wort W e l t! Welthaben bekommt nun auch für ihn Inhalt: „Den sogenannten Weltleuten such ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt? Was sie guten Ton heißen? Worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen? und wo ihr Kreischen sich zuschließt? Durch die von Karl August geliebte Frau von Werther auf Neunheiligen wird ihm Klarheit hierüber: „Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet. Diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln (la manier), sie ist wie Queckſilber, das sich in einem Augenblicke tausendfach teilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werts, ihres Rangs handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß um sie zu denken. Sie scheint jedem das seinige zu geben wenn sie auch nichts giebt, sie spendet nicht, wie ich andre gesehen habe, nach Standesgebühr und Würden jedem das eingesiegelte zugedachte Packetchen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt. . . . Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens."

Es ist leicht zu erklären, weshalb Goethe sich so ausführlich über diese vornehme Dame verbreitet. Er hat ihre Kunst nicht bloß erkannt, er hat sie

abgelauscht und sich angeeignet. Ein Stück des eigenen neuen Wesens schildern jene Worte. Jetzt siegt Antonio über den Tasso, jetzt wird Wilhelm Meister zur Vollendung seiner Erziehung in adlige Kreise geführt, jetzt verteidigt Goethe die „nach seiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie". Der stürmisch leidenschaftliche Jüngling, der treuherzige, natürliche junge Goethe entschwindet vor unseren Blicken; der kühl vornehme, ruhig und ernst über den Dingen stehende Minister tritt auf.



Goethe, Porträt von Darbes, 1785.



II.

Frau von Stein.

1.

Die Frau, der wir einen so bedeutenden Einfluß auf Goethes Entwicklung zuweisen konnten, und die in dem reichen Kranze Goethischer Frauengestalten alle andern Blumen überglänzt und überstrahlt, sie nahm das Denken und Empfinden, das Dichten und Leben unseres Helden während des ersten Weimarer Jahrzehnts so sehr in Besitz, daß wir mit der Schilderung dieses einzig dastehenden Freundschafts- und Liebesbundes zugleich das ganze reiche geistige und äußerliche Leben Goethes, des Dichters und des Menschen umfassen können.

Charlotte Albertine Ernestine von Schardt wurde am 25. Dezember 1742 zu Weimar geboren. Ihr Vater war der weimarische Hofmarschall Joh. Christian von Schardt; ihre Mutter Concordia Elisabeth geb. Irving of Drom stammte aus Schottland. Mit dem 16. Lebensjahre wurde sie eine wenn auch nicht auffallend schöne, so doch anmutige und vornehme Erscheinung, Hofdame der Herzogin Anna Amalia; sie blieb in dieser Stellung bis zu ihrer Verheiratung mit dem weimarischen Stallmeister Josias Friedrich Freiherrn von Stein auf Kochberg bei Rudolstadt, die am 8. Mai 1764 stattfand. Charlotte folgte mehr dem Wunsche der Mutter als dem eignen Herzen, als sie das Jawort gab. Ihr Gatte war wohl tüchtig in seinen Berufe, aber ein herzlich unbedeutender Mann, der dem seelischen und geistigen Leben seiner Frau fremd gegenüber stand; auch hatten die beiden Gatten nicht viel Gelegenheit sich näher zu kommen, der Dienst fesselte den Freiherrn fast den ganzen Tag an den Hof. Neben den Mutterfreuden gab das Schicksal der jungen Frau schon in dem ersten Jahrzehnt

der Ehe auch die Schmerzen und Leiden der Mutter vollauf zu kosten. Von den sieben Kindern, die in dieser Zeit geboren wurden, blieben nur drei Söhne am Leben. Schilderungen von ihr besitzen wir nur aus der späteren Zeit. Knebel rühmte von ihr, „daß sie sich durch Fleiß und den Umgang mit vorzüglichen Menschen zu einem Wesen gebildet habe, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte". Ihr Gesicht, so berichtet Schiller von der fünfundvierzigjährigen Frau, hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. „Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." So war die Frau beschaffen,



Charlotte von Stein.



Luise von Imhof.

deren schönes Schicksal es werden sollte, von Goethe heiß geliebt, von Schiller wie eine mütterliche Freundin verehrt zu werden.

Schon bevor Goethe nach Weimar kam, begann ein freundliches Geschick um diese beiden Menschen, die sich nach Gesetz und Sitte nie angehören konnten und durften, leise aber sicher die Fäden zu spinnen. Es ist für diesen Liebesbund bezeichnend, daß nicht der Mensch, sondern der Dichter des Werther und Clavigo sich zuerst in das Herz der einsamen, unverstandenen Frau stahl. Durch Zimmermann erfuhr Goethe von diesem Erfolg. Unter eine Silhouette der Frau von Stein, die Zimmermann im Sommer 1775 ihm zeigte, schrieb Goethe die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie

sie ist und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftmut der allgemeine Eindruck."

Die Züge Charlottens von Stein sind durch ein Selbstbildnis allgemein bekannt geworden, das diese zwischen zwei Spiegeln zeichnete. Ein bisher unbekanntes Bildnis von ihr findet sich als Miniaturgemälde auf einem Armband im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Die nebenstehende Abbildung giebt es vergrößert wieder. Charlottens blonde Schwester Luise, Baronin von Imhof, die ebenfalls mit Goethe befreundet war, ist auf einem zweiten, ganz gleichen Armbande porträtiert und auch von diesem Bildnisse fügen wir einen Holzschnitt in etwa doppelter Größe des Originals bei.

In der Mitte des Novembers 1775 wurde Goethes Sehnsucht erfüllt, und im Januar des nächsten Jahres begann jener Briefwechsel, dessen einer erhaltener Teil, wie man mit Recht gesagt hat, Goethe als den ersten Lyriker den Deutschen erweist. Wer diese vielen Hunderte von Briefen und Zettel, den reinen und wahren Ausdruck innigster Liebe immer wiederkehrend und doch immer neu, in dichterischer Prosa oder in herrlichster Poesie unbefangen gelesen hat, der wird die hie und da noch laut werdenden Verleumdungen des Freundschaftsbundes mit Verachtung zurückweisen. Wie sinnliche Glut auf den Dichter wirkte, beweisen die römischen Elegien. Wenn es noch eines Beweises der Sittlichkeit des Verhältnisses bedürfte, dieser Grund wäre schon an und für sich entscheidend.

Zum ersten Male empfindet Frau von Stein das beseligende Glück der Liebe. Das Sehnen und Ahnen ihres Herzens erfüllt sich. Was Marianne an Wilhelm in den „Geschwistern" schreibt, es sind Frau von Stein's eigene Worte: „Die Welt ist mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie; mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen bereite. Vor einem halben Jahr war ich so bereit zu sterben, und bin's nicht mehr." Eine Frau, die so besungen und verherrlicht, so angebetet und in unsterblichen Gestalten der Dichtung gepriesen, von einem körperlich und geistig vollkommenen Manne jahrelang leidenschaftlich umworben, keinen andern berechtigten Vorwurf sich zugezogen hat, als den, ihre wahre und aufrichtige Neigung eingestanden zu haben, die kann stolzen und erhobenen Hauptes, wie die nach ihrem Ebenbild geschaffenen Gestalten Iphigenie und Leonore durch alle Zeiten wandeln.

Wenn auch zuerst die Verehrung mehr den Charakter der galanten, von Goethe oft geübten Spielerei annahm, bald wurde es dem Dichter klar, daß ihn eine ernsthafte Neigung erfaßt hatte, und zugleich, daß die Liebe unglücklich bleiben mußte. Beweisend für den leidenschaftlichen Charakter

ist nicht sowohl der Ton der Briefe und die vertraute Ansprache, die mehr Modesache der genialen Stürmer und Dränger war, als das Gedicht, das am 12. Februar 1776 am Hange des Ettersberges für Frau von Stein gedichtet, mit den ergreifenden Worten schließt:

„Süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust.“

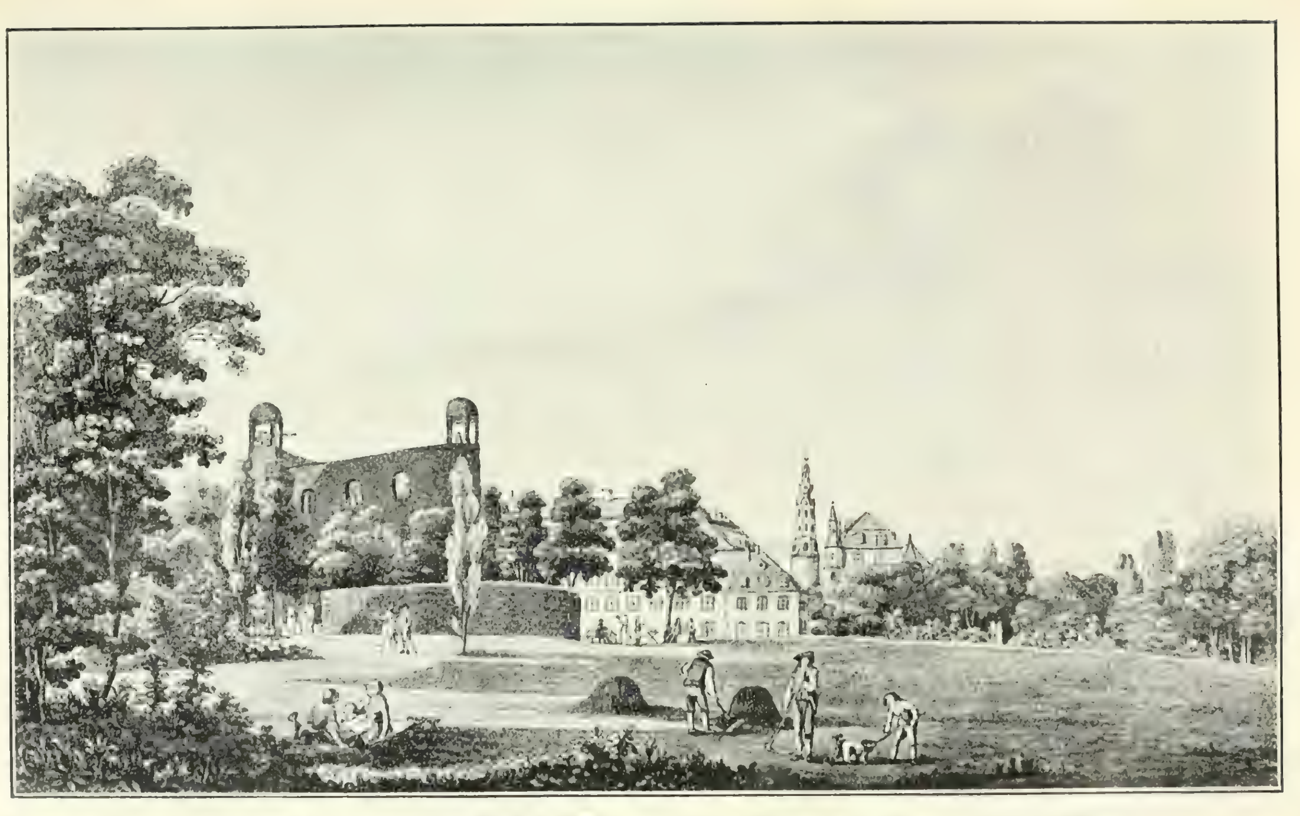
Das Gewissen und die Geliebte selbst wiesen ihn in die Schranken der Sitte, aber er findet nicht die Kraft, gegen die neue Leidenschaft anzukämpfen, und seine Klagen ergießt er in erschütternden Tönen in das Lied an das Schicksal: Warum gabst Du uns die tiefen Blicke?

Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseitige Glück versagt —
Sag, was will das Schicksal uns bereiten,
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Und fast an demselben Tage schreibt er an Wieland, an den er sich bald in herzlicher Freundschaft angeschlossen hatte: Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja — wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt in Geisterduft — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit, — die Zukunft — das All. —“

„Liebe Schwester, weil's denn so sein soll . . . Sollst Ruhe vor mir haben“: dies wiederholt gegebene Versprechen verrät uns deutlich die Zurückweisung und Mahnung der Frau und die Leidenschaft des Liebenden, der sie vergeblich zu bezwingen sucht. Dann will er in tollem Treiben mit dem Herzog und in Ausflügen nach Waldeck, Erfurt und Gotha sein Leid vergessen; aber wo er auch ist, von allen Orten versichern Billets die beständige Liebe, und auf der etwas größeren Reise nach Leipzig wird kaum eine Poststation von dem Liebenden übergangen. Er besuchte hier „sein erstes Mädchen“, Käthchen, jetzt Frau Dr. Kanne, wird von Oeser und Friederike freundlich und herzlich aufgenommen und bringt der in der Blüte ihrer Jahre und ihrer Schönheit stehenden Sängerin Corona Schroeter seine Huldigung dar. Sie ist ein Engel, schreibt er in einem Bericht: „Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich euch könnt in Ruhe lassen;“ der Vergleich zwingt ihn hinzuzufügen: „ein edel Geschöpf in seiner Art — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beste Frau, was sollte aus der werden!“

Als er zurückkam, begann das Spiel des Begehrens und Entsagens von neuem. Wieder muß ihn die Freundin von sich verbannen, wieder muß er in rührenden Worten klagen: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört!“ — Der Besitz des Gartenhauses schafft ihm nun auch die Möglichkeit, die Geliebte bei sich zu empfangen. Bis zum 18. März 1776 hatte er als Gast in dem von Kalbschen Hause am Töpfermarkt gewohnt; zu Johannis desselben Jahres sich eine selbständige Wohnung in dem damals freigelegenen Hause des Hofkassierers König am heutigen Burgplatze, wahrscheinlich in dem zweiten Stock, gegen einen Zins von vierteljährlich 15 Thalern gemietet. Wo er inzwischen gewohnt hat, ist noch nicht festgestellt. Ostern 1777 zog er in das Fürstenhaus, wo er sich im Parterre eine Stadtwohnung einrichtete. Diese Wohnung wie auch die nächste im ersten Stock des damaligen Volgstedtschen Hauses neben der Wohnung der Frau von Stein, die er von August 1779 bis Juni 1781, kurz bevor er endgültig in dem Hause am Frauenplane Fuß faßte, bewohnt hat, waren mehr Absteigequartiere für den Fall, daß die Witterungsverhältnisse oder andere Umstände ihn zwangen, in der Stadt zu bleiben. Denn seinen eigentlichen Wohnsitz während der ersten sieben Jahre hatte er in seinem Gartenhaus aufgeschlagen. Während Goethes Reise nach Leipzig erfüllte der Herzog seines Freundes Lieblingswunsch, um ihn dadurch um so mehr an Weimar zu fesseln: An der Straße nach Oberweimar an der Ilm lag ein Garten mit einem Häuschen, nicht weit von der Stadt, aber einsam und ungestört, von Wiesen und hohen Bäumen umgeben. Durch Bertuch ließ ihn der Herzog kaufen und schenkte ihn Goethe. Das Innere des Häuschens war einfach. Ein Zimmer nebst Küche und Flur im unteren, ein Zimmer mit zwei Kabinetten im oberen Stock, das ist der ganze Raum; das Arbeitszimmer im ersten Stock, hat nur ein Fenster. In dieser reizenden Einsamkeit wurde Iphigenie begonnen, hier dichtete er den Tasso und Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Hier entstanden herrliche Oden und das Gedicht Ilmenau. Hier empfing er zu heiterm Gespräch und gastlicher Aufnahme die Weimarer Freunde und das herzogliche Paar. Am 22. April 1776 wurde der Garten ihm übergeben. Am 19. Mai hat er nachts zum ersten Male darin geschlafen; er meldet das der Geliebten mit den an ein Märchen anklingenden Worten: „Nun Erdtulin auf ewig.“ Nichts Schöneres kannte er, als im Frühjahr in einen Mantel gehüllt, auf dem Altan die Nacht hindurch zu schlummern, oder hinaufzuschauen zu der Pracht der Sterne oder in den Fluten der Ilm während der Nacht Erfrischen zu suchen. Er, der so verwachsen mit der Natur war, genoß nun



Der obere Seiteneingang im Parke bei Weimar mit der Wohnung der Frau von Stein 1791.

das Glück ein Stückchen Erde sein zu nennen, ein verwahrlostes Stück Land zu einem lieblichen Garten umzuschaffen und selbstgezogene Blumen oder Früchte der Geliebten senden zu können. Keine Stelle war in diesem Hause und Garten, wo er nicht der Geliebten gedacht, wo er nicht für sie eine Freude oder Ueberraschung ersonnen hätte.

Ende Januar 1776 hatte der Dichter in dem Widmungsexemplar seiner Stella Lili seine unveränderte Liebe beteuert. Jetzt, im Juli, begrüßt er die Nachricht von Lilis Verlobung mit den Worten: „Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt. So alles zu rechter Zeit", und ebenso verblaßt auch allmählich der neuaufgehenden Sonne gegenüber das Bild der früheren Herzensvertrauten, der Gräfin von Stolberg. Das Glück, das ihm die Liebe gewährt, findet seinen Abglanz in dem Schluß der prächtigen Verherrlichung Hans Sachsens, die eben damals entstand und der Freundin am 22. April mit den Worten zugesandt wurde: „Hier ein Zeichen, daß ich lebe, daß ich Sie liebe und immer Ihr voriger, gegenwärtiger und zukünftiger bin".

Aber grade weil er sich jetzt frei von Leidenschaft für Lili wußte, so sollte seine Dichtung das herrliche Mädchen, das er einst so heiß geliebt hatte, „aus der idealen Ferne der Erinnerung" preisen, und wie in „Jägersabendlied" sich dieses geheiligte Gedenken und die neue Liebe wundersam vermischen, so faßte er den Plan, in einem Drama, dem Falken, Lili und Charlotte in einer Gestalt zu verbinden. „Dein Verhältnis zu mir," fügt er seiner Bitte um ihre Erlaubnis hinzu, „ist mir so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte, es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden. Menschen können's nicht sehen." Er schrieb das von Ilmenau aus, wo Frau von Stein ihn auf der Rückreise von Pyrmont besuchte und mit ihm in der Hermansteiner Höhle weilte. Sie glich der Giovanna in Boccacios Erzählung, der Quelle des „Falken", bei deren Besuch Federigo sein letztes teueres Gut, seinen Falken opfert.

In dieser Zeit entstand das kleine Drama die Geschwister: erfunden wurde es am 26. Oktober auf den Heimwege von Jena; am 31. war die Abschrift vollendet. Es wurde am 21. November auf dem Liebhabertheater des Hofes aufgeführt, Goethe spielte selbst den Wilhelm, Amalie Kotzebue die Marianne, August, ihr Bruder, der spätere Lustspieldichter, den Briefträger. Für uns liegen diese Beziehungen der „Geschwister" zu Goethes Leben, die damals wohl nur die Geliebte verstand, klar und offen da. Frau von Stein hatte dem stürmischen, leidenschaftlichen Liebhaber nur das geschwisterliche Verhältnis gestattet. Er sollte als ihr Bruder sich benehmen und glaubte doch, wie er in seinem Gedicht, An das Schicksal, ergreifend darstellte, von

Natur zu ihren Gatten bestimmt zu sein. Ebenso muß der liebende Wilhelm der Geliebten gegenüber sich als Bruder benehmen. Aber noch viel mehr als



Goethes Gartenhaus.

Marianne ist die Gestalt, die Charlottens Name trägt, Frau von Stein nachgebildet. Wie die holde Besänftigerin den leidenschaftlichen, überschäumenden,

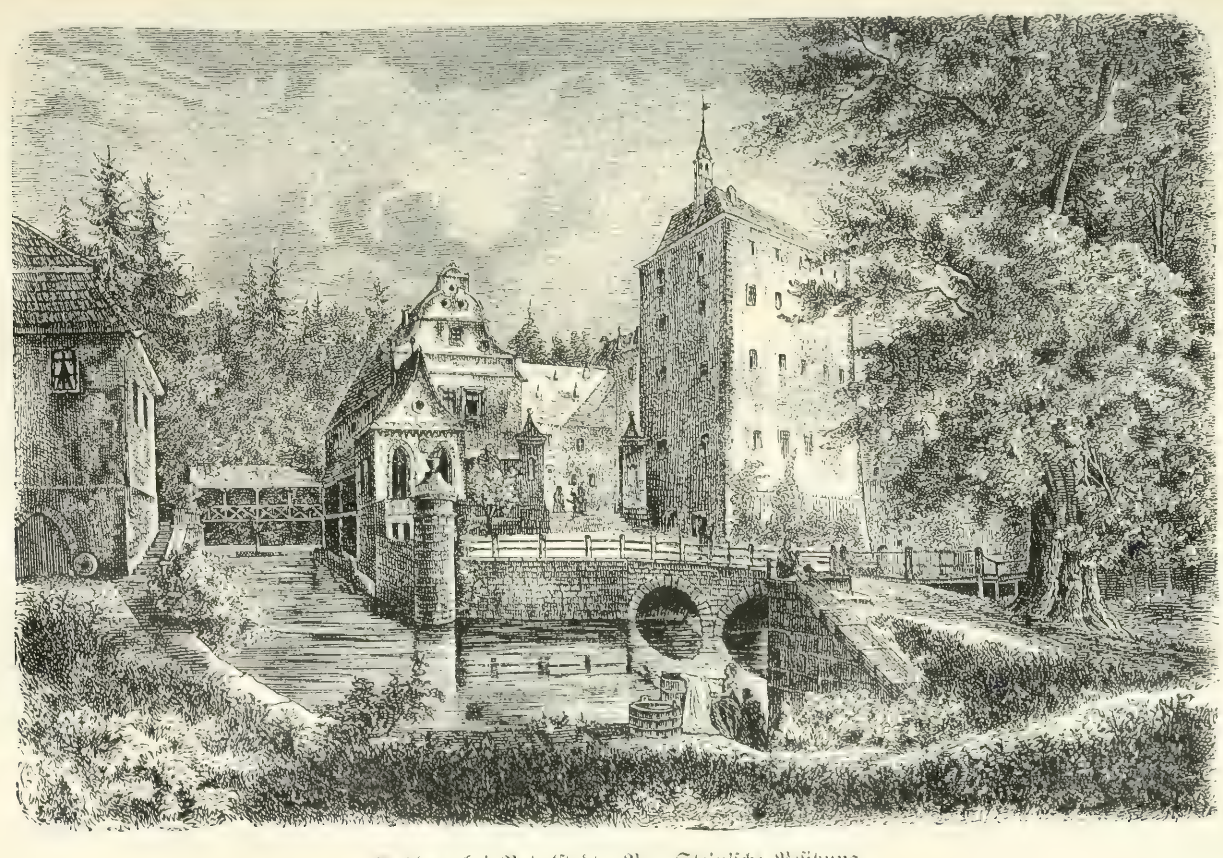
in erträumten Idealen schwärmenden jungen Goethe zur Beschränkung und zur wahren Freiheit emporhob, so hatte die Charlotte des Dramas den unstät lebenden, der Leidenschaft und dem Genuß fröhnenden, sein Vermögen vergeudenden Kaufmannssohn Wilhelm zur Ordnung, Arbeit und zu einem geregelten Leben erzogen und ihn gelehrt, den holden Wert der Güter dieses Lebens zu schätzen. Sie stirbt, als Wilhelm auf der Höhe seines Glückes sich wähnt; so müssen auch Goethes Wünsche in seiner Brust verwesen.

Die neugewonnene Lebensanschauung spiegelt sich in der über das Stück und die Personen sich ausbreitenden Stimmung wieder, in der köstlich naiven Marianne nicht weniger als in dem empfindungsvollen Wilhelm und dem etwas pedantisch-trocknen, aber charaktervollen Fabrice. Es ist die einfache, natürliche Welt der Wirklichkeit, die in der Beschränkung zufriedene Pflichterfüllung. Das natürliche Leben bescheidener Menschen wird dargestellt, aber doch poetisch verschönt durch die typische Gestaltung, durch das warme innere Leben und den fast an den Werther heranreichenden Reichtum der Empfindung.

Dieselbe Zeit brachte einen neuen, vielbewunderten Gast nach Weimar, der nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Freundschaftsbundes bleiben sollte Die Idee, die durch Schönheit und Kunst gleich vorzügliche Sängerin Corona Schroeter nach Weimar zu ziehen, ist wohl von Anna Amalia ausgegangen. Daß Goethe gern hierauf einging und den Plan nach Kräften förderte, wird uns selbstverständlich erscheinen, zumal er wußte, daß Corona sich in Leipzig nicht wohl fühlte. Im November traf sie in Weimar ein. Am 30. Januar des nächsten Jahres trat sie wohl zum ersten Male in dem Goethischen Festdrama Lila als Fee Sonna auf; das kleine Drama war der Herzogin Luise zur Geburtstagsfeier bestimmt, es sollte in einer durch die spätere Umänderung des Stückes nicht mehr erkennbaren Weise dem Gedanken Ausdruck geben, daß Herzog und Herzogin durch sich selbst, durch gegenseitige Anerkennung ihres Wertes und durch gegenseitige Nachgiebigkeit das Glück ihrer Ehe begründen könnten. Der Arzt und Zauberer, der die beiden von bösem Wahn befallenen Gatten befreit, ist Goethe selbst. Auch in diesem Drama ist Frau von Stein unter dem Namen Marianne dargestellt, ihr Gatte ist der Graf Altenstein. Leider sollte gerade Corona Schroeter, die in dieser Aufführung ihre ersten Triumphe feierte, wenn auch ohne eigenes Verschulden, die Erfüllung der Hoffnung, die das Drama aussprach, gefährden. Karl August wurde von den Reizen des schönen Mädchens entflammt und stellte ihr nach. Erst Goethes eindringenden Vorstellungen gelang es, den Herzog zur Pflicht zurückzuführen. Auch Goethe selbst blieb von der Schönheit und Liebenswürdigkeit

Coronas nicht ungerührt; es bildete sich zwischen ihnen ein herzlich freundschaftliches, aber so wenig leidenschaftliches Verhältnis, daß die Liebe zu Frau von Stein wenig von ihm berührt wurde. Goethe empfing Corona und andere Freunde im beginnenden Frühling öfters in seinem Garten, wo er mit ihnen ausgelassene, lustige Abende verlebte; bald darauf genoß er an der Seite der Geliebten in Kochberg, ihrem bei Rudolstadt gelegenen Gut, frohe heitere Frühlingstage, ohne zu ahnen, daß ihm ein schwerer, unersetzlicher Verlust bevorstand.

Als Goethe am 16. Juni früh aus Kochberg zurückkehrte, fand er einen Brief aus Emmendingen vor, der ihm die Nachricht von dem Tod seiner Schwester Cornelia brachte. „Dunkler, zerrissener Tag. Leiden und Träumen", lautet der Eintrag im Tagebuch. Wenn je auf einen Menschen, so paßte auf Cornelia der Ausspruch: Des Menschen Schicksal ist sein Charakter. Ihr eigentliches Unglück lag in ihr selbst, in dem Mißmut und der Unzufriedenheit mit sich selbst und anderen, in der schwermütigen, schwarzseherischen Betrachtung der Ereignisse und Dinge. Die Leiden ihrer Ehe haben wir schon berührt. Dazu kam die öde Einsamkeit in dem weltabgeschiedenen Emmendingen, wo sie abgeschnitten war „von allem, was gut und schön in der Welt ist", auch stellten sich schwere körperliche Leiden ein, die sie zwei Jahre ans Bett fesselten; so wird man es verstehen, daß der Bruder später ihren Tod eine Erlösung nannte. Tief ergriffen von dem unglückseligen Zustand der Schwester suchte er Hülfe bei der Geliebten und sandte ihr im Mai 1776 einen Brief von Cornelia mit den Worten: „Sie fühlen, wie er mir das Herz zerreißt. Ich hab schon ein paar von ihr unterschlagen, um Sie nicht zu quälen. Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an, schreiben Sie ihr einmal, peinigen Sie mich, daß ich ihr was schicke." Daß Frau von Stein seiner Bitte mit Freuden willfahrte, erfahren wir aus dem tiefempfunden Dankschreiben Corneliens an sie, das einen auffallend mutigen Ton anschlägt. Der Arzt Zimmermann hatte sie von ihren Leiden, wie sie hofft, für immer und zugleich von ihrer melancholischen Stimmung befreit. Doch die Hoffnung war trügerisch; und Frau von Stein konnte das von Cornelia mit überschwenglicher Freude angenommene Versprechen, sie zu besuchen, nicht erfüllen. Nachdem Cornelia am 10. Mai 1777 einem Mädchen das Leben geschenkt hatte, starb sie am 8. Juni. In den Tagen vom 17. bis 20. Juni fehlt außer den Worten „Leiden und Träumen" in Goethes Tagebuch jeder Eintrag, auch der Trostbrief an die Mutter ist erst am Ende des Monats geschrieben; es ist das ein echt Goethischer Charakterzug: im tiefsten seelischen Schmerz verstummte er. Aber die Wunde bricht wieder auf, als im November desselben Jahres



Kochberg bei Rudolstadt. Von Stein'sche Besitzung.

Schlosser sich schon wieder verlobte und zwar mit der vertrauten Freundin Goethes, Johanna Fahlmer. „Mit meiner Schwester," schreibt er der Mutter, „ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste, von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen", und die Braut bittet er, ihm die Thränen bei ihrem Glück zu verzeihen: „Das Schicksal habe seine Mutterhand über dir und halte dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat."

In den nächsten Monaten folgen Reisen durch Thüringen und im September ein Aufenthalt auf der Wartburg, wo der Naturfreund hingerissen von der Schönheit der Umgebung begeisterte Briefe an die Freundin schreibt und den Besuch des alten Freundes Merck erhält. Charlotte hatte unterdessen Goethes Schützling, den von dem Hannöverschen Baron von Linden Goethen überlassenen Schweizer Knaben Peter im Baumgarten, an sich genommen; eine andere Wohlthat, die Sorge für einen verarmten, heruntergekommenen Mann, von ihm Kraft genannt, dessen Körper und Seele er in rührender Weise zu heilen suchte, hat Goethe selbst vor ihr, die alle seine Geheimnisse kannte, verborgen. Im November 1777 unternahm Goethe, wie wir schon wissen, allein eine Reise nach dem Harz, um den Bergwerkbau näher kennen zu lernen. Auch wollte er einen hypochondrischen Selbstquäler Plessing aus Wernigerode, „der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank" und der bei dem Dichter des Werther Teilnahme und Hilfe gesucht hatte, besuchen und wieder aufrichten. Er entfloh der Jagdgesellschaft und dem Hofleben, um in der Natur und bei natürlichen, unverbildeten, einfachen Menschen als ihresgleichen — Maler Weber nannte er sich — zu leben. Nicht genug kann er der Geliebten die Freude und den Nutzen schildern, den ihm dieser Verkehr gewährt. „Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht . . . . . es ist kurios besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinne steckt." Auf den Brocken, das verlockend winkende Ziel, das er in Klausthal in hohem, herrlichem Mondschein erblickte, wollte ihn niemand aus Furcht vor der Gefahr begleiten. Endlich erklärt sich der Förster bereit. Am 10. Dezember in der Mittagsstunde stand Goethe wirklich, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens. Der freudig bewegten Seele, die auch hier in der Großartigkeit und Erhabenheit der Natur die Geliebte nicht vergißt, entströmte der schöne Gesang: Harzreise im Winter; „Altar des lieblichsten Dankes wird ihm des gefürchteten Gipfels schneebehangener Scheitel".

. . . den Einsamen hüll'
In Deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters.

Die reine Stimmung und Stille, die in Goethes Thätigkeit und innerem Leben gerade in dieser Zeit so schön hervortritt, äußert sich auch in seinem Verhältnis zu Frau von Stein. Ein Vertrauen ohne Grenzen bringt er ihr entgegen. Die Worte: „Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife, daran Rahm und Gemälde hängt" sind wenig später geschrieben. Sie ist die Vertraute, die harmonisch gestimmte Seele, der er bei seiner großen Aufgabe, bei der Verkennung anderer bedarf. Mahnende Zurückweisung seiner aufwallenden Leidenschaft nimmt er nicht zornig auf, sondern mit der Bitte um Verzeihung und ferneres Vertrauen; und den grenzenlosen Dank, das Glück und das Leid der entsagungsreichen Liebe hauchte er in das anfangs des Jahres 1778 verfaßte Lied, das die Krone der Goethischen und somit der deutschen Poesie ist, das Lied an den Mond. In späterer Zeit hat der Dichter grausam jede Beziehung auf die ehemals Geliebte entfernt und sogar „der Liebsten Auge" hat dem des „Freundes" weichen müssen. Den äußern Anlaß zu dem Gedichte gab der Selbstmord eines Fräulein von Laßberg, deren Leiche von Goethes Leuten am 17. Januar 1778 in der Ilm gefunden wurde; daher verbindet sich in der ersten Fassung mit dem Dank für die Liebe und Freundschaft die Darstellung der Gewalt und des unheimlichen Zaubers des Wassers.

Selbst wenn die Liebenden getrennt sind, bleibt, wie er in einem feinsinnigen Gedichte schreibt, sein besseres Selbst bei ihr. Ueber Leipzig, wo Goethe bei zweitägigem Aufenthalt Oeser, Clodius, Lange aufsuchte und im Hotel de Bavière wohnte, reiste er mit dem Herzog am 10. Mai 1778 nach Wörlitz, dessen Park er in begeisterten Worten mit den elysäischen Feldern vergleicht: „es ist wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes"; und nun ging es von dem Zaubergarten, den Natur und Kunst geschaffen hatten, von dem Paradies der Ruhe und Einsamkeit in den betäubenden Lärm und die Pracht der königlichen Stadt Berlin, die Goethe damals zum ersten und letzten Male sah. Aber gerade in der Fülle der Menschen fühlte er sich einsam: „Je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander". Die Abneigung Goethes gegen Preußen und preußisches Wesen, von der er

sich sein Lebenlang nicht los gemacht hat, trat hier an der Quelle besonders stark hervor. Den großen König selbst sah er nicht, da dieser im Lager bei Schönwald sich befand, aber er hörte, wie er sagt, über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren. Wenn auch der Mensch sich hier nicht wohl fühlte, der Staatsmann und Dichter gewann doch außerordentlich. Politische Lehrstunden für ihn waren die Besuche bei den leitenden Staatsmännern, das Gastmahl beim Prinzen Heinrich, wo der Prinz von Preußen zugegen war und Goethe den Gesprächen der alten ergrauten Strategen lauschen konnte. Aber auch bei der Tafel und in dem Glanz und der Pracht schweiften seine Gedanken hin zu der geliebten Freundin, und er freut sich darauf, ihr bald ein farbenprächtiges Bild dieses reichen, auf ihn einstürmenden Lebens zu geben und zugleich seine Ruhe und stille Freude in Weimar zu preisen, wohin er am 20. Mai zurückkehrte.

Wie Goethe die Geliebte hatte teilnehmen lassen an dem Unglück und Leid der Schwester, so ward sie auch die Vertraute des Glücks, das ihm das Geschick durch den Besitz seiner herrlichen Mutter gegönnt hatte. Vertrat Frau von Stein ja jetzt beide, die tote Schwester und die ferne Mutter. Aus etwas späterer Zeit stammt das schöne Wort an die Freundin: „So lange ich Dich noch habe und die Mutter, kann mir's an nichts fehlen.“ Die mündlichen Berichte des Herzogs, Knebels, von Kalbs, Mercks und vor allem des Sohnes selbst, ihre Briefe und die begeisterten schriftlichen Schilderungen Zimmermanns, Lavaters und anderer hatten in der Weimarer Gesellschaft große Begierde erweckt, die originelle, so viel gepriesene Frau, die Elisabeth des Götz, kennen zu lernen. Wieland, der, seit er Goethe persönlich kannte, ihn fast vergötterte, konnte, als er durch Zimmermann erfuhr, daß Frau Rat ihm wegen dieser Freundschaft von Herzen zugethan war, die Zeit des Besuchs gar nicht erwarten. „Ich muß Goethes Mutter sehen, da hilft nichts für,“ schreibt er an Merck im Mai 1777. Im Dezember desselben Jahres kehrte er und der Weimarer Musikus Kranz bei Goethes Eltern ein. Wer die Dankbriefe der beiden Männer für die Aufnahme an Frau Rat gelesen hat, wird es verstehen, daß ein förmlicher Ajakultus in Weimar nach ihrer Rückkehr ausbrach und kaum einer der Freunde und Freundinnen Goethes war, der nicht sich vorgenommen hätte, die casa santa zu besuchen. So war es denn fast selbstverständlich, daß Anna Amalia auf ihrer Reise nach dem Rhein auch Frankfurt und Frau Rat besuchte. Am 15. Juni 1778 kehrte sie mit Fräulein von Göchhausen und dem Kammerherrn von Einsiedel dort ein und wiederholte den Besuch auf der Rückreise. Die beiden, in ihrer Natürlichkeit und ihrer an das Derbe grenzenden Frische, in der Tiefe des Gemüts und der Abneigung gegen alle Etikette und Verstellung

wesengleichen Naturen mußten aneinander das herzlichste Gefallen finden; es knüpfte sich hieran eine Freundschaft, die gewiß einzig dasteht. Anna Amalie nannte Frau Rat nicht nur „liebe Mutter", sondern behandelte sie auch als solche, und bei Frau Rat blieb es unvergessen, daß die Herzogin, die treue Freundin des Sohnes, einst in der Zeit der Umtriebe gegen ihn seine feste Stütze gewesen war. Ein neues Band hatte sich zwischen Anna Amalie und Goethe geknüpft, und so folgte er wohl dem Drange des Herzens, wenn er für sie bald nach ihrer Rückkehr in demselben „Kloster", wo die Herzogin Luise gefeiert worden war, ein Fest zu Ehren der verwitweten Herzogin veranstaltete. Sie dagegen beschloß, das neueste Drama des Dichters, das Jahrmarktfest zu Plundersweilern, auf dem Schlosse Ettersburg so glänzend als möglich aufführen zu lassen (am 20. Oktober), wobei Goethe den Marktschreier, Haman und Mardochai darstellte. Von größeren Arbeiten des Dichters fallen Wilhelm Meister, von dem er im November des Jahres 1777 das erste Buch zu vollenden gehofft hatte, und die Weiterführung des Egmont, zu der ihm eine Vorlesung seines Fragmentes wieder Mut gegeben hatte, in diese Zeit.

Wir nähern uns der Entstehung der zwei großen Dramen, die die schönste Frucht des Liebesbundes sind und die schöner und klarer als alles andere die hohe Weiblichkeit und den Seelenadel der von Goethe fast vergötterten Frau verkünden. Die Iphigenie und der Tasso sind mit dem Namen der Frau von Stein für ewig unlösbar verbunden.

Am 14. Februar 1779 begann Goethe die Ausführung der Iphigenie, der Zufall wollte es gerade zu derselben Zeit, als ihn die Kriegskammer vollauf beschäftigte und die Rekrutenaushebung bald nach Jena und der lieblich gelegenen Dornburg, bald nach dem häßlichen, lärmenden Apolda führt. „Meine Seele löst sich," schreibt er aus seinem Gartenhaus am 22. Februar 1779, „nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitze ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heut absondern"; dann wieder meldet er aus Apolda: „Kein sonderlich Vergnügen ist bei der Ausnehmung, da die Krüppels gern dienten und die schönen Leute meist Ehehaften haben wollen . . . Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Eine Woche später werden die drei ersten Akte dem Herzog und Knebel vorgelesen und der vierte am 19. März sereno die quietamente auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau geschrieben; am 28. war das Drama beendet. Bei der ersten Aufführung am Osterdienstag, dem 6. April, spielte Goethe den Orest, Corona Schroeter die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz

Constantin den Pylades. Corona und Goethe feierten den schönsten Triumph. Augenzeugen konnten das Junonische der Gestalt, die Majestät in Anstand, Wuchs und Geberden Coronas, in Goethe die Vereinigung geistiger und körperlicher Vollkommenheit nicht genug bewundern. Bei der Wiederholung der Aufführung im Juli auf der Ettersburg gab Karl August selbst den Pylades.

Ein Zusammenhang zwischen dem einer antiken Sage entnommenen Stoffe des Dramas Iphigenia und der Liebe Goethes zu Frau von Stein scheint ausgeschlossen; und doch läßt sich nach den ausdrücklichen Zeugnissen nicht daran zweifeln, daß selbst hier Leben und Liebe zusammenfloß.

Bei der Uebersendung des Dramas an Fritz Jacobi schrieb Goethe: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo andere genießen, genieße wo andere leiden. — Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viel Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. — Es scheint als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen . . ." Und aus den Briefen an Frau von Stein aus Italien hören wir: „Ich las Tischbeinen meine Iphigenie vor . . . . die sonderbare, originale Art, wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand, in welchem es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich. Es sind keine Worte, wie fein und tief er den Menschen unter dieses Helden Maske empfunden." In dieser Verbindung werden auch die Worte verständlich: „Heute geht auch Iphigenie ab, o möchtest Du fühlen, wie viel Gedanken zu Dir herüber gegangen sind, bis das Stück erstand."

Worin der fast anbetungsvoll geschilderte Einfluß bestand, inwiefern Orests Heilung durch die Schwester mit dem Einfluß der Frau von Stein auf Goethe sich vergleichen kann, das haben wir schon früher angedeutet; es ist dasselbe, was der Tasso und der Faust predigen, die veredelnde Macht des Weibes, die dort den seelisch kranken Orestes heilt, hier den unsteten, freiheitdürstenden, auf das Recht der Leidenschaft trotzenden Jüngling zum reifen, in der freiwilligen Anerkennung der sittlichen Ordnung die wahre Freiheit erkennenden Mann, den wilden Stürmer und Dränger zum wahrhaft vornehmen Aristokraten erzieht. Beiden, Orest und Goethe, gab eine edle, über den Leidenschaften stehende Frau jenen Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Es ist die Zeit, da nach den Stürmen der Jugend eine reine Ruhe den Dichter umgiebt und sein Glück ausmacht, da er in seinem Tagebuch freudig den innern Wandel mit den Worten bezeichnet: „Möge die

Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Diesen Frieden, den er nicht müde wird zu preisen, auch dem geliebten Freunde und Herrn, der ihn noch immer nicht in sich und seinem Hause, sondern im Jagen und Treiben des fürstlichen Lebens suchte, zuteil werden zu lassen, war nun das Ziel seines Strebens. Er hoffte viel für ihn von einer gemeinsamen Reise in die erhabene Schweizerlandschaft, wo der Herzog, herausgerissen aus dem kleinlichen Getriebe des Hoflebens und von dem Verkehr mit alltäglichen, trivialen Menschen in Goethes Umgange und in der großartigen Umgebung den höheren Zweck und die wahren Güter des Lebens erkennen sollte. Der Mahnung Philanders: „Wer reisen will, der schweig fein still", wie immer folgend, verrät Goethe auch der Freundin nichts von dem eigentlichen Plan. Aber wenn sie auch das Ziel der Reise nicht kannte, sie war doch sein einziger Gedanke, und die mit Recht als ein Meisterstück deutscher Prosa gepriesene Schilderung der Reise, die Goethe erst 1808 in seine Werke aufnahm, ist um ihretwillen und für sie geschrieben. So ist nicht bloß die Geliebte auf allen den Wanderungen an seiner Seite, auch wir ahnen bei dieser Frische und Lebendigkeit, bei jener der Großartigkeit der Natur angepaßten Sprache, daß die Liebe und das Glück dem Dichter die Hand geführt haben.

Am 12. September 1779 brachen der Herzog, der unter dem Namen Baron von Wedel reiste, Goethe und der Kammerherr von Wedel nebst einigen Dienern, darunter auch der treue Seidel, von der Ettersburg auf. Von Frankfurt sandte er der Geliebten einen Gruß: „vom Angesicht der väterlichen Sonne . . . Meinen Vater habe ich verändert getroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe." Nur vier Jahre waren vergangen, seitdem Frau Aja ihren Einzigen in die Ferne hatte wandern lassen, aber welche Wandlung in dieser Zeit! Als der intime Freund eines Herzogs, der wie ein Sohn des Hauses aufgenommen sein wollte, als Geheimrat und in Wirklichkeit der Leiter eines Herzogtums kehrte er zurück. Die Freude und das Glück der guten Frau spiegelt nichts schöner wieder als ihre Beschreibung der Ankunft des Herzogs und Wolfgangs in ihrem Hause: „Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß was sie thun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch

allen Antheil an der erstaunlichen Freude nimmt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich gar nicht beschreiben." — Und der Herzog sekundierte diesem freudig begeisterten Ton in einem Briefe an Anna Amalia: „Beste Mutter, es ist aus Goethes Haus der erste Morgen, den ich daselbst zubringe, daß ich Ihnen schreibe. Goethens Mutter ist eine herrliche Frau. Ich freue mich erstaunlich sie zu kennen . . . . . die alte Mutter habe ich erstaunlich lieb bekommmen und ich denke sie mich auch."

Auf der Weiterreise machte Goethe am 25ten September allein einen Abstecher nach Sesenheim, um die liebe, durch ihn unglücklich gewordene Friederike aufzusuchen. Er wurde von ihr und den Eltern freundlich und gütig aufgenommen; „ich mußte sie", so beichtet er der neuen Geliebten, „in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe." Jeder Schmerz und Groll war bei diesen edlen und lieben Menschen geschwunden. Die Stunden, die er dort verweilte, waren der Erinnerung des einst genossenen Glücks geweiht; „so daß ich nun auch" — so schließt der schöne Bericht — „wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern der ausgesöhnten in mir leben kann". Am nächsten Tag traf er wieder mit dem Herzog zusammen und reiste mit ihm nach Straßburg; er eilte, um den „Rosenkranz der treuesten und bewährtesten Freundschaft abzubeten", zu Lili, der nunmehrigen Gattin des Barons von Türckheim, die er in glücklichen Verhältnissen und in unveränderter Freundschaft für ihn fand. Er schrieb die Schilderung dieser Tage an einem für ihn schmerzlichen Orte. Der Herzog hatte ihn an das Grab der Schwester nach Emmendingen begleitet. Sie, die Unglückliche, hatte noch kurz vor ihrem Tode den aus Weimar verstoßenen, dem Wahnsinn nahen Lenz, der sie als seinen Schutzgeist, als seine Göttin pries, getröstet. Nach ihrem Tode war sein Wahnsinn völlig ausgebrochen. Erst Pfingsten 1779 wurde Schlosser den kranken Gast durch Goethes Vermittlung los, der in gütiger und edler Weise für ihn sorgte und seine Rückführung in die Heimat ermöglichte.

Mitte Oktober betraten die Reisenden die Schweiz. Von Münster ab ist die Reise aus Goethes Schrift: „Briefe aus der Schweiz, Zweite Abteilung" bekannt. Sie sind bis zum zweiten Abschnitte fast wörtlich den Briefen an die Freundin, die Goethe selbst schrieb oder Philipp Seidel diktierte, entnommen. Die Darstellung der Fahrt durch das Berner Oberland und das Pays Vaudois, die in „den Schweizer Briefen" sonderbarer Weise fehlt, kennen wir nur aus den Berichten für Frau von Stein.

Am 9. Oktober des Nachmittags stand Goethe vor dem vielgerühmten Staubbach. Diesem, wie er selbst sagt, „erhabenen Gegenstande“ widmet er sein Gedicht für die Freundin „Gesang der Geister über den Wassern“, in dem er in unerreichbar schöner Sprache den Eindruck des großartigen Schauspiels wiedergibt und die Schilderung durch den sinnigen Vergleich des Wassers mit der Seele des Menschen einfaßt und belebt. Der Weg über die Wengernalp, der den Anblick der Jungfrau am schönsten bietet, war leider ungangbar, deshalb ging man durch das Lütschinenthal nach Grindelwald; nach der Wanderung durch das Haslithal kam man über den Brienzer See nach Interlaken, das damals aus einem Kloster und einigen Bauernhäusern bestand. Von Thun, dem Schlußpunkt der Reise durch das Bernerland, nach einer Fahrt auf einem Nachen über den Thuner See, wo Goethe „aus dem Homer von den Sirenen“ vorlas, schreibt er neben der Klage über die böse Art des Herzogs, „wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr zu suchen“, sehr befriedigt über die bisherige Reise: „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände, und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten“. Am 20. begann man von Bern aus die Reise in die französische Schweiz. In Lausanne sah Goethe die frühere Geliebte des Erbprinzen von Braunschweig, die schöne Frau von Branconi, und die Pracht des „Meisters aller Seen“ vermochte nicht seine Begeisterung für dieses Wunder weiblicher Schönheit zurückzudrängen. Goethe schreibt der Geliebten über die Sirene: „Etlichemale fragte ich mich in ihrer Gegenwart, obs auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben! ein Offenmut! daß man eben nicht weiß woran man ist.“ Nach mehrtägiger Wanderung über den Jura, deren unvergleichliche Schilderung mit dem Thal und den Ruinen von St. Sergues abschließt, gelangte man nach Genf, wo man, wie überall, die bedeutenden Persönlichkeiten aufsuchte und auch Voltaires Lieblingssitz Ferney nicht unbesichtigt ließ. Hier beschloß der Herzog, in die savoyischen Eisgebirge zu dringen und von dort ins Wallis. Karl August und Goethe fuhren allein am 3. November nach Chamounix und nach Martigny oder Martinach, dann nach Siders und Leuk, von wo ein Abstecher nach dem Leuker-Bad und dem Steinriesen und der Felsenmauer der Gemmi gemacht wurde. Trotz der winterlichen Jahreszeit wagte man den Uebergang über den Furkapaß am Rhonegletscher, dann ging es immer tief im Schnee bis nach Realp, wo die Wanderer im Kapuzinerhäuschen Erquickung und Anerkennung fanden. „Zum zweiten Male,“ so schreibt er vom „Gotthard bei den Kapuzinern“ an die

Freundin, „bin ich nun in dieser Stube auf dieser Höhe, ich sage nicht mit was für Gedanken. Auch jetzt reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde iezzo, daß es nicht gut wäre, länger von Hause zu bleiben; daß ich Euch wiedersehen werde, alles wendet mein Auge zum zweitenmale vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde, und führt meinen Geist wieder nach meinem armen Dache, wo ich vergnügter als jemals Euch an meinem Camin haben und einen guten Braten auftischen werde." Auf wohlbekannten, viel geliebten Pfaden ging es nun über den Vierwaldstättersee und Luzern nach Zürich zum „Siegel und obersten Spitze" der ganzen Reise, zu Lavater.

„Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut." Diese Worte erklären, weshalb Goethe grade in dem Umgang mit Lavater so großen Segen für Karl August erhoffte. Es war die Ruhe und Stille in sich, die bei ihm das Ergebnis eines felsenfesten Glaubens an Christus und sich selbst war und das Glück, das dieser Mann in seiner Häuslichkeit und in der rastlosen Thätigkeit für seine Mitmenschen fand. Auch wurden beide, Goethe sowohl wie Karl August, in ihren Erwartungen nicht betrogen und noch vor der Rückreise von Schaffhausen, wohin Lavater ihnen nachgeeilt war, hören wir das begeisterte, der Freundin gesandte Urteil vom Dezember 1774: „Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten."

Aber der zwischen beiden Männern bestehende Gegensatz konnte nur zeitweilig durch den wunderbaren Einfluß der Persönlichkeit und Gegenwart Lavaters verdeckt oder zurückgedrängt werden. Nach Goethes Rückkehr vollzog sich der Bruch, der notwendig war, nicht weil Lavater anders geworden, sondern weil Goethe eine gewaltige Entwickelung durchgemacht hatte. Schon in Frankfurt hatte sich Goethe innerlich von dem schwärmerischen Propheten losgelöst, und die gemeinsame Arbeit an den physiognomischen Fragmenten hatte ihn nur noch weiter von Lavater entfernt. Seine Bearbeitung der Offenbarung Johannis und seine Messiade fand so wenig den Beifall Goethes, daß er noch vor dem Wiedersehn von Genf aus an den Verfasser die bezeichnenden Worte schrieb: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch . . . Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne," und ganz ähnlich, aber noch viel deutlicher erscheint der Gegensatz in dem Brief, den Goethe auf die Zusendung

des ihm besonders fatalen und widrigen Buches: „Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten" im August 1782 schrieb: „Du hältst das Evangelium wie es steht für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur." „Bei diesem Manne," so schließt er eine ausführliche Darstellung seines Verhältnisses zu Lavater, „knüpfte sich der höchste Menschenverstand und der größte Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen." In religiösen Dingen hatte er es aufgegeben, eine Einigung mit ihm zu suchen. Was er wollte, war der Wunsch: „daß wir einander unsere Partikularreligion ungehudelt lassen." Aber Lavater kannte nur Liebe oder Haß. Wer nicht für mich ist, ist wider mich, war sein Wahlspruch. Goethe versuchte noch wiederholt ihm von der rein menschlichen Seite beizukommen. Aber der Bruch war unheilbar. Jetzt half auch persönlicher Verkehr nicht mehr über ihn hinweg. Im Juli 1786 kam Lavater nach Weimar und wohnte bei Goethe. Wie anders lautet jetzt der Bericht an die Freundin: „Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. . . . Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun was uns per Saldo von ihm übrig bleibt."

Neben Lavater und der seit einem Jahre verwitweten Freundin Bäbe Schultheß, von der die Briefe an die Weimarer Geliebte wohlweislich schweigen, tritt der Landsmann und Komponist Kayser unter den Züricher Bekannten in den Vordergrund. Trotz mehrfacher Mißerfolge, die den Unmut des etwas schwerfälligen Mannes noch gesteigert hatten, hielt Goethe an seiner Absicht, sich in Kayser einen Komponisten für seine Operetten und Lieder zu gewinnen, fest. Er schrieb eigens für ihn auf der Rückreise durch die Schweiz eine Operette „Jery und Bätely", die er schon Ende Dezember an Kayser schicken konnte. Er ermahnte ihn zu schleuniger Vollendung der Komposition, damit das Stück gegeben werden könnte, „bevor das Interesse der Schweizer Erzählungen verraucht ist," wenn es auch außer der Scene und einigen Namen wenig an die Schweiz erinnert und die Personen, wie Goethe selber sagt, Leute „seiner Fabrik" sind und „edle Gestalten, in Bauernkleider gesteckt". Der Inhalt ist heiter, aber wenig bedeutend. Doch sollte ja auch das musikalische Element das wichtigste sein. Beweis dafür sind die theoretischen ausführlichen Anweisungen, die Goethe seinem Komponisten gab; sie sind für uns ungemein wichtig, weil sie Goethes Verständnis und Meisterschaft auch auf diesem

Gebiet beweisen. Wenn auch Kayser mit seiner Komposition nicht zur Zeit fertig wurde, sodaß Seckendorf mit seiner Kunst dafür eintreten mußte, so ließ ihn Goethe doch nicht fallen, sondern übertrug ihm auch die Musik zu der Operette „Scherz, List und Rache“, einer Nachahmung der italienischen opera buffa, zu der er durch Aufführungen der Bellomo'schen Truppe in Weimar angeregt worden war. Goethe war mit Kaysers Komposition zufrieden; aber zu einer Aufführung kam es nicht. Unverdrossen machte sich der Dichter darauf an ein neues Libretto, „die unglücklichen Hausgenossen“, mit der bestimmten Absicht, Kayser zu einem Erfolge in München zu helfen. Doch blieb es bei einem Bruchstück.

Wie glücklich auch die Reise trotz der ungünstigen Jahreszeit bisher verlaufen war, die Sehnsucht nach Haus und nach der Geliebten trat doch jeden Tag stärker hervor. Hier in der Trennung von Weimar empfand Goethe erst so recht, was er an ihr und seinen Freunden in Weimar hatte. Dankbaren Herzens offenbart er dies Gefühl dem braven Freunde Knebel und bittet ihn, diesen Brief aufzubewahren, „und wenn ich unhold werde“, fährt er fort, „zeig' ihn mir nur, daß ich in mich kehre“.

Anfang Dezember nahmen die Reisenden von Zürich Abschied. Ueber Schaffhausen und Constanz eilte man nach Stuttgart. Nun begannen die Besuche der süddeutschen Höfe, in Karlsruhe, wo Goethe zu Ehren Clavigo mit Iffland in der Rolle des Carlos gegeben wurde, in Mannheim, Darmstadt, Hanau und Homburg. Die drei letztgenannten Reisen wurden von Frankfurt aus unternommen, wo Frau Rat Ende Dezember den Sohn wieder in die Arme schließen konnte und auch den hohen Gast auf längere Zeit aufnahm. Es waren diese Anstandsbesuche des Herzogs bei den Höfen kein schöner Schluß der Reise; wenigstens Goethen waren sie, wie wir aus den sarkastischen Bemerkungen in den Briefen an Frau von Stein hören, wegen der materiellen und mehr noch wegen der geistigen Armseligkeit der Höfe unerfreulich, wenn auch für den Dichter, der schon im Geiste die Hofleute als personae dramatis bearbeitete, instruktiv. Aber sein Ausruf als Refrain seiner Beschreibung: „Gott im Himmel, was ist in Weimar für ein Paradies“, läßt sie auch nicht ohne Gewinn für ihn erscheinen.

Die beiden größten Goethischen Dichtungen des ersten Weimarer Jahrzehntes liegen kaum ein Jahr auseinander. Am 6. April 1779 ist Iphigenie zuerst aufgeführt worden, und am 30. März 1780 lesen wir im Tagebuch: Hatt' ich den erfindenden Tag. . . . Zu Mittag nach Tiefurt zu Fuß. Gute Erfindung Tasso.

Wenn wir Goethe auch deswegen als unsern ersten Dichter preisen,

weil seine größeren Dichtungen nicht dem Spiel des Zufalls ihr Dasein verdanken, sondern fast mit Notwendigkeit als der dichterische Ausdruck eigener Lage und Stimmung entstanden sind, so gilt das ganze vornehmlich von Tasso. Nicht ohne Grund hat er selbst von dieser Dichtung gesagt: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. . . . Der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, entstand aus dem Innersten meiner Natur. . ." Ich hatte das Leben Tassos und mein eigenes, und indem ich zwei so



Goethe, Silhouette aus Betty Jakobis Nachlaß, etwa 1780.

wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso." Und die Frage, worin die Aehnlichkeit bestand, ist nicht schwer zu beantworten. Tasso und Goethe sind beide große Dichter, beide der Stolz und der Ruhm eines Staates, der zwar klein, aber der erste Musensitz des Vaterlandes war; Tasso und Goethe, beide waren in den Banden einer leidenschaftlichen und aussichtslosen Liebe zu einer edlen, sie an Lebensalter und Lebensweisheit überragenden Dame des Hofes.

So ist in Wahrheit die Liebe Goethes zu Frau von Stein der Aus=

gangspunkt der Dichtung in ihrer ersten fragmentarischen Fassung; und nicht bloß ein äußerer Anlaß, die Entstehung der einzelnen Scenen hängt mit der Liebe des Dichters innig zusammen: das Drama stockt, wenn die Geliebte zürnt; die Dichtung fließt aus dem Herzen des Dichters, wenn die liebende Fürsorge der Geliebten sie begleitet. Und so sehr verband sich Liebe und Dichtung, daß der Dichter jenen tiefempfundenen Monolog im Beginn des zweiten Aktes als Anrufung an Frau von Stein schreiben konnte, „unbekümmert, ob er als Scene und an dem Orte gut sein würde." Nicht nur im Befreiten Jerusalem Tassos, auch bei Goethe wird „das Geheimnis einer edlen Liebe dem holden Lied bescheiden anvertraut". Man lese nur, um das zu erkennen, die Briefe Goethes aus dem Jahre 1780 und den folgenden Jahren, besonders die Stellen vom 16. November: „Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen, er wird mir erst lieb, da Sie ihn lieben," oder vom 19. November: „Mein Stück ist heute vorgerückt, dessen Ende Sie mit keinen freundlichen Erinnerungen zu beschleunigen gesinnt sind," ferner vom 25. März 1781: „An Tasso wird heute schwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für ihren Dichter sorgt? Vor Monaten war mir die nächste Scene unmöglich, wie leicht wird sie mir jetzt aus dem Herzen fließen," und endlich aus dem April 1781: „Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so habe ich heute schon soviel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann. . . . Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei Dir. . . . Ich summierte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl an Tasso schreiben können." Die Worte Tassos

„Ist dir's erlaubt, die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's, umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen, was sie sprach?
Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten?"

„Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
Und dieses Glück ist über alle Träume" —

sind am 25. März 1781 gedichtet worden. Grade in diesen Tagen verzeichnet der Dichter ein neues Stadium seiner Liebe. „Mein Noviziat," schreibt er am 12. März, „war doch lange genug, um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie sagen, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte." Diese Aenderung, die Beendigung des Noviziats bestand in der ihm nun offenbarten Erwiderung seiner Liebe, die die vorsichtige, Goethes aufwallende

Leidenschaft fürchtende Freundin bisher in sich verborgen hatte. Eine Ahnung dieses Glückes hatte er schon im Dezember vorher empfunden und sein Glück jubelnd in dem Lied an seine Bäume und im Tasso verkündet:

„So seh ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen."

Die Antwort der Prinzessin:

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehrung unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!"

enthält das Thema, das sich durch die Briefe Goethes in tausend von Variationen schlingt, nur daß seit den Märztagen 1781 ein tragischer Ausgang nicht zu fürchten war. Nach vielen Kämpfen hatte Goethe entsagt und dafür war ihm aus ihrem Munde die Gewißheit der Gegenliebe und der untrennbaren seelischen Gemeinschaft geworden. Die Liebe ist jetzt auf ihrem Höhepunkt, aber es ist die reine, die himmlische, die Harmonie der Seelen: „Ich bitte die Grazien," so hören wir in diesen Tagen, „daß sie meiner Leidenschaft die innre Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt. . . . Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebenden Kranz flicht. . . . Wir sind wohl verheiratet, das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. . . . Hilf mir glauben und hoffen. . . . Durch alles das begleitet mich der vielgeliebte Talisman, und Abends und Morgens, und Nachts wenn ich aufwache, nenn ich deinen Namen und hoffe auf dich."

2.

In dasselbe Jahr fällt der Anfang der Bearbeitung einer Tragödie, die wie der erste Entwurf des Tasso nur bis zum zweiten Akt gedieh. Es ist der Elpenor.

Am 11. August 1781 wurde das Drama begonnen. Man hoffte in dieser Zeit, da man die Niederkunft der Herzogin erwartete, auf den langersehnten Erbprinzen. Zur Feier dieses hochbedeutsamen Ereignisses wollte Goethe ein antik-klassisches Drama, ein Gegenstück zur Iphigenie schreiben. Er

meldet der Geliebten von dem Fortschritt der Arbeit. Sollte doch ein Knabe der Held des Stückes sein, wie er ihnen beiden in Fritz von Stein aufwuchs, ihr, der Mutter, und Goethen, dem Pflegevater, der ihn bei sich erzog. Die Vereitelung der Hoffnung vereitelte auch das Drama. Aber zwei Jahre später, als der Erbprinz am 2. Februar 1783 nun wirklich geboren wurde, sehen wir den Dichter bemüht, das Drama „bis zum Ausgange der Herzogin" zu vollenden. Doch blieb es bei der Absicht und bei dem Fragment von zwei Akten.

Schon der Zweck, dem das Drama dienen sollte, deutet darauf hin, daß ein versöhnender Schluß beabsichtigt war. Der Sieg und die Thronbesteigung des Elpenor mußte das Ziel des Dichters sein. Die Vermutung, daß die jetzige Bezeichnung des Dramas als Trauerspiel irrig ist, hat die Veröffentlichung der ersten Bearbeitung bestätigt. Schon der Name weist ja auf den Erbprinzen als die Hoffnung des Landes, und mehrere Stellen deuten unmittelbar auf ihn, u. a. die Worte Evadnes:

> Laßt mich ihn segnen, ihn, der Tausenden
> Ein neues Licht des Glücks aufgehend scheint.

Nicht ohne Absicht hat Goethe seine ganze Kunst auf die Darstellung des Knaben gelegt. Eine Lichtgestalt, strahlend von Schönheit, so tritt er vor uns, ein Liebling der Pflegemutter und seiner Umgebung, guten Herzens und mitleidig, trotz der Jugend kühn und tapfer, ein Stück Philotasnatur und dabei köstlich naiv und echt kindlich. Im Gegensatz zu ihm ist sein vermeintlicher Vater ein düsterer Tyrann, auf dessen Gewissen zwiefacher Verwandtenmord lastet. Antiope, wenn auch zu furchtbarer Rache gezwungen, verkörpert doch im Innern des Herzens die schönen Worte einer andern antiken Frauengestalt: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Wie Goethe sich die weitere Entwicklung gedacht hat, darüber sind viele Vermutungen aufgestellt worden; aber keine befriedigt, und sie können es auch nicht, weil Goethe selbst die Unmöglichkeit der weiteren Ausführung einsah. Als er das Fragment, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, im Juni 1798 an Schiller sandte, schrieb er dazu: „es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoff und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein." Der Stoff nahm unter der Hand eine tragische Wendung. Eine Tragödie aber, womöglich am Schluß Antiope an der Leiche des Sohnes, konnte er nicht zu der genannten Feier darbringen. Daran scheiterte das Stück im Jahre 1783. Daß Goethe später, wo derartige Rücksichten wegfielen, das Interesse daran verloren hatte, ist sehr zu beklagen. Wir wären um ein Drama reicher, das sich Iphigenien an die Seite hätte stellen können.

Auch an dem weiteren Gedeihen und Wachsen eines älteren, unvollendet gebliebenen Dramas, des Egmont, das dem Dichter im April 1778 wieder in den Sinn gekommen war, hatte die Freundin lebhaften Anteil. Und wie an den Abenden, die beider Glück ausmachen, nicht nur die Dichtungen Goethes, sondern auch seine wissenschaftlichen Studien gemeinsam erörtert und gefördert werden und die gelehrige Schülerin gern bereit ist, die Gedanken Goethes auf= und nachzuschreiben, so ist sie auch die erste, die etwas von seinem Plan, eine Gegenschrift gegen des großen Königs damals erschienene Schrift „De la littérature allemande“ zu schreiben, erfährt. Das Schreiben des Königs an den Minister Herzberg, das er Ende November 1780 unter dem Titel De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger in französischer und deutscher Sprache hatte drucken lassen, hatte die litterarische Welt Deutschlands in eine fast fieberhafte Aufregung versetzt. Auf den größten Deutschen des Jahrhunderts hatten einst Klopstock und Lessing, Gleim und das ganze dichtende Deutschland ihre Hoffnung gesetzt. Mit schmerzlicher Resignation hatte man es allmählich aufgegeben, von ihm etwas zu erwarten, wenn man sich auch zu einer so hochstehenden Auffassung, wie sie Goethe hatte und wie er sie später in Dichtung und Wahrheit niedergelegt hat, nicht aufschwingen konnte. Nun schrieb derselbe große Mann gewissermaßen seine Verteidigungsschrift und wies die Schuld der Dichtung selbst oder vielmehr der deutschen Sprache zu. Nicht weil der König Goethes Götz abscheulich gefunden, worüber er sich in einem Brief an die Tochter Mösers mit den Worten tröstet: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit seinem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden“, beschloß Goethe die Flut von Gegenschriften um eine neue zu vermehren, sondern seine Stellung als berühmtester Schriftsteller Deutschlands und die Ehre des gänzlich ignorierten Musensitzes Weimar drückte ihm die Feder in die Hand. Am 6. Januar 1781 begann er mit der „Litteratur“, wie er die Schrift immer kurz benennt, und am 24ten „hilft er auf der Göchhausen Stube der ‚Litteratur‘ auf mit einer Flasche Champagner“ in der sichern Hoffnung auf baldige Vollendung. Die erste Leserin ist, wie immer, auch hier Frau von Stein, dann erhalten die Schrift der Herzog und Herder, deren Urteil die Vertraute überbringen soll. Von Auswärtigen erhielt es die Mutter, die den Sohn in einem prächtigen Briefe an Großmanns gegen „das schöne Geleise des Königlichen Verteidigers“ warm verteidigt, und Freund Merck. Dann verschwindet die Schrift, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen. Nur durch Herders Bericht an Hamann wissen wir, daß sie in

der Form eines Gespräches zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der table d'hôte eines Wirtshauses in Frankfurt a. M. über die Schrift des Königs geschrieben war.

Der große Roman Goethes, Wilhelm Meisters Lehrjahre, der sich durch viele Lebensjahre Goethes hindurchzieht, hat alle Phasen seiner Liebe durchgemacht und sie selbst überdauert. Er ist lange Zeit das stehende Thema der Unterhaltungen mit Frau von Stein und gemeinsamer Thätigkeit. „Wenn ich schreibe," so lesen wir einmal, „denke ich, es sei auch Dir zur Freude ..." und ein andermal: „An Wilhelm habe ich fortgefahren ... ich denke immer dabei an die Freude, die ich Dir damit machen werde." Wenn dieser große Roman darstellen soll, wie sich Goethes Erziehung unter dem Einfluß seiner amtlichen Thätigkeit und der veredelnden Einwirkung der Geliebten in diesen Jahren vollzieht, so ist auch er nicht weniger ein Werk des Dankes an Frau von Stein als Iphigenie und Tasso. Der ursprüngliche Titel war: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. „Die Anfänge," sagt der Dichter selbst einmal, „sind aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit entsprungen, daß der Mensch etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist ... er könne mit sich nicht ins Klare kommen und werde auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. ... Doch ist es möglich, daß all die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen." Die Art dieser Verirrung Wilhelms ist in dem ursprünglichen Titel des Romans ausgedrückt, er sah in dem theatralischen Flitterwesen sein Ideal, in dem Beruf des Schauspielers seine Sendung; was er in den Lehrjahren lernte, war die Erkenntnis, daß nicht das Spiel mit ästhetischen Dingen, die dilettantische Beschäftigung mit einer ihm fremden Kunst, sondern eine in das Leben eingreifende Thätigkeit für das Wohl anderer das wahre Glück des Menschen ausmache. Der begeisterte Freund und eifrige Besucher des Theaters in Frankfurt und Leipzig, der Wetzlarer Träumer und dilettantische Künstler macht in Weimar eine ähnliche Schule durch und wird aus dem schwärmerischen Bewunderer des Theaters und begeistert mitwirkenden Schauspieler ein Feind „des theatralischen Leichtsinns". Mit dem Jahre 1783 schwindet Goethes Interesse am Theater. „Er wird es müde," wie er damals an Frau von Stein schreibt, „Großmeister der Affen zu sein und die eigene und fremde Not mit Maskeraden und gleißenden Erfindungen zu übertünchen." Der Staatsmann hatte keine Zeit mehr für dramatische Spielereien und die Vergnügungen des Hofes. Aber dennoch war diese Periode der Thätigkeit an dem Liebhabertheater für Goethes spätere Leitung des Herzoglichen Hoftheaters und der Gewinn

aus ihr für seine dramatische Dichtung so groß, daß wir ihr einige Augenblicke schenken müssen.

Vor Goethes Eintreffen hatte die Seylersche Truppe ziemlich regelmäßig im Schlosse Vorstellungen gegeben. In dem 1775 erbauten Redoutengebäude



Corona Schroeter.

war nach dem Brande des Schlosses eine kleine Bühne errichtet worden. Erst 1780 erbaute der Unternehmer Hauptmann mit Unterstützung des Herzogs ein größeres einstöckiges Haus, dessen oberer Raum einen großen Tanzsaal mit einer unbeweglichen geräumigen Bühne enthielt. Aber wenn bis dahin auch ein festgefügter Theaterbau fehlte, die Bühne war bald aufgeschlagen:

In enger Hütte und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb der hohen Nacht.

Diese Verse sind einem Gedicht entnommen, das die Thätigkeit dieses einzig in der Welt dastehenden Theaters dem Gedenken der Nachwelt bewahren und einen poetischen Bericht über das Wirken des künstlerischen und technischen Leiters abgeben sollte. Darum ist das Gedicht auch mit dem Namen des Theatermeisters für immer verknüpft. Es war der Tischler Mieding, der durch Fleiß und großes Kunstverständnis seine schwierige Aufgabe bei geringen Mitteln und unglaublich einfachem Apparat glänzend gelöst hatte.

Doch der Dichter konnte „den Zauberer des Wunderbaues, der äußerlich entzückt", nicht preisen, ohne der Künstlerin einen unverwelklichen Kranz zu flechten, die durch ihren herrlichen Gesang, ihr seelenvolles Spiel, ihre Schönheit und Anmut der glänzende Mittelpunkt des Theaters geworden war. Am Grabe Miedings läßt er Corona Dank und Anerkennung in ihrer Worte „weichem Ton, der sichs ins Herz ergießt", nachrufen. Es ist die Gestalt Iphigeniens, die er vor uns hervorzaubert:

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Und nicht bloß die Künstlerin, auch ihr edles Herz und ihre Liebenswürdigkeit pries er in diesem Gedicht; er konnte es mit Ruhe und Resignation; denn das „so lange schwebende Verhältnis", das bald mehr der Neigung zu dem schönen und guten Mädchen, bald der Verehrung für die große Künstlerin ähnlich gewesen war, hatte nun eine feste Gestalt angenommen. Coronens kühle Haltung, ihre Liebe zu einem andern Manne, dem Oberhofmeister von Einsiedel, und nicht zum wenigsten Goethes immer mehr wachsende Liebe zu Frau von Stein hatten das allmählich bewirkt. Bei einem der häufig im Tagebuch bemerkten Besuche „Kronens" und ihrer Gesellschafterin wird (im April 1780) hinzugefügt: „Kam der Herzog abends und da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lavaoberfläche verkühlt ist, gings recht munter und artig. Nur in die Ritzen darf man noch nicht visitiren, da brennts noch." Einen solchen Brand unter der kühlen Außendecke verrät der einzig erhaltene Brief Goethes an Corona, der in das Jahr 1781 aus äußeren Gründen gesetzt wird, und der uns den Verlust der übrigen besonders schwer empfinden läßt: „Wie oft habe ich nach der Feder gegriffen,

mich mit dir zu erklären ... aber ich kann mich nicht entschuldigen ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen ... vergieb mir, ich habe dir auch vergeben und laß uns freundlich zusammen leben."

Abgesehen von Corona hatte Goethe nur über Liebhaber der Kunst und Dilettanten zu verfügen, wie Knebel, Bertuch, Prinz Constantin, Musäus, Fräulein von Göchhausen, von Wöllwarth und andere Freiwillige; auch Karl August verschmähte es nicht, hin und wieder aufzutreten. Da war es denn schwierig, ein Repertoire festzustellen. Hans Sachsens Fastnachtsspiele, Gozzis, Molières und Destouches Dramen, Goethes ältere kleine Dramen, wie Die Laune des Verliebten, Die Mitschuldigen, Erwin und Elmire machten den Hauptbestandteil; sogar an Lessings Minna von Barnhelm wagte man sich, aber die geringe Auswahl der für die Bühne und die Mitwirkenden geeigneten Stücke zwang den Direktor und Regisseur mit seinem Talent einzutreten. Einsiedel und Seckendorf unterstützten ihn mit eigenen Stücken, und Anna Amalie und Corona bewiesen ihre musikalische Begabung bei der Komposition der Lieder. So verdanken wir denn dem Liebhabertheater eine Reihe Goethischer Singspiele und Dramolets oder „dramatischer Grillen", deren Hauptzweck war, den Theaterabend auszufüllen, wenn auch der Dichter, wo es anging, höhere Absichten mit seiner dramatischen Thätigkeit gern verband.

Zu diesen kleinen Dramen gehört außer den schon besprochenen Lila und Jery und Bätely, der Zeit nach zuerst der Triumph der Empfindsamkeit oder die geflickte Braut, das am 30. Januar 1778 zur Feier des Geburtstages der Herzogin aufgeführt wurde. In Eisenach im September des vorhergehenden Jahres war „die Tollheit, eine komische Oper so toll und grob als möglich" erfunden und der Freundin sofort Mitteilung davon gemacht worden. Aus der komischen Oper wurde eine „dramatische Grille"; die Tollheit bestand in der Karrikierung und Uebertrumpfung der Empfindsamkeit. Nicht den Werther wollte Goethe verspotten oder den Dichter des Werther, der sich selbst in jenem Unglücklichen dargestellt hatte, sondern die fast bis zum Wahnsinn und Unsinn verirrte Nachäffung des Werther, die die Empfindung zur Gefühlsschwärmerei, wahren Ausdruck des Gefühls zu süßlichem, inhaltlosem Gerede steigerte, Natur darstellen wollte und krasseste Unnatur darstellte.

Im Jahre 1776 war Johann Martin Millers Siegwart erschienen, in dem die thöricht redselige Empfindsamkeit ihren Höhepunkt erreichte. Wenn Werther in die Einsamkeit und an den Busen der Natur mit seinem Schmerze floh, „die Unglücklichen der empfindsamen Romane ver-

ließen in wilder Flucht ihre Behausung und rupften draußen halb unsinnig die Blumen ab oder rissen das Gras an der Wurzel aus . . . Um vor den übrigen Menschen ungestört zu sein, erhoben sie dann zeitweilig im Wald ein Geheul und huschten gespenstig hin und her, daß die dumme Welt Geistergewinsel zu hören glaubte und den Ort lieber vermied." Wie Werther ganz in seiner Liebe aufgeht, so ist das Dasein der Menschen Millers nur ein excentrisches Liebesleben, das sich in sehnsüchtigem Schmachten oder toller Eifersucht äußert. Der Jüngling, der seine Liebe gestand, wurde dabei ohnmächtig oder zitterte wie Espenlaub. „Siegwart bewahrte den Tafft, den Marianne einst um seinen verwundeten Finger gelegt, und sie gab bis zu ihrem Tode das weiße Schnupftuch, das den ersten Tropfen seines Bluts aufgesogen hatte, nicht in die Wäsche." Goethe faßte in seiner Verspottung dieser ungeheuerlichen Narrheit das Wesentliche ins Auge. Sein Held, der Prinz Oronaro, „ist der empfindsamste Mann von allen Männern, trägt ein für die Schönheit der Natur gefühlvolles Herz, schätzt nichts so sehr als den zärtlichen Umgang mit der Natur" . . . aber da er so zärtliche, äußerst empfindsame Nerven hat, daß er sich vor der Luft sehr hüten muß und sehr leicht einen Schnupfen bekommt, hat er sich die Natur in seiner Stube verschafft. „Seine Zimmer gleichen Lauben, seine Säle Wäldern, seine Kabinette Grotten, so schön und noch viel schöner als in der Natur." Und um alles zu übertrumpfen, hat ihm der Dichter eine Puppe machen lassen, ganz ähnlich der Geliebten Mandandane, der Gattin des Königs Andrason, in deren Innern der Werther, der Siegwart und andere empfindsame Schriften verborgen sind. In diese Puppe ist er so vernarrt, daß er um ihretwillen die ihn liebende Mandandane verschmäht. Diese wird dadurch von ihrer Verirrung geheilt, und das Glück kehrt wieder in das Haus des Fürsten zurück. Wie sehr das Stück nur auf den theatralischen Erfolg berechnet war, ergiebt sich aus der „freventlichen", um Goethes eigenes Wort zu gebrauchen, Einschaltung des Monodramas Proserpina, das seinem Inhalt und Geiste nach Iphigenien und Prometheus nahe steht und ganz aus dem Ton der dramatischen Grille herausfällt. Corona, die in der Rolle der Mandandane wenig hervortritt, sollte als Proserpina ihr herrliches Talent entfalten. Goethe spielte den Andrason. „O wenn sie ihn nur da hätten sehen sollen," schrieb Kammermusikus Kranz an Frau Rat, „Augen, Gebärden, Ton, Gesticulation, Alles in Allem, sage ich Ihnen. Ich war gar nicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von Casa santa."

Im Winter desselben Jahres wurde die Ettersburger Bühne zu Aufführungen mehrfach benutzt, am 20. Oktober Der Jahrmarkt von Plunders-

Ettersburg.

weilen aufgeführt, im nächsten Jahre folgte die viel gerühmte Aufführung der Iphigenie. Die neuen, von Oeser im Sommer 1780 gemalten Dekorationen der Ettersburger Bühne gaben die Veranlassung zu dem Goethischen Einakter Die Vögel. „Ich will," so lautet der erste Bericht an Frau von Stein vom 14. Juni des genannten Jahres, „der Göchhausen diktieren, und wie ich's im Kopfe habe, soll's in zwölf Stunden inklusive Essen und Trinken fertig sein." Dieser dramatische Scherz, wenn auch vom Dichter selbst als Platitude bezeichnet, war ihm doch besonders nach der trefflich gelungenen Aufführung (am 18. August 1780) lieb und wert. Der Witz besteht in dem Sieg der Redekunst Treufreunds, der es versteht, sich durch prächtigen Humor aus der Schlinge zu ziehen und sein feindseliges Publikum durch Schmeichelei und Erregung der Leidenschaft für die thörichtsten Vorschläge zu begeistern und zur Unterwerfung zu zwingen.

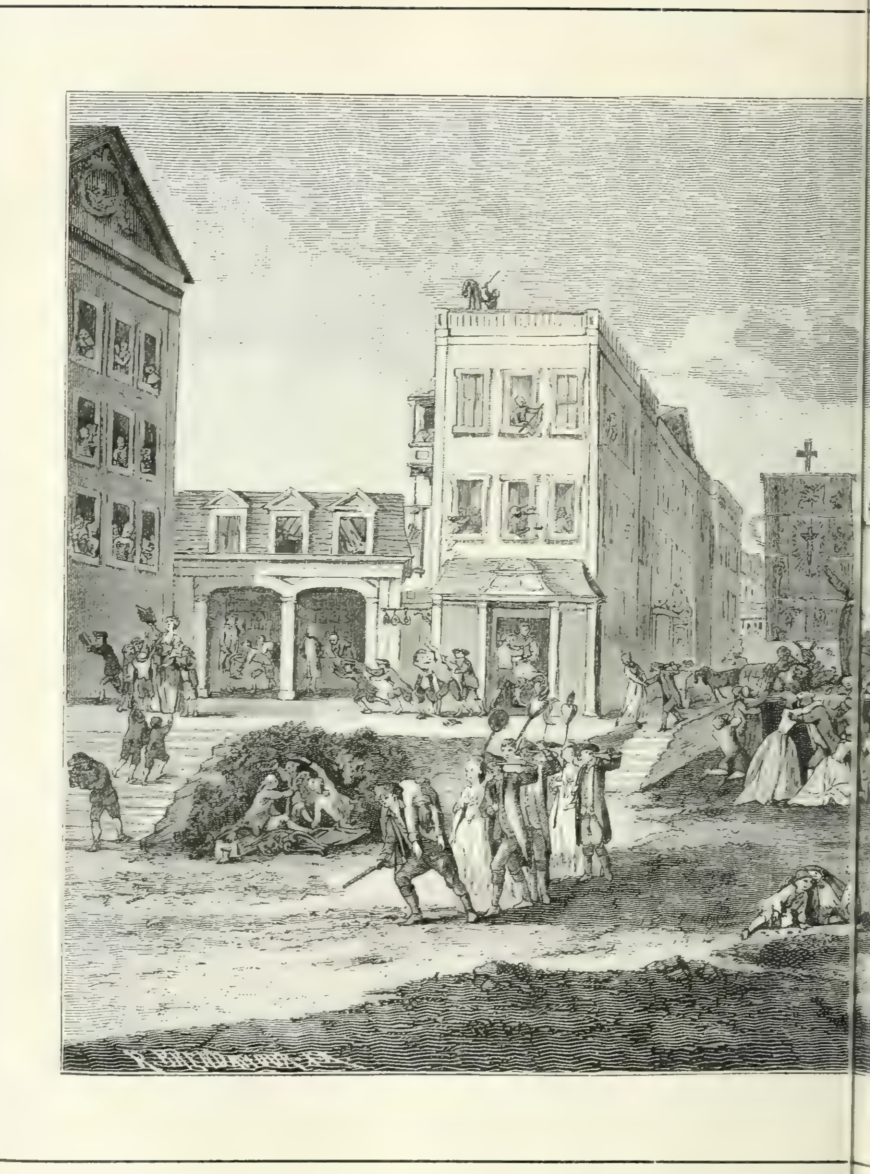
In demselben Jahre ersann der unerschöpfliche Theaterdichter eine neue Dichtungsart für die Aufführungen bei den Redouten: den Maskenzug. Ganz im Gegensatz zu seinen derben satirischen Schwänken und Fastnacht- und Schönbartspielen nach Art des Hans Sachs, legte der Dichter in seinen Maskenzügen, einer Nachahmung der italienischen Festspiele des 15ten und 16ten Jahrhunderts, als deren beste und glänzendste wir den Mummenschanz des zweiten Teiles des Faust besitzen, auf eine künstlerisch abgerundete Form, auf symbolische, durch Humor gewürzte Darstellung den Hauptwert. „Ein Zug Lappländer", aufgeführt am Geburtstage der Herzogin 1781, war der erste Maskenzug, der zweite, „Aufzug des Winters", hat für uns besonderes Interesse, weil in ihm Frau von Stein als Nacht auftrat, Goethe den Schlaf darstellte. Dem pantomimischen Ballet vom 30. Januar 1782, „Geist der Jugend" genannt, verdanken wir das schöne Gedicht: Amor, das dem Ganzen eine höhere Bedeutung giebt. Ein Maskenzug, „die weiblichen Tugenden" genannt, und „der Aufzug der vier Weltalter" fällt noch in dasselbe Jahr, „der Planetentanz", der letzte aus dieser Periode, in dem die Planeten um den Stern, die Herzogin Luise, tanzen und ihre Glückwünsche aussprechen, in das Jahr 1784.

Unter den kleinen Singspielen für das Liebhabertheater ist die am 22. Juli 1782 in Tiefurt aufgeführte „Fischerin" zu nennen. Die Aufführung fand „auf dem natürlichen Schauplatz" im Tiefurter Park statt; die Wirkung war besonders auf die Rembrandtsche Beleuchtung der nächtlichen Landschaft berechnet. Das etwas schnippische, naiv liebenswürdige Dortchen wurde von Corona Schroeter gegeben, die, wie unser Bild zeigt, das Fischermädchen sonderbarer Weise im Reifrock darstellte. Für ihre Stimme waren

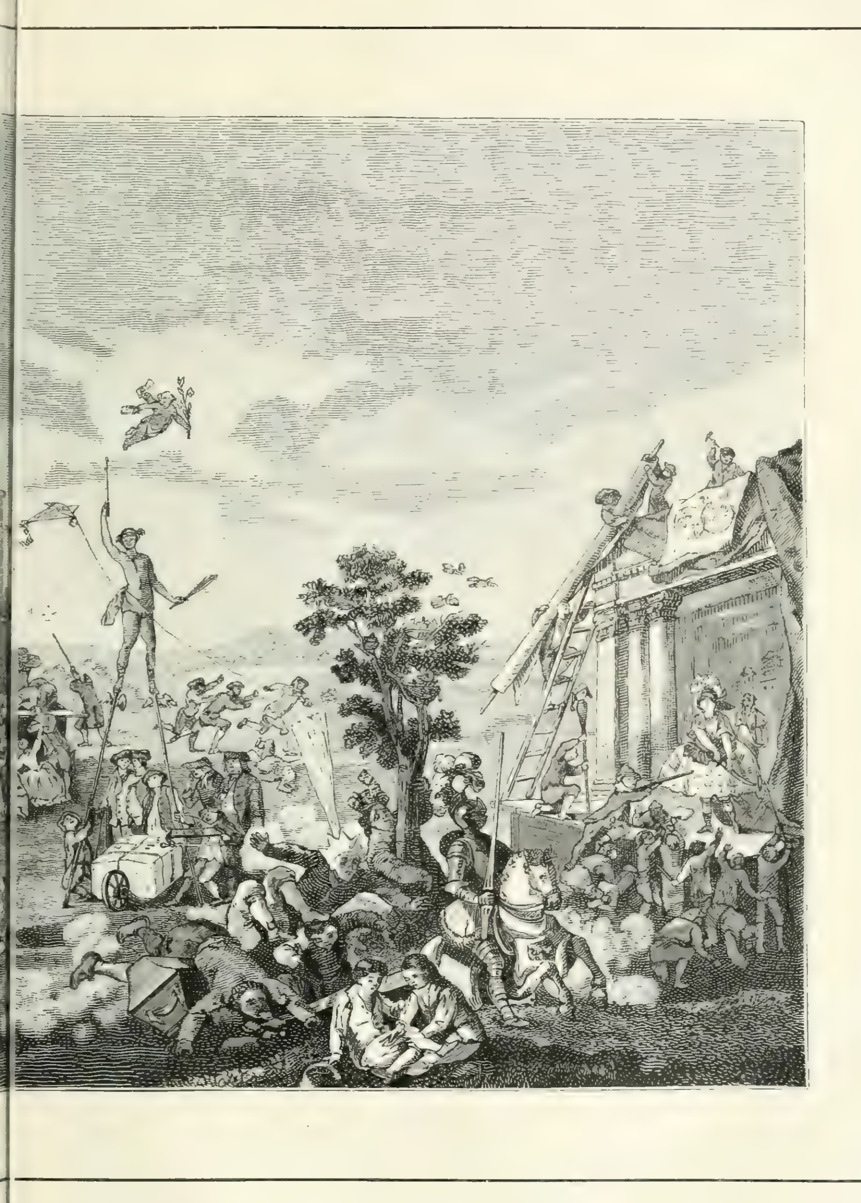


Scene aus Goethes Fischerin auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurt.





Das Neueste v[...]
Nach dem Aquarell von [...]



Plunderszweilern.
M. Kraus (Tiefurt).



auch die meisten aus der alten Volksliedern genommenen Gesänge berechnet, wie das littauische Brautlied und die Ballade der Erlkönig, die auch diesem für den Augenblick geschriebenen Singspiel Goethes die Unsterblichkeit verlieh.

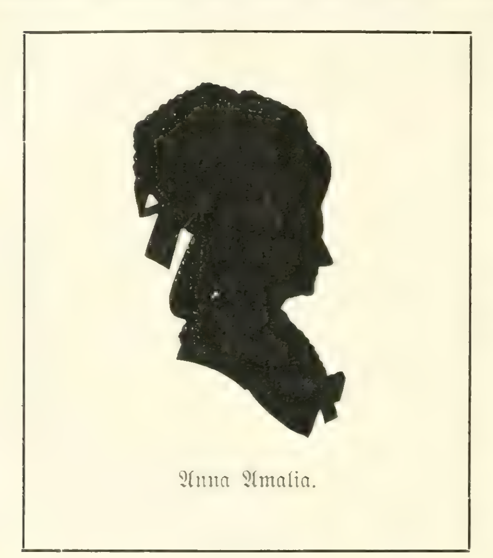
Für so fruchtbare Thätigkeit und Teilnahme an den litterarischen und theatralischen Festen des Hofes wollte man sich, dem Dichter huldigend, dankbar erweisen. Am Geburtstage Goethes im Jahre 1781 wurde „Minervens Geburt, Leben und Thaten" in chinesischen Schatten mit Reimen und Musik von Seckendorf in Tiefurt aufgeführt. Vulkan (Karl August) spaltete den Schädel (Pappenkopf) Jupiters (Maler Kraus). Minerva (Corona) tritt heraus, erst klein, dann in ganzer Größe. Die Göttin findet den 28. August als einen der glücklichsten Tage im Buche des Schicksals verzeichnet, „weil er," wie Karl August im Tiefurter Journal sagt, den Menschen einen Mann schenkte, „welchen wir jetzt für einen unserer besten und gewiß für den weisesten Schriftsteller ehren." Ein Genius schrieb Goethes Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranze, während in feuriger Inschrift „Iphigenie" und „Faust" hervortreten.

Der Dichter vergalt diese Huldigung mit einem dramatischen Scherz, den er Weihnachten darauf der verwitweten Herzogin entgegenbrachte: es war „das Neueste von Plundersweilern, die deutsche Litteratur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde". Die Aquarellzeichnung, von der wir einen Abdruck bringen, ist von Kraus gezeichnet: Goethe als Marktschreier gekleidet und von der lustigen Person begleitet, erklärt, indem er sein Gedicht deklamiert, die einzelnen Bilder. Wie er schon in dem Uhu und Papagei der Vögel Klopstock und den ihn anbetenden Cramer verhöhnt hatte, so steht auch hier Klopstock in der Mitte des Ganzen. Er ist der Bänkelsänger im Talar, der die große Bildertafel (Messias) erläutert, und der Knabe hinter seinem Rücken, der der Menge Schuhe und Strümpfe des Propheten zeigt und im Gedichte beteuert, er hätte auch die Hosen dazu, ist Cramer.

Mit Absicht hat Goethe diesen litterarischen Scherz grade an Anna Amalie gerichtet. Er war gewiß, bei ihr Verständnis zu finden, auch zugleich Verzeihung für etwas derbe Kost, wofern sie nur geistreich und witzig war.

Diese lebendige, geistig immer thätige und beschäftigte, für neufranzösische und deutsche Litteratur sehr interessierte Frau, die sich zu bilden und zu lernen, und wäre es sogar das Griechische, stets bereit war, hatte grade in diesem Sommer (1781) den Plan gefaßt, die reichen Geisteskräfte, die in Weimar vorhanden waren, auszunutzen, zugleich die Gesellschaft dadurch anmutig geistreich zu unterhalten und durch dichterisches Spiel zu bilden und zur Selbstthätigkeit anzuspornen, mit andern Worten, ein Journal, das von

der Weimarer Hofgesellschaft selbst geschrieben werden sollte, zu gründen. Das Journal de Paris schwebte ihr als Muster vor. Das Neue dabei war, daß es an einem deutschen Hofe in deutscher Sprache geschrieben und ferner, daß auch das weibliche Geschlecht zur Mitarbeit herangezogen wurde. Von Tiefurt, dem lieblichen Landwohnsitz der Fürstin, wo Anna Amalia den Plan gefaßt hatte, hieß das neue Werk Tiefurter Journal. Wöchentlich sollte ein Bogen ausgegeben werden; abonnieren konnte man mit barem Geld oder „mit beschriebenem Papier". „Es ist ein kleiner Spaß," schreibt die lebenslustige Frau an ihre „liebe Mutter", Frau Aja in Frankfurt, „den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reüssieret hat, daß er noch bis jetzt kontinuieret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätschelhans, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Seckendorf und Einsiedel. Der Frau Rätin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor erraten lassen." Zum Redakteur hatte sie den Kammerherrn von Einsiedel bestellt, dem im Eifer der Mitarbeit nur von Seckendorf annähernd gleichkam; auch das schöne Geschlecht war durch das lustige, geistig lebendige Fräulein von Göchhausen in der Redaktion vertreten.


Anna Amalia.

Anna Amalie ging natürlich mit gutem Beispiel voran; sie brachte eine Uebersetzung von Firenzuolas Amor und Psyche, auch Caroline Herder steuerte zu den vielen schönen Gaben ihres Mannes etwas bei. Der geistreichen und schönen Sophie von Schardt, geb. von Bernstorff, der Schwägerin der Frau von Stein, gelang unter anderm ein Gedicht „An die Erinnerung", das Goethes Beifall und seine Neugierde nach dem Namen der Verfasserin weckte. Außer den oben schon Genannten gab Karl August eine Schilderung von der Aufführung Minervens Geburt u. a. m. Merck schrieb in seiner witzig spottenden Art für die „hochpreisliche Tieffurter Gesellschaft der Wissenschaften". Prinz August von Gotha, der Deutsch-Franzose, ließ seine Rei-

gung auch in seinen Beiträgen, Uebersetzungen von Schriften und Briefen Diderots und Rousseaus durchblicken, während der Erfurter Statthalter nur einmal eine Gastrolle gab. Es sind unter den Beiträgen selbstverständlich recht dürftige, auch unter Goethes Einsendungen eins, das Fragment Der Hausball, das man unschwer vermissen würde. Diese Lückenbüßer nehmen sich neben den Perlen Goethischer Lyrik recht wunderbar aus. Aber das Ganze macht doch einen höchst erfreulichen Eindruck und ist ein schönes Zeugnis des anmutigen Tons und freien Geistes am Weimarer Hofe. Man suche nur einen Hof des vorigen und unseres Jahrhunderts, wo derartiges



Tiefurt.

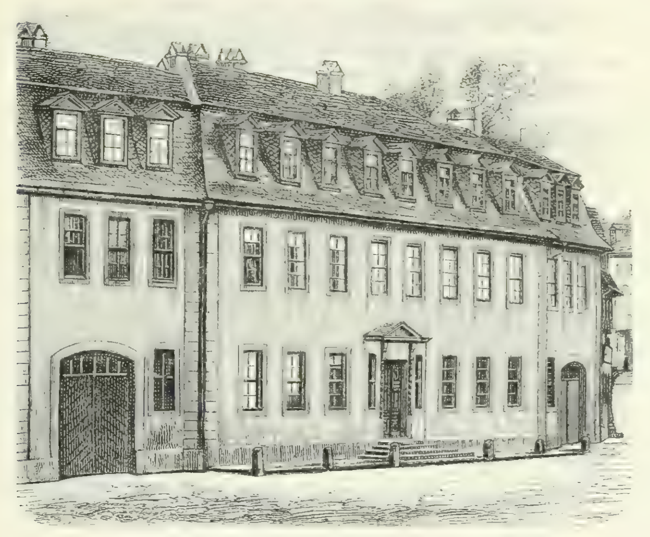
möglich gewesen wäre. Wielands Ausspruch müßte man dem Journal als Leitmotiv vorsetzen: „Anna Amalie ist wirklich eine der besten Frauen auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honnetteren und angenehmeren Fuß existiren könnten.“ Daß die Herzogin Luise diesem litterarischen Treiben fern stand, ist bei ihrem verschlossenen, melancholischen, unkünstlerischen Sinn nicht verwunderlich; mit mehr Recht könnte man fragen, weshalb von Frau von Stein jede Spur einer Beteiligung fehlt. Und doch verdankt ihr fast allein das Tiefurter Journal seine Unsterblichkeit. Denn die meisten Goethischen Beiträge,

um derentwillen man überhaupt vom Tiefurter Journal heute noch spricht, sind vom Dichter für die Geliebte geschrieben und seiner Liebe zu ihr entsprossen. Das begeisterte Preislied auf die Phantasie: Welcher Unsterblichen soll der Preis sein? das im fünften Stück des Journals erschien, ward von Kaltennordheim ein Jahr vorher der Geliebten mit den Worten zugesandt: „Dies zum Dank für Ihren Brief und statt alles andern, was ich von heut zu sagen hätte.“ Das sein Liebesglück preisend verkündende Gedicht: Euch bedaure ich, unglückselige Sterne, dessen Uebersendung er hinzufügt: „Was beiliegt ist dein. Wenn du willst, so geb' ich's in's Tiefurter Journal“ und das Liebeslied: Der Becher, in dem die Freundin als „ein schönes Gefäß gepriesen wird, wert, die ganze Seele drein zu senken“, sie wurden in das Journal gesandt mit der Ueberschrift „Aus dem Griechischen“ nebst der Uebersetzung des Anakreontischen „An die Heuschrecke“, um die Fiktion glaubhafter zu machen; und die reifste und schönste Frucht dieser Jahre, die Ode: Edel sei der Mensch, hülfreich und gut, war so sehr Eigentum der geliebten Frau, daß er sie von ihr zur Einsendung erbittet mit der Beteuerung: „Du kannst sie immer wieder haben“. Das Gedicht „Miedings Tod“ und das vielumstrittene Fragment: „Ueber die Natur“, das großartigste Bekenntnis der damaligen Naturanschauung Goethes, reihen sich gleichwertig an dieses kostbarste Eigentum des Tiefurter Journals.

Durch den gerade in jener Zeit sehr lebhaften Briefwechsel zwischen Anna Amalia und Goethes Mutter wurden auch Goethes Beziehungen zu dieser Fürstin besonders herzlich. Die gute Mutter war durch Nachrichten von öfteren Krankheiten des Sohnes und durch seine Klagen über das „infame Klima“ von Weimar und Mercks Gerede, daß er für etwas anderes bestimmt wäre als für die Beamtenthätigkeit, in größte Sorge geraten. Wenn der Sohn nun auch diese Befürchtungen in einem schönen Briefe vom 11. August 1781 durch die Erklärung, daß er sich keine bessere Lage denken könne als die seinige, zerstreute und darauf hinwies, daß er nur dürfte Postpferde anspannen lassen, „um das Notdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei der Mutter wieder zu finden“, so blieb doch noch ein „Herzensdruck“. Aus Nachrichten über Goethes Gartenwohnung, wo er auch oft im Winter wohnte, schloß die fürsorgliche Mutter, daß dort die Ursache seiner Erkältungen zu suchen sei. Sie wandte sich deshalb an ihre Freundin Anna Amalia und fand bei ihr bereitwillige Unterstützung. „Liebste Frau Aja,“ schreibt die Fürstin im November desselben Jahres, „ich kann Ihnen mit viel Vergnügen ankündigen, daß Ihr geliebter Hätschelhans sich in Gnaden resolviret hat ein Haus in der Stadt zu miethen, zwar werden sie erst um

Ostern es beziehen, weil der contract von dem jetzigen Bewohner bis dahin gehet; indessen haben wir doch, liebe Mutter, halb den Sieg davon getragen, es ist gut daß es nun so weit gekommen ist; auch habe ich ihm versprochen, einige Meubeln anzuschaffen weil er so hübsch fein und gut ist." Es war das Haus am Frauenplan, das Goethe von Oktober 1782 außer der Zeit vom November 1789 bis zum Sommer 1792, wo er im Jägerhause wohnte, bis an seinen Tod und zwar von 1794 an als Besitzer bewohnt hat; der Gartenausgang führte unmittelbar zu der Wohnung der Frau von Stein.

Zwischen Anna Amalias Sohn und Goethe war das Verhältnis in



Goethes Haus am Frauenplan in Weimar.

diesen Jahren nicht immer so herzlich. Die Briefe an die Geliebte bringen gar manches Wort des Unmuts Goethes über die kostspieligen Jagden und über die Rückfälle des Herzogs in die Fehler seiner Sturm- und Drangzeit. Die Klagen Goethes führten zu Verstimmungen des Herzogs, die Goethe sogar an dem Benehmen und der „öffentlichen Gleichgültigkeit" des Hofes ihm gegenüber wohl zu merken glaubte. Er begleitet zwar den Herzog nach Dessau und Leipzig im September 1781, aber sonst hielt er sich zurück, bei der Winterjagd in Eisenach machte er sich bald los und eilte nach Gotha wo er so freundlich und liebenswürdig aufgenommen wurde, daß er die bitteren Worte über Weimar schreiben konnte: „Es ist billig, daß ich durch einen

Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe." Schon mehrmals haben wir des Gothaischen Prinzen August gedacht; er war der Vermittler der litterarischen Beziehungen zwischen Gotha und Weimar. Lange bevor Weimar der Musensitz Deutschlands wurde, hatte in Gotha eine feinsinnige, hochgebildete Fürstin, Luise Dorothea, litterarische Interessen gepflegt; freilich fand hier allein die französische Litteratur bei der Freundin Voltaires, Grimms und anderer französischer Capacitäten eine freundliche Aufnahme; der Verkehr zwischen Paris und Gotha war sehr lebhaft, und es war wohl natürlich, daß die Herzogin diese Vorliebe für die großen Franzosen ihren Söhnen, deren Erziehung sie selber leitete, einflößte. So war denn Prinz August ein Deutschfranzose geworden, er unterhielt nahe Beziehungen zu den ersten litterarischen Größen in Paris, erhielt die neuesten Nachrichten und sogar solche Seltenheiten wie Grimms correspondance littéraire und ließ auch den Weimaranern hin und wieder eine Perle davon zukommen. Aber bei aller Neigung für die französische Litteratur, die zu seiner zarten und schwächlichen Natur wohl paßte, zumal er sich selbst dilettantisch in französischen Gedichten versuchte, war er doch viel zu sehr ästhetisch gebildet und von zu feinem Urteil, um die deutschen Dichtungen nicht auch zu schätzen. Einer jener aufgeklärten Fürsten des vorigen Jahrhunderts, die die Ideen der französischen Revolution für berechtigt hielten, die die Freiheit des Glaubens und Forschens und jene Religion, die Nathan predigt, als Ideal ansahen, wurde er von der reinen und schönen Humanität, die sich in Herders Werken aussprach, am meisten angezogen. Während sein Bruder, der Herzog Ernst, mit Goethe durch das gemeinsame naturwissenschaftliche Interesse in nähere Berührung kam, war des Prinzen August schöngeistige Begabung und sein Interesse für die schöne Litteratur der Angelpunkt seiner Beziehungen zu Goethe. Zu seinem Beitrag für das Tiefurter Journal, den Goethe zuerst an Frau von Stein schickte, hatte dieser hinzugefügt: „Der Prinz ist gar verständig und lieb, es läßt sich etwas mit ihm reden und treiben .... Er ist außerordentlich bescheiden, bei sehr richtigem Gefühl, und hat keine fürstlichen Queren ... Ich bin ihm herzlich gut und wollte, er wäre unser, es wäre ihm nütze und uns auch."

Daher ist es denn nicht verwunderlich, daß zwischen Gotha und Goethe sich ein eifriger Verkehr entwickelte und häufige wechselseitige Besuche folgten. So wurde ihm während seines Aufenthalts im Dezember 1781 ein überaus herzlicher Empfang und eine reiche Nikolasbescherung zuteil, und die Herzogin gab ihm eine Geschichte, aus der er ein Drama machen sollte; ein andermal las Goethe den Weimarer und Gothaer Fürsten den



Prinz August von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Faust vor, dann wieder weilte der Prinz tagelang bei Goethe und Herder, und so finden wir in den Briefen an Frau von Stein zahlreiche Beweise herzlichster Freundschaft. Daß auch bei Goethes Ausflügen nach Gotha sein Herz bei der Geliebten blieb, des ist Zeuge unter vielem andern ein schönes Gedicht, in dem sogar ein damals gerade sichtbares Nordlicht zum Preis der Geliebten verwendet wird.

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

So sonderbar es bei der einst so innigen Verbindung Herders und Goethes erscheint, die Besuche des Prinzen August waren jahrelang fast der einzige Anlaß einer Berührung zwischen den beiden Männern. Nach der freudigen Erneuerung der alten Straßburger Freundschaft und ihrer Befestigung durch Herders Berufung nach Weimar bei diesem war eine immer wachsende Verstimmung eingetreten, ein bis zur völligen Verkennung des Freundes steigender Groll, dem Goethe seine bekannte, oft übelgedeutete Schweigsamkeit entgegensetzte.

Der Hauptgrund für Herders unfreundliche Haltung lag in der Wandlung der Stellung beider Männer zueinander. Daß Goethe, sein einstiger Schüler, die erste Stellung in dem Staate einnahm, während er als einer der Kirchenbeamten jenem unterstellt war; daß Goethe „Regen und Sonnenschein im Herzogtum machte“ und Busenfreund des Herzogs war, während er als höchstes Ziel die Wirkung einer Sonntagspredigt auf eine tief unter ihm stehende Gemeinde ansehen mußte, das wurmte den bei aller geistigen Größe kleinlichen und neidischen Mann, das konnte er Goethe nicht verzeihen. Es verrät sich das unter vielem andern auch darin, daß er Karl Augusts Ausspruch: „Herder giebt mir nur Blitzlicht in der Religion, Goethe das wahre, bleibende Licht,“ nicht verwinden konnte. „Ich wollte,“ schrieb er darüber entrüstet, „daß meine Blitze ihm etwas anderes als Licht wären.“ Er hatte die Stellung in Weimar angenommen in der Hoffnung, das ihm unterstellte Kirchen- und Schulwesen auf eine neue Grundlage zu stellen. Daß ihn Goethe, der vorerst mit anderen, ihm wichtiger scheinenden Teilen des Staatswesens vollauf zu thun hatte, hier im Stich ließ, sah er als persönliche Beleidigung an. Eine Gefühlsnatur, die in ihren Urteilen immer von augenblicklichen Stimmungen abhängig war, trat er nun ganz

auf die Seite der Mißvergnügten, beurteilte das Verhältnis Goethes und Karl Augusts etwa im Sinne Klopstocks und ließ sich durch seinen leidenschaftlichen Groll zu unedlen, lieblosen Aeußerungen verleiten, die wir nicht anzuführen brauchen, weil er sie später durch entgegengesetzte und ihnen widersprechende zurückgenommen hat. Frau Caroline, stets das getreue Echo des Gatten und stets auf der Höhe der Gefühle, überschwänglich in der Liebe und im Haß, sekundierte dem mißmutigen Gatten und schürte das Feuer nach Weiberart. Goethe behandelte den Freund nach seinem, in einem Briefe an Knebel empfohlenen Rezept: „Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Für Frau Caroline hatte er die scharfen Worte: „Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen, sie mag alsdann referiren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt, und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet." Die Versuche Goethes, durch kleine Aufmerksamkeiten, wie die Uebersendung der „Litteratur" und eine poetischen Einladung zur Aufführung seiner Fischerin, die Mißstimmung zu heben, führten nicht zum Ziel, vielmehr erreichte der Unmut der beiden Gatten, „die lange schon für eines galten", gerade in demselben Jahre 1782, als sie von Goethes Adelung erfuhren, den höchsten Grad. In höhnischer Weise zählte Herder in einem Briefe an Hamann alle Würden des Herrn Geheimrat von Goethe auf, und Frau Caroline fügte der Liste in einem andern Briefe hinzu: „Directeur des plaisirs, Schauspieldichter, Komödiant und Favorit des Herzogs."

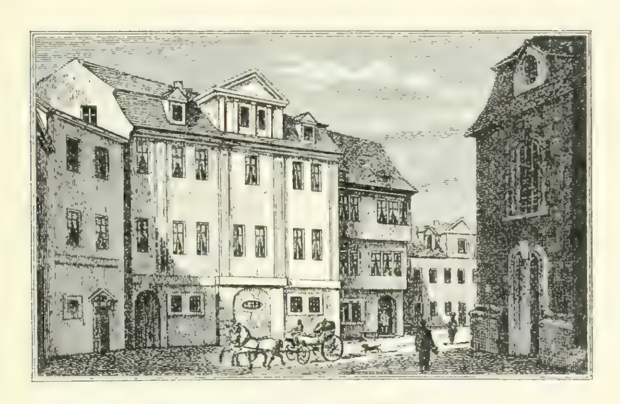
Lange stand Frau von Stein so leidenschaftlicher Verkennung und dem selbstgeschaffenen Grimm machtlos gegenüber. Nach vielen Versuchen, durch Rücksprache mit Caroline den Boden günstig zu gestalten, bestimmte sie Goethe, Herder an seinem Geburtstag (1783) eine Aufmerksamkeit zu erweisen und den Hauptanlaß der damaligen Verstimmung, der das Schulwesen betraf, durch einen Brief zu beseitigen. Ihr Wirken wurde mit Erfolg gekrönt. Die Freunde fanden sich wieder, und nun ist Glückseligkeit und Freude, als wären sie nie getrennt gewesen. An Lavater schreibt Goethe bald darauf: eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte", und Herder meldet jetzt dem Freunde Hamann, der so viel Böses über Goethe hatte hören müssen: „Goethe hat sich sehr freundlich und mit seiner alten Biedertreue zu uns gehalten. Sein Herz hat einen tiefen Ton der Freundschaft"; selbst von Caroline hören wir nun: „Neben unserm lebendigen Reichtum im Haus, ist Goethe das Beste was wir hier haben; . . . er ist und bleibt ein edler Mensch

und man muß ihn lieben." Im Gefühl des begangenen Unrechts geben sich die Gatten das heilige Versprechen: „Wir wollen ihn nicht mehr verlieren." „Goethes Umgang," so schreibt jetzt Herder, „ist mein Trost, seine Gesellschaft erquickt mich wie Balsam und seine Gespräche erweitern jedesmal meine Seele." Als der jugendliche Schiller im August 1787 in Weimar Herder besuchte, hörte er von ihm begeisterte Worte über den in Italien weilenden Freund, die ihn zu dem bekannten Bericht an Körner veranlaßten: „Goethe wird von Herder mit einer Art Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalen Geist, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! . . . Er will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist."

Die ersten Schritte des Dichters Goethe hatte einst Herder geleitet, und laut und bewundernd hat der Schüler Herders Gefühl für wahre Poesie und sein feines, untrügliches Urteil gepriesen. So sollte denn der gewissermaßen neu gewonnene Freund Führer und Helfer sein bei der großen Aufgabe, die Goethe in diesem Jahrzehnt beschäftigte, einer Gesamtausgabe seiner Werke. Nur schwer und zögernd konnte sich Goethe dazu entschließen. „Sehr angenehm war es ihm," wie er in Dichtung und Wahrheit sagt, „zu denken, die liebliche Naturgabe als ein Heiliger uneigennützig ausspenden zu dürfen," und auch die trüben Erfahrungen bei dem Erscheinen des Götz und des Werther, die andere bereicherten, während er selbst in Geldnot war, hatten ihn nur für kurze Zeit verstimmt. Aber als nun der Buchhändler Himburg in Berlin, ohne Goethe zu fragen, eine inkorrekte, sogar ungoethische Gedichte enthaltende Gesamtausgabe (1775—79) in vier Bänden erscheinen ließ und der Gewinn Himburgs andere Nachdrucker zu gleichem räuberischen Thun anspornte, so mußte Goethe an eine authentische Ausgabe denken. Herder wird nun der Korrektor und Generalbevollmächtigte, nicht bloß für Orthographie und Interpunkion, die schwachen Seiten Goethes, sondern in allem, was die Form betraf, deren endgültige Feststellung er oft dem feinen Gefühl und der großen musikalisch-rhythmischen Begabung Herders überließ, und in allen Fragen, die das künstlerische Gefühl angingen. Wielands Korrekturen bekommt Herder zur „Revision". Caroline, Herder und Goethe beraten dann in den Fällen, wo Einigkeit nicht gleich erreicht worden war, und Frau von Stein vertritt das erste kritische Publikum, dem das Vollendete von Goethe vorgelesen wird. Die Briefe Goethes sind voll von Lobsprüchen für Herders Thätigkeit, und noch kurz vor der Abreise nach Italien

hören wir öfter: „Herder hilft mir treulich.“ Goethe wird wieder, wie in längst vergangenen Zeiten, der gelehrige Schüler des verehrten Freundes, nimmt Unterricht bei ihm in griechischer Metrik und schickt ihm endlich das fertige Manuskript der Iphigenie aus Rom mit der Bitte, den mangelhaften, von ihm unterstrichenen Versen nachzuhelfen: „Du verbesserst das mit einem Federzuge.“ Und wie Herder mit seiner ganzen Seele bei dieser Arbeit war, die die gemeinsam verlebte Zeit noch einmal vor ihm erstehen ließ, beweisen die dem Manuskript des Götz hinzugefügten Worte: „Lieber Bruder! Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einzigen, ewigen Götz, mit innig bewegter Seele.“

Zuerst von allen Werken wurde der Werther in Angriff genommen.



Herders Wohnung in Weimar.

Goethe war sich des einst Kestner gegebenen Versprechens noch wohl bewußt. Daher haben die meisten der zahlreichen Aenderungen den Zweck, die Gestalt Alberts so zu heben, „daß ihn wohl der leidenschaftliche Werther, aber doch der Leser nicht verkennt“, und Lotte nicht als Liebende, sondern nur als von Werther geliebt darzustellen. Aus rein künstlerischen Motiven wurde die Episode vom Bauernburschen, deren Aufnahme Goethe ganz von Herders Urteil abhängig machte, beigefügt. Indem sie durch eine andere, gewaltsamere Lösung Werthers letzte Zweifel an der Notwendigkeit des Selbstmordes beseitigt, scheint sie so notwendig für die eigentliche Handlung, daß der episodische Charakter gar nicht mehr gefühlt wird. An einer anderen Stelle hat Herder unmittelbar in die Komposition eingegriffen. Kurz ehe Werther seinen Entschluß faßt, finden sich in der ersten Bearbeitung folgende Worte: „Den Verdruß, den er in der Gesandtschaft gehabt, konnte er nicht vergessen. Er erwähnte dessen

selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah, so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielt u. s. w." Herder fand heraus, daß hier die „Komposition" nicht „just" sei: „Wir hatten eine gute Szene", schreibt darüber Goethe an Frau von Stein im Juli 1786. „Seine Frau wollte nichts auf das Buch kommen lassen und verteidigte es aufs beste." Sein feines, künstlerisches Gefühl sagte dem Kritiker, daß durch dieses starke Betonen eines zweiten Motivs für den Selbstmord das eigentliche Motiv an Kraft, Wirkung und Glaubhaftigkeit einbüßen müsse. Es ist das dieselbe Stelle, die Napoleon 1808 im Gespräche mit Goethe beanstandete. Goethe hatte sie in der zweiten Ausgabe gestrichen, ohne sich dessen bei der Antwort, die er Napoleon gab, bewußt zu sein.

Aber nicht bloß die Kunst und die Kritik, auch das Leben des Dichters selbst sollte dem Werther zur „Wiedergeburt" verhelfen.

> Was mir in Kopf und Herzen stritt
> Seit manchen lieben Jahren,
> Was ich da träumend gesucht und litt
> Muß wachend nun erfahren —

hatte er an Frau von Stein schon im Jahre 1782, als ihm der Werther nach langer Zeit in die Hände kam, geschrieben und der Uebersendung des englischen Werther fügte er die Worte hinzu: „Hier, liebe Lotte, endlich den Werther und die Lotte, die auf Dich vorgespukt hat." So sind die Worte, die wir in dem neuen Werke im zweiten Teil am 22. und 26. November lesen, nicht Werthers, sondern Goethes eigener Brust entströmt: „Ich kann nicht beten: Lass' mir sie! Und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie: Denn sie ist eines Andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen."

Es ist die Geschichte der qualvollen, glücklich-unglücklichen Liebe zu Frau von Stein, die uns die neu hinzugekommenen Worte enthüllen: „Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heute wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das Alles Schritt vor Schritt hineingegangen bin, wie ich über meinen Zustand so klar gesehen, und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!" Und wenn wir in der neuen Stelle vom 27. Oktober abends lesen: „Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir alles zu nichts", von wem könnten diese Worte besser gelten als von der geliebten Freundin, der damals all sein Denken und Dichten gewidmet war?

Gerade in dieser Zeit (am 21. August 1784) faßte er den Plan, ein großes Gedicht zu schreiben, in dem er von ihr und seiner Liebe in tausend Formen sprechen könnte, ohne daß es jemand merke, als sie allein. Mit der Nachricht von dieser Absicht sendet er ihr eine Strophe aus diesem Gedicht:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen.
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Drei andere Stanzen haben sich auf einem Blatte in den Briefen an Frau von Stein gefunden, von denen die eine in dem großen Fragment: die Geheimnisse an zweiter Stelle steht.

Dieses religiöse Gedicht bietet uns freilich in der jetzigen Gestalt gar keinen Anhalt für die Verwirklichung der Goethischen Absicht und hat auch keinen Raum für die Verherrlichung der Liebe, aber wohl erkennen wir seine Beziehung aus dem Gedicht, das Goethe später unter dem Titel Zueignung an die Spitze seiner Werke setzte. Die Zueignung war ursprünglich der Anfang des später Die Geheimnisse genannten Gedichtes, das er in Dingelstädt am 8. August 1784 dichtete und der Freundin durch Herder übersandte: „Du wirst Dir daraus entnehmen, was für Dich ist, es war mir gar angenehm Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe." Die Idee dazu war ihm im Thale von Jena gekommen.

Die Göttin der Wahrheit, aus deren Hand er der Dichtung Schleier empfängt, ist unter der Gestalt der Geliebten gedacht. Ihr galten die Verse:

„Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben" —

und noch mehr die Fortsetzung, die Goethe, gerade deshalb weil sie mehr an Frau von Stein als an die Göttin gerichtet war, später nicht aufgenommen hat.

„Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundschaft, die nicht Zweifelssorge kennt,

Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In dir entdeckt und es für mich gefunden."

Die „Geheimnisse" blieben trotz der Mahnungen der Freundin ein Fragment, ein Rätsel mehr noch, als sie sein wollten. Was er damit bezweckt hat, hat Goethe erst 1816, als er von Königsberger Studenten darum gefragt wurde verraten. Wie in Herders großem Werke: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit „die Geschichte der Völker als eine Schule des Wettlaufs zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde" dargestellt wurde, so sollten in den „Geheimnissen" die um Humanus sich scharenden Brüder, die verschiedenen, durch „Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfnis, Gewohnheit" gesonderten Religionen und Empfindungsweisen repräsentieren, die in ihrer höchsten Blüte sich mit dem Vertreter des religiösen Ideals vereinigen und alle dieselbe Frucht zeitigen: die werkthätige Liebe. Was Goethe später in einem Gedicht an Herder preist:

(Das Menschliche) er wußt es aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig Ziel —

das sollte der Humanus der Geheimnisse verkörpern. Lessings Nathan, Herders Ideen, Goethes Geheimnisse berühren sich in ihrer Tendenz. Ihre Idee ist die Frucht der Arbeit ihres Jahrhunderts, für die sie den klassischen Ausdruck fanden.

So nah standen sich damals Goethe und Herder nicht bloß als Freunde und Menschen, sondern auch in ihrer Weltanschauung, daß Herder für seine Charakteristik des Christentums in den Ideen eine Strophe aus den Geheimnissen als poetische Einleitung nehmen und Goethe „viele Ideen" in Herders Lebenswerk als die seinigen bezeichnen konnte. „Ihr Beide geht wie zwei Genien der Menschheit zu einem Ziel", so bezeichnet Caroline in ihrer schönen Sprache das Verhältnis. Wie Frau von Stein zuerst Anteil erhält an dem geistigen Schaffen Goethes, so ist Caroline — den autor autoris seiner Schriften nennt sie der Gatte scherzhaft — die treue Förderin der Werke Herders. Oft besucht Goethe das befreundete Ehepaar in seinem Hause hinter der Kirche, „wie ein Stern in der Nacht", um in Carolinens Sprache zu reden, oder man traf sich abends bei Frau von Stein oder Goethe, wobei die geistreiche Frau von Schardt an der gelehrten Unterhaltung öfters teilnahm. Hier wurden naturwissenschaftliche Bücher oder Reisebücher mit Karten zur

besseren Anschauung gelesen, hier las Herder die ersten Kapitel seiner »Ideen« vor oder seine Paramythien und seine Blumen aus der griechischen Mythologie, hier weihte Goethe die Geliebte in seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien ein. Von dem Manne, neben dem er jahrelang ohne Berührung gelebt hat, trennt er sich jetzt auch nur für wenige Tage ungern, „weil er gar zu lieb und herzlich ist."

Besonders bedeutsam wurde der Einfluß Herders auf Goethes naturwissenschaftliche Studien. Was Herder in Straßburg den lernbegierigen Schüler von der Entstehung der Sprache, der Poesie, dem Volksliede und der Kunst überhaupt gelehrt hatte, es war immer dasselbe Zauberwort, das alles erklärte und ausfüllte: natürliche Entwickelung; und eben dieses Wort, auf die Natur angewendet, enthielt das Geheimnis der Goethischen Naturanschauung und der Herderschen »Ideen«. „Meine mühselige, qualvolle Forschung," sagt er viel später, „ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzusuchen unternahm." Die geliebte, in sein Denken und Forschen eingeweihte Frau fand gleich nach der Lektüre des ersten Bandes das Gemeinsame beider Forscher heraus. „Das Buch," schreibt Frau von Stein an Knebel, „macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren; Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant." Wenn Herders Ideen überhaupt den Zusammenhang alles Existierenden und eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu ihrem Ziele, der Humanität, darstellen wollen, so war Goethen der von Herder mehr geahnte, als bewiesene Zusammenhang der organischen Wesen, besonders sympathisch. „Der Menschen ältere Brüder sind die Tiere," dieser Herdersche Gedanke berührte sich auf das innigste mit Goethes Naturanschauung. In einer später unterdrückten Stelle der „Ideen" lesen wir: „Großer, lebendiger Geist der Erde, der du alle deine Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühlest; du führest auf und zerstörest, verfeinst Gestalten und änderst sie ab. . . . Welch Geschöpf kann sich retten vor deinem zudringenden Einfluß und vor der Fülle von Herrlichkeit, die uns in jeder Gestalt deiner Sichtbarkeit umgiebt? Welch sterbliches Auge kann aber auch deinen Fußtritt spähen und den Umriß deines Ganges verfolgen? Leise ist dein Schritt und schreitet über alle Zeiten; Jahrhunderte sind dir wie nichts, und doch liegt im entscheidenden stillen Momente deine ganze Wirkung." Damit vergleiche man den Goethischen Aufsatz „Ueber die Natur" (1780), der, wenn auch in ihm der oben berührte Grundgedanke nicht ausgesprochen wird, doch in der Auffassung der

Natur und vor allem im Stil mit Herders Ideen eine auffallende Aehnlichkeit zeigt: „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. . . . „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles neu und doch immer das Alte. . . . „Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin; aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten. Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft. . . . Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen, wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. . . . Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. . . . Ihre Krone ist die Liebe. . . . Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos."

Die gesamten naturwissenschaftlichen Studien Goethes gingen auf das eine Ziel aus, zu beweisen was Herder vorahnend als erreicht annahm, d. h. aus der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Natur die Einheit, die einfachen Gesetze der Entwickelung zu erkennen. Seitdem die Beschäftigung mit dem Ilmenauer Bergwerk ihn zur Geologie geführt hatte, er eifrig bemüht, auf seinen Reisen durch Thüringen, in den Harz, das Fichtelgebirge und nach Karlsbad den Grundgesetzen der Bildung der Steine nachzugehen und schleppte die aufgelesenen Schätze nach Weimar, um sie dort zu studieren; seine Abhandlung über den Granit und die Gebirgsbildung ward damals begonnen. Das Gesetz, das der Bildung des Gesteins zu Grunde lag, suchte er zu ergründen. „Der einfache Faden," schreibt er an Frau von Stein, die auch an diesen, von Herder gering geschätzten Studien lebhaften Anteil nahm, „den ich mir gesponnen, führt mich durch alle diese unterirdischen Labyrinthe gar schön durch und giebt eine Uebersicht in der Verwirrung."

Auch in der Botanik beschäftigt er sich besonders mit der Entwickelung und daher hauptsächlich mit dem Samen der Pflanzen. Ein junger Gelehrter, Batsch mit Namen, den er nach Jena gezogen hatte, stand ihm hier hilfreich zur Seite, und die geliebte Freundin war eifrig bereit, seine botanischen Arbeiten nach seinem Diktat nachzuschreiben.

„Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich dir nicht aus-

drücken, mein langes Buchstabiren hat mir geholfen, jetzt rückts auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. Soviel neues ich finde, find ich doch nichts unerwartetes, es passt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will, als die Wahrheit um ihrer selbst willen. „Wie sich das nun vermehren wird, daran denk ich mit Freuden. Behalte mich nur recht lieb, damit ich von dieser Seite des gewohnten Glücks nicht entbehre."

Auch von astronomischen und physikalischen Studien, mikroskopischen Untersuchungen, die gemeinsam mit Frau von Stein unternommen wurden, lesen wir in den Briefen an die Geliebte; aber das allerwichtigste war für Goethe die Osteologie. Seit Anfang der achtziger Jahre trieb er unter Leitung des Anatomen Loder in Jena eifrig anatomische Studien; er wird bald ein selbständiger Forscher auf diesem Gebiete und hält den Künstlern in Weimar — denn auch diese Studien waren von der bildenden Kunst ausgegangen — Vorträge über das Skelett und zeichnet dazu selbst Tafeln. Gerade auf diesem Gebiete war eine Lehre allgemein verbreitet, die seiner und Herders Idee von der Einheit der organischen Wesen geradezu widersprach, daß nämlich der Mensch durch den Mangel des Zwischenknochens der oberen Kinnlade sich von den Tieren unterscheide. Es ist damit der paarige, rechts und links vorhandene Knochen gemeint, der die oberen Schneidezähne trägt. Die Entwickelung des Menschen vom Tiere stand aber bei Goethe so fest, daß er a priori die Notwendigkeit dieses Knochens auch beim Menschen glaubte annehmen zu können. Seine eifrigen, fast fieberhaft mit Loder betriebenen Untersuchungen wurden mit Erfolg gekrönt. Am 27. März 1784 konnte er dem Freunde Herder, dem Manne, der am meisten teil daran nahm, die Mitteilung machen: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur und siehe, da ist es. . . . Ich habe mirs auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird," und noch denselben Tag erfährt Frau von Stein die große Neuigkeit unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Freudig bewegt ruft Herder nach der Lektüre der Goethischen Abhandlung über seine Entdeckung aus: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege und das Glück geht ihm entgegen."

Die große Bedeutung dieser erst allmählich von den Gelehrten allgemein anerkannten Entdeckung beruht darin, daß durch den Nachweis der Gesetzmäßigkeit der organischen Bildung und der Gleichmäßigkeit des Knochenbaues

aller organischen Wesen die Grundlage für die vergleichende Anatomie geschaffen wurde.

Wichtiger als die durch Goethe ihm gewordene naturwissenschaftliche Beglaubigung seiner Ideen war für Herder die Beantwortung, wie das Verhältnis Gottes zu dieser entwickelten, allmählich gewordenen Welt wäre, er war der Metaphysiker, während Goethe, wie er selber sagt, von „Gott mit der Physik gesegnet war, auf daß es ihm wohl werde im Anschauen seiner Werke". Freilich die Frage, die damals wieder die deutsche Philosophie beschäftigte, welche Gewähr wir für unsere Ueberzeugung von dem Dasein eines persönlichen Gottes haben, berührte den Theologen nicht; man hätte ebenso gut von Herder einen Beweis für seine eigene Existenz verlangen können; aber wohl die Frage: wie die Welt sich zu ihrem Schöpfer verhalte. Gott ist ihm die immanente Ursache der Welt: „Existiert Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar überall ungemessen, ganz und unteilbar, so existiert er nirgend. Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung seiner Größe, für uns erscheinende Gestalt. Die Entwickelung geht von Gott aus und endigt in ihm; überall ist er der Leitende, der Wirkende, der Erhaltende. Die ganze Natur ist der Ausdruck Gottes; in der unmittelbaren Menge der Erscheinungen giebt es nur eine Einheit, das ist Gott." Und auch hier berührt er sich mit Goethes Ueberzeugung auf das innigste. Als Goethe die Herderschen „Gespräche über Gott" gelesen hatte, rief er begeistert aus: „Wir sind so nah in unseren Vorstellungsarten als es möglich ist ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten."

Das ἓν καὶ πᾶν, die Lehre von der Durchdringung der ganzen Natur durch den göttlichen Geist, der schöne Naturglaube Herders, der von Gott ausging und zu ihm zurückkehrt, mit einem Worte, das Spinozistische in Herders Werk, war es, was ihn packte. Wenn Lavater, die Herrnhuter und die Orthodoxen Gott und die Natur als feindliche Gegensätze hinstellten, in der nicht weniger frommen Schrift Herders fand Goethe die Lehre wieder, zu der ihn seine Naturstudien drängten.

Ohne es zu wollen hatte Goethe Anlaß zu einem gründlicheren Studium und einer besseren Würdigung des Philosophen Spinoza gegeben. Das Gedicht Prometheus, im Zusammenhang mit dem 1773 geplanten Drama gleichen Namens entworfen, hatte Jakobi, der eine Abschrift davon besaß, im August 1780 Lessing mitgeteilt. Zu seiner größten Verwunderung erklärte Lessing „den Standpunkt des ἓν καὶ πᾶν, aus dem das Gedicht genommen sei, für den eigenen", oder mit andern Worten, er erklärte sich als Anhänger des Spinozismus. Nach dem Tode Lessings teilte Jakobi seinem Freund Mendelssohn, der

gerade eine Schrift über Lessings Charakter und Schriften zu schreiben vorhatte, dies Gespräch mit, und um Mendelssohn, der die Behauptung als eine Beleidigung Lessings auffaßte und sofort eine Verteidigung vorbereitete, zuvorzukommen, ließ Fr. Jakobi 1785 die Schrift drucken: „Ueber die Lehre Spinozas in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn." Als Goethe das Büchlein erhielt, schickte er es an Frau von Stein mit den Worten: „Jakobi macht mir einen tollen Streich. In seinem Gespräche mit Lessing kommt doch das Gedicht Prometheus vor, jetzt, da er seine Götterlehre drucken läßt, setzt er das andre Gedicht :edel sei der Mensch: mit meinem Namen voraus, damit ja jedermann sehe, daß Prometheus von mir ist. Wie du aus beiliegendem Werklein sehen kannst."

Jakobi hatte die beiden Gedichte trotz ihres gegensätzlichen Inhaltes neben einander auf den ersten beiden unpaginierten Blättern drucken lassen und bei dem ihm bedenklich erscheinenden Prometheus auch schon den Fall der Konfiskation vorhergesehen. Das zweite sollte gewissermaßen das erste entschuldigen und die wahre Meinung des Dichters wiedergeben. Denn Jakobi hielt Spinozismus für gleichbedeutend mit Atheismus und Fatalismus. Nun stand plötzlich durch ihn und wider seinen Willen der bisher fast unbekannte jüdische Philosoph im Vordergrunde; und trotz seiner Spinoza feindlichen, von der Goethes und Herders ganz abweichenden Auffassung belebte Jakobi auch in Weimar, wohin er Mitte September 1784 zum Besuch kam, durch seine Gespräche und Versuche, sich mit Goethe und Herder zu einigen, das Interesse an Spinoza. Die einst so stürmisch geschlossene Freundschaft zwischen Goethe und Jakobi war in der Zwischenzeit durch manches, vor allem durch die Goethische Verhöhnung des Jakobischen Romans Woldemar, einer abgeschmackten Nachahmung Werthers, erschüttert worden. Erst der Schmerz beider um die im Anfang des Jahres 1784 verstorbene Gattin Jakobis, die von Goethe hochverehrte Betty, hatte die alten Freunde wieder näher gebracht.

Auch Herder, durch Jakobis Gegnerschaft zu eingehenden Studien des Philosophen angeregt, war ein eifriger Verehrer Spinozas geworden und nahm an Goethes mit Frau von Stein im November 1784 eifrig betriebener Lektüre der Ethik Spinozas lebhaften Anteil. An ihrem Geburtstag, dem 25. Dezember, schenkte er Frau von Stein einen Spinoza mit folgender Widmung:

> Deinem und unserm Freund sollt' heut' den heil'gen Spinoza
> Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ.
> Doch wie kämen der heilige Christ und Spinoza zusammen!
> Welche vertrauliche Hand knüpfte die beiden in eins?
> Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes,

Dein geweihter Tag knüpfet am besten das Band.
Reich ihm seinen Weisen, den du gefällig ihm machtest,
Und Spinoza sei euch immer ein heiliger Christ.

Wenn Goethe ein paar Tage darauf an die Geliebte schreibt: „Ich las in unserm Heiligen und dachte an Dich", so sollte dies nicht eine verbindliche Redensart sein; es war für ihn zwischen dem großen Philosophen und der verehrten Freundin ein innerer Zusammenhang. Die Tugenden, zu denen ihn die „Seelenführerin" erzogen hatte, die Selbstüberwindung, die Uneigennützigkeit, die geduldige Ergebung in das Schicksal, sie wurde von Spinoza als des Menschen einziges und wahres Glück gepriesen. Die Freundin verkörperte ihm die Lehre des Philosophen.

Der Metaphysik und Theologie hatte er für immer entsagt; er beruhigte sich dabei, daß der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit ihm als die Grundlage seiner Existenz notwendig war. „Ich überlasse euch," schreibt er Jakobi, „alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt. . . . Spinoza giebt mir den Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen." Wenn er daher später neben Shakespeare und Linné Spinoza als den Mann nannte, der die größte Wirkung auf ihn ausgeübt hätte, so meint er damit weniger den Metaphysiker, als den Ethiker. Aus der Ethik des großen Philosophen entnahm er sich zwei goldene Lebensgrundsätze, einmal die uneigennützige Liebe zu Gott: „ich fand hier," sagt er einmal, „eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: wer Gott recht liebt, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wiederliebe! mit allen Vordersätzen und Folgerungen erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am meisten in Freundschaft und Liebe, war meine Lust, so daß jenes freche spätere Wort: wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an, so recht aus dem Herzen gesprochen ist." Nicht der Lohn, sondern die Tugend selbst, das Gute zu thun um des Guten willen, ist nach Spinoza das Glück des Menschen. Es berührte das eine Seite in Goethe selbst; es war die von der Mutter ererbte Gesinnung, die er in Spinozas Lehre wiederfand: „der Neid und das Böse ist die Traurigkeit und alles Liebe und Gute ist die Freude." Das zweite war die Resignation und Selbstbeherrschung gegenüber allen Ereignissen des Lebens, die sich aus der notwendigen Unabänderlichkeit des Weltlaufes für den logisch denkenden Menschen ergiebt. Jetzt hatte er eine Richtschnur, eine Lebensphilosophie gewonnen, und ist ihr treu geblieben.

Es ist bezeichnend für das Wesen der Liebe Goethes zu Frau von Stein, daß der Philosoph der Resignation die Lektüre der Liebenden bildete. Das Gefühl der sicheren, weil unlösbaren geistigen und seelischen Gemeinschaft beglückte beide. Es giebt kaum einen Brief dieser Jahre, in dem er nicht diesem Glück eines schönen und sicheren Freundschaftsbundes mit der verehrten Frau überströmende Worte lieh. In diesen im Augenblick und für den Augenblick geschriebenen Zeilen verrät sich der große Dichter, der den einen Gedanken tausendfach in immer wieder neue Worte und Formen zu kleiden weiß: „Lebe wohl, du süße Freude meines Lebens, du einzige Sehnsucht meines ganzen Wesens. . . . Das Andenken deiner Liebe ist immer bei mir und mein Neigung zu dir wie die Furcht Gottes der Weisheit Anfang. . . . Meine Nähe zu dir fühl ich immer, deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch dich habe ich einen Maaßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maaßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar, ich gönne jedem das seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung, einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen."



Goethe und Fritz von Stein.
Silhouette von Klauer.

Das sind einige Briefschlüsse, wie sie die Briefe an Frau von Stein aus dieser Zeit zu hunderten aufweisen.

Frau von Stein wurde als Mutter Goethe zu besonderem Dank verpflichtet durch seine treue Fürsorge für den jüngsten Sohn Fritz. Goethes Vorliebe für Kinder konnte sich im Steinschen Hause genügend bethätigen; besonders der jüngste Sohn, Fritz, der 1773 geboren war, wuchs ihm ans Herz, wohl auch, weil er der Lieblingssohn der Mutter war. Ihm wurden die Liebkosungen zu teil, die eigentlich der Mutter zugedacht waren. Allmählich

zog der Knabe selbst Goethes pädagogisches und fast väterliches Interesse auf sich; er nimmt ihn mit sich auf seine Reisen nach Leipzig, in den Harz und nach Kassel, und auf den kleinen Touren nach Jena, Ilmenau, Eisenach und weiß nicht genug der Mutter zu erzählen, welche Freude er an dem aufgeweckten und lieben Kinde hätte; in Wilhelm Meisters Felix hat er seine Neigung zu dem Knaben und seine Erziehung dichterisch dargestellt. Bald gewinnt er die Mutter für seinen Plan, Fritz ganz in seine Nähe zu ziehen: „Ich will ihm alles sein, was ich kann," verspricht er ihr. Und er war ihm von 1783 bis zur Reise nach Italien Freund, Lehrer und Vater. Fritz von Stein nannte später diese Zeit die glücklichste seines Lebens. Einen Beweis seiner großen Neigung gab er ihm auch dadurch, daß er ihn an seiner Liebe zur Mutter in Frankfurt teilnehmen ließ. Seit dem 25. Mai 1782, dem Todestage des Herrn Rat, lebte die gute Mutter ganz einsam in dem großen Hause. Die Pflege des schwachsinnig gewordenen und auch körperlich schwer kranken Gatten hatte die Jahre vorher für sie zu einer wahren Leidenszeit gemacht. Nun, nachdem diese Last von ihr genommen, waren alle ihre Gedanken in Weimar; darum antwortet sie auf einen Brief Fritzens hocherfreut, weil sie in dem elfjährigen Knaben sogleich den besten Korrespondenten vermutete. Der „liebe Sohn", wie sie ihn anredet, geht gern auf ihren Vorschlag, ein Tagebuch für sie einzurichten, ein und erfüllt die Aufgabe so gut, daß die gute Frau ihn nicht genug zu rühmen weiß. „Die Entfernung von meinem Sohn," so schreibt sie im Februar 1784, „wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiste alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird." Sie ruht denn auch nicht, bis sie den jungen Freund von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hat; Anfang September 1785 schickt ihn Goethe nach Frankfurt; das waren für Fritz köstliche Tage, wie sie jeder in der Nähe der prächtigen Frau genoß. An Fritzens Besuch knüpfte sich auch ein Briefwechsel der beiden Mütter und später ein Besuch der Frau von Stein in Frankfurt.

Das seelische und geistige Zusammenleben Goethes und Frau von Steins wurde nur unterbrochen durch ihren Aufenthalt auf dem Landsitz Kochberg und durch Goethes Reisen, bei denen ihn aber meist als teures Unterpfand der Freundschaft der kleine Fritz begleitete.

Im Dezember 1782 finden wir ihn in Erfurt bei dem befreundeten kurmainzischen Statthalter Freiherrn von Dalberg. Trotz seiner hohen geistlichen Stellung den weltlichen Dingen durchaus nicht abgeneigt, hatte der hochwürdige Herr an manchem Jugendstreiche der lustigen Jahre in Weimar teilgenommen. Vielbewandert und selbstthätig in der Politik weihte er den

unerfahrenen Freund in die Händel dieser Welt ein. „Man traf ihn," sagt Goethe in der Schrift »Zur Morphologie« von ihm, „stets ruhig, teilnehmend, fördernd . . . und im einzelnen jederzeit geistreich überhelfend." An die gemeinsam verlebten Tage knüpfte sich eine Freundschaft, die Goethe dem später hoch gestiegenen und dann gestürzten Mann in allen Lagen seines vielbewegten Lebens bewahrt hat.



Bald darauf, Ende Dezember 1782, reiste Goethe mit dem Herzog nach Dessau und Leipzig. Im September des nächsten Jahres (1783) finden wir ihn in Langenstein bei der „überschönen" Branconi, dann auf einer Wanderung durch den Harz, bei der er den Brocken besteigt, später in Göttingen und Kassel, wo er die Naturforscher Sömmering und Forster besuchte; im folgenden Jahre (1784) folgt er dem Herzog nach Braunschweig, lehnt aber die Reise nach Frankfurt und Zweibrücken ab und besteigt dafür mit dem Maler Kraus zusammen wiederum den Brocken.

Unter den vielen kleineren Ausflügen im Weimarischen Lande und seiner Umgebung waren die nach Jena, wohin ihn die Sorge für die Universität und für die Wasserbauten und die naturwissenschaftlichen Studien führte, die häufigsten. Eine neue Anziehungskraft hatte der liebliche Ort für ihn, seitdem Freund Knebel nach längerer Abwesenheit von Weimar dort seinen Aufenthalt genommen hatte. Knebel hatte zu seinem Zögling, dem launischen, kalt

verschlossenen, kränklichen Prinzen Constantin kein rechtes Verhältnis finden können; sein hypochondrischer, schwarzseherischer, leicht verletzlicher, reizbarer Charakter, dem es auch an Energie und an Ausdauer in der Arbeit und Thätigkeit fehlte, ließ ihn die Meinung gewinnen, daß man ihn, den nutzlosen Mann, in Weimar los sein wollte. Durch die Bitten Goethes und einen schönen Brief des an ihm treu und ergeben hängenden Herzogs ließ er sich von dem Entschluß einer dauernden Trennung abbringen und nachdem er 1781 pensioniert worden war, zu einer längeren Reise bestimmen. Was Goethe an Knebel fesselte, war außer der treuen, redlichen Gesinnung seine reiche Kenntnis der alten und neuen Litteratur, das feine Nachempfinden der Gedanken und Thaten großer Männer, das sichere Gefühl für das Schöne, wovon seine Uebersetzung des Lukrez und Properz vortreffliches Zeugnis ablegen. Er gehörte zu den wenigen, an denen Goethe nie irre geworden ist, denen er seine Schöpfungen zu allererst mitteilte, in der Gewißheit, Verständnis und Urteil zu finden. In der Zeit, da er einsam für sich, fern vom Hofe, schuf und dichtete, waren Frau von Stein, Herder und Knebel „sein einziges Publikum".

Knebel begleitet Goethe auf seinen „mineralogischen Touren", so auch in der Mitte des Jahres 1785 nach Karlsbad. Zum Besuche dieses Bades hatte der Arzt Goethen geraten. „Er ist," schreibt damals der Herzog an Lavater, „das Frühjahr krank gewesen, jede kleine Umwandlung drückt ihn wie ein ausländisches Gewächs, er braucht dann lange, um sich zu erholen. Künftigen Monat geht er ins Carlsbad, das soll ihm gut thun, hoffe ich," und um selber etwas dazu zu thun, schenkte er Goethen 40 Louisdor für die Reise und erhöhte sein Gehalt „als ein großer Freund von Gewissensreinigungen" um 200 Thaler. Die Gewißheit, Frau von Stein in Karlsbad zu finden, ließ Goethe seinen Entschluß bald ausführen. Am 23. Juni reisten die Freunde von Jena ab. Auf dieser Reise entdeckte Goethe, als einer der ersten Botaniker, die insektenfressende Pflanze in einem Torfmoor zwischen Ochsenkopf und Schneeberg. Als er in Neustadt an der Orla krank wurde, blieb Knebel bei ihm. Hamlet war hier der Gegenstand ihrer Gespräche, die dann ihren poetischen Niederschlag in Wilhelm Meister fanden. Die Sehnsucht nach der Geliebten hatte ihm kurz vorher das Mignonlied: „Nur wer die Sehnsucht kennt" entlockt, das er der Geliebten mit den Worten sendet: „Ein Lied, das nun auch mein ist." Als die Freunde am 5. Juli 1785 in Karlsbad ankamen, fanden sie den Thüringischen Musenhof plötzlich nach Böhmen versetzt: die Herzogin Luise, Voigt, Bode, Herder nebst Gattin und Frau von Stein. Zu diesen gesellte sich eine vornehme, interessante

Gesellschaft, wie der Fürst Czartoryski und seine Schwester, die Fürstin Lubomirska und das Ehepaar Graf und Gräfin Brühl, mit dem Goethe sehr angenehme und heitere Tage verlebte. „Vom Granit,“ schreibt er an den Herzog, „durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen,“ und er selbst, der geistige Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, weiß sie für seine botanischen Studien zu interessieren. Schon mit Tagesanbruch muß Dietrich, ein Student, den Goethe bei Jena getroffen und mitgenommen hatte, die Flora Karlsbads durchsuchen und die im Gebirge gesammelten Pflanzen in großen Bündeln an den Brunnen bringen und laut ihre Namen ausrufen, bevor noch Goethe seine Anzahl Becher geleert hat. Alle Mitgäste nahmen Teil an dieser Lektion, sie sahen ihre Kenntnisse auf das Anmutigste bereichert und schlossen sich Goethe bei seinen botanischen Exkursionen in die romantische Umgegend an, wo die prachtvollen und mannigfaltigen, blühenden Pflanzen an Ort und Stelle aufgesucht wurden, um dann in zierliche Sträußchen gebunden unter die Damen verteilt zu werden.

Schon im nächsten Jahre beschloß man in Weimar die Kur in Karlsbad zu wiederholen: Ende Juli traf Goethe dort ein; vorher war Frau von Stein angekommen. Karl August und die Herders folgten bald. Diesmal war das Badeleben besonders heiter und anregend: es waren lustige Tage, die von witzigen Neckereien und Mystifikationen und geistreichen Versuchen, das Vergeltungsrecht aneinander auszuüben, ausgefüllt wurden. Vor der Abreise hatte Goethe sich mit dem Verleger Georg Joachim Göschen in Leipzig geeinigt. Für die achtbändige Ausgabe seiner Werke sollte er 2000 Thaler und 40 Freiexemplare erhalten. Für den sechsten und siebenten Band waren Egmont, Elpenor, Tasso, Faust bestimmt. Er hatte alles mit auf die Reise genommen. Die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, ein längerer Aufenthalt in Italien, sollte ihm Ruhe und Stimmung geben, sie zu vollenden. Er las manche Fragmente den Freunden in Karlsbad vor; an seinem Geburtstage machte man daher den Scherz, jedes der Fragmente beim Dichter selbst durch ein Gedicht Beschwerde über die Vernachlässigung führen zu lassen. Schon vorher, am 14. August, hatte er die abreisende Freundin bis Schneeberg begleitet. Er brachte es über sich, von ihr zu scheiden, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu verraten. Am 23. August richtete er an die ahnungslose Freundin die Worte: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanft endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind. . . . Ich

habe dich herzlich lieb und das Leben wird mir erst wert durch dich." Der Abschiedsgruß ist vom 1. September 1786 datiert: „Deine Versicherung, daß dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, kann mir ganz allein Freude ins Leben bringen. Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne."

3.

Die allgemein verbreitete Anschauung, daß Goethes Reise nach Italien eine Flucht vor Frau von Stein gewesen und aus dem Bedürfnis entsprungen sei, die lästig gewordenen Fesseln allmählich zu lösen, ist durch die Veröffentlichung der Briefe und des Tagebuchs aus Italien widerlegt worden. Die Liebe des Dichters zu Frau von Stein ist dieselbe geblieben bis zu der Rückkehr nach Weimar. Der Ton der Briefe bleibt derselbe, ja er erscheint oft durch die Sehnsucht noch gesteigert und leidenschaftlicher. Um ihretwillen legt er ein Tagebuch an, und für sie schreibt er die Schilderungen seiner Reise, so daß wir auch das Werk Goethes, Die italienische Reise, diesem Freundschaftsbunde verdanken. Es wurde ihm unmöglich, seine Absicht, in diesen für die Freundin bestimmten Schilderungen den Ton, der sie auch zur Lektüre für Fremde geeignet macht, festzuhalten. Unwillkürlich fließen Ausdrücke der Sehnsucht, Beteuerungen der Liebe, der Freude, der Geliebten wenigstens im Brief Anteil geben zu können an den Herrlichkeiten Italiens in die Feder. So wird denn die Freundin gebeten, die Berichte abzuschreiben, das für sie allein bestimmte wegzulassen und das Du in der Anrede in Sie zu verwandeln. Später fügte er öfter den Briefen an Frau von Stein ein sogenanntes ostensibles, für die Freunde bestimmtes Blatt bei. Sie erhält die ersten Lebenszeichen und zwar aus Verona, wenn auch der Ort seines Aufenthalts noch nicht verraten wird, und bald darauf aus Venedig.

Nicht die Absicht, sich der lieben, altgewohnten Fesseln zu entziehen, ganz andere Gründe waren für Goethes Entschluß, die italienische Reise endlich und gerade damals anzutreten, entscheidend. Frau Rat traf wieder einmal das Richtige, als sie auf den ersten Brief des Sohnes aus Rom schrieb: „Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist." Dem freudig aufhorchenden Knaben hatte der Vater immer und immer wieder von dem Glanzpunkt seines Lebens, der Reise durch Italien, erzählt; die im Vorsaal des Hauses aufgehängten Prospekte von Rom und selbst das Gondelspielzeug wirkte schon früh auf die lebhafte Phantasie Wolfgangs. In

seinem vom Vater vorgezeichneten Lebensplan stand auch eine Reise nach Italien und zweimal hatte er schon die Reise wenn auch vergeblich begonnen. Je mehr sich Goethe in die Antike einlebte, um so größer wurde die Sehnsucht; die Reise mit dem Herzog in die Schweiz ließ ihn wieder in das Land der Verheißung blicken, ohne daß er es betreten konnte. Goethe, der größte Feind der leeren Worte, wollte nun auch das Vielgepriesene sehen. Er wurde fast krank vor Sehnsucht und konnte kein lateinisches Wort mehr lesen, ohne in Thränen auszubrechen. Seiner Mignon lieh er für Schmerzen, die auch die seinigen waren, Worte in dem Liede: „Kennst du das Land?".

Dazu kam seine Ungewißheit, ob sein künstlerisches Talent ihn befähige, als Maler etwas Tüchtiges zu leisten. Die Weimarer Dienstjahre hatten ihn wenig zu der früher so viel geübten und geliebten Kunst kommen lassen. Nun sollte Italien entscheiden. Aber viel wichtiger noch sollte, so hoffte er, der Aufenthalt in Italien für den Dichter Goethe sein.

Wir haben über Goethes Thätigkeit im Amte ausführlich berichtet. Zuletzt lasteten auf ihm fast alle Zweige der Verwaltung. Es konnte nicht die Absicht seines fürstlichen Freundes sein, den Mann, dessen Dichterruhm die Welt erfüllte, für immer an die Staatsgeschäfte zu fesseln. Von vornherein hatte sich ja auch Goethe die Freiheit der Entschließung hierüber gewahrt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo durch Goethes Bemühungen die Staatsmaschine so weit im Gange war, daß auch ein anderer sie leiten konnte. Seine Abwesenheit sollte die Probezeit hierfür sein und zugleich einen neuen Zustand allmählich einleiten. Vorläufig erbat er sich einen längeren Urlaub. Selbst der Herzog erfuhr nichts Bestimmtes. Nur der getreue Seidel wurde eingeweiht und zum Vermittler des Verkehrs zwischen Goethe und Weimar bestimmt.

Nach so langer Zeit schriftstellerischer Muße forderte der Dichter in Goethe energisch sein Recht. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke nahm damals, wie wir schon wissen, seine Fürsorge in Anspruch. „Die vier ersten Bände," schreibt er in dem Abschiedsbrief an den Herzog, „sind endlich in Ordnung, Herder hat mir unermüdlich beigestanden, zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung, ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin, ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das beste."

Er reiste unter Namen und Titel eines Kaufmanns Möller aus Leipzig und nahm es so ernst damit, daß er sogar den Herzog bat, mit diesem Namen unterzeichnete Briefe als die seinigen zu behandeln. Folgen wir nun zuerst den Spuren Goethes, wobei seine Briefe an Frau von Stein und das Tagebuch uns als Hauptquelle dienen sollen:

„Den 3. September früh 3 Uhr stahl ich mich aus dem Carlsbad weg, man hätte mich sonst nicht fortgelassen.“ So beginnt das Tagebuch und die „italienische Reise“. Eine der ersten Betrachtungen ist die über das Wetter und das Klima, und das erste, was er überhaupt bemerkt, geben die Worte wieder: „Um 12 Uhr in Eger bei heißem Sonnenschein. . . . Ich fand, daß Eger dieselbe Polhöhe wie Frankfurt hat und freute mich, einmal wieder nahe am 50. Grade zu Mittag zu essen.“ Die Betrachtungen über Witterung und Klima, die einen großen Raum der Beschreibung einnehmen, entsprangen ebenso dem wissenschaftlichen wie dem persönlichen Interesse Goethes. Eine Flucht vor dem Klima Weimars könnte man die Reise nennen. Unter dem trüben Himmel des Nordens und dem „graulichen Tag“ hatte er, „das decidierteste Barometer, das existiert“, unsäglich gelitten.

Von Eger führte der Weg bald über die bayrische Grenze, dann an dem prächtigen Stift Waldsassen vorüber nach Tischenreut und Weiden. Von hier aus ist der heutige Schienenweg fast derselbe wie der Weg Goethes bis nach Regensburg, wo Goethe am 4. September früh 10 Uhr früh über die altehrwürdige steinerne Brücke einzog. Von Regensburg, von wo er am 5. um Mittag aufbrach, brauchte er bis München auf der Straße Neustadt-Pfaffenhofen-Unterbrück fast 18 Stunden, so daß er am andern Morgen früh 6 Uhr in der bayrischen Hauptstadt anlangte. Er wohnte hier im „schwarzen Adler“ bei dem sog. lateinischen Wirt in der Kaufingerstraße (jetzt Hotel Detzer). Die Bildergalerie, die sich damals im oberen Stockwerk der Arkaden des Hofgartens befand, und der Antikensaal im Antiquarium in der alten Residenz waren die ersten großen Kunstsammlungen, die Goethe seit seinem Besuche in Mannheim wieder sah. Rubens und Dürer fielen ihm besonders ins Auge und erweckten sein freudiges Wohlgefallen, aber er fühlte doch hier und noch mehr im Antikensaal, daß sein Auge noch nicht genügend geübt war.

Während jetzt der Schienenweg über Kufstein nach Innsbruck führt, brachte den Reisenden damals die direkte Fahrstraße bis Benediktbeuren, an dem Kochel- und Walchensee vorüber nach Mittenwald, wo Goethe die Nacht blieb, und nach Seefeld an der Martinswand vorbei. Nach kurzem Aufenthalt in Innsbruck ging es die altberühmte Brennerstraße über Schönberg und Steinach

zum Brennerpaß hinauf, wo Goethe nach $5\frac{1}{2}$stündiger Fahrt am 8. September abends nach 7 Uhr anlangte.

Wer heute diese herrlichen Gegenden mit dem Zug der Brennerbahn durcheilt, wird entzückt sein von dem Ausblick, der sich nach beiden Seiten bald in die Tiefe der in üppigem Grün prangenden oder mit tiefdunklem Wald bedeckten Thäler, bald auf die hoch emporragenden schneebedeckten Gipfel der Berge bietet. Um wie viel mehr unser Naturfreund, der in gemächlicher Fahrt die Schönheit der Natur wahrhaft genoß und seinen Betrachtungen über Pflanzen, Früchte, Gebirge, Steinarten, Polhöhe, Klima, Witterung und die Menschen ausführlich in kleinen Abhandlungen seines Tagebuchs Ausdruck verlieh!

„Endlich," so beschreibt er seine Ankunft auf dem Brenner, „ward es dunkel und dunkler, das Detail verlor sich und die Massen wurden größer und herrlicher. Endlich, da alles nur wie ein tiefes geheimnisvolles Bild vor mir sich bewegte, sah ich auf einmal die hohen Gipfel wieder vom Monde erleuchtet und die Sterne herabblinken. . . . Gedenke an mich in dieser wichtigen Epoche meines Lebens." Wichtig war dieser Tag und Aufenthalt deshalb, weil hier die Grenzscheide zwischen Norden und Süden war. Den ganzen nächsten Tag (9. September) brachte er auf dem Brenner zu und beschäftigte sich mit dem für die Geliebte begonnenen Tagebuch; am Abend nahm er die Iphigenie aus dem Bücherpacket: „ich nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleiterin. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor." Ein wohlgebautes, reinliches, bequemes Haus nennt Goethe sein Wohnhaus auf dem Brenner. Es war das Wirtshaus zur Post, das auch noch heute vorhanden ist und durch Gedenktafel und eine Goethebüste die Erinnerung an den 9. September 1786 bewahrt. Goethes Zeichnung dieses Hauses, deren Nachbildung uns von dem hohen Besitzer gütigst gestattet wurde, befindet sich mit den vielen anderen auf der Reise entworfenen Zeichnungen Goethes, im Nationalmuseum in Weimar.

Auf die kurze Rast folgte eine fast 50stündige Fahrt. Das Bewußtsein, dem Ziel schnell näher zu kommen, überwog das Bedauern, gerade die schönen Gegenden von Sterzing, Brixen und Colmans in der Nacht „wie der Schuhu" zu durchfahren. Bei Tagesanbruch erblickte er Rebhügel, die ersten frohen Boten des Südens; die Sonne stand schon hoch, als er in die damals bedeutende Handelsstadt Bozen „mit den vielen Kaufmannsgesichtern" einfuhr, wo ihn zuerst ein fast italienisches Klima begrüßte. Ueber Neumark, Salurn ging es in zehn

Stunden nach Trient, der ersten in Bauart der Häuser und Sitte der Bevölkerung, heute auch in der Sprache, völlig italienischen Stadt. Der heitere Himmel, die warme, milde Luft, der stolz dahinrauschende Fluß, die wunderbare Vegetation, Weingeländer, Mais, Haidekorn, Maulbeerbäume, Fruchtbäume, Nuß- und Quittenbäume, „so ineinander gepflanzt, daß man denkt, es müßte eins das andere ersticken“, alles das übte einen zauberhaften Eindruck auf ihn, der jahrelang nach Sonne, Licht und Leben geschmachtet hatte: „Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfang zurückkäme. Alles ist mir



Das Posthaus auf dem Brenner. Zeichnung Goethes.

willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun solang nichts gesehen habe. . . .“

Am 11. September abends fuhr er weiter nach Roveredo, wo damals die Sprachgrenze war, was Goethe der Freundin in den Worten mitteilt: „Wie froh bin ich, daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauches wird. Alles wird fremdartig, italienisch: Es macht niemand mehr die Thüren zu, die Fenster stehen immer offen, es hat kein Mensch Stiefeln an, kein Tuchrock zu sehen.“ Der Wunsch, „die schöne Naturwirkung am Wege“, den Gardasee zu sehen, ließ auf einen Augenblick das Verlangen nach Verona, der ersten Stadt Italiens, zurücktreten. Heute führt den Reisenden eine Nebenbahn von Mori über Nago und Arco nach Riva. Damals war das an der

Nordostspitze des Sees gelegene Torbole der Ausgangspunkt für die Ueberfahrt. Aber auch der heutige Reisende wird es nicht bereuen, in Nago den Zug zu verlassen und nach Torbole zu wandern. Ist man an die Pforte des unterhalb Nago gelegenen Forts gelangt, so bietet sich ganz plötzlich und überraschend ein großartiger Blick über den Gardasee in seiner ganzen Länge von Torbole bis zu dem in weiter Ferne schimmernden Desenzano. Im Thal begrüßen uns Oliven- und Feigenbäume und auch die Botin des Südens, die schlanke Pinie. In Torbole wohnte Goethe in dem Gasthaus Zur Olive, dessen alten Namen man noch jetzt, wenn er auch etwas verwittert ist, an dem heute als Finanzhaus gebrauchten Hause lesen kann. „Aus dem Zimmer, wo ich sitze," schreibt er am 12. September an Frau von Stein, „geht eine Thür in den Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt und dir die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet." Am Ostufer erhebt sich der gewaltige Gebirgszug des Monte Baldo, bis zur Hälfte der Höhe mit Olivenbäumen malerisch bepflanzt, hoch oben die schneebedeckten Gipfel, auf der Westseite das reizend gelegene Riva, versteckt in den hochragenden Bergen, soweit das Auge reicht, die brausend am Ufer sich brechende Flut des Sees mit ihrem wunderbaren Farbenwechsel. Unwillkürlich wandten sich hier seine Gedanken der Heldin des Dramas zu, an dessen neuer Bearbeitung er hier die ersten Linien zog, „als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb". Auch er stand hier „so allein, wie Iphigenie am Gestade von Tauris", wie sie das Land der Griechen mit der Seele suchend. Die Verse:

> Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
> Nur dumpfe Töne brausend mir herüber,

sind hier entstanden.

Heute braucht der Reisende sich nicht nach den regelmäßig um Mittag wechselnden Winden zu richten. Damals mußte aber Goethe schon früh 3 Uhr aufbrechen und kam doch nur an dem reizenden Limone vorbei, bis hinter Malcesine, als die gegen Mittag regelmäßig sich erhebende Ora ihn wieder an diesen Ort zurücktrieb. Bei der Landung betrat Goethe zuerst italienischen oder, genauer gesagt, venezianischen Boden. Das zinnengekrönte, jetzt wieder benutzte alte Schloß, eine höchst malerische Ruine, mit seinem auf den Felsen gebauten Turm erweckt auch heute noch des Reisenden Aufmerksamkeit. Goethe benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt zum Abzeichnen des Turms. Das Abenteuer, das ihm, der der Spionage verdächtig gehalten wurde, hierbei begegnete, hat er im Tagebuch nur angedeutet, in der „italienischen Reise" mit köstlichem Humor und ausführlich

dargestellt. Diesen Abend brach er noch früher, schon vor Mitternacht auf. Am Morgen lag der Glanzpunkt des Sees, die Westküste von Gargnano bis Salò vor seinen Augen. „Ich endigte nicht, von dieser Schönheit zu reden," schreibt er entzückt der Freundin. In Bartolino, wo er morgens, am 14. September 10 Uhr den See verließ, bestieg er ein Maultier, das ihn durch „einen meilenlangen Garten" in vier Stunden nach Verona brachte.

Was ihn besonders nach Verona zog, war die Gewißheit, nach den Gipsabgüssen, die Mannheim ihm geboten hatte, endlich Originale der Antike und ein bedeutendes Denkmal antiker Architektur zu sehen. Sein erster Weg galt dem Amphitheater. Zwar war der Eindruck nicht so gewaltig wie er geglaubt hatte; er erkläre sich das, meinte er, daraus, daß das Theater nicht leer, sondern mit Menschen angefüllt gesehen werden müsse; in geistreicher Weise versucht er die amphitheatralische Form zu erklären. Das zweite, wohin es ihn zog, war das Museo lapidario, das mit dem Namen Maffei's verbunden ist und in der Vorhalle des Teatro filodrammatico untergebracht ist. Hier interessierten ihn besonders die Grabdenkmäler. Sie gaben ihm zu einer schönen Unterscheidung der christlichen und antiken Auffassung des Todes Veranlassung: „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der einer fröhlichen Auferstehung wartet, hier hat der Künstler mit mehr oder weniger Geschick immer nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil aneinander, sie lieben sich.... Bei den Grabdenkmälern," so schließt die Schilderung, „habe ich viel an Herder gedacht." War es doch ein Herderscher, in der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" ausgesprochener Gedanke, dem er hier nachging. Von der reichen Renaissancearchitektur Veronas erwähnt Goethe die Porta stupa, den Palazzo Canossa und Bevilaqua; aber die letzteren nur, um ihrer jetzt dort nicht mehr vorhandenen Kunstschätze zu gedenken. Auch die Kirchen besucht er nur um ihrer Bilder willen; in St. Giorgio in Braida fällt ihm der Mannaregen von Brusasorci, die Speisung der 5000 von Farinati und Carotos Ursula besonders auf; im Dom macht er zur Tizianschen Assunta die hübsche Bemerkung: „Der Gedanke gefällt mir, daß er die himmelfahrende Maria nicht hinaufwärts, sondern nach ihren Freunden niederwärts blicken läßt." Er trifft damit die Hauptursache der Wirkung dieses rührenden Bildes vollendeter Anmut.

Merkwürdiges aus der Pflanzenwelt bot ihm der Garten Giusti, der Stolz Veronas; hier fand er die ungeheuern Cypressen, deren Alter schon

von Goethe auf 300 Jahre geschätzt wurde, und die wir noch immer staunend bewundern können.

Am 19. September verließ Goethe Verona und war noch denselben Tag in Vicenza. Der Magnet, der ihn dorthin zog, war Palladio, der große Architekt, der Erneurer der antiken Architektur, dessen Werken Goethe großes Interesse und Bewunderung entgegenbrachte. Kaum war er in der Stadt, die ihr dankbarer Sohn mit so vielen Zeugnissen seiner Kunst geschmückt hat, angelangt, als er sie schnell durchlief, um die aus Abbildungen ihm wohlvertrauten Bauten Palladios im Original zu sehen. „Wenn man diese Werke," schreibt er unmittelbar darauf der Freundin, „nicht gegenwärtig sieht, hat man keinen Begriff davon. Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen." Das Olympische Theater, wenn auch erst nach dem Tode des Meisters, so doch ganz in seinem Geiste vollendet, der ja die antike Baukunst zu neuem Leben erwecken wollte, zog zuerst Goethes Auge auf sich; er fand es unaussprechlich schön, aber zu erhaben für das moderne kleine Geschlecht. Die Basilika Palladios, das großartigste Gebäude des 16. Jahrhunderts, und die Rotunde des Marchesen Capra, das vielbewunderte Meisterstück Palladios, werden von ihm immer und immer wieder studiert; und das köstliche kleine Haus, casa di Palladio — „Du erinnerst dich dessen, ich hatte immer eine besondere Vorliebe dafür," schreibt er der Freundin — begeisterte ihn so, daß er es „gleich möchte zeichnen und illuminieren lassen, wie es dasteht mit einigen Nebenhäusern". Und so gründlich nahm er es mit diesem Studium, daß er sich die Smithsche Ausgabe der Werke Palladios mit Kupfern kaufte.

Palladios große Gedanken helfen das Bild der Heldin Iphigenie, der er täglich einige Stunden widmet, in Goethes Seele aufbauen. Palladio ist auch allein die Ursache, daß der Dichter, der bisher so große Ungeduld nach Rom gezeigt hatte, bis zum 25. September in Vicenza bleibt. Er entschließt sich sogar, seiner Mignon Vicenza zum Vaterland zu geben. Auch hier kann er nicht scheiden, ohne der Freundin zu versichern: „Ich schreibe Dir eben immer so fort, weil ich weiß, daß es Dir Freude machen wird. Alles wird sich besser und bestimmter sagen lassen. Mein ganzes Gemüt ist bei und mit Dir und meine beste Hoffnung ist, Dich wiederzusehen."

In vier Stunden führte ihn die „Sediola" am 26. durch die fruchtbare Ebene zwischen Hecken und Bäumen nach Padua. Vom Observatorium verschaffte er sich zuerst einen Ueberblick über die Stadt, dann eilte er zum ersten Besuch der von Volkmann, seinem Reiseführer, angegebenen Merkwürdigkeiten der Stadt, um den Besuch bei dem, was ihm wichtig schien,

am nächsten Tage zu wiederholen. Der prato della valle (jetzt Piazza Vittorio Emanuele) mit den Büsten aller berühmten oder irgendwie verdienten Männer Paduas und von Gebäuden die großartige Kuppelkirche S. Giustina und der ungeheure Audienzsaal werden zuerst bewundert, während die gotische Kirche St. Antonio mit dem Ausdruck eines barbarischen Baues bezeichnet und von dem Universitätsgebäude trotz seines herrlichen Renaissancehofes von Sansovino nur „seine Schulenge und abschreckende Würde" erwähnt wird und die Annunziata dell' Arena mit ihren Fresken Giottos ganz fehlt.

Eine schöne Bestätigung seiner botanischen Ideen fand er im großen botanischen Garten in Padua. Bei der ungeheuern Mannigfaltigkeit der Pflanzen ward ihm der Gedanke, der ihn ja in Weimar schon so viel beschäftigt hatte, alle Pflanzen aus einer Urpflanze entwickeln zu können. In der „Geschichte meines botanischen Studiums" erzählt er, daß eine Fächerpalme durch die Stufenfolge der Veränderungen, die sie an den Blättern bis zur Blüte zeigte, ihm hierüber schöne Aufklärung gegeben hätte. Diese 1580 gepflanzte Palme ist Goethe zu Ehren in ein Glashaus gesetzt worden und wird jetzt als Goethepalme den Besuchern gezeigt.

Am 27. schloß Goethe wieder ein Stück des Tagebuchs für die Freundin und zwar mit den Worten: „Wie gewöhnlich, meine Liebe, wenn das Ave Maria della Sera gebetet wird, wend ich meine Gedanken zu Dir; ob ich mich gleich nicht so ausdrücken darf, denn sie sind den ganzen Tag bei Dir. Ach, daß wir doch recht wüßten, was wir an einander haben, wenn wir beisammen sind. . . ."

Nächst Rom gab es in Italien keinen Ort, dem Goethe mit größerer Spannung und Sehnsucht entgegenfuhr als Venedig. Wie einen „langentbehrten, freundlichen Jugendeindruck" begrüßt er die ersten Gondeln, dann den Kanal und die Paläste, kurz all die Herrlichkeiten, von denen dem Knaben zu erzählen der Vater nie müde geworden war, und das Gefühl der Feierlichkeit, das ihn bei seiner Ankunft überkam, spricht sich in den Worten aus, mit denen er seine Ankunft der Freundin meldet: „So stand es denn in dem Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich den 28. Sept. abends, nach unsrer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch Gott sei Dank Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich so oft, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat."

Nachdem er in dem Gasthause zur „Königin von England", (jetzt Hotel



Zu Heinemann, Göthe.

Verlag von E.A. Seemann.

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig



Victoria) nicht weit vom Markusplatz, ein Zimmer gemietet hatte, „dessen Fenster auf einen schmalen Kanal gingen“, eilte er zuerst, wie wohl jeder Reisende, auf den Markusplatz, das Wunder Venedigs, von dem erst die eintretende Nacht ihn vertrieb: „So ist denn mein Geist auch um dieses Bild reicher und weiter.“ Das Bild Venedigs hat sich in den hundert Jahren wenig verändert; nur auf dem Markusplatz haben wir uns gegenüber der Markuskirche an Stelle der fabbrica nuova, der Verbindung der beiden Prokurazien, die Kirche S. Geminiano zu denken. Zuerst schildert er das Labyrinth der Stadt mit ihren kleinen, oft kaum einen Arm breiten Gassen, den Uferstraßen, den engen Quais, den zu Straßen gewordenen schmalen Kanälen. Dann durchfuhr er den Canal grande von der Insel S. Chiara bis zum Canale della Giudecca; eine herrliche Fahrt, die ihren vollen Reiz ausübt, wenn der Vollmond, wie einige Tage später, „an einem ganz reinen Himmel über den Lagunen, den Inseln, der sonderbaren Stadt, dem Markusplatz, der einer seltsamen Operndekoration gleicht, sein malerisches Licht verbreitet.“

Einen schönen Ueberblick über die ganze Stadt und zugleich ihres verschiedenartigen Aussehens bei Ebbe und Flut gewann er durch zweimalige Besteigung des Markusturmes zur Zeit der Ebbe und zur Zeit der Flut. Ueber dem Lido, dem Streifen Landes, der das Meer von den Lagunen scheidet, sah er zum erstenmale ein Stück des Meeres und einige Segel darauf. Auch der Wunsch, an einer Meeresküste zu stehen, sollte sich bald erfüllen. Ueber den Kanal, mit seinem Schutzgeist, wie er den gemieteten Führer nannte, zum Lido fahrend, hörte er auf der Landzunge das Rauschen und Tosen und stand bald in dem „großen Anblick“ des Meeres, „es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, denn es war am Mittag“. Den Binnenländer lockte es hinauszufahren in das gewaltige, unendliche Element, den Naturforscher, die Kenntnis von Tieren und Pflanzen zu vermehren.

Das Volk in seiner Eigenart zu studieren lag ihm, wie immer, so besonders in Venedig am Herzen, dessen Bewohner ja ein ganz besonderes Volk für sich bilden. Noch bevor sein Studium der Kunst begann, widmet er seine Zeit dem Volksleben. Besonders interessiert ihn „das öffentliche Wesen ihrer Gerichtsplätze. „Da sitzen die Notaren 2c., jeder hat seinen Pult und schreibt, einer tritt zu ihm ihn zu fragen, ein Schreiben aufsetzen zu lassen, Andre gehen herum.... Das lebt immer mit einander, und wie notwendig die Bettler in diesen Tableaus sind!“ Dann wieder die öffentlichen Erzähler, deren einen Goethe in einer seiner Episteln verewigt hat, die prächtigen, prunkhaften Feste, die noch einmal den Schein alter Macht und Herrlichkeit hervorzaubern, der dem Nordländer höchst befremdliche und pein-

liche Mangel an Reinlichkeit, das öffentliche Ballspiel und die komödienartigen Gerichtsscenen im herzoglichen Palaste mit ihren verabredeten Späßen, die Tragödien und Komödien im Theater, die beide nur zur Belustigung des leidenschaftlich beteiligten Volkes dienen: „und immer und überall ist das Volk dasselbe, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarinnen, der Advokat und sein Gegner, alles lebt und treibt und läßt sichs angelegen sein und spricht und beteuert und schreit und bietet aus und singt und schilt und flucht und lärmt."

In der Architektur, ja fast in der ganzen Kunst war Palladio auch hier Meister und Führer. „Er hat mir," so beteuert Goethe, „den Weg zu aller Kunst und Leben eröffnet." Bei dem Studium seiner Bücher über die Architektur fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. „Und was das für ein Mensch war," hören wir den begeisterten Schüler, „meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist."

Venedig besitzt, wie bekannt, die schönsten Kirchenbauten Palladios: S. Giorgio maggiore, Il Redentore auf der Isola Giudecca, Francesco della Vigna. Auch auf uns macht vor allem die Kirche auf der Insel Giudecca in ihrer einfachen, klaren antiken Schönheit, ihrer Fassade mit einer Säulenordnung, dem griechischen Giebel und dem Kranzgesims, der Kuppel mit dem schlanken Turm zur Seite und der vielbewunderten Treppe einen erhebenden Eindruck, und ähnlich wirkt auf uns die zuerst genannte Kirche, zumal in ihrer wunderbaren Lage, um wieviel mehr auf den begeisterten Verehrer Palladios Goethe; gewisse Unschicklichkeiten in dieser Kirche führt er auf den Widerspruch zurück, daß Palladio die christliche Kirche der Form des antiken Tempels zu nähern suche. Ganz tadellos dagegen erscheint ihm ein anderes Werk Palladios, das leider nicht vollendet worden ist: das Kloster S. Maria della Carità, in dem sich heute die Akademie befindet. Immer und immer wieder kommt er „wallfahrtend zu den großen Gedanken Palladios", auf dies Fragment zurück. In dem Klosterhof ist nur der eine Flügel von Palladio ausgeführt worden, ein schöner, großartiger Bau, drei Säulenordnungen übereinander; wäre er fertig, meint Goethe, so würde vielleicht kein vollkommeneres Stück Baukunst auf der Welt existieren.

Neben Palladios Werken können andere Baudenkmäler nur geringere Aufmerksamkeit beanspruchen. Die mit großer Pracht erbaute Chiesa della Salute wird mit den Worten abgethan: „Das Ganze bis ins einzelne Muster über Muster eines schlechten Geschmackes." An dem Barockbau I Scalzi



Kirche del Redentore in Venedig, von Palladio.

vermißt Goethe den hohen Geist Palladios, „der sich allein in dem unnachahmlichen Maß, Ordnung, Harmonie spüren läßt", und selbst die vielgepriesene Markuskirche, deren überaus prächtige, aber stillose Fassade freilich in schneidendem Gegensatz zu dem einfach ruhigen, edlen Baustil Palladios steht, muß sich ein so scharfes Urteil gefallen lassen: „Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals drinnen gelehrt und getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken."

Auch auf dem Gebiete der Plastik wurde der Antike die meiste Zeit gewidmet. Eingehender studiert wurden die Abgüsse von Antiken im Palazzo Farsetti, ein Stück des Gebälks vom Antoniustempel in Rom, die prächtigen Granitsäulen auf der Piazetta, die beiden ungeheuren antiken Löwen vor dem Arsenal, auf die Goethe später ein Epigramm gedichtet hat, und die vier in Kupfer gegossenen, aus dem eroberten Konstantinopel stammenden Pferde auf der Markuskirche, bei denen es ihm wunderbar vorkommt, daß sie oben schwer und von unten leicht wie Hirsche aussehen.

In der Malerei studierte er weniger Paolo oder Tizian als den Naturalisten Tintoretto, „den ich lange lieb habe", wie er sich ausdrückt, „und immer mehr lieb gewinne", seine Hochzeit zu Kana in der Salute, die zahlreichen Bilder für die Scuola di San Marco, wie das Wunder des heiligen Markus, das jetzt in der Akademie steht, die berühmte Kreuzigung in der Scuola di S. Rocco und das Paradies in der Sala del Maggiore Consiglio des Dogenpalastes, bei welchem Bilde er die Bemerkung macht, daß Tintoretto es nicht verstanden hätte, den gewaltigen Figuren, die er malt, auch die innere Größe zu geben. Weniger einverstanden wird man mit Goethes Urteil über Tintorettos Abendmahl sein. Er hält es für das beste, „wenigstens war es ihm das gefälligste. . . . Alle Hintergründe und die Figuren darauf haben eine unbeschreibliche Vaghezza" (Anmut). Unsere Kunsthistoriker sind darin einig, daß die Auffassung der Handlung sehr wenig ihrer Heiligkeit entspricht. Tizian wird nur einigemale genannt, von dem Stolz der Akademie, der für die Kirche Maria gloriosa dei Frari bestimmt gewesenen Assunta di S. Maria hören wir gar nichts; so fehlen auch die besten Bilder von Paolo Veronese, nicht einmal das Gastmahl (damals in der Kirche San Giovanni e Paolo) wird erwähnt; nur eines Bildes gedenkt er ausführlich, das, damals im Besitz des Fürsten Pisani, später an das britische Museum verkauft worden ist: der Mutter des Darius vor Alexander. Der Eindruck dieses Bildes war so stark, daß Goethe, als er dreißig Jahre später die „italienische Reise" schrieb, eine ausführliche Beschreibung und ein besonderes Kapitel über die Farbenfreude und

Sonnenhelle der venetianischen Maler hinzufügte; es befestigt sich in ihm immer mehr die Ansicht, daß der Gegenstand beim Gemälde das wichtigste sei.

Die etwas nervöse Hast, mit der Goethe zuerst gereist war, macht in Venedig einer schönen, gleichmäßigen Ruhe Platz. Es stimmen dazu die schönen Worte: „Auf dieser Reise, will ich mein Gemüth über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild mir recht in die Seele prägen und zum stillen Genuß bewahren.“ In dem Paradiese, von dem er so viel gehört, war er nun mitten inne, mitten zwischen den Herrlichkeiten des antiken und modernen Italiens; die krankhafte Sehnsucht ist erfüllt, die erste Epoche der Reise ist glücklich und mit Erfolg verlaufen; mit Zuversicht kann er auf die folgenden hoffen und vor allem, wie er verbindlich an Frau von Stein schreibt, „auf die letzte, die mich wieder zu Dir führen wird“.

Das Venetianische Kurierschiff ging an der Meeresküste bis an die Pomündung, dann den Po entlang nach Ferrara, der ersten Stadt des Kirchenstaates, vom Abend des 14. bis zum 16. früh. Die beiden Nächte brachte er in seinen Mantel gewickelt auf dem Verdeck zu und freute sich des milden Klimas, das solches trotz der vorgerückten Jahreszeit gestattete. Wie das von der Dichtung verherrlichte, durch Savonarola, Ariost und Tasso unsterblich gewordene Ferrara, in seiner modernen Gestalt ein trübseliges Zerrbild vergangener Zeiten, den Beschauer enttäuscht, so enttäuscht uns der Bericht Goethes über die Stadt, deren höchsten Glanz er selbst in seinem Tassofragment gepriesen hatte. Einige Bilder, auf die Volkmann, sein Bädeker, aufmerksam machte, besonders das Bild von Bononi, Herodes und Herodias in der Kirche des hl. Benediktus, von dem jetzt niemand mehr spricht, das Gebäude der Universität, eine tadelnde Bemerkung über Ariosts Grabmal, eine mehr scherzhafte über das vermeintliche Gefängnis Tassos, das ist alles, was wir von Ferrara erfahren. Nicht einmal der gewaltigen Burg, der wohlbewahrten, trotzig dreinschauenden einstigen Residenz der großen Fürsten Ferraras gedenkt er. Die Gegensätze der trüben Gegenwart zu der glänzenden Vergangenheit, der Anblick der öden, entvölkerten Stadt, der ebenen, langweiligen Umgebung machten ihn mißgestimmt und unzufrieden. Er eilte weiter und machte den Umweg über Cento, der Geburtsstadt des geliebten Guercino, wo er ihn am besten studieren zu können hoffte. Besonders gefiel ihm hier der auferstandene Christus, der seiner Mutter erscheint, und eine Madonna, die schamhaft zaudert, dem Kinde die Brust zu reichen, während ihm bei andern Bildern „das leidige Sujet“ den Genuß verdarb. Die Bilder bestärken seine Vorliebe; „Guercin ist,“ so lautet das Urteil, „ein

innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Roheit, vielmehr haben seine Sachen eine innerliche moralische Grazie, eine schöne Freiheit und Großheit."

Er fühlt mit innerer Freude seine Fortschritte in dem Verständnis der Kunst. Bologna und Florenz winkten ihm mit ihren herrlichen Schätzen; aber der Gedanke, Rom immer näher zu kommen, nimmt sein ganzes Denken in Anspruch: „Noch vierzehn Tage und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt." Nach langem Zaudern faßt er den Entschluß, auf Florenz vorläufig ganz zu verzichten und es lieber „auf einer frohen Rückreise mit geöffneten Augen zu sehen", als jetzt durch seine Kirchen und Sammlungen ohne Genuß durchzurasen. Denn an dem Vorsatze, zu Allerheiligen in Rom zu sein, wollte er bestimmt festhalten. Er nennt diese Leidenschaft, die mit jedem Tage zunimmt, eine Schwachheit, die einzugestehn er sich nur der Freundin gegenüber nicht schämt. Während der Fahrt von Cento nach Bologna zwischen Schlaf und Wachen am 18. Oktober früh kommt ihm die Idee zu einem neuen Drama, „Iphigenie auf Delphos", wie er es nennt, dessen Plan er später in der „italienischen Reise" mitgeteilt hat. Die Wiedererkennung im fünften Akte rührte ihn so, daß er weinte wie ein Kind.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Raphaels Cäcilie, damals in der Kirche S. Giovanni in Monte, trotz der thörichten Worte Volkmanns über sie, auf Goethe einen überwältigenden Eindruck gemacht hat. Ueber die Herrlichkeit des Bildes wagt er nichts zu sagen, als „daß man ihm eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden"; aber der Frage, wie Raphael diesen Gipfel der Kunst erreicht hat, „bis er zuletzt, von einem himmlischen Genius erleuchtet, die Spitze der Pyramide, den letzten Stein aufsetzte", will er näher treten, d. h. dem Studium seiner Vorgänger. Darum wendet er jetzt auch den älteren, bisher wenig geschätzten Meistern sein Interesse zu, so Francesco di Francia, Peter Perugino, „einer ehrlichen deutschen Haut". Im Palazzo Ranuzzi, vor der „heiligen Agathe", die von ihm für ein Werk Raphaels gehalten wurde, bricht er begeistert in die Worte aus: „Es ist ein kostbares Bild. Raphael hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe sie mir wohl gemerkt und werde diesem Ideal meine Iphigenia vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht sagen könnte." Leider hat der Verfasser dieses Buches die heilige Agathe, die vielleicht mit Guercinos Agathe im Gefängnis identisch ist, in Bologna nicht zu sehen bekommen und auch trotz aller darauf verwendeten Mühe über das Bild und seinen Autor nichts Sicheres erfahren können.

Nun tritt Raphael bei Goethe neben Palladio an die erste Stelle. Ihnen beiden will er jetzt das Beiwort groß unbedingt geben. „Daß sie die Grenzen," meint er, „und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, sie ausübten, macht sie so groß." Daneben wurden aber auch die alten Lieblinge, die Nachraphaeliten Guido Reni, Domenichino, Guercino, die Caracci nicht vernachlässigt, besonders erwähnt werden Reni's Madonna della pietà und sein Sebastian, sowie der Johannes in der Wüste (von Simone Cantarini). Diese und die vielen Folterbilder in Bologna, wie die Marter der heiligen Ursula von Pasinelli, die drei Märtyrerinnen von Domenichino, die heilige Agnes von demselben u. a. m. veranlassen Goethe zu einem ähnlichen Ausspruch, wie er ihn schon in Verona gethan hatte: „Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung. Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch erwartetes. Entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren."

Am 21. Oktober abends treffen wir ihn auf der Weiterreise in Logano, „auf dem Apenninischen Gebirge", und am nächsten Abend in Giredo. Soweit es sein Begleiter, ein päpstlicher Offizier, Graf Cesare, der nach Perugia fuhr, gestattete, überließ er sich alten und neuen Dichtungsplänen; darunter war ein neues Trauerspiel: Ulysses auf Phäa (bei den Phäaken) und ein großes episches Gedicht: Die Ankunft des Herrn, eine Umarbeitung des „Ewigen Juden". Am nächsten Tage früh sah er Florenz in einem weiten Thal, „das unglaublich bebaut und ins unendliche mit Häusern und Villen besät ist". An dem Entschluß, Florenz jetzt liegen zu lassen, hielt er fest, nur den Garten Boboli hat er durchlaufen und Baptisterium und Dom flüchtig gesehen — „er wollte die Augen nicht aufthun, das Herz nicht erheben, bis er nach Rom gekommen, und sollte man ihn auch auf Ixions Rad dorthin bringen." Nur ein am Wege liegendes Denkmal durfte und wollte er nicht versäumen, es war das zweite antike Bauwerk, das er antraf, der aus der Zeit des Augustus stammende Tempel der Minerva. Dreiviertel Stunden vor Assisi, bei Santa Maria degli Angeli, stieg Goethe aus und ließ den Vetturin allein nach Foligno fahren. Ohne sich aufzuhalten, ließ er San Francesco, die berühmte, auf dem Grabe des heiligen Franciscus erbaute gotische Kirche mit den berühmten Fresken von Cimabue und Giotti „links legen, um sich nicht, wie Kardinal Bembo, die Imagination zu verderben", eilte die ganze Stadt hindurch, bis ihm an der Piazza der ersehnte Bau entgegenleuchtete. „Das schöne, heilige Werk" nennt er es voller Begeisterung in seiner ausführlichen Beschreibung. „An der Fassade" — die ja zu den besterhaltenen altrömischen

Italiens gehört — „habe ich die größte Freude gehabt, meine Ideen und Grundsätze bestärkt zu sehen."

Noch denselben Abend eilte er zu Fuß nach Foligno, das damals einen kostbaren Schatz, die sog. Madonna von Foligno (jetzt im Vatikan in Rom), besaß. Aber die Sehnsucht nach Rom war so groß, daß er den Genuß auf später verschob, wie er auch auf die Wasserfälle von Terni verzichtete. „Rom! Rom! Ich ziehe mich gar nicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte," schreibt er von Terni am 27., von wo er noch einmal kurz vor der Erreichung des Zieles in ergreifenden Worten die Unwandelbarkeit seiner Liebe der Geliebten versichert: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wend ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühl ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen."

Kurz vorher hatte er das dritte römische Bauwerk gesehen, den Aquädukt von Spoleto, an dem er wieder dieselben Eigenschaften: „Natürlichkeit, Zweckmäßigkeit und Wahrheit" bewunderte. Nachdem er die nächste Nacht in Cità Castellana — über Narni, Otricoli ging der Weg — zugebracht hatte, zog er am 29. Oktober durch die porta del popolo in Rom ein. Die innigste Liebe zu Frau von Stein verraten die gleich nach seiner Ankunft geschriebenen Worte: „Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat."

Am nächsten Tage beeilte er sich, die wichtigsten Ruinen des alten Rom zu sehen, abends die Peterskirche. Der Mann, den Goethe sich zum Führer in der ihm unbekannten Wunderwelt ausersehen hatte, war der um zwei Jahre jüngere Maler Wilhelm Tischbein. Durch Lavater hatte er Goethes und Karl Augusts Fürsprache bei dem Herzog Ernst II. von Gotha erhalten, mit dessen Unterstützung er im Oktober 1782 nach Rom gegangen war. Groß war die Freude, als Goethe, der verehrte Gönner, nun selbst ganz unerwartet in Rom erschien. „Nie habe ich," schreibt Tischbein 35 Jahre später an Goethe, „größere Freude empfunden, als damals, wo ich Sie zum erstenmale sah, in der Locanda auf dem Wege nach St. Peter. Sie saßen in einem grünen Rock am Kamin, gingen mir entgegen und sagten: ich bin Goethe." „Er begehrte ein kleines Stübchen," schreibt derselbe Tischbein im Dezember 1786 an Lavater, „wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte und ein ganz einfaches Essen. . . . Da sitzt er nun jetzt und arbeitet des morgens, um seine

Iphigenie fertig zu machen, bis 9 Uhr, dann geht er aus und sieht die großen Kunstwerke.“ Es war das Haus gegenüber dem Palazzo Rondanini, heute Nr. 18 der via del Corso. Tischbein bewohnte den ersten Stock, Goethe hatte im



J. H. W. Tischbein.

oberen Stock ein Zimmer nebst Schlafzimmer. Während Tischbeins längerer Abwesenheit zog Goethe in den ersten Stock, in „Tischbeins Studium“, einen großen, hübschen Saal. Die hintere Seite des zweiten Stockes hatte „den Vorteil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und Gärten der Nachbarschaft. . . . Dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat

überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balkons, Terrassen u. a." Der Gemeinderat von Rom hat an das Haus die Inschrift anbringen lassen: In questa casa immaginò e scrisse cose immortali Volfango Goethe. Il Commune di Roma a memoria del grande ospite pose 1872.

Nicht genug kann Goethe in seinen Briefen die Gefälligkeit und die Kenntnis seines Führers durch die Herrlichkeiten Roms preisen, der schon deswegen Goethe sich ganz zur Verfügung stellte, weil ihn Dankbarkeit verpflichtete und er zumeist auf ihn seine Zukunft baute. Bald wird Tischbein ihm ganz unentbehrlich: „... es ist eine Lust," so schreibt Goethe, „Natur und Kunst mit ihm zu betrachten. Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein; ich werde nie ... so viel lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Auch als Maler war Tischbein für Goethe thätig. Er zeichnete für ihn „Studien nach den besten Meistern", das beste aber war das Bild Goethes selbst. „Es giebt ein glückliches Bild," so äußert sich Goethe selbst am 7. Februar 1787 darüber, „Tischbein nimmt zur Ausarbeitung seine ganze Kunst zusammen, da die Idee glücklich ist." Der Maler selbst schreibt an Lavater am 9. Dezember 1786: „Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebensgröße malen, wie er auf den Ruinen sitzt und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenkt. ... Sein Gesicht will ich recht genau und wahr zeichnen. Denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf sehen."

Durch Tischbein wurde der neue Gast sofort in den Kreis der deutschen Künstler, in dem er dann fast ausschließlich verkehrt hat, eingeführt. In demselben Hause, bei den freundlichen und gefälligen Wirtsleuten Namens Collina, wohnte mit ihm der jugendliche, treuherzige, aber noch unfertige, von Goethe mehr als Kind behandelte Bury und der Landsmann Goethes, der Landschaftsmaler Schütz. Den begeisterten Schilderungen und Lockrufen Winckelmanns und Mengs folgend hatte sich eine Kolonie deutscher Künstler in Rom niedergelassen. Das Ideal der Zeit war die Rückkehr zur Natur, das reine, unverfälschte, von allen Fesseln der Kultur und Konvention befreite Menschentum, und die unbestrittene Meinung der Zeit war, daß dieses Ideal verwirklicht gewesen sei in der Antike. Und so zog denn einen Füßli, Trippel, Döll, Dannecker, Scheffauer, Tischbein, Hackert u. a. m. nicht bloß das Studium der Antike nach Rom, sondern auch die Hoffnung, hier die erträumte Freiheit genießen zu können. Daß sie sich darin nicht täuschten beweisen ihre freudigen, überschwenglichen Schilderungen. Außer den genannten, gehörte in diesen Kreis der Altertumsforscher Aloys Hirt, der sich besonders

Goethe in der Campagna, Gemälde von J. H. W. Tischbein.



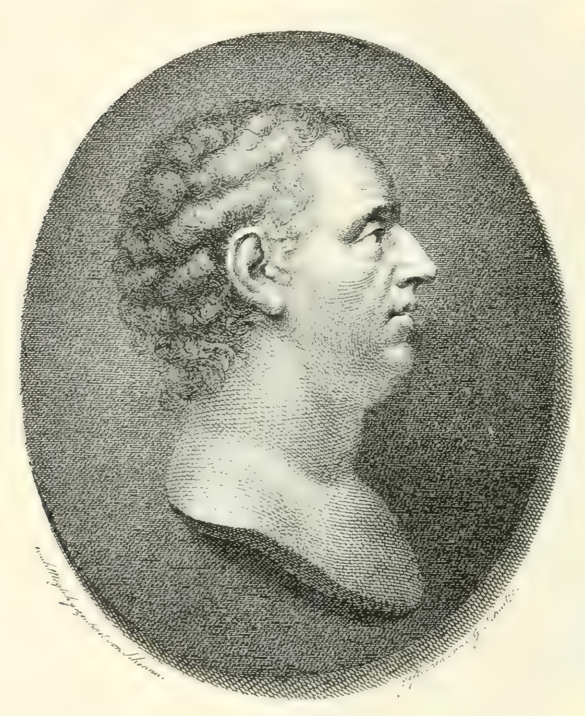
mit der Baukunst der Alten beschäftigte, der Züricher, besonders im Kupferstich tüchtige Joh. Heinrich Lips, Alexander Trippel aus Schaffhausen, der sich durch die idealisierte Goethebüste bekannt gemacht hat, Max von Verschaffelt aus Mannheim, bei dem Goethe 1788 Unterricht in der Perspektive nahm, und der Gönner und Freund der deutschen Maler, zugleich der beste Vermittler zwischen ihnen und den vornehmen Reisenden, der Ostpreuße Hofrat Joh. Friedrich



Alexander Trippel.

Reiffenstein, eigentlich Reifstein geheißen, der mit Winckelmann intim befreundet gewesen war. Schon in der Mitte des Novembers finden wir Goethe mit den Freunden in Reiffensteins Villa in Frascati prächtige Tage verlebend. Aber mit diesen Namen sind die wichtigsten Freunde, mit denen Goethe nicht bloß zusammen, sondern auch innerlich verbunden lebte, noch gar nicht genannt. Es waren Angelika Kauffmann, Heinrich Meyer und Karl Philipp Moritz. Die Schweizerin Angelika Kauffmann hatte schon als

23jähriges Mädchen (1764) durch ein Porträt Winckelmanns Aufsehen erregt; ebenso groß wie in der bildenden Kunst war ihre Begabung in der Musik und dem Gesang. Aber nicht bloß wegen dieser Talente und ihrer anmutigen Schönheit wird sie von Winckelmann und vielen anderen gepriesen, noch mehr fesselte sie durch die Zartheit und Jungfräulichkeit ihrer Gesinnung, die sittliche Grazie, das Madonnenhafte, um mit Herder zu sprechen. Es ist eben dasselbe, was allen ihren Bildern eingehaucht ist, weil sie stets ihre eigene Seele in ihre Bilder legte; am meisten in der Vestalin, der Verkörperung keuscher Weiblichkeit. Darum gelangen ihr auch die Männer selten, wofür ihr Bild Goethes ein Beweis ist. Im Jahre 1781 hatte Angelika den viel älteren Maler Zucchi geheiratet, mit dem sie erst in Neapel, dann in Rom lebte. Ihre Wohnung in Rom war auf der Trinità di Monte. Hier fand sich Goethe schon bald nach der Ankunft ein, „bei der trefflichen, zarten, klugen, guten Frau, seiner besten Bekanntschaft in Rom“; hier wurde gezeichnet, gemalt und von Roms Kunstschätzen gesprochen; hier las Goethe aus seinen Werken, besonders der Iphigenie vor, und die feinfühlende Hausfrau vertrat die Rolle der Weimarer Freundin. Sie hörte die Gedichte nicht nur, sie nahm sie mit der Seele auf; so stand ihr die Scene von Goethes Wanderer so lebhaft vor Augen, daß „es von ihrer Seite nichts weiter bedurfte, als einer treuen Copie“. Aus der Iphigenie wählte sie für ihre Zeichnung den Moment, „da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet“, den Goethe später selbst für die Achse des Stückes erklärt hat.



J. F. Reiffstein.

Bedeutungsvoller für die Zukunft war die Bekanntschaft Goethes mit dem Schweizer Maler Heinrich Meyer, die er bald nach seiner Ankunft gemacht hat, obgleich Meyer in den Briefen an Frau von Stein und dem Tagebuch nicht erwähnt wird. Meyers große Kenntnis auf dem Gebiete der Kunst veranlaßte die Bekanntschaft; die allmählich immer mehr hervortretende



Joh. Heinrich Lips.

Harmonie ihrer Kunstanschauungen, wohl auch „die englische Güte seines Herzens“ brachte beide Männer immer näher. Schon im Januar 1787 faßte Goethe den Entschluß, den „unvergleichlichen Mann“ an die Zeichenakademie in Weimar zu ziehen; es bildete sich zwischen beiden Männern ein ideales Freundschaftsverhältnis, das nur noch in dem Bunde mit Schiller ein Gegenstück hat.

Als Schriftsteller war Goethen schon bekannt der Mann, der seit frühester Zeit dem Verfasser des Werther schwärmerisch zugethan und von dem

Wunsch beseelt war, sein Diener zu werden, Karl Philipp Moritz. Nach einer sehr trüben, armseligen Jugendzeit und nach mehrfachen, vergeblichen



Angelika Kauffmann.

Versuchen, Schauspieler zu werden, hatte Moritz in Erfurt Theologie studiert und sich dann dem Lehrfach gewidmet. Durch sein Buch über England war er so bekannt geworden, daß Goethe seine persönliche Bekanntschaft mit ihm Frau von

Stein mit den Worten melden konnte: „Moritz ist hier, der die englische Reise schrieb, ein sehr guter, braver Mann, mit dem wir viel Freude haben.“ Im Jahre 1785 waren dann die ersten drei Teile des Moritz'schen autobiographischen



Angelika Kauffmanns Zeichnung zu Goethes Iphigenie.

Romans Anton Reiser erschienen, eines der wichtigsten und merkwürdigsten Denkmäler der Sturm- und Drangzeit. Die Wertherstimmung, die Wonne des Leides, der Ueberdruß am Leben und das Gefühl seiner Wertlosigkeit, der Haß gegen die Kultur und die schwärmerische Verehrung der Natur, das

waren Werthers und Moritz-Reisers Gedanken und Ideen, und in Anton Reisers Glauben „an seine theatralische Sendung" fand Goethe Wilhelm Meister und ebenfalls sich selbst wieder. Nun verrät ihm auch noch der neue Freund, daß er seine Stellung aufgegeben habe und nach Italien gekommen sei, um eine unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau aus dem Herzen zu reißen. So verstehen wir nun Goethes Worte: „Moritz ist wie ein jüngerer Bruder von mir, von derselben Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin." Als Goethe das schrieb, war er nicht bloß Beichtiger und Vertrauter, sondern auch Wärter und Pfleger des armen Moritz, der sich auf einer Partie den Arm gebrochen hatte. Mit großer Sorgfalt wachte Goethe über ihn und trieb die andern an, ihn darin zu unterstützen. Hier am Krankenbette wurde der Bund geschlossen, der manches Schöne und Treffliche zeitigen sollte. Und Moritz war nicht nur der Empfangende. Seine reichen, altklassischen Kenntnisse halfen Goethe bei seinen Studien der römischen Geschichte und der Altertümer, und Moritzens eingehende prosodische Studien, die er in einer Schrift „Versuch einer deutschen Prosodie" niedergelegt hatte, kamen dem Dichter, der gerade seiner Iphigenie die klassische Form zu geben unternahm, vortrefflich zu statten.



CARL PHIL. MORITZ.

Die Hilfe so vieler tüchtiger, in Rom wohlbekannter Künstler, besonders seines steten Begleiters Tischbein, versprach Goethe genuß- und erfolgreiche Studien. Da er das Tagebuch nicht weitergeführt hat, sind wir für das, was er täglich gesehen, nur auf seine Briefe und einige erhaltene Diarien angewiesen. Es hätte aber auch keinen Zweck, alle die Altertümer Roms aufzuzählen. Er sagt selbst von sich: „ich habe alle Kräfte meines Geistes aufgespannt, um die Zeit, die ich hier zugebracht, auf's Beste zu nutzen"; so wird er kaum ein Denkmal sich haben entgehen lassen. Das damalige Rom war nicht ganz das heutige, dieses hat viel verloren und viel gewonnen. Das

große Forum war noch nicht ausgegraben, ebenso auch nicht das Trajans und das Augustusforum, es fehlte das Museum des Laterans und des Vatikans. Die meisten der großen Kunstschätze waren noch an ihren ursprünglichen Orten, die Kirchen und Paläste infolge dessen jedes ein kleines Museum für sich. Das Belvedere des Vatikans war der Sitz der höchsten Offenbarungen der Kunst, die Stätte des Laokoon, des Apoll und des Herkulestorsos. Der farnesische Stier und der farnesische Herkules befanden sich bei Goethes Ankunft noch in Rom. Das Kapitol, die Kaiserpaläste, die Reste der großen Wasserleitung, die Thermen des Caracalla, das Kolosseum, die Pyramide des Cestius, die Via Appia mit dem Grabmal der Metella, das Pantheon, der Monte Cavallo mit den Kolossen des Kastor und Pollux und wie sie alle heißen die herrlichen Ueberreste und Zeugen einer großen Vergangenheit, Goethe nahm sie in seine Seele auf als unverlierbaren Schatz. Dazu studierte er die römische Geschichte an ihrer Quelle und setzte das Studium Vitruvs eifrig fort, „daß der Geist der Zeit mich anwehe, wo das alles erst aus der Erde stieg"; auch Winckelmanns Werke halfen die Vergangenheit zurückzuzaubern, und „so steigt denn der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe, doch ist's Anstrengung statt Genuß und Trauer statt Freude". Nach zwei Monaten beginnt er die „besten Sachen zum zweiten Male zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Werthes der Sachen auflöst".

Im Februar beginnt sich die ungeheuere Masse zu ordnen. Jetzt versucht er mit Hilfe Winckelmanns und Meyers, „die Stile der verschiedenen Völker des Altertums und die Epochen dieser Stile" zu sondern; auch die Frage wird lebendig, welchem unter den Denkmälern, die zuerst alle groß und herrlich erschienen, der höchste Preis zukomme. Das Pantheon und der Apoll von Belvedere hatten von den Altertümern den größten Eindruck auf ihn gemacht; „der Apoll übersteigt", schreibt er an die Freundin, „alles denkbare: der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß". Dazu tritt nun noch die Büste des sog. lächelnden Jupiter, seinem Bette gegenüber aufgestellt, damit er seine Morgenandacht an ihn richten könne; die Juno Ludovisi, seine Geliebte in Rom, „die einzige Nebenbuhlerin" der Frau von Stein, von der er später den schönen Ausdruck braucht: „Sie ist wie ein Gesang Homers" und eine Minerva im Palazzo Giustiniani (jetzt im Braccio Nuovo des Vatikans), „von jenem hohen, strengen Stil, da er in den schönen übergeht, die Knospe, indem sie sich öffnet . . ."

Das Studium der Antike war für Goethe überhaupt und besonders in Rom die Hauptsache, aber doch nicht so Hauptsache, daß er nicht der neueren



Hera Ludovisi.

Kunst Interesse geschenkt hätte. Daß er die Peterskirche als Wunderwerk der Renaissance betrachtete, ist selbstverständlich; Raphaels Transfiguration (damals zu St. Peter in Montorio), die er später noch gegen Tadler zu verteidigen hatte, und seine Geschichte der Psyche in der Farnesina, alte Bekannte und Freunde, lernte er nun von Angesicht kennen. Die Herrlichkeit der Stanzen und Loggien Raphaels gingen ihm zuerst nicht völlig auf; dagegen erschließt sich ihm in der Sixtinischen Kapelle die Größe Michelangelos, dessen Name bisher überhaupt nicht genannt worden war. „Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. . . . Ich bin in dem Augenblick so für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wiedersehen kann." Höchst auffallend bleibt bei diesem neu erwachten Eifer, daß Goethe Michelangelos Moses in der Kirche Pietro in Vincoli, den wir als den Gipfel der modernen Kunst bewundern, überhaupt nicht erwähnt. Und wie ihn einige Tage das Pantheon und dann wieder der Apoll gegen alles andere abstumpft, so macht ihn die plötzliche Begeisterung für Michelangelo gegen Raphael ungerecht. Viel natürlicher erscheint es, wenn Michelangelo einen Guercino oder Guido als gleichberechtigt neben sich nicht duldet. So ist es zu verstehen, daß die Briefe, sonst voll des Lobes dieser alten Lieblinge, jetzt nur noch wenig von ihnen zu sagen haben; der Brief vom 3. November in der „Italien. Reise", der ausführlich von Guercinos heiliger Petronella, Guidos Madonna mit zwei Engeln zu melden weiß, ist erst später eingeschoben worden. Auch die überschwenglich lobpreisenden Worte über die Freskogemälde von Domenichino in Andrea della Valle und über die Galerie Farnese von Annibale Caracci sind spätere Zuthat.

Noch eines anderen Mittels bediente Goethe sich bei der Betrachtung der Kunstwerke. Er betrieb wieder eifrigst mit Unterstützung der befreundeten Künstler das lang vernachlässigte Zeichnen. Der uns schon bekannte Musiker Kranz, der sich eine Zeitlang in Rom aufhielt, überbrachte der Freundin einige Zeugnisse seines Fleißes.

Die Zeit, die die Kunst frei ließ, war der Dichtung gewidmet. Iphigenie, „die süße Bürde", war nach Rom mitgenommen worden. Egmont, Tasso und Faust drängten sich an ihren Schöpfer und flehten um Gestaltung. Und wie alle seine Werke Teile seines Lebens sind, so mußte er „in tausend vergangene Situationen seines Lebens zurückkehren", um die richtige Stimmung zu gewinnen. Daher wird auch nur Iphigenie vollendet und Herdern

am 13. Januar 1787 mit dankbaren, weihevollen Worten, übersandt. Der Tasso begleitet ihn nach Neapel.

Am 22. rüstete sich Goethe zur Abreise. In dem Entschluß, nach Neapel und Sicilien zu gehen, war er mehrmals wankend geworden, aber allem Zweifel hatte Karl August durch einen prächtigen Brief ein Ende gemacht, auf den Goethe ihm antwortete: „Sie schreiben mir, daß Sie mich vor Weihnachten nicht erwarten, der Himmel segne Sie für alles Gute, das Sie mir gewähren und gönnen." Karl August hatte ihm hochherzig seine Geheimnisthuerei und seine „Flucht" verziehen; auch die Freunde, wie Herder, Wieland, Knebel hatten sich bald darüber beruhigt, und die gute Mutter, die monatelang ohne Nachricht geblieben war, vergaß alle Vorwürfe, als ein Brief vom 4. November aus Rom ihr endlich genaue Kunde brachte. Nur eine konnte nicht verzeihen. Frau von Stein, gerade sie, an die allein er täglich gedacht, für die allein er das Tagebuch geschrieben hatte, sie wandte sich von ihm ab, seine Reise erschien ihr wie ein Treubruch, eine Trennung für immer. Wir wissen, wie rührende Worte der Liebe und Treue er ihr in Briefen und Tagebuch gesandt hatte. In Rom hoffte er nun bestimmt, bald einen Brief zu erhalten. Aber wochenlang wartete er vergeblich; am 9. Dezember erhält er in einem Briefe Seidels einen Zettel von ihrer Hand. Er findet nur die schmerzlich bewegten Worte als Antwort: „Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er dich verließ, ohne an dich zu denken." Er muß allmählich an absichtliches Schweigen denken. Wie sehr ihn der endlich erschienene erste Brief erschütterte, verrät uns die Antwort: „Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeihe mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf. Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist, daß Du mich liebst." Jeder Brief wiederholt diese Bitte. „Seit dem Tode meiner Schwester," lesen wir einmal, „hat mich nichts so betrübt als die Schmerzen, die ich Dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht. . . . An Dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen wie ich will, aufreibt und aufzehrt."

Die Briefe aus Neapel und Sicilien an Frau von Stein sind später

verbrannt worden; so hört für uns der persönliche Verkehr der beiden für die Zeit der Reise auf und wir sind für die Erzählung auf die „Italienische Reise", die aber auf diese Briefe zurückgeht, und einige dem Autodafé entgangene Reste angewiesen.

Am 22. Februar früh reisten Goethe und Tischbein von Rom ab über Genzano und Albano, wo sie von der Höhe die pontinischen Sümpfe und das Meer erblickten. Am nächsten Tage ging es durch die gefährlichen pontinischen Sümpfe, die der Papst damals mit großen Mitteln auszutrocknen versuchte, über Bocca di Fiume, Meza nach Terracina, wo der schöne Anblick des nahen Meeres die Reisenden erquickte. Abends war man in Fondi, dem ersten neapolitanischen Ort. Die Ebene liegt reizend. Bald erblickte man den Vesuv, „eine Rauchwolke auf dem Scheitel". Bei Gaëta kam man wieder ans Meer, wo eine prächtige Aussicht auf Ischia und den Vesuv sich bietet. Durch fruchtbare Felder führt dann der Weg an den Ruinen von Minturnä vorbei über den Garigliano nach St. Agata. In Capua war man den andern Mittag; von dort führt der Weg über Aversa nach Neapel, wo unser Reisender am 25. Februar abends anlangte.

* *

*

Ganz andere Interessen zogen Goethe nach Neapel als nach Rom. Nicht um die antike Kunst zu studieren und sich in die Vergangenheit dieses ereignisreichen Ortes zu vertiefen, kam er nach Unteritalien und Neapel; die seit Jahrtausenden als unvergleichlich gepriesene Natur wollte er genießen und die unverfälschten Italiener studieren. In Rom hatte er Livius und Plutarch gelesen; hier ist nur die Gegenwart sein Glück, weder Tiberius noch Totila, noch den bleichen Schatten Konradins will er heraufbeschwören. Pozzuoli und Bajae sind stumm für ihn und auch der Monte Pellegrino, der alte Heirkte, darf ihm nichts vom großen Hamilkar erzählen. Aber die Steine reden zu ihm und offenbaren die vieltausendjährige Geschichte der Erde. Sobald er durch die Porta Capuana in die Stadt eingezogen und mit Tischbein in der Locanda des Signore Moriconi an der Ecke des ehemaligen Largo del Castello, eingezogen war, dessen Häuser zum Teil abgerissen worden sind und der heutigen stolzen Piazza del Municipio Platz gemacht haben, eilte er in das Gewühl der Straßen. Wer das Straßenleben Neapels gesehen hat, dem wird es als einzig und unvergleichlich stets in Erinnerung bleiben. So war auch Goethe zuerst wie betäubt. Um von dem dorfähnlichen Weimar nicht zu

reden, welch ein ungeheurer Gegensatz zwischen Neapel und Rom! Ein stilles, übel placiertes Kloster nennt Goethe Rom im Vergleich zu dem unbeschreiblich schön gelegenen, lärmenden, tobenden Neapel. Wenn nun auch das damalige Neapel nicht so groß war wie das jetzige, so war dafür das Leben ungebundener, schrankenloser, und wenn die grell schreienden Zeitungsverkäufer, die Stiefelputzer, die zahllosen Droschkenkutscher, die uns auf Schritt und Tritt verfolgen und die Trovatori, die auf unsere Cigarrenreste lauern, ganz fehlten, dafür war das Bild und die Kleidung farbiger und greller. Die zudringlichen Händler, die ihre Ware mit unglaublichem Geschrei, ohne von jemandem verstanden zu werden, anbieten, die öffentlichen Vorleser, um die sich eine dichte Volksmenge schart, die scrivani publici in den Hallen sitzend, mit der Feder in der Hand und ein großes Tintenfaß vor sich, um deren Tisch die Kunden mit traurigen oder freudigen Mienen sich Briefe vorlesen oder schreiben lassen, die musikalische Familie, die von einer großen Schar der musikliebenden Einwohner umgeben, vor den Gasthäusern ihr Lied erschallen läßt, die unglaublich wenig angezogenen schmutzigen, elternlosen Jungen, die je nach Gelegenheit betteln oder stehlen, das Rennen und Laufen tausender von Menschen, das Rollen hunderter von Wagen, die Viehherden, die in großer Menge morgens und abends durch die Straßen ziehen, wer könnte das alles aufzählen, was zusammen jenes mit nichts zu vergleichende Bild des Volkslebens in Neapel giebt!

Goethe hat auch hierfür ein glückliches Wort gefunden: „Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! . . . Ich finde in diesem Volk die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern sorgenfrei zu leben."

Auf die Besichtigung der landschaftlichen Reize Neapels folgte eine Wasserfahrt nach Pozzuoli, Landfahrten und Spaziergänge nach allen Richtungen, unter denen der schönste war der auf der Chiaja, „dem unermeßlichen Spaziergang", mit dem Ausblick auf das Meer, Vesuv, Portici, Castelanum, Sorrent und Capri gegen Sonnenuntergang oder gar bei Vollmond; oder man fuhr nach Portici, Torre Annunziata, wo die Freunde am Strande des Meeres ein frugales Mahl einnahmen oder eine lustige Wasserschlacht lieferten, während der Naturforscher sich mit Granitblöcken und Steinen unterhielt. Bei der Fahrt nach Pästum, wo Goethe selbst den leichten buntbemalten Wagen leitete, während Freund Kniep ihm zur Seite und ein neapolitanischer Knabe hinter ihm saß, wurde auch die vielgepriesene Schönheit Salernos genossen. „Nun erreichten wir," so schildert Goethe die Rückfahrt nach Neapel, „eine Höhe; der größte Anblick that sich vor uns auf. Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am flachen

Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inseln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick." Der begleitende neapolitanische Junge konnte bei diesem Anblick eines Freudengeschreies sich nicht enthalten. Erschreckt verwies ihm Goethe das Geschrei; „Signor! perdonate! questa è la mia patria!" war die Antwort. „Mir armen Nordländer", fügt Goethe der Erzählung zu, kam „etwas Thränenartiges in die Augen."

Im Vergleich zu dem, was heutige Reisende in wenigen Tagen durcheilen, hat Goethe sich große Beschränkung auferlegt. Weder Capri, noch Ischia, noch Amalfi hat er besucht, Orte, die allerdings damals schwieriger zu erreichen waren; daß er Sorrent besucht hat, wird nur aus der Stelle im Tasso, wo Tassos Besuch bei seiner Schwester und deren Wohnung genau beschrieben wird, geschlossen.

Unter den um Neapel liegenden Naturschönheiten und Naturphänomenen übte auf Goethe der Vesuv die allergrößte Anziehungskraft aus. Hier war nicht nur der Naturfreund, sondern auch der Naturforscher interessiert. Gleich in den ersten Tagen (am 2. März) wurde die Besteigung von Resina, von Südwesten her, unternommen. Von hier aus ritt er auf einem Maultier bis zur Lava. Nebel und Rauch zwangen ihn, zumal der Führer ihn verlassen hatte, vor der Ersteigung der Spitze zur Umkehr. Am 6. wiederholte er, von Tischbein begleitet, den Versuch, diesmal von S. Sebastiano aus. Von der Stelle an, wo die Pferde nicht mehr gehen, ließen sie sich von zwei Führern bis zum Kegelberg ziehen, der in immer wiederholten Ausbrüchen Asche und Stein auswarf. In der Zwischenzeit gelang es Goethe, bis an den Schlund des Kraters zu gelangen, wo er, gefesselt von dem großartigen Anblick, den richtigen Augenblick versäumte und eine Eruption zu überstehen hatte, deren Ladung glücklicherweise an ihm vorbeiflog. Die Nachricht von dem Ausfluß der Lava reizte Goethe zur dritten Besteigung des Vesuvs (am 19. März) von Norden und zwar von Ottajano aus. Es gelang ihm mit Hilfe derselben Führer unter großer Mühe an die Stelle zu kommen, wo die Lava aus dem Berge bricht, und so hatte er auch dieses langersehnte Naturphänomen beobachtet. Wie eine ewige Mahnung an die Furchtbarkeit und Heimtücke des „Höllengipfels des Paradieses" liegen die beiden verschütteten Städte Pompeji und Herkulaneum da. Der erste Eindruck Pompejis auf Goethe war nicht besonders bedeutend; es liegt das daran, daß die Ausgrabungen noch nicht weit gediehen waren, und daß man, ebenso wie in Herkulaneum, die aufgedeckten Gebäude, nachdem sie ihrer Schätze beraubt waren, wieder zugeschüttet hatte. Diese Schätze: Statuen, Münzen, Vasen, Bronzen, Wandgemälde und



Ebene von Pästum.

tausend andere Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes, die aus der Unterwelt nach vielen Jahrhunderten wieder ans Tageslicht traten, waren in dem Museum von Portici, das Goethe öfters und gründlich besichtigte, untergebracht worden. Heute bilden sie die Hauptzierde des Museo nazionale in Neapel.

Mit größerer Spannung sah Goethe den Ruinen von Pästum, besonders dem vielgerühmten Neptuntempel entgegen. Schon die Lage dieser gewaltigen Trümmer hat etwas Ergreifendes. Die tiefe, unheimlich stille Einöde und das weitab brausende, aber doch sichtbare Meer, der Gegensatz vollendetster Kunst und der sie umgebenden wilden, zügellosen Natur bringt jeden ein wenig Empfänglichen in eine ernste, fast anbetende Stimmung, und nun dieser wunderbare Bau, der bei seiner Einfachheit und Strenge so mächtig und eindringlich zu dem Beschauer redet! Es war der erste griechische Tempel, den Goethe sah, eine völlig fremde Welt für ihn, der als Kind seiner Zeit aufgewachsen war. „Die stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen" kamen ihm zuerst lästig, ja furchtbar vor, aber er ruhte nicht, bis er in den Geist des Kunstwerks sich eingelebt und die sich in der Einfachheit, in dem strengen Ernst ruhende Größe zum Bewußtsein gebracht hatte.

In Neapel selbst war bisher wenig für die Kunstsammlungen gethan worden. Zu dem Museo nazionale hatte der Maler Hackert soeben erst Anregung gegeben, und die Schätze der Sammlung Farnese, der Stier und der Herkules sollten gerade damals erst nach Neapel gebracht werden; Goethe mußte sich also den Kunstschätzen in allen möglichen Villen und Kirchen nachgehen.

Wie in Rom, so fand Goethe auch in Neapel mehrere tüchtige deutsche Künstler für seinen intimeren Verkehr. Gewissermaßen ihm schon aus Rom bekannt, da er in demselben Kreis wie Goethe bis 1785 dort gelebt und hervorragend gewirkt hatte, war Jakob Philipp Hackert aus Prenzlau, der durch den König nach Neapel berufen, hier in hoher Gunst stand. Auf der Reise nach Neapel hatte Goethe den um zehn Jahre älteren, damals schon sehr berühmten Künstler kennen gelernt; dann hatte er ihn öfter in seiner Wohnung in Neapel, einem Flügel des Schlosses Francavilla (am Pizzo Falcone) und in Caserta, wo Hackert wiederholt im alten Schlosse Wohnung nahm, besucht. Goethe gewann von ihm ein sehr günstiges Urteil: „Ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht". Er fragte ihn auch vertraulich aus, was er von seinem Zeichentalent halte. Es ward ihm die trostreiche Antwort, er solle achtzehn Monate Unterricht bei ihm nehmen, dann würde er etwas Tüchtiges hervorbringen.

Hackert begleitete ihn häufig in Neapel und verschaffte ihm die Erlaubnis zur Besichtigung der Sammlung Hamilton.

In noch näheren Verkehr trat Goethe mit dem ihm gleichalterigen deutschen Maler Christoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, der in Neapel in sehr dürftigen Verhältnissen lebte. Tischbein vermittelte die Bekanntschaft,



Philipp Hackert.

wohl nicht ohne besondere Absicht. Er wollte sich von Goethe losmachen, weil er eine feste und bedeutende Anstellung in Neapel suchte, wozu ihm Goethe nicht verhelfen konnte. Er bot ihm Kniep als Ersatz an, und Goethe ging gern darauf ein; er war auch bereit, mit Goethe nach Sicilien zu gehen. Goethe übernahm alle Kosten der Reise und des Aufenthaltes; Kniep dagegen überließ ihm die Konturen aller Zeichnungen während dieser Zeit.

Nach langem Schwanken hatte sich Goethe Ende März zu dieser Reise fest entschlossen. Die für den Morgen des 29. März, eines Donnerstags, festgesetzte



Chr. H. Kniep.

Abfahrt wurde durch einen widrigen Wind bis zum Abend verschoben. Als die Sonne aufging, war man zwischen Capri und Ischia. Erst gegen Abend des zweiten Tages gelangte man auf die hohe See. „Hat man sich nicht rings=

um," so berichtet er über diese Reise, „vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben." Aber der Genuß wurde ihm arg verkümmert durch einen Anfall der Seekrankheit, die ihn bald in seine Kammer trieb. Hier überließ er sich, in horizontaler Lage liegend, von Trank und Speise sich enthaltend, seinen Gedanken, die sich mit der Umarbeitung und Erneuerung des Tasso beschäftigten. Noch vor Beendigung der Reise stand der Plan des Dramas vor seinen Augen. Am nächsten Tage sah man wieder Land; es war die Insel Ustica. Gegen Mittag wurde die Küste Siciliens sichtbar, aber erst am nächsten Morgen Palermo; mittags landete das Schiff im Hafen. Die beiden Freunde konnten sich ihnen lange vom Schiff und dem Anblick, der sich hier bot, nicht trennen. Wer das Glück gehabt hat, diesen Anblick zu genießen, wird freudig in Goethes begeisterte Worte einstimmen: „Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen und das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben."

Durch die Porta Felice, das wunderbare, aus zwei ungeheuren Pfeilern bestehende Thor, zogen Goethe und Kniep am Nachmittage des 2. April in Palermo ein. Ihre Wohnung nahmen sie gleich in der Nähe, an der Piazza S. Spirito — heute das Haus Nr. 12, das mit der Inschrift geziert ist: „Giovanni Volfgango Goethe Durante il suo soggiorno a Palermo Nel 1787 Dimorò in questa casa Allora pubblico albergo." In echt sicilianischer Gastfreundschaft überließ der Wirt Goethe die Bedingungen selbst zu bestimmen, indem er ihm ein großes Zimmer mit Alkoven und Balkon anwies, von dem man damals noch eine prächtige Aussicht auf den Monte Pellegrino, das Meer und den Hafen hatte. Als nun gar der volle Mond das Meer, das Vorgebirge und den Hafen beleuchtete, da verzweifelt selbst Goethe, Worte für diese Pracht zu finden. „Es kommt," schreibt er, doch „wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite." Dieses Denkmal war „Ulysses bei den Phäaken", oder wie er es jetzt nennen wollte, Nausikaa, deren Entstehung mit der Villa Giulia und der Umgebung des Rosalienberges für immer verknüpft ist. Die Villa Giulia, damals giardino pubblico oder Flora genannt, ist eine der prächtigsten Gartenanlagen der Welt. Von der Mannigfaltigkeit der Blumen, dem Wetteifer der Farben, der Schönheit der Anlage, dem wunderbaren Duft macht man sich schwer eine Vorstellung.

Palermo mit dem Monte Pellegrino.

Der Glanzpunkt ist ein ringsum mit kleinen Aussichtstempeln umgebener runder Platz, von dem aus gerade Wege mit fast feenartig strahlenden und duftenden Blumenbeeten ausgehen, während große marmorne Springbrunnen das Wasser emporschießen lassen.

> Dort dringen neben Früchten wieder Blüten,
> Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr,
> Die Pomeranze, die Citrone steht
> Im dunklen Laube und die Feige folgt
> Der Feige.

Der sechste und die folgenden Gesänge der Odyssee treten klar vor seine Seele, er selbst konnte sich dem vielumtriebenen Seefahrer Odysseus vergleichen, die Gestalt Nausikaas, die ewig jugendliche, unvergängliche Schöpfung Homers ward ihm lebendig. Am 15. kauft er sich einen Homer und zwar die Ausgabe Stephan Berglers aus dem Jahre 1777, die zugleich eine lateinische Uebersetzung enthielt. Er trägt dem Freunde Kniep die deutsche Uebersetzung vor; am Tage darauf sehen wir ihn wieder im Garten Giulia und dann auf einem Spaziergange am Meer und am Fuße des Rosalienberges den Plan eines Dramas Nausikaa und einige Scenen entwerfen und ausführen. An jener Küste denken wir uns die Verse gedichtet:

> Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
> Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.

Gleich neben der Villa Giulia liegt der botanische Garten. Als Goethe am nächsten Tage mit den Gedanken an seine Dichtung hier eintrat, schwand „der Garten des Alkinous dem Weltgarten". Die Hoffnung, die Urpflanze zu finden, machte der Gestaltung Nausikaas vorläufig ein Ende.

Auch an dem sicilianischen Gestein ging Goethe, der Mineraloge, wie erhaltene Aufzeichnungen und seine Sammlung beweisen, nicht achtlos vorüber: dies Interesse war ein Grund mehr den Monte Pellegrino, „das schönste Vorgebirge der Welt", dessen Schönheit jeden Reisenden zu sich hinauflockt, zu besteigen und zu studieren. Ein vortrefflicher, mit großen Kosten erbauter Weg führte damals schon wie heute den Rosalienberg hinauf. Man merkt es gleich, es muß ein besonderer Anlaß gewesen sein, der dem Wanderer diesen Weg geschaffen hat. Der heiligen Rosalie zu Ehren, der Schutzpatronin von Palermo, ist es geschehen, deren Gebeine von der Grotte in die Stadt (1664) gebracht wurden und die Stadt von der Pest befreiten. Die Grotte erreicht man nach 1½stündiger Wanderung. In sie ist eine Kirche so gebaut worden, daß der von Felsen umgebene Hof das Schiff bildet. Unter dem im Hinter-

grund der Höhle befindlichen Altar liegt eine Statue der Heiligen, die man nur durch Oeffnungen bei Lampenlicht sehen kann: „Kopf und Hände," sagt Goethe, der das Heiligtum ausführlich und mit Wärme beschreibt, „von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen, in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Atem holen und sich bewegen."

Schon vorher hatte er das liebliche Oretothal, von künstlerischem und geologischem Interesse geleitet, durchwandert, ein andermal fuhr er den Weg nach Monreale, und nach San Martino, dem im 6. Jahrhundert gegründeten großen Benediktinerkloster. Mehr künstlerisches Interesse, vermischt mit Neugier, als die Schönheit der Natur, reizte ihn, einen Ausflug nach Bagheria zu machen, um dort die abstruse Kunstbethätigung des Prinzen Pallagonia zu besichtigen. Goethes merkwürdige, sehr eingehende Schilderung hat dieser grenzenlosen Geschmacklosigkeit zu einer ganz unverdienten Unsterblichkeit verholfen.

Für die Kunststudien war Palermo, das doch so vieles Treffliches bietet, nicht sehr ergiebig. Freilich waren die jetzt im Museo nazionale befindlichen Antiken des Palazzo Reale und die Sammlung in San Martino damals in der größten Unordnung, so daß sich die sparsamen Mitteilungen Goethes erklären. Dagegen wird, wer Palermo auch nur oberflächlich kennt und Goethes Beschreibung liest, mit größter Verwunderung eine andere höchst auffallende Lücke wahrnehmen. Er, der viele Seiten dem Pallagonischen Blödsinn widmet, hat kein Wort für die schönste Schloßkapelle der Welt, die Capella Palatina des Palazzo Reale, in deren Räumen auch den Kunstlaien ein heiliger Schauer ergreift, er weiß nichts von der Kathedrale von Monreale zu melden, deren großartige, kunstreiche Mosaiken die Freude aller Beschauer erwecken, er schweigt von dem ältesten Bauwerke der Normannenkirche S. Giovanni degli Eremiti, der noch ganz byzantinischen und muhamedanischen Charakter trägt; nichts verrät uns, daß er die Martorana, deren ursprünglich byzantinischer Charakter noch deutlich erkennbar ist, gesehen hat. Daß er etwa trotz seines Aufenthaltes von über zwei Wochen diese Denkmäler überhaupt nicht besucht hat, ist ganz ausgeschlossen. Er hat sie also einer Beschreibung oder Erwähnung, ganz ebenso wie sein vielgepriesener Führer Riedesel in seiner „Reise durch Sicilien und Großgriechenland" nicht für wert gehalten, wie er überhaupt nur ein einziges maurisches Gebäude, das Lustschloß La Zisa erwähnt.

Durch einen Zufall hat sich einer von den verbrannten Briefen Goethes an Frau von Stein aus Sicilien zum Teil erhalten. Diese Briefstelle, in Palermo am 18. April geschrieben, verrät uns sein Glück über die Herrlichkeiten Si-

ciliens und die sichere Zuversicht, daß das alte, ihm unentbehrlich gewordene Verhältnis zwischen ihm und der Geliebten wieder hergestellt ist. Was wir durch den Verlust der Briefe verloren haben, läßt uns dieses Fragment erkennen. „Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich, ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde. Leb wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herders und alle und gedenke mein."

Noch derselbe Tag, an dem diese Worte geschrieben wurden, sah die beiden Freunde aus dem schönen Palermo hinausreiten. Alcamo war das Ziel, von wo aus ein Abstecher nach dem altberühmten Segesta gemacht werden sollte. Der Tempel in Segesta wirkt nicht bloß durch seine einfachen, strengen und doch schönen Formen, sondern auch durch seine Umgebung, die rings um ihn herrschende Oede und Einsamkeit und die großartige Gebirgswelt, die den Horizont abschließt. Von Alcamo ging es am nächsten Tage bei Salemi vorbei nach der südlichen Küste zu bis Castelvetrano, wo, wie auf der ganzen Reise durch Sicilien, Goethe sich mineralogischen Betrachtungen und Untersuchungen hingab, während Kniep stets bereit war, das Merkwürdige und Schöne durch den Stift festzuhalten.

Trotz der Nähe von Selinunt brachen die Freunde, ohne daß Goethe dieser größten Trümmerwelt Europas auch nur mit einem Worte gedenkt, wahrscheinlich weil Riedesel sie als „gänzlich niedergerissen" bezeichnet, am nächsten Morgen, den 22. nach Sciacca auf; die größere Hälfte des Weges am Meere reitend, erreichten sie das Ziel gegen Abend; schon der nächste Morgen fand die Reisenden auf dem Wege nach Girgenti. Die Tage bis zum 28. April waren dem alten Akragas und dem neuen Girgenti gewidmet. Die großartige Lage der auf der alten Akropolis aufgebauten modernen Stadt, von wo aus der Blick auf die Saatfelder bis ans Meer schweift, die einst von den Häusern der ungeheuern Stadt bedeckt waren, erweckte die höchste Bewunderung der Reisenden; nachdem sie eine Unterkunft in einem Privathause gefunden hatten, stiegen sie unter Begleitung eines kleinen guten Weltgeistlichen auf den 330 Meter über dem Meer erbauten Dom, hauptsächlich um den berühmten antiken Sarkophag mit Scenen aus der Sage von Hippolyt zu sehen und zu bewundern. Schon mit Sonnenaufgang eilten die Freunde am nächsten Morgen den Berg



Girgenti.



hinunter zu den vielgepriesenen Wundern der antiken Welt. Am weitesten sichtbar ist der schönste und am besten erhaltene Tempel der Concordia, deshalb so gut erhalten, weil er im Mittelalter als Kirche benutzt wurde. Er stammt aus einer späteren Zeit, als die Strenge und Erhabenheit schon der Anmut Platz zu machen anfing. Darum war er Goethe verständlicher als der Tempel des Poseidon in Pästum; er verhält sich zu jenem, so urteilte er, „wie Göttergestalt zum Riesenbilde". Auf hohem Felsen, unmittelbar neben der Stadtmauer, mit prachtvoller Aussicht, liegt der sogenannte Junotempel, den Menschenhand und Erdbeben zum Teil zerstört haben. Aber fünfundzwanzig ganz erhaltene und neun halb wieder aufgerichtete Säulen zeugen noch von der ursprünglichen Pracht. Der Juppitertempel und der Herkulestempel sind und waren damals schon Trümmerhaufen.

Für die Weiterreise wurde der Plan gefaßt, nicht an der Küste entlang, sondern durch die Insel zu reiten, um einen Eindruck von den altgerühmten Getreidefeldern zu gewinnen. Um dieser Absicht willen wurde der Entschluß gefaßt, den Besuch von Syrakus aufzugeben, wodurch sich Goethe der Kenntnis des für den Altertumsforscher wichtigsten Ortes der ganzen Insel beraubte. So zogen sie denn von jetzt an auf Maultieren durch diese wüste Fruchtbarkeit, diese meilenweiten üppigen Getreidefelder, ohne eine menschliche Wohnung zu finden, nach Caltanisetta. Unter vielen Beschwerden und unglaublichen Schwierigkeiten, Nachtquartier oder etwas Eßbares zu erhalten, ging es weiter über Enna, das aber gar nichts von seiner einst gepriesenen Herrlichkeit verrät, über Molimenti und Misterbianco nach Catania, wohin man am 1. Mai gelangte. Auf ein Empfehlungsschreiben hin an den Hausgeistlichen des Prinzen di Biscari wurde Goethe in dessen Palast empfangen, ein einstöckiges, aber großes, quadratförmiges Gebäude mit einem Hof und einem Museum, von dessen Schätzen Goethe besonders der sog. Sturz des Jupiter fesselte. Der Empfang bei dem Prinzen und dessen Mutter, „der würdigsten Frau Siciliens", war sehr freundlich. In seine sehr bedeutende Münzsammlung gewährte ihm der Prinz Einsicht, wie auch die Mutter ihm die Kunstschätze ihres verstorbenen Gatten nicht vorenthielt. Später führte ihn der befreundete Geistliche in das Benediktinerkloster, das als zweitgrößtes Kloster Europas durch seine großartige Anlage und seine weltberühmte Orgel Goethes Interesse auf sich zog. Ein anderer Catanese, Ritter Gioeni, erfreute ihn durch Gewährung eines Einblicks in seine sehr reiche Lavensammlung vom Aetna. Diese selbst sich zu holen und den Riesen unter den Vulkanen zu besteigen, war sein lebhaftester Wunsch. Aber an die Besteigung der fast 10000 Fuß hohen Spitze war bei der frühen Jahreszeit nicht zu

denken. Man begnügte sich mit den Monti Rossi, auf deren Spitze Goethe zwar fast vom Sturm weggeweht wurde, aber doch eine herrliche Aussicht von Messina bis Syrakus genoß, während Kniep versuchte, durch Zeichnungen dem Eindruck Dauer zu verleihen.

Das hochragende Taormina, den Glanzpunkt jeder sicilianischen Reise, erreichte Goethe, wahrscheinlich immer am Meere reitend, am 6. Mai gegen Abend. Sein erster Gang war, wie natürlich, der zum Theater. Wie sehr auch die Erwartung des modernen Reisenden durch Schilderung und Darstellung gespannt ist, so wird doch ein jeder durch den unvergleichlichen Anblick, der sich hier darbietet, überrascht und entzückt. „Man muß gestehen," rief auch unser Reisender begeistert aus, „daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Kastelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor alters wohl ebendergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich; denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist."

Am nächsten Morgen blieb Goethe unten am Meer in Giardini, wo er Wohnung genommen hatte. In einem schlechten, verwahrlosten Bauerngarten setzte er sich auf die Aeste eines Orangenbaumes und überließ sich den Gedanken an seine Nausikaa oder schaute vom Altan auf das schöne Ufer, während die Nachtigallen sangen und das rastlose Meer rauschte. Das waren Stunden, wo ihm die Odyssee „ein lebendiges Wort wurde". Unterdes war Kniep von Taormina herabgekommeu und brachte „zwei ungeheure Blätter reinlich gezeichnet zum ewigen Gedächtnis für diesen herrlichen Tag" mit.

Der Weiterritt nach Messina, dem Abschluß der Durchstreifung Siciliens, wurde am 8. Mai unternommen. Dieser Weg gehört auch für den heutigen Reisenden, der nur am Gestade vorbeifliegt, zu den schönsten von ganz Sicilien, um wieviel mehr für Goethe, der zwischen Felsen und Lavafeldern oder Limonen- und Orangegärten, immer zur Seite des schneebedeckten Aetna, mit dem Blick auf die hochragenden Kastelle und Städte, an dem malerisch gelegenen Acireale, wo die Sage von Galathea und Acis spielt, und an dem schönen Capo di San Alesio über den Fiume di Nisi und zahllose Bäche immer am Meere nach Nordwest dahinritt, bis die Nähe Messinas sich ankündigte. Ein trauriger Anblick bot sich den von Süden her einziehenden Fremden dar, die eine Viertelstunde lang bis in die Herberge,

H.u.Co.ph.

Das Theater von Taormina.



an Trümmern vorbeiritten. In dem furchtbaren Erdbeben, das vom 5.—7. Februar 1783 hier gewütet hatte, war die Stadt fast ganz zerstört worden, ein großer Teil der Bevölkerung untergegangen und der überlebende Teil gezwungen, in Hütten, Buden oder Zelten zu wohnen. Es verrät die Hand des Künstlers, daß Goethe gerade die Schilderung dieser beklagenswerten Stadt mit mehreren reizenden, drastisch und humorvoll geschilderten Episoden durchwoben hat. Der jähzornige, mehr polternde als bösartige Gouverneur, „ein Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen, struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend", und seine Mittagstafel mit den furcht- und angstgepeinigten Gästen ist durch Goethe bekannt geworden. Es war der Marschall Michele Odea oder der Marschall Giovanni Danero, die sich gerade 1787 in der Stellung als Gouverneure ablösten. In Messina blieb Goethe nur solange, bis eine Fahrgelegenheit nach Neapel sich darbot. Ein Konsul und ein französischer Sprachmeister nahmen sich in dieser Zeit seiner an; es war freilich nicht viel mehr zu sehen als die von dem Erdbeben unberührt gebliebene schöne Kirche der Jesuiten.

Auf einem französischen Kauffahrteischiff vertrauten sich Goethe und Kniep am 11. Mai dem Meere an. Leider mußte Goethe, nachdem er, wie billig, Scylla und Charybdis sich hatte zeigen lassen, wobei er im stillen das Recht des vielgescholtenen Dichters und seine Phantasie verteidigte, auf den Genuß der Fahrt verzichten, da ihn wieder die Seekrankheit befiel. Nach vielen Mühseligkeiten erreichte man endlich am Abend des 13. Mai die Nähe von Capri. Aber damit war der Hafen noch nicht erreicht. Völlige Windstille trat ein, und das Schiff lief Gefahr, auf die Felsen von Capri aufzulaufen und zu stranden. Verzweiflung und unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich der zahlreichen Mitreisenden, und der Kapitän verlor alle Gewalt über die entfesselte Menge. Nur Goethen, den Gall nicht mit Unrecht für einen geborenen Volksredner erklärt hat, gelang es durch eine ernste und strenge, auf die nie fehlende Hilfe Gottes und der heiligen Jungfrau und auf Christus im See Tiberias hinweisende Rede die Tobenden zu beschwichtigen. Ein Anfall der Seekrankheit trieb ihn wieder in die Kajüte. Bald weckte ihn der freudige Zuruf Knieps, der die Rettung verkündigte. Nach viertägiger Fahrt landete das Schiff im Hafen von Neapel, und die beiden Freunde eilten freudig zur wohlbekannten Locanda Moriconi.

Mit welcher Befriedigung Goethe auf die sicilische Reise blickte, verraten uns die Briefe an die Freunde in der Heimat. „Ich finde mich," schreibt er an Herder am 17. Mai, „recht glücklich, die unvergleichbaren Ge-

danken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben.“ An einer andern Stelle nennt er sie einen „unzerstörlichen Schatz für sein ganzes Leben“. Auch der gute Kamerad Kniep, „ein excellenter Mensch, der wahre Hoffegut“, hatte durch sein Talent und seinen Künstlerhumor verstanden, wesentlich zur Erhöhung der Stimmung beizutragen. In Neapel wohnten sie zuerst beisammen und machten die Partien gemeinsam. So waren sie schon am zweiten Tage zum zweiten Male in Pästum. Hier zeigte sich gleich, daß die Reise von großem Einfluß gewesen war. Jetzt klingt Goethes Urteil anders als früher. Jetzt hören wir gerade von dem Neptuntempel, dem einst gescholtenen „Riesenbilde“: „er ist allem vorzuziehen, was man noch in Sicilien sieht . . . es ist die letzte und, fast möchte ich sagen, herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme.“

Immer waren seine Gedanken mit der Heimat beschäftigt. Nicht entfremdet hat ihn, wie er versichert, die Reise dem Vaterlande, nein, das Resultat ist, wie er an Karl August schreibt, „daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag“. Auch an der Wiederherstellung des alten Verhältnisses zu Frau von Stein glaubt er nicht mehr zweifeln zu dürfen. In Neapel traf er fünf Briefe von ihr an. „Du hast mir,“ antwortet er ihr, „goldne Sachen über mich selbst und über meine nächsten Verhältnisse gesagt, ich horche ganz still auf das Lispeln meines Schutzgeistes, Du wirst sehen, es geht nun gut und ich sehe Dich glücklich und fröhlich wieder.“ Im August oder September, so glaubt er versprechen zu können, will er in Frankfurt eintreffen, bei der Mutter die vier letzten Bände in Ordnung bringen und dann nach Weimar eilen.

Den letzten Abend vor der Abreise sollte die Königin der Städte sich ihm noch einmal in ihrem vollen Glanze zeigen. Von der Hofdame der Königin, Herzogin von Giovane, einer Deutschen von Geburt, in das Schloß eingeladen, genoß er hier einen Anblick, der ihm Neapel unvergeßlich machte: „Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperlich erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe.“

Trotzdem der Abschied ihm so schwer gemacht wurde und auch noch die

Nachricht eines großen Lavaausbruches ihn zum Bleiben antrieb, blieb er doch seinem Entschlusse treu. Die beiden Reisegenossen Goethe und Kniep trennten sich unter freundschaftlicher Gesinnung und mit sicherer Aussicht künftiger, wechselseitig wirkender Thätigkeit. Am 3. Juni 1787 verließ Goethe, diesmal allein reisend, die „unvergleichliche Stadt", um nun mit gereifterem Urteil und geübterem Auge seine Studien der Kunstwerke Roms zu vervollständigen. Nach $3\frac{1}{2}$ Tagen langte er am 6. Juni wieder in Rom, in seiner früheren Wohnung an, die er dann im Juli mit der Tischbeins vertauschte.

Der gewaltige Gegensatz zwischen Rom und Neapel prägt sich schon in der Geschichte beider Städte aus. Rom hat die Welt erobert, von Neapel weiß die Geschichte wenig Heldenthaten zu melden. Diesen Gegensatz empfindet auch der Reisende, der nur vorübergehend Bewohner der Stadt wird. Die lockende Sirene Neapel mit ihren üppigen Reizen, die Stadt des dolce far niente lähmt die Arbeitskraft, ja es erscheint fast ein Verbrechen, hier etwas anders thun zu wollen, als staunend zu genießen. Wie anders Rom! Auch hier werden uns Genüsse und zwar die edelsten bereitet; aber dieser Genuß kann nur mit Arbeit errungen werden. Nur dem wirklich Strebenden, der, im Besitz einer hohen Bildung, einzudringen sucht in das Wesen vergangener Jahrhunderte und Kultur, nur ihm leben die Schätze Roms wieder auf, nur ihm wird die tote Stadt lebendig.

So wird denn auch Goethes Leben in Rom ein ganz anderes als in Neapel. Es teilt sich zwischen dem Studium der Kunst und eigener künstlerischer, dichterischer Thätigkeit. Schon mit Sonnenaufgang sehen wir ihn sich erheben und nach der aqua acetosa, „einem Sauerbrunnen, eine halbe Stunde vor dem Thor", wandern. Der Morgen von 8 Uhr an war dem Zeichnen oder der Arbeit an Egmont gewidmet; die übrige Zeit gehörte der Kunst, bis der Abend die Freunde zu gegenseitigem lehrreichen Austausch der Meinungen und Kenntnisse vereinigte. Es waren noch dieselben Genossen wie das Jahr vorher. Tischbein freilich, gegen den Goethes Verstimmung immer mehr zunahm, und Hackert blieben nur bis zum Juli in Rom. Unter den andern Freunden bildet, wie beim ersten Aufenthalt, Moritz und Meyer den täglichen Umgang. Besonders mit dem ersteren gaben gemeinsam wissenschaftliche Interessen viel Stoff zu den Gesprächen auf den Abendspaziergängen. Moritz weihte Goethe in den Geist der antiken Schriftsteller ein, von denen ja Goethe in seiner Jugend nur wenig zu hören bekommen hatte, und berichtet ihm über seine tägliche Lektüre; Goethe dagegen belehrte ihn über das Geheimnis der Urpflanze, klärte ihn über sein Pflanzen=

system auf und fand zu seiner Freude in dem gelehrigen Schüler bald einen überzeugten Anhänger.

In Angelikas Haus war Goethe auch immer willkommen und Sonntags regelmäßig Tischgast. Oft besuchten sie gemeinsam, meist von Zucchi



Goethe von Angelika Kauffmann. Rom 1787/88.

und Reiffenstein begleitet, Paläste oder Galerien, wie den Palazzo Barberini und Aldobrandini, und immer war Goethe erstaunt, „ihr sehr gebildetes Auge, ihre mechanische Kunstkenntnis und ihr feines Empfinden für alles Schöne, Wahre und Zarte“ zu bewundern. „Sie hat,“ so war

sein Endurteil, „ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent“. Aus den Briefen, die Angelika später an Goethe nach Weimar schrieb,



Goethe von Alex. Trippel. Rom 1789/90.

ist die große, an Verehrung grenzende Freundschaft Angelikas für Goethe auf jeder Seite zu erkennen. „Seine Briefe sind die Freude ihres Lebens.“

Der Sonntag ist ihr ein Trauertag geworden, und Goethes Wohnung ihr ein heiliger Ort. Die Pinie, die er einst in ihrem Garten gepflanzt hatte, pflegt sie und besorgt sie täglich mit eigener Hand. Goethes Porträt freilich wollte nicht recht gelingen. „Es ist immer ein hübscher Bursche," sagte Goethe von ihm, „aber keine Spur von mir"; dagegen gedeiht Tischbeins Bild vortrefflich und auch die Büste, die Trippel für den Fürsten von Waldeck arbeitete, die bekannte apollinische Büste, nahte sich ihrer Vollendung. „Gewiß," meinte der Dichter, „ist sie in einem schönen und edlen Stil gearbeitet und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt." In dem Kreise, dem, wie wir wissen, sich Hofrat Reiffenstein, auch hin und wieder der Maler und Kunstkenner Thomas Jenkins und der Kupferstecher Volpato anschlossen, herrschte Goethe unumschränkt durch das Gewicht seiner Person und den Geist seiner Unterhaltung bei geselligen Zusammenkünften und Ausflügen nach Albano, Castello oder Frascati. In Wahrheit war Goethe der Gebende, wenn er auch in seiner Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit für die kleine Unterweisung der befreundeten Maler immer sich als den Nehmenden, den Schuldenden darstellt. Der Zauber seines persönlichen Umganges muß damals bestrickend gewesen sein. Das verraten uns die Briefe des jungen, vertrauensvoll sich hingebenden, schwärmerisch angelegten, von Goethe mehr als Kind behandelten Fritz Bury, der später nur mit Thränen in den Augen an diese Zeit denken konnte, des lustigen, lebensfrohen Schütz, den die Römer il Barone nannten, und des sonst so zurückhaltenden Rehberg, des gutmütigen, aber confusen Verschaffelt. Sie alle verehrten in ihm ihr natürliches Oberhaupt und brachten ihm, wie auch Herder berichtet, eine geradezu unbeschreibliche Liebe entgegen. Ein Konzert, das Goethe, um sich bei den befreundeten Familien Zucchi, Reiffenstein, Jenkins, Volpato erkenntlich zu zeigen, in seinem Saale veranstaltete und das die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zog, brachte ihn in den Ruf eines „reichen Milordo". Ein besonderes Fest bereitete der Künstlerkolonie der Fürst Aldobrandini, indem er sie auf seine Villa einlud und festlich bewirtete.

Das Studium der Antike ist Goethen immer noch Anfang und Ende. Was er beim ersten Aufenthalt nur flüchtig gesehen hat, das wird jetzt eifrig studiert und mit den Freunden besprochen. Unter den Farnesischen Schätzen fand man auch einen Torso eines sitzenden Apolls oder Bacchus, den Goethe für das Schönste hält, was er je gesehen. In gleiche Begeisterung gerät er beim wiederholten Anblick der Medusa Rondanini. „Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, macht einem zum doppelten Men=

schen. . . . Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß.“ Zweihundert der besten Antikengemmenabdrücke kaufte er sich „als das Kostbarste, was man von Rom mitbringen kann“. „Die hohen Kunstwerke der Alten,“ so beschließt er einen begeisterten Lobspruch, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Notwendigkeit, da ist Gott.“



Medusa Rondanini.

In dem Studium der modernen Kunst haben Raffael und jetzt mehr noch Michelangelo alles andere verdrängt. Wir hören nichts mehr von dem großen Palladio, nichts mehr von dem Liebling Guercino; aber Raffaels Teppichkartons führen den über den Mißgeschmack und die schalen Mummereien der Fronleichnamsfeier Verstimmten schnell zu höheren Betrachtungen, die er später in einem besonderen Aufsatz schriftlich niederlegte. Die Fornarina in der Galleria Barberini und die Fabeln der Psyche in der Farnesina werden mit

steigendem Entzücken betrachtet, aber wenn, wie es damals Mode war, Streit zwischen den Künstlern ausbrach, ob Michelangelo oder Raffael der größere sei, nahm er die Partei des ersteren. Die sixtinische Kapelle bleibt das Hauptziel seiner Studien und Wanderungen. Die schon im November gewonnene Ueberzeugung von der „über allen Ausdruck gehenden Großheit des Künstlers" vertieft sich jetzt durch das eingehende Studium. Jetzt ist Michelangelo nicht ein, sondern der Künstler καт᾽ ἐξοχήν. „Man hört und liest," so lautet jetzt das Urteil, „von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen". Er folgte auch hierin der herrschenden Meinung in Rom, die damals für Michelangelo sich aufs neue erwärmte, aber Raffael und Lionardo wurden deswegen nicht weniger studiert.

Während dieser Studien kommt ihm zum Bewußtsein, „daß man nichts richtig beurteilt, als was man selbst hervorbringen kann". Darum wird das Zeichnen recht eifrig betrieben, und da es damit trotz der Unterstützung der Freunde nicht besonders vorrücken will, entschließt er sich zu modellieren: „Nun hat mich," so lesen wir im August, „das A und O aller Dinge, die menschliche Figur angefaßt und ich sie und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen." Im August wurde Architekur und Perspektive, Komposition und Farbengebung getrieben, der September und Oktober war für das Zeichnen nach der Natur bestimmt, der November und Dezember der Ausführung zu Hause und die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur. Die Einsicht der Notwendigkeit eines längeren Aufenthaltes in Rom hatte ihn um weiteren Urlaub bitten lassen, und der Herzog hatte gern eingewilligt. Bis Ostern hoffte er soweit zu sein wie ein Musikliebhaber, „der, wenn er sich vor ein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und andern Vergnügen machen". Er war schon recht bescheiden in seinen Hoffnungen geworden: „Da ich doch einmal ein Künstler bin, so wird es viel zu meiner Glückseligkeit und zu meinem künftigen fröhlichen Leben zu Hause beitragen, wenn ich mit meinem kleinen Talente nicht immer zu kriechen und zu krabbeln brauche, sondern mit freiem Gemüte, auch nur als Liebhaber, arbeiten kann." Noch bevor er den Herbstaufenthalt begann, konnte er ein Zeugnis seiner dichterischen Thätigkeit nach Deutschland schicken. Im September ging der Egmont, der vor zwölf Jahren begonnen war, nach Weimar ab. Der einige Jahre fast versiegte Born der Poesie beginnt wieder zu fließen. Das reine Glück, das er hier genießt, die völlige Freiheit von allen lästigen Schranken, die unablässige Beschäftigung mit der Kunst und idealen Fragen,



Zeichnung des Kapitols, von Verschaffelt und Goethe.

alles das regt den Geist des Dichters zu neuen Schöpfungen auf. „Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen“, schreibt er im August dieses Jahres, und froher Hoffnung gedenkt er, Ostern seine zweite Schriftstellerepoche zu schließen.

Als die Zeit kam, da alles Rom verließ, um sich in den Bergen zu erfrischen, begab sich Goethe mit einigen Freunden nach Frascati zu Reiffenstein, dann nach Albano und blieb endlich über 14 Tage, bis zum 22. Oktober, in dem prächtig gelegenen Castel Gandolfo, wo er bei dem reichen Engländer Jenkins wohnte. Angelika war auch dort nebst einem Schwager von Mengs, dem Herrn von Maron, und zahlreicher anderer Gesellschaft. Man führte bei dem prächtigen Wetter ein Badeleben, wie Goethe es aus Karlsbad kannte. Unter den jungen Mädchen traf er eine hübsche Römerin aus seiner Nähe hier an, die ihm schon früher aufgefallen und die seit seiner in der Nachbarschaft ausposaunten Mylordschaft ihm und seinem Gruß freundlicher begegnet war. Noch kurz vorher hatte der Dichter sich damit gebrüstet, der Gewalt Amors für immer entronnen zu sein; jetzt sollte er gar, wie öfter in der Zeit der Jugend, in ein Kreuzfeuer der Neigungen geraten. Zur schönen Römerin gesellte sich eine junge Mailänderin, die Schwester eines bei Jenkins Angestellten, Namens Maddalena Riggi. „Beide Schönen,“ so berichtet er, „standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen.“

Goethe versuchte in seiner Meisterschaft, mit Frauenherzen umzugehen, beim Spiel, wo er zwischen beiden saß, beiden in gleicher Weise den Hof zu machen; doch wurde er von der Mutter der Römerin „zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst“ auf das Unpassende dieser Teilung des Interesses aufmerksam gemacht. Während er sich entschuldigte, merkte er, daß sein Herz schon für Maddalena entschieden und daß nach so langer Zeit ihn eine gefahrdrohende lebhafte Neigung „blitzschnell und eindringlich“ erfaßt hatte. Der Unterricht in der englischen Sprache, den Goethe ihr auf ihre Bitte zu erteilen begann, versprach ein öfteres Zusammensein. Auch Maddalena schien ihm wohlgesinnt, und schon am nächsten Mittage konnte Angelika, die kluge Frau, merken, was hier vorgegangen war, und daß ihr bisher den Frauen absichtlich fern gebliebener Freund endlich doch von den süßen Banden gefesselt sei.

Es entspann sich jene zarte Liebesnovelle, die Goethe mit allen Mitteln seiner Kunst in seiner italienischen Reise geschildert und in sie verwoben hat.

Ein Hauch aus der Lilizeit kam über ihn, und wie die Liebe der Ursprung seiner Gedichte war, so schien sie ihm, dem Maler und Zeichner, jetzt auch die Quelle seiner Kunst zu werden. Als er eines Abends die Geliebte aufsuchte, bot sich ihm von einem Pavillon aus die herrlichste der Aussichten.



Das angebliche Bildnis der schönen Mailänderin.

„Ich schweifte," so erzählt er, „mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anderes vor als das Landschaftlich-Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war." Dieses andere, das ihm selbst die Natur verschönte und alles in herrlicherem Lichte erscheinen ließ, war das Gefühl des Glückes der Liebe, das ihn hier in

seiner vollen Stärke überkam; eben das Gefühl der Seligkeit, das seinen Geist erhob zu neuem dichterischen und künstlerischen Schaffen. „Amor als Landschaftsmaler" nannte er das liebliche Gedicht, das diesem Gefühl dichterischen Ausdruck geben will:

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so rötlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen,
Oben malt' er eine schöne Sonne,

. . . .

Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

Aber dieser schnell entfachten Liebe wurde ein ebenso schnelles Ende bereitet. Ein Wertherähnliches Schicksal sollte ihn hier nach so vielen Jahren ergreifen. Er erfuhr, was er nur allein bisher nicht gewußt hatte, daß Maddalena Braut wäre und ihre Hochzeit bereits bestimmt sei. „Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend," so schildert er seinen Zustand, „um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen." Er vermied ein Alleinsein mit ihr und suchte in der Natur und Kunst seinen Trost. Daß aber innerlich das Feuer noch lange brannte und das aufgeregte Herz sich nicht sofort beruhigte, das beweist wohl das damals für „Claudine" geschriebene Gedicht, sein Leibliedchen, wie er es nennt: „Cupido, loser, eigensinniger Knabe".

Im Dezember erfuhr er, daß Maddalena Riggi von ihrem Bräutigam verlassen und aus „Schrecken und Entsetzen über dieses Ereignis in ein gewaltsames Fieber verfallen sei". Goethes zarte und besorgte Aufmerksamkeit wurde endlich durch die erfreuliche Nachricht beginnender Genesung belohnt, und im Februar hatte er das Glück, sie wieder im Wagen an der Seite Angelikas, die sich ihrer mütterlich annahm, zu sehen. Noch vor seinem Abschied merkte er, daß ein wohlhabender junger Mann, der Sohn des berühmten mit Goethe befreundeten Kupferstechers Volpato, sich um Maddalenas Hand bewerbe. So konnte Goethe innerlich und auch für ihre Zukunft beruhigt von ihr Abschied nehmen: „es war ein wunderbar zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenötigtes lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie

aus Sinn und Seele gekommen ist.“ Im November desselben Jahres meldet Frau Angelika nach Weimar von dem Glück des jungen Ehepaares Volpato.

Abgesehen von einigen Partieen in die Umgebung Roms, nach Frascati, den Monte Cavo, nach Rocca di Papa und Albano, ferner nach dem Nemisee im Dezember und der lustigen Unterbrechung durch den Karneval in Rom, dem wir die bekannte von Schütz mit kolorierten Zeichnungen geschmückte Schilderung Goethes verdanken, ist er eifrig den ganzen Winter über mit dem Studium der Kunst und eigener künstlerischer und dichterischer Thätigkeit beschäftigt. Im November unternahmen die Freunde eine Besichtigung der kapitolinischen und der Sammlung des Vatikans bei Fackelbeleuchtung, wobei der Laokoon, der Torso des Herkules, die kapitolinische Venus und die anderen Reste der antiken Kunst erst in ihrer vollen Schönheit hervortraten. Noch nach vielen Jahren schwebte Goethe die Erinnerung an diesen Umgang wie an einen „entzückenden, nach und nach verlöschenden Traum“ vor der Seele. Bald darauf unternahmen die Freunde eine nochmalige Wanderung zu allen Sehenswürdigkeiten der Kunst, gleichsam als wären sie Fremde, die eben erst angekommen, schnell das Beste und das Wichtigste sehen wollten; die letzten Wochen wurden dazu verwandt, das zu sehen, was übergangen oder verabsäumt worden war.

Den anschauenden und theoretischen Studien blieb der praktische Unterricht zur Seite. Zeichnen der Landschaft und vor allem Zeichnen und Modellieren des Körpers erscheint ihm das wichtigste. Meyer wird sein Lehrer in der Erforschung der Menschengestalt. Goethe sieht ein, daß er bisher nur mit der Kunst gespielt hat und daß es ein ernstes Ding um die Freude an der Kunst ist. Jetzt hat er in Meyer den wahren Lehrer und im Studium der Menschengestalt das einzige Mittel gefunden. „Er hat,“ so preist er seinen Lehrer, „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. .... Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte. ... Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.“ Nun läßt er auch nicht ab, bis er das Ziel erreicht hat. Ende Januar ist der Kursus beendet. „Jetzt seh ich,“ schreibt er erfreut, „jetzt genieß ich erst das Höchste, was uns vom Altertum übrig blieb, die Statuen. .... Ich habe jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.“ Aber je mehr er arbeitet und zeichnet, um so stärker wird die Ueberzeugung, daß er mit dieser praktischen Thätigkeit zwar sein Kunstverständnis unendlich fördere, daß ihm

aber zum bildenden Künstler die Hauptsache fehle, die große Begabung. Wenn er mit der frohen Hoffnung nach Italien ging, auch als bildender Künstler etwas Tüchtiges zu leisten, jetzt erklärt er entschieden: „Zur bildenden Kunst bin ich zu alt.... Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun ward es ihm um so deutlicher, daß er eigentlich zur Dichtkunst geboren sei und daß er die nächsten zehn Jahre dieses Talent pflegen müsse, um noch etwas Tüchtiges zu leisten. Gerade die Kunststudien hatten auch belebend und erfrischend auf die Dichtkunst gewirkt. Nachdem Egmont ab-



Motiv aus der Villa Borghese. Zeichnung Goethes, 1788.

gesandt, Erwin und Elmira und Claudine vollendet worden waren, wird des Künstlers Apotheose gedichtet, werden die vermischten Gedichte geordnet und der Plan zum Faust und Tasso überdacht, auch die Scene der Hexenküche in der Villa Borghese geschrieben. Besonders aber beschäftigte ihn seine kleinen Operetten. Denn zur bildenden und dichtenden Kunst war mit der Ankunft des alten Freundes Kayser Anfang November noch eine dritte, schwesterliche hinzugetreten, die Musik. Goethes Bestrebungen, die italienische Operette in Deutschland einzuführen, bei denen ihm Kayser behilflich sein sollte, haben wir früher schon ausführlich besprochen. In Italien selbst bemühte er sich eifrig um die opera buffa, besonders die Cimarosa's. Er studierte mit dem Freunde das Bedürfnis der lyrischen Bühne und suchte den Italienern das Geheimnis der

Wirkung abzulauschen. Die beiden schon genannten Operetten werden mit Kayser zusammen durchgearbeitet. Freilich wollte die Kaysersche Komposition zu Scherz, List und Rache auch jetzt nicht gedeihen. Aber schon hatte Goethe eine andere größere komische Oper nach italienischem Muster in Aussicht genommen, über die er bereits im August an Kayser geschrieben hatte. Es war die Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan. Der Graf Cagliostro hatte ihn in Palermo, mehr als er es verdiente, beschäftigt. Umfangreiche Fragmente des zuerst „Die Mystificierten" genannten Singspiels, das später zu dem Lustspiel „Der Großkophta" umgearbeitet wurde, haben sich noch erhalten: leider kam Goethe mit diesen Bestrebungen an Kayser, nicht an Mozart. Aber insofern machte sich Kayser um Goethe sehr verdient, als er ihn mit der Geschichte der Tonkunst und mit der alten kirchlichen Musik bekannt machte. Auf sein Drängen besucht Goethe mit ihm die hohen Feste und ließ sich in den Geist des kirchlichen Stils einführen.

Die Berichte, die Goethe nach Weimar sandte, erweckten dort eine Begeisterung, die sich bald in Thaten umsetzte. Lange bevor Herder dessen „Ideen" Goethe und Moritz in höchste Begeisterung versetzten und den sie sehnlichst zu sich herbeiwünschten, den Entschluß faßte, der Einladung Dalbergs zu folgen, hatte die kunstsinnige Herzogin Anna Amalie den Wunsch geäußert, Rom womöglich im Frühjahr unter Goethes Leitung kennen zu lernen. Eine nicht gerade freudig zugreifende Antwort Goethes, dem der Gedanke, Reisemarschall und Cicerone zu spielen, verhaßt war, verstand der Herzog. Es wurde nun zwischen ihnen verabredet, daß Goethe im April Rom verlassen und im Juni zurückkehren sollte.

Die letzten Tage waren peinlich und schmerzlich bewegt. Außer der Pinie in Angelikas Garten wurden noch einige Dattelpflanzen zur Erinnerung in der Villa Malta in der Sixtinischen Straße von ihm gepflanzt, von denen sich eine noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

In einer der letzten Nächte unternahm Goethe mit den Freunden noch eine Wanderung durch die vom Vollmond beleuchtete Stadt, durchwandelte den langen Corso, bestieg das Kapitol, „das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand". „Ganz finster, finsteren Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseo mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte."

Wenn er auch die bestimmte Absicht hatte, später nach Rom zurückzukehren

und auch in diesem Sinne von den Freunden Abschied nahm, so befiel ihn doch, als er nun wirklich scheiden mußte, das ahnungsvolle Gefühl einer Trennung für immer. Die schmerzerfüllten Worte, mit denen sich einst der unglückliche Ovid die Trennungsnacht immer und immer wieder in das Gedächtnis zurückgerufen hatte, auf den Lippen, verließ er am 22. April 1788, von Kayser begleitet, die Hauptstadt der Welt.

Die Rückreise Goethes können wir nicht genau verfolgen, weil uns genaue Nachrichten fehlen. Ueber Siena gelangte er in den ersten Tagen des Mai nach Florenz, wo er das Versäumte nachholte, besonders die älteren Meister studierte und der alle Erwartung übertreffenden „Mediceischen Venus“ seine Bewunderung zollte. Am 22. Mai finden wir ihn, nachdem er sich in Bologna und Parma aufgehalten hatte, in Mailand, in dem es dem verwöhnten Römer nicht behagen wollte. Für den gotischen Dom hat er keine anderen Worte als Bedauern mit den Steinen, „die man in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat“. Dagegen war ihm das Abendmahl Leonardos noch ein rechter Schlußstein in das „Gewölbe der Kunstbegriffe.“ Ueber den Comersee, Chiavenna und Chur eilte er dann nach Konstanz, um dort, Anfang Juni, die getreue Bäbe Schultheß zu treffen, für die diese Tage ihr Lebenlang als die glücklichsten und seligsten in der Erinnerung standen.

Der Mutter hatte er schon vorher mitgeteilt, daß er seinen Besuch auf eine spätere Zeit verschieben müsse; so eilte er jetzt mit Kayser wohl über Augsburg nach Nürnberg und über Gotha, Erfurt nach Weimar. Am 18. Juni 1788 abends 10 Uhr war er wieder in der Heimat.

* *

*

Die Bedeutung der italienischen Reise für Goethes künstlerische Ausbildung und Anschauung ist vielfach überschätzt worden. Die Wiedergeburt, von der er öfters spricht, ist nicht so aufzufassen, als wenn er mit seinem bisherigen Standpunkt völlig gebrochen hätte. Er war schon vor Italien ein begeisterter Anhänger der Antike. Was unter der Wiedergeburt und dem neuen Leben gemeint ist, kann man nur verstehen, wenn man sich die Einflüsse, die auf Goethes künstlerische Ausbildung und Anschauung bis zur Reise nach Italien und während derselben eingewirkt haben, im Zusammenhange vergegenwärtigt.

Nicht mit Unrecht sagt Goethe, daß Oesers Einfluß für sein ganzes Leben entscheidend gewesen ist. Es war das neue „Evangelium des Schönen“,

die Lehre von der Herrlichkeit und unübertroffenen Größe der Antike, von der edlen Einfalt und stillen Größe der griechischen Kunst, das Winckelmann-Lessingsche Kunstideal, das Goethen als unzerstörbarer Schatz in Leipzig eingepflanzt wurde; damit verband sich Mißachtung des Rokoko und der Gotik, als der Kunst barbarischer Jahrhunderte.

Wie er in Straßburg aus dem Verehrer der Antike ein schwärmerischer Anhänger der Gotik, ein Verächter der „Oeserschen Schönheitelei“ ward, haben wir an anderer Stelle ausführlich dargelegt, aber unter allen Forderungen von „Sturm und Drang“ ist die einer nationalen Kunst am frühesten aufgegeben worden. Schon in Mannheim, auf der Reise von Straßburg nach Hause, wurden beim Anblick der ersten trefflichen Gipsabgüsse ketzerische Gedanken laut, und der Abguß eines Kapitäls des Pantheons „brachte den Glauben an die nordische Baukunst zum Wanken“. In Frankfurt legte Goethe sich ein kleines Museum von antiken Gipsabgüssen an, um sich den großen Mannheimer Eindruck lebendig zu erhalten; das in die Darmstädter Zeit fallende Gedicht: „Der Wanderer“ mit seiner wunderbaren italienischen Landschaft, den Trümmern des Tempels, den Säulen, dem Architrav, „dem Stein, in den der bildende Geist sein Siegel prägt“, atmet antikes Leben.

In dieselbe Zeit fallen die griechischen Studien Goethes, denen Herder so mächtige Anregung gab. Er lebte sich in den Ideenkreis der antiken Welt ein, nicht deutsch mehr, griechisch möchte er fühlen und empfinden, und seine Begeisterung für die Klassiker der Dichtung konnte nicht ohne Einfluß auf sein Urteil über die Künstler bleiben. Dieser Begeisterung für die Griechen entströmten die Verse:

Nachahmung der Natur,
Der schönen,
Ich ging auch wohl auf dieser Spur:
Gewöhnen
Mocht ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen.
Allein sobald ich mündig bin:
Es sind's die Griechen.

Er wendet sich von der nationalen bildenden Kunst ab, kehrt wieder zurück zur Antike und der Kunst, die auf ihr beruht und mit ihr zusammenhängt. Und sein Lehrer wird wieder Oeser. Oesers Beziehungen zu dem Weimarer Hofe führten ihn häufig nach Weimar, Goethe war auch nicht selten in Leipzig, und so knüpfte sich denn an das Band, das Lehrer und Schüler vereinigt hatte, ein noch festeres, das der Freundschaft. Die

Klassizisten, deren Hauptvertreter Oeser war, nahmen die griechische Kunst zum Maßstab jeder andern. Je weiter sich eine Kunst von diesem Ideal entfernte, um so tiefer stand sie bei ihnen im Werte. Darum war die gesamte Kunst bis auf die Renaissance Barbarei, oder auch Gotik genannt; die Vorläufer Raffaels wurden als rohe Stümper mißachtet, ebenso Michelangelo, weil unter seinem Einfluß das verhaßte Rokoko entstand. Raffael und neben ihm Andrea del Sarto werden gepriesen, weil bei ihnen die edle Einfalt und stille Größe des Altertums am ehesten wiederzufinden sei, aber fast noch mehr nach dem Herzen Oesers waren die Eklektiker Guido Reni, Guercino, Domenichino, die Carracci, die sog. zweite Schule von Bologna, Meister, deren Anmut er, wie Goethe erzählt, höchlich zu preisen pflegte und mit deren Bildern ein ganzes Gemach auf der Pleißenburg geschmückt war. Daß dem Verehrer der strengen Antike das Süßliche, zum Teil Affektierte der Bilder dieser späteren Meister besonders gefiel, erklärt sich daraus, daß Oeser und die meisten seiner Gesinnungsgenossen in falscher Auffassung der Antike unter dem Schönen mehr das Geschmackvolle, Angenehme und Anmutige verstanden. Die Gemälde von Raffael und Mengs hielt Oeser für die wahrhafte Nachahmung der Antike. Unter den Architekten galt Palladio als das unerreichte Muster, er, der es verstanden hatte, die Antike wieder aufleben zu lassen. Das waren die Kunstanschauungen Oesers und seiner Kunstgenossen. Goethe wollte auch durchaus nicht eine andere Kunstanschauung gewinnen, als er nach Italien ging; er wollte nur sehen, wovon er bisher nur gehört hatte: die vielgepriesene Schönheit der Antike.

Ganz im Banne dieser Kunstanschauung und durchaus abhängig von seinem Führer: Volkmanns Historisch-kritischen Nachrichten von Italien, finden wir ihn in der ersten Zeit seiner Reise. Das erste, was er in Verona aufsucht, ist das Amphitheater, dann das Museo Lapidare. Schon hier kann er bei den Grabmälern eine verächtliche Bemerkung über die mittelalterlichen Grabdenkmäler nicht unterdrücken; von den prächtigen, großartigen gotischen Prachtbauten Veronas weiß er nichts zu melden; ebenso hören wir nichts vom Grabmal der Skaliger. Sagt doch Volkmann: „Die Gräber sind schlecht und von gotischem Geschmack.“ Auf drei, heute wenig geschätzte Maler nach Raffael, Brusasorci, Farinati, Turchi genannt Orbetto, macht Volkmann besonders aufmerksam. Die beiden ersten in der Kirche S. Giorgio befindlichen Bilder bespricht Goethe ausführlich, aber vergeblich suchen wir in seinem Tagebuch nach der Madonna des Girolamo dai Libri, seinem Meisterwerk, das doch in derselben Kirche sich befindet. Auch Volkmann schweigt von Girolamo. Mantegnas schönes Bild der Madonna mit Heiligen existiert

natürlich für Volkmann nicht, auch Goethe hat es der Erwähnung nicht für wert gehalten. Die Bilder des von seinem Bädeker gelobten Malers Orbetto sucht Goethe eifrig auf und freut sich in der Galerie Gherardini, „diesen verdienten Künstler auf einmal kennen zu lernen".

Wenn Goethe in Verona auch selbst an einer der edelsten romanischen Bauten, San Zeno, gleichgültig vorüberging, um so eingehender widmet er sich in Vicenza und Venedig dem Studum der Architektur. Sein geliebter Palladio war ja hier Herr und Meister. In Padua werden der Kirche San Antonio, dem berühmtesten gotischen Heiligtum Paduas, nur die Worte gewidmet: „Von diesem barbarischen Gebäude mündlich", und er hat kein Wort für die Marmorreliefs und das Bronzewerk Donatellos; keins für die Annunziata del Arena mit den Fresken Giottos. So sehr sieht er in Venedig alles mit den Augen Palladios und so sehr steckt er im Studium Vitruvs, daß er beim Anblick des gewaltigen San Marco zu dem Ausspruch sich hinreißen läßt: „Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals darin gelehrt oder getrieben sein mag." „Es herrscht darin ein schlechter gotischer Geschmack," las er bei Volkmann. In Assisi wird der großartige gotische Bau der Kirche des heiligen Franciscus unbeachtet gelassen und der Tempel der Minerva aufgesucht. Erst in Rom tritt Palladio und Vitruv zurück; aber die Verwerfung, man möchte fast sagen Verachtung der einst mit berauschenden Worten gepriesenen Gotik findet sich nicht weniger am Schlusse der Reise als zu Anfang.

Auch darin ist Goethe Oesers getreuer Schüler, daß diesen ebenso wie jenen vor allem an dem Gemälde der Gegenstand, den es darstellt, erst in zweiter Reihe das Malerische oder Künstlerische interessiert. Oesers berüchtigte Sucht zu allegorischer Darstellung hängt damit auf das engste zusammen. So hören wir denn auch Goethe in Verona, Venedig und Bologna in einer Reihe früher schon erwähnter Aussprüche die Maler beklagen, die so schlechte Sujets darzustellen gezwungen waren. So Brusasorcis Mannaregen, Carotos Ursula mit den 11000 Jungfrauen: besonders aber klagt er bei dem Anblick der Folterbilder eines Domenichino, Franceschini und der Passionsbilder Guido Renis und anderer in Bologna. „Der Maler," meint er, „dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte, um nur zu zeigen, daß er nicht der Barbar sei, sondern die Bezähler." Die Größe des Künstlers, so möchten wir wohl Goethe antworten, besteht gerade darin, daß er jedem Gegenstande die für ihn günstigste Seite abzugewinnen weiß. Raffaels Incendio del Borgo braucht man ja nur zu erwähnen, um Goethes Bemerkung zu entkräften.

Aber schon nach wenigen Wochen beginnt er sich von seinem Führer und von Oeser unabhängig zu machen. In Padua, in der Kirche der Eremitaner, sah er das erste Bild eines der verschrieenen Vorraffaeliten, Mantegnas. Es waren die Fresken Mantegnas in der Capella San Jacopo, von denen Volkmann sagt „sie sind gotisch und maniriert, aber doch ist auch viel natürliches und eine gute Perspektive in der Architektur der Hintergründe". Hier bricht zum ersten Male Goethes eigenes Kunstverständnis durch. „In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna, eines der älteren Maler, gesehen, vor denen ich erstaunt bin! Was in den Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart ist, läßt sich nicht ausdrücken. Von dieser ganzen, wahren (nicht scheinbaren, effektlügenden, zur Imagination sprechenden), derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas strenges, emsiges, mühsames hatte, gingen die folgenden aus, wie ich gestern Bilder von Tizian sah, sie konnten durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste der Alten immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen." In Venedig ist nicht Tizian oder Paolo der Bevorzugte, sondern Tintoretto, für den er seit langem Vorliebe hegte, aber die zum Teil feinen und treffenden Urteile über die beiden Maler beweisen doch, daß er von seinem Führer sich unabhängig macht.

Trotz der großen Sehnsucht nach Rom wird der Abstecher nach Cento dem vielgeliebten Guercino zu Liebe unternommen, und er nebst Guido, Domenichino und den Carracci werden auch in Bologna fleißig studiert; aber bei dem Anblick der heiligen Cäcilie verschwinden die kleineren Geister vor der Riesengestalt Raffaels. Wie hoch steht er jetzt über seinem Führer Volkmann, der ihn belehren wollte: „Hannibal Carracci und Domenichino zeichnen in einem größeren Geschmack als Raffael." Und in Rom tritt zu diesen beiden ein dritter, von dem Oeser nichts wissen wollte und von dem auch Goethe bisher nicht gesprochen hatte, Michelangelo. Die Sixtinische Kapelle hatte Goethe zu seinem begeisterten Verehrer gemacht. Wir kennen sein schönes Wort: „auf Michelangelo schmeckt mir selbst die Natur nicht, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann".

Von Domenichino, den Carracci, Guercino hören wir jetzt nur noch wenig. Goethe hat sich aus dem Banne, unter dem er bisher gestanden, losgesagt. Nun werden auch die älteren Meister nicht mehr kritiklos verurteilt. Schon beim Anblick der Cäcilie nahm er sich vor, sie zu studieren; Tischbein, der vielbewanderte und hilfreiche, lehrt ihn auch diese Meister in ihrer wahren Größe schätzen; auch soweit hat er sich erzogen, daß er dem

Technischen, Malerischen, kurzum dem eigentlich Künstlerischen größeres Interesse schenkt, als den von Oeser beliebten Grübeleien über den Gegenstand der Darstellung.

Aber damit sind die Worte Goethes aus Rom noch nicht erklärt: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Turm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues." Diese Wiedergeburt war die neue und richtige Auffassung der Antike.

Die ihm von Oeser gepredigte Schönheit der Antike und die nun in Rom geschaute, welch ein Unterschied! Der Apoll von Belvedere, die Juno Ludovisi, der Farnesische Herkules, der Farnesische Stier und wie sie alle heißen, die Wunder der antiken Kunst, sie standen jetzt leibhaftig vor den Augen des entzückten Beschauers. „Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, endlich auf ihn zukam und sagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein!"

Oeser war nie in Italien gewesen und hatte nie ein antikes Kunstwerk gesehen; er hatte sich künstlich ein antikes Ideal geschaffen, über das der geistreiche Mann gar schön zu reden verstand; aber daß er über die Theorie nicht hinauskam, beweist schon seine praktische Kunstthätigkeit, in der er der französischen und niederländischen Richtung folgte. Die edle Einfalt und stille Größe der Antike wurde ihm unter der Hand zur Grazie, die strenge Schönheit zur lieblichen Zartheit, die Tiefe, Hoheit und Kraft der griechischen Statuen verlor sich zu süßlicher Anmut, wie sie Mengs und Angelika, wie sie die vielgepriesenen Eklektiker darstellten. Dachte Goethe jetzt an die Lehren und Gespräche mit Oeser, so rief er unmutig aus: „Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte."

Deshalb erscheint die Reise nach Pästum und Sicilien notwendig. Ein reines, klares Bild der griechischen Architektur kann man nur dort, nicht in Rom genießen. So ist Goethes Aeußerung zu verstehen, daß eine Umkehr,

bevor er Sicilien gesehen hätte, für ihn soviel bedeute, als überhaupt nicht in Italien gewesen zu sein. In Pästum, Segesta, Girgenti, Taormina lernt er die unverfälschte Antike kennen. Und wie er fortgeschritten ist in dem Verständnis der antiken Kunst, beweist ein Vergleich seiner Darstellung des ersten und zweiten Besuchs von Pästum oder der beiden Aufenthalte in Rom.

Vor dem Anblick der antiken Kunstwerke verbleicht das Oesersche Evangelium des Zierlichen Geschmackvollen, Angenehmen und Süßlichen. In heiliger Andacht steht er vor den antiken Statuen: „Hat man diese gesehen, so hat man nichts anderes zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden: alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."

Zwei Kapitalfehler hat er in dieser Zeit an sich entdeckt: „Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist es gekommen, daß ich mit soviel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. . . . Der andere, nah verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird."

Auch an diesen Fehlern war die Oesersche Erziehung nicht ohne Schuld. Oeser, „ohne Zweifel einer der begabtesten Menschen des Jahrhunderts", hatte ohne bedeutende Studien, ohne viel Uebung in der Technik Tüchtiges erreicht und geleistet. Die ihm angeborene Handfertigkeit setzte ihn über alle Schwierigkeiten hinweg; der geniale Einfall war ja nach seiner Lehre das eigentlich Wesentliche, die Ausführung Nebensache. So gab er wohl seinen Schülern treffliche Anregung, geistreiche Unterhaltung, aber von wirklicher Arbeit, „strenger und entschiedener Ausübung" war wenig die Rede.

Nun belehrt Goethe die Einsicht in die Kunstthätigkeit der großen griechischen Meister, nun lehren ihn ihre Werke selbst, daß auch der größte Meister nicht dem genialen Einfall, sondern der eigenen Arbeit und Mühe das Beste verdankt; jetzt erkennt er, daß weder eine eigene Leistung, noch ein Verständnis der Kunst möglich ist ohne eigene praktische Thätigkeit, ohne Fleiß und Mühe. Nach der Rückkehr nach Rom wird vom frühen Morgen an gearbeitet, gezeichnet, modelliert. Und je mehr er arbeitet, desto geringer denkt er von der eigenen Thätigkeit. War das auch eine bittere Wahrheit, so war es doch Wahrheit, die er bei Oeser nicht hatte gewinnen können.

Zum zweiten Male wendet sich Goethe von Oeser und diesmal für immer.

Nun siegte endgiltig über den „Nebulisten“ Oeser antike Klarheit und Wahrheit.

Die Gewinnung dieses hohen Standpunktes, die Ueberwindung eines unklar verschwommenen, selbstgefälligen Zustandes, das ist die Wiedergeburt, die Goethe Italien und der Antike verdankt.

Aber wenn Goethe hierin weit hervorragt über die meisten seiner Zeitgenossen, so sehen wir ihn in der Beurteilung der Kunst des Mittelalters durchaus als Kind seiner Zeit in deren Vorurteilen befangen. Wie alle Renegaten ihre frühere Ueberzeugung, so verfolgt er jetzt die einstmals so geliebte Gotik mit Verachtung und befremdender Leidenschaft oder er geht an ihr gleichgültig vorüber. Und nicht nur die Kunst, die wir heute unter Gotik verstehen, wird so mit Nichtachtung behandelt, sondern alle Kunstbestrebungen bis zum 15. Jahrhundert werden als Produkt der Barbarei und Finsternis angesehen. Nur so ist die höchst verwunderliche, von uns mehrmals hervorgehobene Thatsache, die uns fast an eigenem Kunsturteil Goethes zweifeln läßt, zu verstehen, daß er gerade wie sein Führer Riedesel an den großartigen Denkmälern maurischer und normannischer Kunst, an den großartigen Mosaikarbeiten der Capella Palatina, ohne auch nur ein Wort von ihnen zu äußern, vorübergeht. Das letzte Kunsturteil in der italienischen Reise spricht von den abgeschmackten, unsinnigen und armsinnigen Formen des Mailänder Doms. Und bei der Abfassung der „italienischen Reise“ hat er sogar diese Stimmung noch verstärkt statt sie zu mildern. So lesen wir bei der Erwähnung eines Abgusses eines Stückes des Frieses vom Tempel des Antonnus (in Venedig, 10. Oktober) jetzt die Worte: „Die vorspringende Gegenwart dieses herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Kapitäl des Pantheon in Mannheim. Das ist freilich etwas anderes als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los.“

Wenn Goethe sich auch zu dem endgültigen Verzicht der ausübenden künstlerischen Thätigkeit hatte entschließen müssen, so war doch der Aufenthalt in Italien für ihn in anderer Beziehung so segensreich geworden, daß er mit schöner Zuversicht in die Zukunft schauen konnte. Er hatte sich als Dichter wiedergefunden und dazu die sichere Aussicht gewonnen, von nun an diesem ihm von der Natur vorgeschriebenen Beruf allein leben zu können. Als er von Weimar nach Karlsbad reiste, um von dort die italienische Reise anzutreten, war die Absicht klar und unabänderlich, die Thätigkeit als Staatsmann und Verwaltungsbeamter überhaupt nicht mehr zu übernehmen. Das

Gefühl der Verpflichtung, seinem Genius sich und seine ganze Kraft zu widmen, war für den Entschluß zur Reise vielleicht ebenso entscheidend als der Wunsch, die Antike mit eigenen Augen zu schauen. Dazu kam die Ueberzeugung, zurücktreten zu müssen gegenüber der sich immer mehr entfaltenden, mit Goethes Anschauungen nicht immer übereinstimmenden Initiative des Herzogs. „Nehmen Sie mich als Gast auf," schreibt er an den Herzog, „lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein."

Nun kam der Fürst seinen Wünschen hochherzig entgegen. Er gewährt ihm die gewünschte Ruhe, ohne aber seinen Rat entbehren zu wollen. Er ließ ihm nominell und ehrenhalber den Vorsitz in der Kammer und ebenso auf seinen Wunsch den Vorsitz in der Bergbaukommission und die Oberaufsicht über die Universität Jena. Dies edle Benehmen des Herzogs diente dazu, daß die persönlichen Beziehungen beider Männer, je mehr sich die amtlichen löſten, um so inniger und herzlicher wurden.

Die nun eröffnete Aussicht auf ein schönes neues Leben im freien Dienst des hochherzigen Fürsten, die Bitte Herders um baldige Rückkehr, die Hoffnung auf den Verkehr mit dem lieben Weimarer Kreise und vor allem mit der geliebten Frau, deren Neigung ja sein ganzes Glück ausgemacht hatte, alles das ließ ihm die nächste Zukunft im schönsten und rosigsten Lichte erscheinen. Aber wie sehr sollte er in seinen Erwartungen getäuscht werden.

Frau von Stein nahm ihn kalt und unfreundlich auf. „Leider warst Du," schreibt Goethe später, „als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. . . . Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. . . . Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt." Aber auch Frau von Stein glaubte Grund genug zur Klage zu haben. Mangel an Teilnahme, absichtliches Fernbleiben, schlechte Stimmung, verschlossenes, unfreundliches Wesen, das waren hauptsächlich der Inhalt ihrer Vorwürfe.

Beide waren nicht mehr dieselben wie vor zwei Jahren. Eine 46jährige,

in den beiden letzten Jahren durch Krankheit und herbe Schicksalsschläge rasch gealterte Frau trat Goethen entgegen. Eine Neigung, wie sie Frau von Stein verlangte und bisher von Goethe gewohnt war, eine das ganze Herz, das Empfinden und Fühlen des Verehrers einnehmende Liebe, die alles gab, ohne auf irgend ein Recht Anspruch zu gestatten, setzt voraus, daß ihr Objekt auch äußerlich anbetungswürdig ist und eine gewisse Altersgrenze noch nicht erreicht hat. Der Ton des leidenschaftlich Liebenden, der so oft in den Briefen an Frau von Stein durchbricht, würde nun bald unnatürlich oder gar komisch geklungen haben. Goethe war noch nicht 39 Jahre, als er zurückkehrte; Italien hatte ihn verjüngt. Wie ein Apoll war er den römischen Freunden erschienen; er stand auf der Höhe seiner geistigen und körperlichen Kraft. Nun machte die ihm innewohnende gesunde Sinnlichkeit ihre Rechte geltend. Die Unnatur des Verhältnisses, dem er sich zehn Jahre gefügt hatte, wurde ihm deutlich und klar. Verehrung und Freundschaft konnte er der Freundin bieten, aber nicht mehr jene anbetende Liebe, auf die die eifersüchtig und kleinlich gewordene Frau pochte. Am 13. Juli 1788 schloß Goethe seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius. Als Goethe erfuhr, daß Frau von Stein das als eine Kränkung und Beleidigung auffaßte, schrieb er ihr die bezeichnenden Worte: „Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?“

Vorher hatten die Freunde versucht, Versöhnung zu stiften, aber die Entdeckung des Goethischen Verhältnisses zu Christiane Vulpius ließ diese Versuche für immer scheitern. Zwei Briefe Goethes vom Juni 1789 an die in Ems befindliche Frau von Stein enthalten die sehr bestimmt gehaltene Verteidigung auf ihre Anklage. Frau von Stein hat hierauf niemals geantwortet.

Im Juli 1789 wurde der Tasso vollendet; ein wunderbares Geschick, daß dasselbe Drama, dessen erster Entwurf das Glück der Liebenden dichterisch verklärt hatte, nun auch das tragische Ende des Bundes begleitete. Seiner Liebe zu Frau von Stein, die er begeistert als Prinzessin Leonore gepriesen hatte, wurde dasselbe Ende bereitet wie der schwärmenden Verehrung seines Tasso. Die lang zurückgehaltene sinnliche Leidenschaft trat bei Goethe und Tasso plötzlich hervor. Die unsinnliche, geistig liebende Prinzessin und die durch ihr Alter der Leidenschaft entrückte Frau von Stein weisen mit Abscheu den Ausbruch sinnlicher Leidenschaft zurück. Man glaubt mehr die alternde Frau von Stein als die jugendliche Prinzessin in den Worten zu hören:

Wenn das Gedächtnis einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

Die schmerzliche Stimmung einer leidenschaftlichen Seele im Schluß des Tasso entstammt nicht, wie Goethe nach vielen Jahren meinte, dem Schmerz über die Trennung von Rom, es war vielmehr der Widerhall des Leides, das ihm der Bruch des Freundschaftsbundes zufügte.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles,
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

so klagt der Dichter in den Venetianischen Epigrammen. Die Worte am Schluß des Tasso:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide,

sie passen weniger auf Tasso und sein befreites Jerusalem als auf Goethe; sie sind nicht Dichtung im Munde Goethes, sondern reine, bittere Wahrheit.

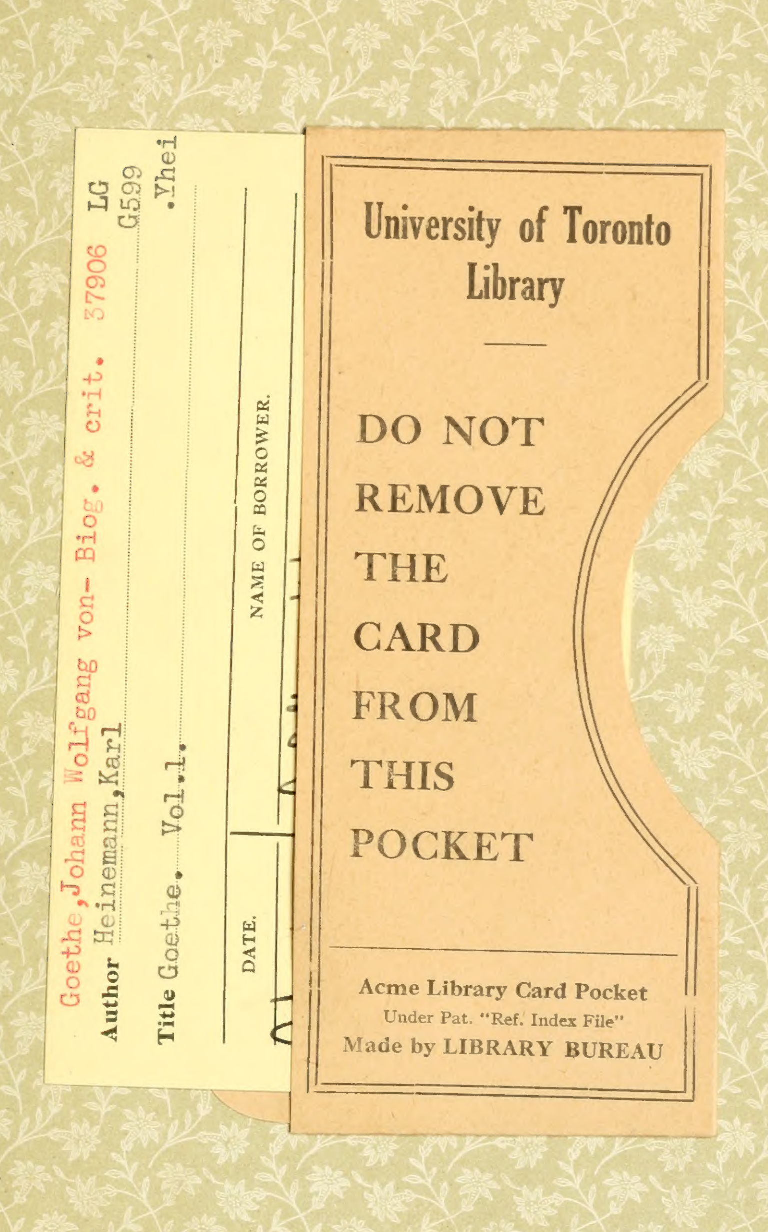
Doch wir wollen von diesem Bunde, „der so viel Herrliches gebar", nicht mit so trüben Erinnerungen scheiden. Niemand hat ihn mehr gepriesen, niemand seine Bedeutung für den Dichter mehr erkannt, als Goethe selbst.

Als Liebe und Haß der Ruhe zurückhaltender, freundlicher Gesinnung Platz gemacht und Frau von Stein längst dem altgewordenen Freunde die Hand der Versöhnung gereicht hatte, der ruhig und schweigend diesen Augenblick erwartete, schrieb er in Erinnerung an jenes Jahrzehnt voll Leid und Glück:

„Einer Einzigen angehören,
Eine Einzige verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William Stern der höchsten Höhe!
Euch verdank ich, was ich bin.
Tag und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn."






Goethe,Johann Wolfgang von- Biog. & crit. 37906 LG
Author Heinemann,Karl G599
Title Goethe. Vol.1. .Yhei
DATE.
NAME OF BORROWER.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

